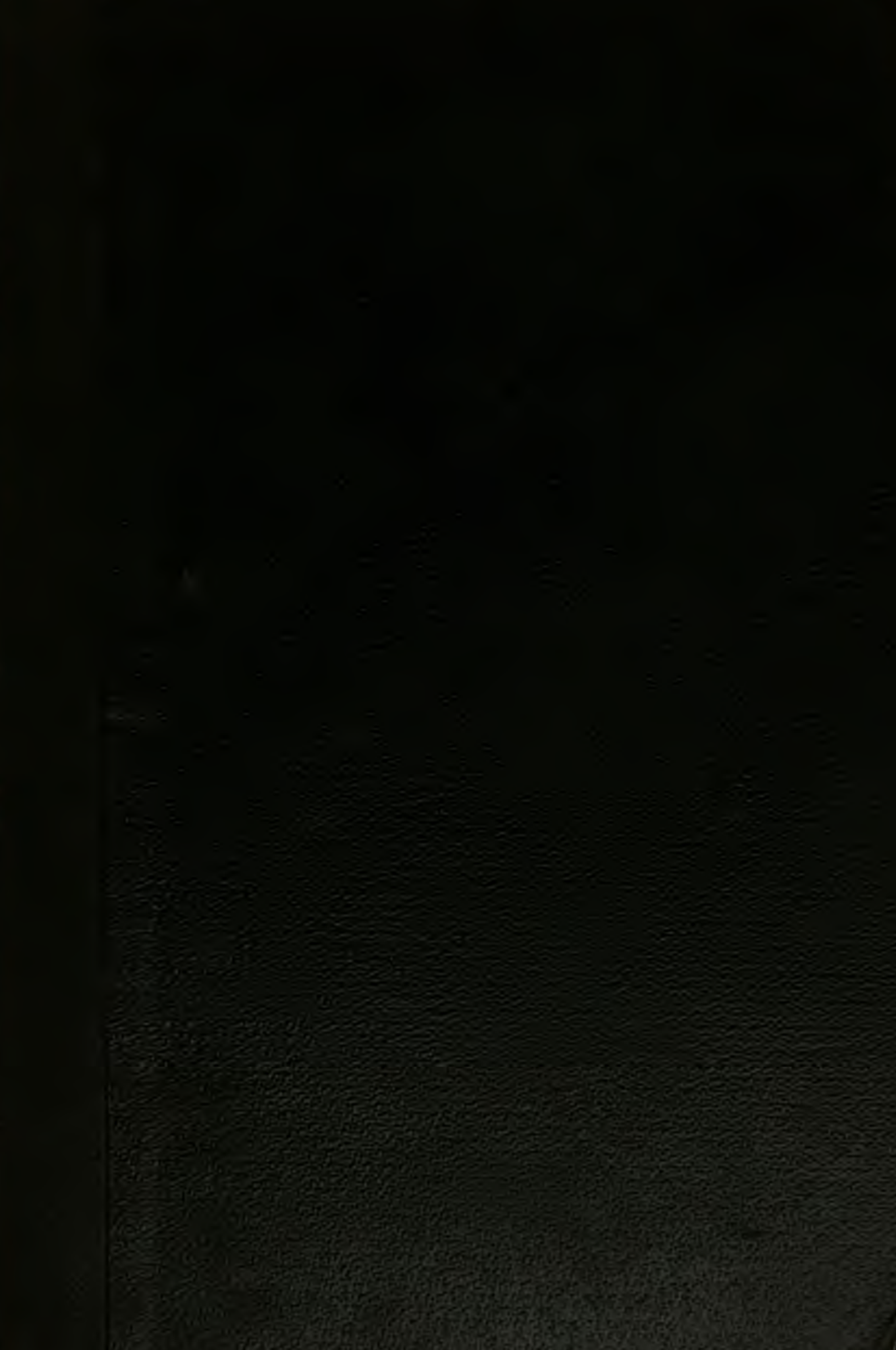
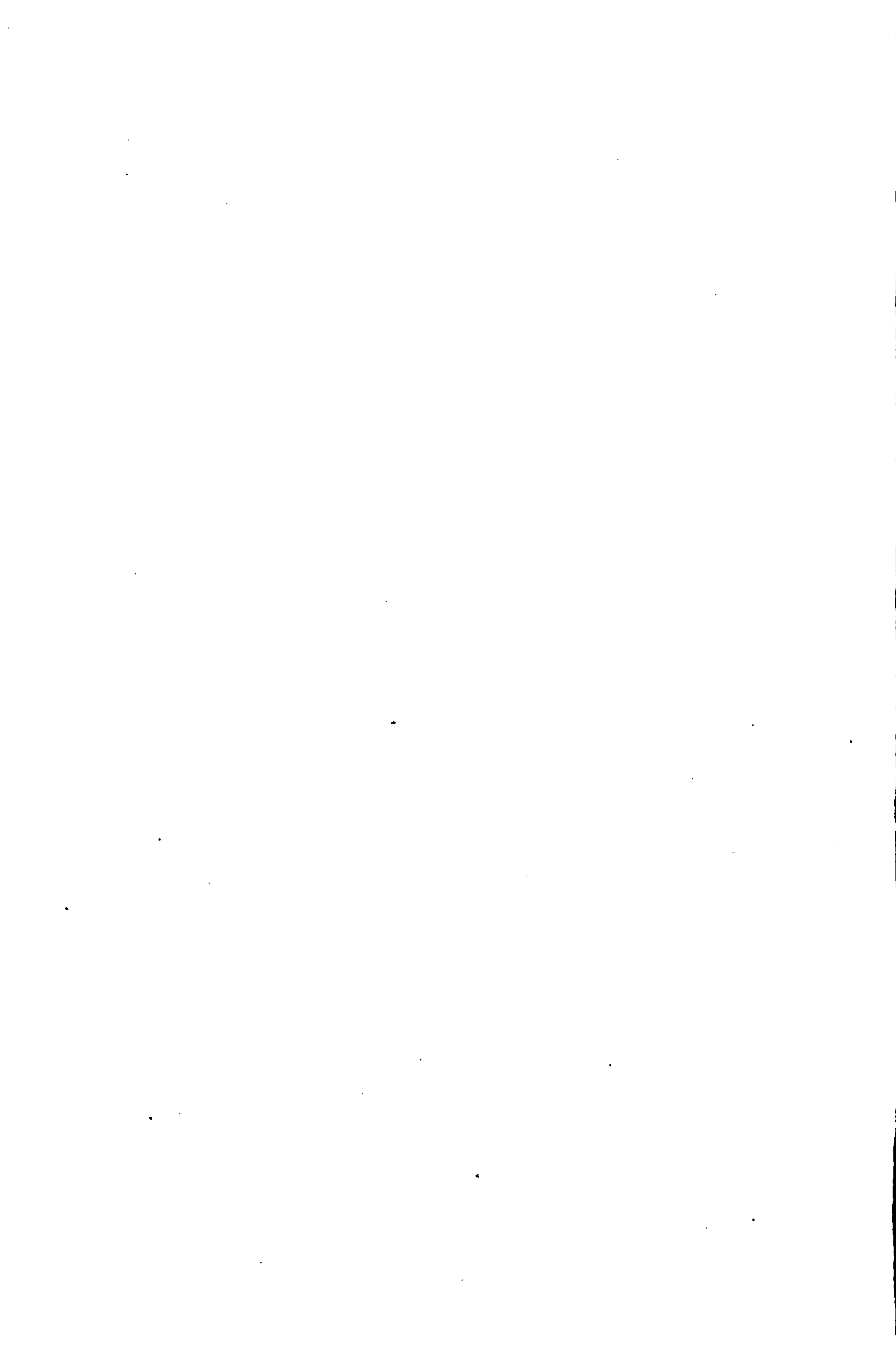
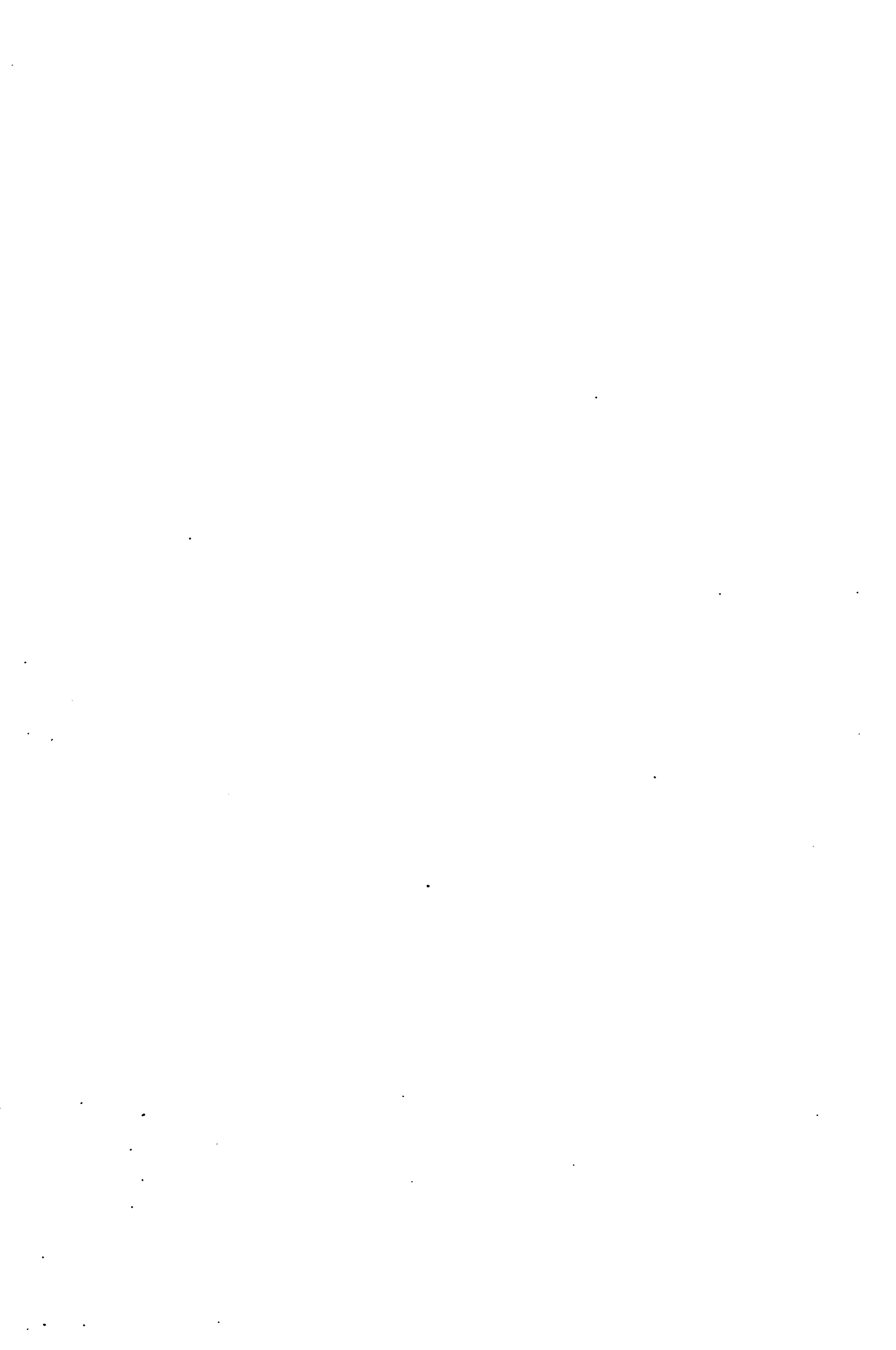
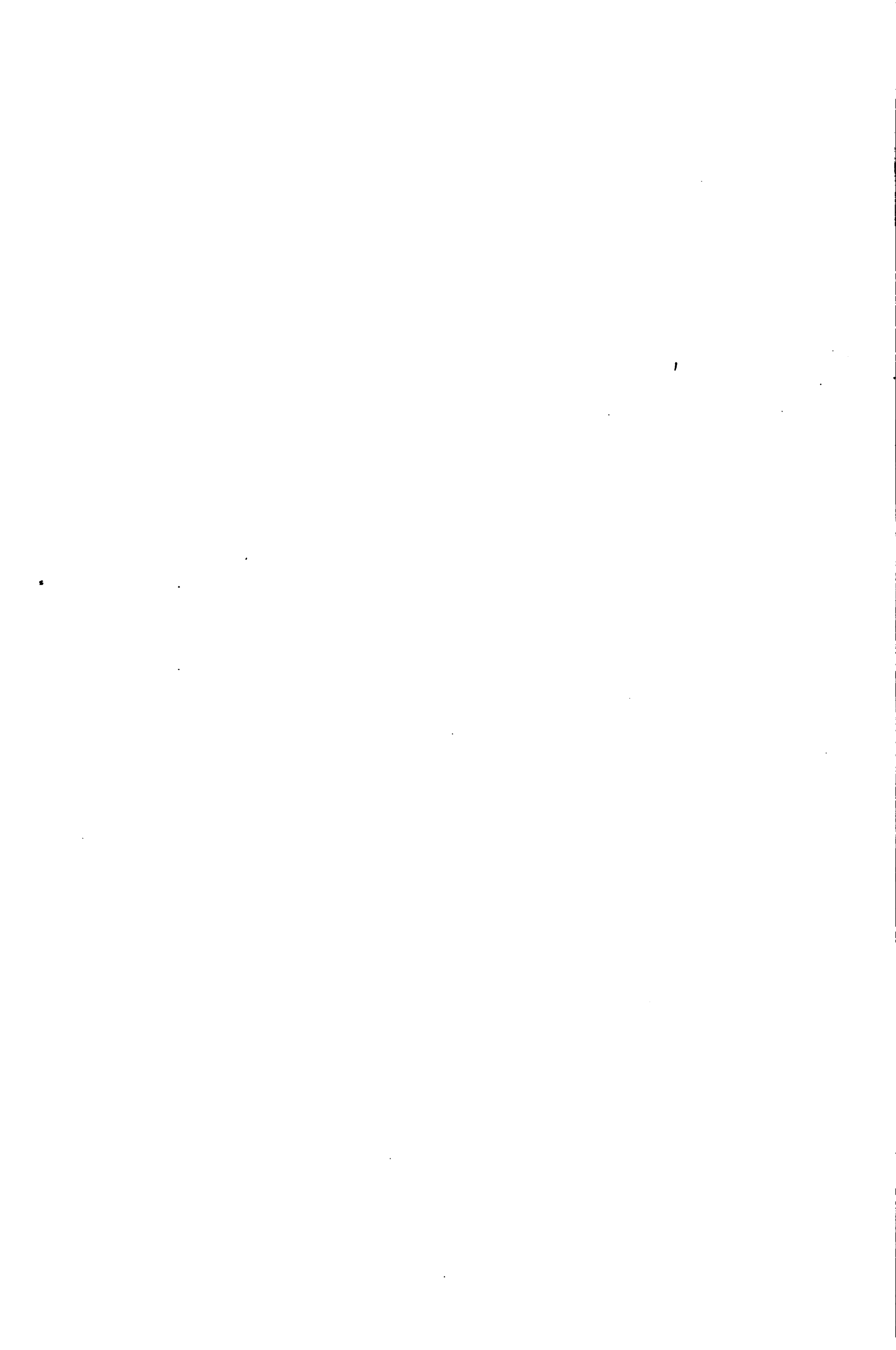



H98.52
SIGILL: COLL: HARVARD: CANTAB: NOV: ANGL: 1650.
CHRISTO ET ECCLESIAE
BOUGHT WITH
THE GIFT OF
WILLIAM GRAY,
OF BOSTON, MASS.
(Class of 1829).
Jan. 1, 1861.









Geschichte

des

Heidenthums

in Beziehung auf

Religion, Wissen, Kunst, Sittlichkeit und Staatsleben

(Karl Friedrich)

von

Dr. Adolf Wuttke,

Privat-Docent der Philosophie an der Universität Breslau.

Erster Theil.



Breslau,

im Verlage bei Josef Max und Komp.

1852.

Die ersten Stufen

der

Geschichte der Menschheit.

Entwickelungsgeschichte

der wilden Völker, so wie der Hunnen, der Mongolen des Mittelalters, der Mexikaner und der Peruaner

von

Dr. Adolf Wuttke.



Breslau,
im Verlage bei Josef Max und Komp.
1852.

Vorrede.

Das Christenthum, als die Macht, welche die Welt überwinden soll, bleibt unverstanden, so lange die zu bewältigende Welt noch unerkannt ist; diese aber ist wesentlich das Heidenthum, da das Geistesleben des alten Bundes nicht der Gegensatz sondern die Vorhalle des Christenthums war. Erst musste das Heidenthum seine ganze innere Lebenskraft entfalten, ehe die Zeit erfüllet war; und erst als mit der höchsten Glorie der heidnischen Weltgeschichte auch ihr Untergang beschleunigten Schrittes nahte, wurde Christus geboren. Das Heidenthum steht in seiner reichen Entwickelung nicht als etwas Gleichgiltiges ausser dem Christenthum, sondern ist dessen Gegensatz und weltgeschichtliche Voraussetzung; und ohne die Erkenntniss des inneren Lebens des Heidenthums ist die christliche Geistesmacht in der Weltgeschichte noch unbegriffen. Die innere Geschichte des Heidenthums in seiner Beziehung auf das Christenthum ist die Aufgabe des vorliegenden Werkes.

Die Geschichte des Heidenthums soll nicht eine blosse Religionsgeschichte sein, sondern eine Geschichte des Geistes in der heidnischen Menschheit, des Geistes nach allen seinen wesentlichen Offenbarungsweisen. Das religiöse Leben lässt sich, als die höchste Entwickelung des Geisteslebens, von den übrigen Seiten desselben nicht wirklich trennen, ist mit ihnen organisch verwachsen, und muss als der Lebensmittelpunkt betrachtet werden, von welchem

alle übrigen Offenbarungsformen des Geistes erst ihre wahre Geltung erlangen und von dem aus dieselben erst recht betrachtet und verstanden werden können. Das Gottesbewusstsein kann nicht sowohl aus andern Lebensrichtungen wirklich abgeleitet werden, sondern diese müssen vielmehr aus dem tiefsten Grunde des vernünftigen Geistes, aus dem Gottesbewusstsein verstanden werden, so wie Gott nicht aus der Welt begriffen werden kann, sondern die Welt aus Gott. Alles wahrhafte Leben geht nicht von aussen nach innen, sondern von innen nach aussen. Wir machen daher das religiöse Leben zur Grundlage dieser Geschichte, und betrachten die Intelligenz, die Arbeit, die Kunst, die Sittlichkeit, den Staat, von jenem Mittelpunkte des Geisteslebens aus als die organischen Glieder des geschichtlichen Lebens, dessen pulsirendes Herz eben das Gottesbewusstsein ist.

Die geistige Entwickelung der Menschheit als ein lebendiges Ganze zu erfassen ist nicht erst von heute und gestern Aufgabe des höchsten Strebens der Wissenschaft. Aber der grossen Aufgabe entsprechen noch wenig ihre versuchten Lösungen. Beobachtungen und thatsächliche Bemerkungen sind massenweise aufgespeichert, aber das innere einheitliche Leben bleibt den Meisten verborgen; und wo uns eine philosophische Auffassung verheissen wird, da tragen meist die lebendigen Erscheinungen der Geschichte wie die Schauspieler der Griechen nur Masken, hinter deren lebloser Starrheit die geistigen Züge des Lebens verdeckt bleiben. Wenn die „Philosophie der Geschichte“ gegenwärtig einen grossen Theil ihres Credites eingebüsst hat, so trägt wahrlich die grosssprecherische und gespreizte Art, mit welcher die hinter den Glanz der philosophischen Phrase sich verbergende Oberflächlichkeit der historischen Forschung mit der Weltgeschichte umzuspringen pflegt, nicht den geringeren Theil der Schuld. Und doch ist nur eine philosophische Erkenntniss der Geschichte eine wirkliche. Die Thatsachen der Weltgeschichte sind wohl für die Neugier, aber nicht für die Vernunft von In-

teresse, so lange der in der Geschichte waltende G e i s t, die innere treibende Vernunft, der göttliche Lebensstrom der Geschichte, nicht erkannt oder wenigstens geahnt ist. Dieser Geist aber lässt sich nicht so ohne Weiteres aus den Steinen und Pergamenten herauslesen, sondern ist die Errungenschaft des freien Gedankens. Vernunft findet in der Geschichte nur, wer das vernünftige Wesen des Geistes überhaupt begriffen hat, welches in dem sich entwickelnden Menschengeschlecht kein anderes ist, als in dem vernünftigen Menschengeiste selbst. Nur des Geistes Selbsterkenntniss lässt des Geistes Walten in Natur und Geschichte erkennen. Meine darum Niemand die Geschichte geistig erfassen zu können, der n u r hören und schauen will, nicht sinnend in sich selbst zu schauen vermag. Nur mit philosophischem Geiste ist die Aufgabe einer Geschichte der Menschheit zu lösen.

Das gegenwärtige Werk will zu der Lösung der grossen Aufgabe Einiges beitragen; es will nicht eine blosse Sammlung von Thatsachen und Bemerkungen, nicht ein Herbarium getrockneter Exemplare aus der Lebensfülle der Geschichte der Menschheit, sondern ein lebendiges Bild des einigen, in den verschiedenen Völkern in mannigfaltige Farben sich brechenden Geistes der heidnischen Menschheit geben. Dass diese Darstellung weder denen gefallen wird, welche die hohen Ideen des Christenthums als abgeleitete Bäche aus den reineren Quellen heidnischer Völker betrachten und innerhalb des Heidenthums das Paradies und das Ideal des Menschengeistes suchen und finden, — noch denen, welche die Menschheit eintheilen wie die Bauern das Pflanzenreich, in gute Pflanzen und in Unkräuter, und mit dem heidnischen Unkraut sich zu befassen nicht der Mühe werth halten, — versteht sich von selbst. Die vorliegende Geschichte des Heidenthums geht von der christlichen Idee aus und führt zu ihr hin; aber die christliche Weltanschauung ist die der Gerechtigkeit, und Gerechtigkeit ist nur in der Liebe; über die Weltgeschichte sich ärgern, heisst nicht sie verstehen. In wie-

weit das Ganze des Heidenthums richtig erfasst ist, darüber kann erst die Vollendung des Werkes ein volles Urtheil gewähren. Der zweite, das Geistesleben der Chinesen und Japaner, der Inder und der Aegypter umfassende Band soll, soweit es auf den Verfasser ankommt, keine Verzögerung erleiden; der dritte Band schliesst das Werk.

Der Verfasser.

Inhalt.

Übergangsstufen von den wilden zu den geschichtlichen Völkern.

Einleitung.

§ 1.

Die Geschichte der Menschheit ist eine Geschichte des Geistes im Gegensatze zu der Entwickelung der Natur. Die Natur breitet, nachdem sie im Grossen einmal fertig ist, fast alle ihre Entwickelungsstufen gleichzeitig neben einander aus. Das einzelne Naturwesen durchläuft eine Entwickelung vom Keime bis zum Tode, aber das Ganze der Natur zeigt weniger Fortentwickelung, und hat eine Geschichte eigentlich nur in der vorgeschichtlichen Zeit, nur eine Geschichte der Geburt. Mit dem Auftreten der menschlichen Geschichte aber erscheint die Natur im Ganzen als fertig, und nur seltene weitgreifende Störungen des allgemeinen Naturlebens erinnern noch dunkel an dessen frühere Entwickelungsgeschichte. Die bereits fertig gewordene Natur hat wenig eigentliche Fortentwickelung mehr; immer sich gleichbleibend, gebiert sie fort und fort aus dem Tode der abgelebten Einzelwesen die neuen den früheren völlig gleichartigen Geschlechter. Die niedrigsten Geschöpfe stehen gleichberechtigt neben den höchsten; die Entfaltung der Natur geht in die Breite. Die späteren Zeiten empfangen von den früheren Geschlechtern keine anderen Errungenschaften als die der Verwesung, aus der ein neues, aber dem früheren gleichartiges Leben erwächst.

Im Leben des Geistes waltet das Nacheinander vor über das Nebeneinander, die Zeit über den Raum. Die Geschichte ist nicht fertig wie die Natur, und ihre Geschlechter erben von einander nicht den Moder der Verwesung, sondern die positiven Errungenschaften des Geistes. Der Geist der Geschichte stirbt nicht, sondern schreitet in stetiger Entwickelung fort, und wenn Geschlechter untergehen, so versinkt nur der Stamm, während seine Wurzelsprossen bereits weiterhin ein reicheres Leben erzeugen.

In der irdischen Natur ist das Leben überall durch den Tod bedingt; jedes lebendige Naturwesen lebt immer nur auf Kosten der andern. Der Untergang folgt überall der Geburt als ihr Schatten. Der Gott der Zerstörung ist in der Naturreligion der Gefährte des

Lebensgottes, und nur aus der Vernichtung leckt die Flamme des Lebens empor. Nicht liebende Anerkennung ist das Band, welches Naturwesen an Naturwesen knüpft, sondern gierig lechzt das Lebendige nach dem Tode des Andern, und die höchste Gestaltung der Natur ist das Raubthier. — Chronos verschlingt seine eigenen Kinder, aber Zeus, der geistige Gott, mit dem die Geschichte beginnt, stürzt den Chronos, und er, der persönliche Gott, vom Trank der Unsterblichkeit kostend, gönnt auch das Leben dem Lebenden. In der Natur entduftet das Leben nur aus dem Schaume des Todes; — in dem Reiche des Geistes entzündet sich Leben am Leben; Geist entflammt am Geist, und in den unversiegbaren Lebensstrom der Geschichte mündet bereichernd jeder einzelne Menschengeist ein. — Die Natur ist ein Blumengarten auf einem Gräberfelde; die Geschichte ist eine Walhalla, wo nur Unsterbliche wohnen.

Wer die Geschichte nur als ein Conglomerat von Thatsachen, die nur oberflächlich einander berühren und in einander eingreifen, betrachtet, der fasst sie nicht als Entwickelung des Geistes, sondern als Natur, findet in ihr keine Vernunft. Die Geschichte ist keine Perlenschnur, in welcher die einzelnen zufälligen Thatsachen an dem Faden der Zeit angereiht sind; sie ist auch nicht, wie in der sogenannten pragmatischen Auffassung, ein Verschränktsein der im Ganzen zufällig sich treffenden Fäden, — eine Auffassung, nach welcher Schlauheit und Erbärmlichkeit die Götter der Geschichte sind, und die Vernunft nur als rechtloser Paria erscheint. — Je mehr dagegen die Geschichte als das Leben des Geistes erfasst wird, um so mehr wird sie auch als eine einige, stetige und organische Entwickelung erscheinen. Die Thatsachen der Geschichte sind nur die äussere Seite des geschichtlichen Lebens, nur die Offenbarung des Innerlichen. Sie verhalten sich zu diesem Inneren wie die äusserlichen Thaten des Menschen zu seinem Seelenleben. Die Thatsachen der Geschichte können nur verstanden werden aus der inneren Geschichte des Geistes der Menschheit, gleichsam der Psychologie der Menschheit. — Die Geschichte ist Geist, und die sie erkennen wollen, müssen sie im Geist und in der Wahrheit erkennen; und wie es gemein ist, bei einem Menschen nur auf seine Körperlichkeit Werth zu legen statt auf seine Geistigkeit, so ist es auch in der Wissenschaft eine Gemeinheit, bei der Betrachtung der Geschichte ihr Inneres, ihren Geist, hinter und unter die äusserlichen Ereignisse, die nur der Körper desselben sind, zu stellen. Der Geist der Menschheit wird nicht von den Thatsachen, sondern die Thatsachen von dem Geiste geleitet. Die äusserlichen geschichtlichen Ereignisse sind nur der funkensprühende Feuerglanz des durch die Zeit hindurchziehenden einigen menschlichen Geistes.

§ 2.

Die Geschichte der Menschheit will den in der Geschichte waltenden, sich als einiger fortentwickelnden Geist erkennen, will hinter die Leiblichkeit der Thatsachen dringen, sich in den pulsirenden Mittelpunkt des Lebens stellen. — Dieser Lebensmittelpunkt, der in der Geschichte waltende Geist, ist aber wesentlich Einheit. Die verschiedenen Geister haben ihre Wahrheit überall nur in der wesentlichen Beziehung zu dem einen geistigen Mittelpunkte des Daseins, sind nur insofern wahrhaft Geist, als sie mit dem Ganzen des geistigen Daseins zu einer inneren Einheit zusammentreten. Das Wesen des Geistes ist die Einheit, und es ist darum überhaupt nur ein wahrer Geist, Gott; und alle endlichen Geister sind nur dann in ihrer Wahrheit, wenn sie ihre innere Einheit mit diesem einen und wahren Geiste offenbaren. Das Thier ist sich seiner inneren Einheit mit dem Geiste des Alls nicht bewusst, es wird nur ohne sein Wissen und Willen von diesem Geist getrieben und bewältigt, — aber der vernünftige Geist ist nur dann ein wahrhaft vernünftiger, wenn er sich bewusst ist, dass er an sich in seiner Vereinzelung Nichts ist und Nichts vermag, sondern dass er nur ein Strahl aus dem einen Urlicht ist, dass er Dasein und Wesen nur von dem Einen, das wahrhaft ist, gewonnen hat; — nur der vernünftige, der menschliche Geist hat Gottesbewusstsein, und nur der religiöse Geist ist wahrhaft Geist. —

Gott ist der strahlende Mittelpunkt für alle besonderen Geister, und darum für die Geschichte, deren innerstes Wesen ja eben die Entwickelung des Geistes in der Menschheit ist. Die vernünftige Erkenntniss der Geschichte, die Erkenntniss des die Geschichte durchwebenden Geistes ist also eine wesentlich religiöse, ist die Erkenntniss des Waltens und Einwohnens Gottes in der Weltgeschichte.

§ 3.

Die Geschichte ist wesentlich die Entwickelung des Geistes; — der Geist aber ist in seiner Wahrheit als Bewusstsein; — die Geschichte der Menschheit ist also ihrem innersten Wesen nach Entwickelung des Bewusstseins. — Der menschliche Geist hat aber sein wahres Dasein und Leben nur in seiner inneren Beziehung auf den wahren Geist, auf Gott. Das höchste und wahrste Bewusstsein ist das Bewusstsein des Geistes vom Geiste, des einzelnen Geistes vom unendlichen Geiste, das Bewusstsein von Gott. Der eigentliche lebenskräftige Kern der Geschichte ist darum das Gottesbewusstsein. Hier ist der Schwerpunkt für die Bewegung der

Geschichte, das pulsirende Herz, von dem aus das Blut durch alle Adern der Menschheit strömt.

Wir können die Geschichte nur dann wahrhaft verstehen, wenn wir uns in ihren Mittelpunkt stellen, und ihre Entwickelung in der Lebensentfaltung ihrer höchsten Geistigkeit, in der Entwickelung ihres Gottesbewusstseins erfassen, wenn wir von der Hauptpulsader ausgehen, und nicht, ohne diese zu kennen, bei den zufälligen Verästelungen des Geäders unter der Oberfläche der Haut, bei den äusserlichen einzelnen Thatsachen stehen bleiben und diese als die Hauptsache betrachten. — Mit der geschichtlichen Entwickelung des Gottesbewusstseins ist das innere Wesen der Geschichte der Menschheit gegeben; und alle übrigen Seiten des geschichtlichen und geistigen Lebens sind nur die Zweige aus diesem einen Stamme. Wir können darum nur dann zu einer wahrhaft geistigen Erkenntniss der Geschichte gelangen, wenn wir die Entwickelung des Gottesbewusstseins als die Grundlage der ganzen geistigen Entfaltung der Menschheit betrachten, wenn wir das, was das wahre Wesen des vernünftigen Geistes ausmacht, das religiöse Bewusstsein, auch als die innere Lebenskraft der Geschichte, allem Übrigen zu Grunde legen. Wir erkennen so nicht das Innerliche aus dem Äusserlichen, das Geistige aus dem Sinnlichen, sondern das Äusserliche aus dem Innerlichen, das Sinnliche aus dem Geistigen. Die Geschichte der Menschheit muss von dem höchsten Gedanken des menschlichen Geistes ausgehen, um aus ihm die äusserlich erscheinende Offenbarung desselben zu begreifen, also nicht von der Erscheinung zum Geist, sondern vom Geist zur Erscheinung gelangen, muss nicht die Geschichte aus der Natur begreifen wollen, wie etwa aus der Geographie, aus der Genealogie der Rassen, nicht aus den Zufällen des Einzellebens, wie aus zufälligen persönlichen Erscheinungen etc., — sondern wir müssen geradezu in das Herz des Volkes dringen, in sein tiefstes, innerstes Bewusstsein, müssen den höchsten Schwung seines Geistes erfassen, mag dieser in der Weise der Religion oder der Philosophie sich offenbaren, wenn wir die Geschichte als Geist, als ein Vernünftiges erkennen wollen. Die Geschichte des Gottesbewusstseins ist nicht ein Appendix zur allgemeinen Weltgeschichte, auch nicht ein Kapitel in ihr neben vielen andern gleichwichtigen oder wichtigeren Dingen, ist nicht ein Produkt anderer ursprünglicherer Faktoren, sondern ist ihr Kern, ihr innerstes Wesen, die wahre und feste Grundlage des ganzen geschichtlichen Lebens.

Wie sein Gott, so ist das Volk. Wie ein Volk sich das Göttliche denkt, das hängt viel weniger davon ab, wie es ist; sondern es ist vielmehr so, weil es sein Göttliches sich so denkt. Das bestimmte Sein ist viel weniger der Grund des Bewusstseins, als vielmehr das Bewusstsein der Grund des bestimmten Seins, und der christliche Gedanke steht ja grade darin der naturalistischen Auffassung des Daseins gegenüber, dass jener das Dasein aus dem Gedanken, aus dem göttlichen Bewusstsein, diese den Gedanken, das Bewusstsein aus dem vor dem Bewusstsein

vorhandenen natürlichen Dasein ableitet. — Was der Mensch als geistiges Wesen ist, das geht von seinem Bewusstsein aus, der Mensch selbst als ein bewusster, als ein freier, macht sich zu dem, was er ist. Die menschliche Erziehung und Entwickelung beruht fast durchaus auf dem Unterricht; das Kind lernt Alles, was dasselbe zum Menschen macht; es ist noch nicht von vorn herein wirklicher Mensch, ein freies geistiges Wesen, sondern wird es erst, indem es lernend und bewusst sich seine freie Geistigkeit erringt. Der Mensch ohne Unterricht, ohne Lernen, ohne bewusste Selbstausbildung bleibt Thier. Das Thier lernt Nichts, macht sich nicht zu dem, was es wird, sondern es wird von der Naturmacht dazu gemacht. Das Thier fühlt sich so oder so, weil es so ist; der Mensch aber ist so oder so, weil er sich so oder so will und weiss. Beim Thier ist das fühlende Bewusstsein eine Seite und ein Produkt seiner Natur; beim Menschen ist seine Wirklichkeit grossentheils ein Produkt seines Bewusstseins.

Diese Priorität des Bewusstseins vor dem bestimmten Sein, diese Macht, sich selbst zu einem bestimmten Sein aus dem Bewusstsein heraus zu bilden, ist eben das Wesen des Geistes und darum der Geschichte. Wir müssen darum überall das in der Geschichte waltende Bewusstsein voranstellen, als die Hauptsache und die Grundlage des Ganzen betrachten, nicht aber die auf der Oberfläche der Geschichte wogenden und schäumenden Thatsachen, noch weniger die physische und geographische Schaale der Geschichte als das eigentliche Element und Wesen derselben ansehen, und den Geist, das Bewusstsein, erst aus diesem Aeusserlichen, zum Theil Zufälligen, ableiten. Der Zusammenhang des Physischen und Geographischen mit der Geschichte ist freilich kein bloss äusserlicher, und ist ein sehr wichtiges Moment bei der Erkenntniss der Geschichte, so gut wie die Kenntniss des körperlichen Lebens zur Erfassung des Seelenlebens nothwendig ist. Aber so wie es eine verkehrte und geistlose Weise ist, das Leben des Geistes als eine blosse Folge und ein Erzeugniss des Leiblichen zu betrachten, so dass der Geist nur hinter dem Leiblichen hergeht und ihm die Schleppe nachträgt, — so ist es auch eine Umkehrung des Geistes, wenn man die Leiblichkeit der Geschichte, die Naturverhältnisse des Menschengeschlechts, als die wahre Grundlage der Geschichte und als ihre Mutter betrachtet, während sie doch nur ihre Dienerinnen sind. Das Herleiten des geschichtlichen Lebens aus diesen physischen und geographischen Verhältnissen als der eigentlichen Grundlage der Geschichte ist eine naturalistische Auffassung und ein Verzichten auf eine geistige und vernünftige Erfassung des geschichtlichen Lebens. Der Mensch ist da nicht freier und vernünftig sich selbst bildender Geist, sondern nur ein von der Natur erzeugtes höher begabtes Thier; und die Auffassung der Geschichte als Produkt des bloss natürlichen Lebens ist nicht eine menschliche, sondern eine bestialische.

§ 4.

Die Weltgeschichte ist die Geschichte des in der Menschheit sich entwickelnden Geistes. Die Weise dieser Entwickelung ist aber in dem Geiste der Menschheit wesentlich derselbe wie in dem einzelnen Menschengeiste. Derselbe Gedanke, dasselbe Gesetz hier wie dort. Wir wollen dies erst näher erläutern und nachher aus dem Wesen der Sache selbst entwickeln.

Der Mensch tritt zuerst noch nicht als ein freies, selbstbewusstes Wesen auf, sondern er wird dies erst. Das Kind ist noch nicht Macht seiner selbst, ist noch vorherrschend in der Macht der äusseren Umgebung, ist wesentlich nur empfangend, passiv, und in seinem beginnenden Bewusstsein erfasst es zunächst nicht sich selbst, sondern nur die gegenständlichen Dinge, denen gegenüber es noch keinerlei Selbstständigkeit hat. Dies fremde Dasein ist noch alleinige Macht über das Kind; dieses ist noch nicht Geist, sondern nur mehr noch Naturwesen; und das Bewusstsein, dass es Geist, dass es ein Ich sei, ist für das Kind noch nicht da, nur als unbewusstes Drängen und Streben nach freier Geistigkeit im dunkeln Hintergrunde der Seele schlummernd. Und dieses Drängen und Streben aus dem ungeistigen, unfreien Zustande heraus unterscheidet das menschliche Kind von vorn herein von jedem Thiere. Das Kind ist, so wie es auftritt, in Streit und Zwietracht mit seinem Dasein; es ist mit seiner bloss natürlichen Lage, mit seiner unbedingten Abhängigkeit von der äusseren Welt nicht zufrieden, es fühlt sich unheimlich in diesem Zustande; es will nicht so bleiben, wie es ist, bloss passives Glied in der Kette der Dinge; es sträubt sich gegen seine Unfreiheit. Während das junge Thier sich wohl und behaglich fühlt und in vollem Frieden mit der Welt lebt, ist das menschliche Kind unbefriedigt und schmerzvoll; und diese unbehagliche Stimmung des Kindes, dieser ärgerliche Trotz des Subjectes gegen das objective Dasein ist grade das Siegel der Vernünftigkeit und der Antrieb zu höherer Entwickelung. — Es bleibt nicht bei diesem unbewussten Widerstreben gegen die blosse Passivität und unbedingte Abhängigkeit, sondern der geistige Trieb bricht endlich in dem Bewusstsein seiner selbst hervor. Die äussern Dinge und ihre Eindrücke gehen vorüber, aber sie bleiben in der Erinnerung, sind etwas dem Kinde Innerliches, sein Eigenthum geworden, und das Kind kann über diese ihm nun eigen gewordenen Bilder nach Belieben schalten, während es über die Dinge draussen Nichts zu verfügen hat. So lernt das Kind seine innere Welt unterscheiden von der äusseren, das Subjective vom Objectiven, und sich selbst als den lebendigen Träger und Eigner dieser innern Welt; und der Augenblick, wo das Kind zu dem Bewusstsein des Ich gelangt, sich als ein freies und selbstständiges Wesen von der äusseren Welt mit Bewusstsein unterscheidet, ist die Geburtsstunde des vernünftigen Geistes; mit dem Selbstbewusstsein ist der Mensch wirklich geworden, und tritt aus seinem unwahren, noch seinem Begriffe widersprechenden Zustande heraus.

Der Gegensatz zwischen dem subjectiven Geist und dem objectiven Dasein ist zum Bewusstsein gekommen, die Versöhnung desselben ist noch nicht gefunden. Zunächst ist eben nur die Spannung, das unversöhnte Gegenübersein vorhanden. Die nackte Zweiheit aber, der blosse Gegensatz, ist das an sich Unbegreifliche, widersteht jeder vernünftigen Erfassung, die überall nach der Einheit strebt, ist das für den erkennenden Geist schlechterdings Unverdauliche. Der kahle Gegensatz muss irgendwie vermittelt, die Zweiheit gelöst werden. Das kann aber, wo die innere Einheit des Gegensatzes noch nicht aufgegangen ist, nur so geschehen, dass eben die eine Seite des Gegensatzes vor die andere geschoben, als das Erste und Berechtigte anerkannt wird. Der Geist hat sich aber so eben erst aus der unbedingten Unterwerfung unter die gegenständliche Welt heraufgerungen, und der Dualismus ist grade dadurch überhaupt erst hervorgebrochen, dass der Mensch zu sich selbst gekommen, sich der objectiven Welt gegenüber als ein selbstständiges und berechtigtes Dasein erfasste. Der Mensch kann also in der weiteren Entwickelung die Zweiheit nicht dadurch überwinden, dass er mit freiem Bewusstsein den früheren so eben bewältigten Zustand der Unfreiheit wieder herstellt nnd die frühere Knechtschaft zu einer selbstgewollten macht. Der aufgetauchte spannende Gegensatz kann vielmehr in nothwendiger Rückströmung nur dadurch ausgeglichen werden, dass jetzt die andere Seite, die subjective, vorgeschoben wird, und als die berechtigte Macht über das objective Sein auftritt. Die zweite Periode der geistigen Entwickelung, die Periode des Knaben- und früheren Jünglingsalters ist das Vordrängen der Subjectivität vor die Objectivität; jene gilt als das fast allein Berechtigte, und die äussere Welt soll sich dem subjectiven Willen fügen. In dieser Sturm- und Drang-Periode ist die Spannung des Gegensatzes zu einem völligen Kampf geworden; denn die gegenständliche Welt unterwirft sich eben nicht so ohne Weiteres dem ihr als Macht gegenübertretenden Subject, setzt ihm vielmehr einen zähen Widerstand entgegen, und mag der gegen jede äussere Macht unwillig ankämpfende junge Mensch noch so sehr in übersprudelnder Willenskraft die ihm hemmend entgegentretenden Mächte der Natur und der äusseren geistigen Welt, der bürgerlichen Ordnung zu überspringen suchen, er wird denn doch immer wieder in seine Grenzen zurückgeworfen, er muss das unüberwindliche Recht des objectiven Daseins erfahren. Dieses stürmische Anrennen des jungen Menschen gegen die als äussere Macht ihm gegenübertretende Welt erweist sich nun eben in diesen Niederlagen, welche er wiederholt erfährt, als ein Unwahres, als eine Einseitigkeit. Das Subject kann nicht, was es will, weil sein Wille, sein Anspruch falsch ist; und das Ergebniss dieses von der losgelassenen Subjectivität gegen die gegenständliche Welt geführten Kampfes ist das, dass das immer mehr in seine wahre Macht zurückgeworfene Subject zu dem Bewusstsein gelangt, dass die Wahrheit nicht in der unbeschränkten Herrschaft des einzelnen Subjectes über die äussere Welt besteht, sondern dass eine innere Einheit des Dies-

seitigen und Jenseitigen sein müsse, dass die gegenständliche Welt nicht eine dem einzelnen Subject gradezu feindliche und widerstrebende sei, sondern mit diesem in eine innere Einigung treten müsse. Das Subject giebt sich nicht an die äussere Welt auf, sondern erhält sich, aber erkennt auch das objective Dasein als ein berechtigtes an, will es nicht in das Subject aufgehen lassen, sondern ein lebendiges und friedliches Wechselverhältniss zwischen beiden begründen. Diess ist der gereifte Standpunkt des Mannes.

Die drei Entwickelungs-Perioden des Menschen unterscheiden sich also so, dass in der ersten das Object über das Subject herrscht, in der zweiten das Subject über das Object, und in der dritten die Versöhnung des Gegensatzes errungen wird; wir können sie also als die objective, subjective, und die Periode der Versöhnung bezeichnen. Und wie der einzelne Menschengeist, so entwickelt sich auch im Grossen und Ganzen der Geist der Menschheit, und wir werden dem entsprechend auch hier drei grosse Perioden unterscheiden, eine objective, wo das dem menschlichen Geist gegenüberstehende Object, die Natur, als Obergewalt anerkannt ist, und das menschliche Subject vor ihr sich beugt, — das Kindes-Alter der Menschheit; — eine subjective, wo der subjective Geist, im Gebiete des Menschlichen wie des Göttlichen, über die objective Natur Macht ist; — und eine Periode der Versöhnung oder der Reife, wo die innere Einheit beider Gegensätze erkannt wird.

Was hier nur erläuternd angedeutet wurde, das wollen wir nun aus dem Begriffe der Geschichte selbst entwickeln.

§ 5.

Es ist nur ein wahres Sein, das nämlich, zu dessen Begreifen ich nicht eines andern vorausgesetzten Seins bedarf, also dasjenige Sein, welches nicht durch ein anderes Sein begründet ist, sondern der Grund seiner selbst ist. Dieses von keinem andern Sein abhängige Sein kann eben nur eins sein, weil jedes zweite ausser ihm eine Grenze, also eine Bedingung und Begründung für dasselbe sein würde. Das wahre Sein ist darum ebenso eins als unendlich. Dass dieses eine wahre Sein, welches nicht durch ein anderes Sein ist, sondern der Grund seiner selbst ist, — zugleich auch der Begriff des Geistes, d. h. des freien, sich selbst bestimmenden, Seins ist, das können wir hier nur aussprechen, aber nicht auf die genauere Entwickelung eingehen.

Man hat sich viele Mühe gegeben, um das Dasein Gottes zu beweisen, und meint hier die schwierigste Aufgabe des Denkens vorzufinden. Freilich, wenn man von der sinnlichen Erfahrung ausgeht, überhaupt von dem Endlichen, und nun auf der Leiter der Endlichkeit bis zu dem Unendlichen hinaufklettern will, so dürfte dieses Problem nicht nur ein sehr schwieriges, sondern ein unmögliches sein. An der Kette des Endlichen kann man in alle Ewigkeit nicht das Unendliche erreichen, und die kos-

mologischen, teleologischen Beweise etc., sind recht eigentlich eine Wiederholung jenes babylonischen Thurmbaues, wo die Menschen auch bis zum Himmel hinaufbauen wollten, indem sie Stein auf Stein fügten. Man glaubt die Welt sicher und begreiflich zu haben und sucht nur eine letzte Ursache dazu, die man aber zugleich für unbegreiflich erklärt. Die Sache ist vielmehr umgekehrt. Gott allein ist nothwendig zu denken, und sein Dasein das allein an sich begreifliche, während die Welt in ihren inneren Widersprüchen, die fort und fort auf ein Anderes hinweisen, uns an sich ohne Gott völlig unbegriffen bleibt. Nur das unabhängige, freie Sein, welches seinen Grund nicht ausser sich hat, ist vernünftig denkbar; und ein solches sich selbst begründendes, sich selbst schlechthin besitzendes Sein ist eben Geist, dessen Wesen ja in dem sich selbst Begründen und Besitzen besteht; und ist eins und unendlich, also einiger und absoluter Geist, — Gott.

§ 6.

Es ist nur ein Sein wahrhaft, das auf sich selbst beruhende, und dieses eine Sein ist Geist, und dieser Geist ist unendlicher Geist, ist Gott. Wenn daher irgend ein anderes nicht unbedingtes, nicht unendliches Sein ist, so kann es nur so begriffen werden, dass es sein Dasein von jenem einen unbedingten Sein empfangen hat, dass es durch Gott gesetzt ist. Der bedingte, einzelne, endliche Geist ist nicht schlechthin aus sich und durch sich, sondern aus Gott und durch Gott, ist ein gesetzter, ein gewordener Geist.

Der einzelne, der menschliche Geist ist nicht von vornherein fertig, er hat seinen Anfang genommen, es war bei ihm, wie bei dem Gott-Sohn des Arius, eine Zeit, wo er nicht war; und was einmal nicht war, das hat sein Dasein zunächst nicht aus sich selbst, sondern nothwendig von einem andern Sein, welches vor dessen Anfang war.

Die metaphysische Entwickelung des Endlichen, des Creatürlichen aus dem Unendlichen, Göttlichen, kann hier natürlich nicht gegeben werden. Wir lassen hier das besondere, das weltliche Dasein als bestehend gelten, und machen nur unter dieser Voraussetzung den nothwendigen Schluss: wenn irgend etwas Bedingtes oder Begränztes oder Endliches, — also auch der einzelne, der menschliche Geist, — existirt, so ist das Sein desselben in dem schlechthin an und für sich Seienden begründet, ist aus dem göttlichen Sein, und durch dasselbe.

§ 7.

Der menschliche Geist ist im Gegensatz zu dem unbedingten göttlichen Geist ein creatürlicher, ein gesetzter Geist. — Aber das Wesen des Geistes besteht gerade im Gegensatz zu dem unfreien Natur-Sein darin, dass er ein freies, sich selbst bestimmendes Sein ist, dessen Wirklichkeit seine eigne That ist, ein Sein, welches sich selbst in eigner Machtvollkommenheit zu dem macht, was es ist,

dessen wirkliche Gestaltung also überall den Charakter der sittlichen Freiheit trägt. Der Mensch ist für seinen persönlichen Charakter und sein Wesen verantwortlich. Der Geist bestimmt sich selbst in seinem Wesen; seine Wirklichkeit ist das Produkt seines Thuns, nicht einer ihm fremden Macht, wie bei den Naturdingen.

Das Thier ist gewissermassen blosses Object, ist nicht von sich selbst, sondern von der allgemeinen Naturmacht zu dem gemacht, was es ist, seine Wirklichkeit ist nicht das Produkt seiner Thätigkeit. Der Geist verwirklicht in seiner persönlichen Ausbildung sich selbst, objectivirt sich selbst; die Persönlichkeit eines Menschen ist sein eignes Gebilde, sein eignes Werk; des Menschen geistige Wirklichkeit ist das vollkommen reale Abbild seines geistigen Thuns, und eben darin, dass der Geist sich auf diese Weise selbst seine Wirklichkeit wesentlich bestimmt, und als eine bestimmte setzt, — dass der Geist also sich gleichsam selbst erzeugt, selbst entfaltet, sich selbst objectivirt, sich seine eigne Wirklichkeit erschafft, und so sich selbst hat und in seiner wirklichen persönlichen Gestaltung nicht in einem fremden Gebiet und in einem fremden Besitzthum ist, sondern in seiner eignen, von ihm selbst erschaffenen Welt, in seiner Heimath, bei sich selbst, — darin eben besteht die Freiheit des Geistes; und diese Freiheit ist sein Wesen.

§ 8.

Der Geist ist seinem Begriffe und Wesen nach frei, bestimmt sich selbst, und nur ein bestimmtes Sein ist wirklich; seine Wirklichkeit also ist wesentlich von ihm selber bedingt, — und darin eben unterscheidet er sich grade von dem nicht freien, nicht sich selbst wahrhaft bestimmenden, sondern unfrei bestimmten Natur-Sein. Das ist die eine Seite. — Der einzelne, creatürliche, von dem absoluten Geist geschaffene Geist ist aber in seinem Dasein wieder nicht durchaus von und durch sich selbst, sondern hat das Sein zunächst von dem einzig wahren Sein und Geist. Das ist die andere Seite. Und diese zwei Seiten stehen in schroffem Gegensatz zu einander, scheinen einander gradezu zu widersprechen. Der Geist ist einmal in seiner Existenz geschaffener Geist, ist nicht von sich, ist passiv, unfrei, — dann ist er seinem Begriff und Wesen nach wieder frei, sich selbst bestimmend und sich zu einem solchen Geiste machend. In diesem inneren Gegensatze liegt die Nothwendigkeit einer Entwickelung.

Die zwei einander zunächst widersprechenden Seiten des einzelnen Geistes verhalten sich zu einander wie Natur und Geist. Die passive, unfreie Seite des Geistes, insofern er eben ein von dem absoluten Geist gesetzter ist, entspricht der Natur, deren Wesen ja eben die Unfreiheit, das Gesetztsein, das nicht von sich selber Sein ist. Die Natur ist blosses Object, dessen Subject nicht

die Natur, sondern eben der schöpferische Urgeist ist; so ist auch der endliche Geist als creatürlicher blosses Object, ist noch nicht sein eignes Object, ist noch nicht für sich, weil er nicht von sich ist; — während der wirklich zu sich selbst gekommene, der bewusste Geist, sein eignes Object ist, und sich selbst bestimmend sich in Subject und Object unterscheidet. So hat der creatürliche Geist eine Naturseite an sich.

§ 9.

Der Geist ist als gesetzter unfrei, nicht von und durch sich selbst; als Geist aber ist er frei, durch sich selbst. Jenes ist sein thatsächlicher erster Zustand, der Zustand der kindlichen Unmündigkeit; dieses ist sein Wesen, sein Begriff, und weil er eben nicht unmittelbar als freier, sich selbst bestimmender auftritt, so ist es seine Aufgabe, sich aus seinem ersten noch unwahren und unfreien Zustande zu seiner Wahrheit zu erheben.

Der Widerspruch ist überall das fortbewegende Element, die Unruhe des Lebens; er sucht seine Lösung, kann als Widerspruch nicht bestehen; und dieser Drang nach Aufhebung des sich Widerstreitenden ist der Antrieb zur Fortentwickelung; so wie die Kugel unwiderstehlich bergab rollt, weil zwischen ihrem Streben, ihren Schwerpunkt unterstützt zu haben, und zwischen ihrer Unterlage, die diesen Ruhepunkt nicht bietet, ein Widerspruch besteht. So rollt die Entwickelung des Geistes und der Weltgeschichte unaufhaltsam vorwärts, weil zwischen ihrem Wesen, ihrem Begriff, ihrer Aufgabe einerseits und ihrer vorgefundenen Wirklichkeit andrerseits ein Widerspruch besteht.

§ 10.

Der menschliche Geist ist bei seinem Anfang nicht das, was er seinem Wesen nach sein soll und muss; er ist unfrei, passiv, mit dem Naturcharakter behaftet, und soll frei, activ, sich selbst schlechthin bestimmend, selbstbewusst sein. Er kann also kraft seines inneren Wesens und Begriffes nicht so bleiben, wie er sich vorfindet, muss sich aus seinem unfreien Zustand heraus zu seiner Freiheit emporarbeiten, sich entwickeln. Der absolute Geist ist das, was er seinem Begriff nach sein soll; der endliche Geist wird erst, was er sein soll; er hat also eine Entwickelung; die Entwickelung des Geistes ist aber wesentlich Geschichte. Der creatürliche Geist hat also kraft seines inneren Wesens, dem seine vorgefundene Wirklichkeit widerspricht, eine Geschichte. Diess gilt vom einzelnen Geiste grade ebenso wie von dem Gesammtgeiste der Menschheit, der ja auf der Gesammtheit der einzelnen Geister ruht.

Die Geschichte ist der Befreiungskampf des Geistes von seinem unwahren Zustande, in dem er sich vorfindet. Der geschaffene Geist ist nur sein eigner Keim, ist noch der Vogel-Embryo, in

der harten Schaale der Natur befangen, und arbeitet sich erstarkend aus der dunklen Hülle heraus an das Tageslicht und an die Freiheit, — er ist der aus seiner Verpuppung, aus der blossen Natürlichkeit sich herausringende Schmetterling.

§ 11.

Diese Arbeit des Geistes, zu sich selbst und zu seiner Wahrheit zu kommen, hat nun kraft der Voraussetzungen, von denen sie ausgeht, nothwendig drei Hauptperioden.

1) Zuerst ist der Geist noch in seinem vorgefundenen, passiven Zustande, ist eben gesetzter, nicht sich selbst setzender und bestimmender Geist; — also ein Zustand der Passivität. Der Geist ist hier noch nicht wahrhaft der Grund seines Seins, sondern sein Dasein hat seinen Grund ausser sich. Das ist aber das Wesen der Natur im Gegensatze zum Geiste. Der Geist trägt also hier noch vorherrschend Naturcharakter, ist unfrei, wird bestimmt, bestimmt sich noch nicht selbst. Die ihn bestimmende Macht ist nicht er selbst, sondern das objective Dasein. Diese Periode charakterisirt sich also als das Herrschen des objectiven Daseins über das subjective; — die Periode der Objectivität.

Der Mensch sucht auf diesem Standpunkt die Wahrheit überhaupt nicht in sich, sondern ausser sich, also auch ausser dem Geiste, also in der Natur, denn dem Geiste überhaupt ist eben die Natur das objective Dasein. Dieser Standpunkt ist also wesentlich Naturalismus. Die Natur ist das Wahre, der subjective Geist ist das Unwahre, und hat sich daher jener schlechterdings unterzuordnen. — Es ist dies die Weltanschauung des grössten Theils des Menschengeschlechts, und bildet das Wesen der ersten Periode der Geschichte der Menschheit. —

Ein Bild dieser Periode der Menschheit ist das Kind. Es ist noch dem objectiven Dasein völlig untergeordnet, erkennt dieses als souveräne Macht über sich an, wird von diesem getragen und bestimmt. In der gebildeten Menschheit ist diese objective Welt, welche sich als bewältigende Macht über das Kind bewährt, allerdings nicht bloss die Natur, sondern ist grossentheils schon die geschichtlich errungene Bildung; das Kind wird von der Geschichte getragen, fällt nicht der Natur anheim, sondern wird getauft auf den Namen des absoluten Geistes. Aber diese Geschichte, diese Bildung, welche als erziehende Macht an das Kind herantritt, ist für dasselbe doch eine äussere, eine objective; — und indem die Auctorität die Grundlage aller Erziehung bildet, ist damit der objective Charakter derselben ausgesprochen, denn die Macht der Auctorität beruht eben auf dem Anerkennen des objectiven Daseins als des wahren von Seiten des Kindes. Schärfer aber als bei dem schon unterrichtsfähigen Kinde tritt der Charakter dieser Periode bei dem Säuglinge hervor, der fast noch

ganz und gar den äusseren Mächten verfallen ist, und der Natur gegenüber noch ganz unselbstständig erscheint.

§ 12.

2) Die zweite Entwickelungs-Periode ist nun die, wo sich der Geist von dieser Macht des objectiven Daseins befreit, und sich als Subject selbstständig demselben gegenüberstellt. Es ist das also ein Dualismus, der aber dadurch zu einer Lösung gelangt, dass nun das zu sich selbst gekommene Subject, nachdem es seine Fesseln gebrochen, sich in den Vordergrund drängt, sich als das Höhere im Gegensatz zu dem objectiven Dasein, zu der Natur erfasst. Der aus seiner Unfreiheit, aus seiner Knechtschaft heraustretende subjective Geist stellt sich in stolzem Selbstgefühl dem objectiven Natursein als ein Mehrberechtigtes gegenüber, blickt auf dieses als auf das Niedere verächtlich und feindselig hin; er hat sich gewonnen, und der frei gewordene stösst die objective Natur, die früher ihm despotische Herrscherin war, zürnend zurück.

Die zweite Periode characterisirt sich also durch das Vorwalten des subjectiven Geistes über das objective Dasein, über die Natur. Aber eben der einzelne Geist war es, der als einzelner unfrei war, und der einzelne ist es wieder, der sich befreit. Das Subject in seiner Einzelheit, der individuelle Geist ringt sich hier zur waltenden Macht empor. Suchte der Mensch früher draussen, in der Natur, das wahre Sein, das Höchste, von dem alles Übrige ausgeht, das Göttliche, — so sucht er es jetzt auf der andern Seite, im Geiste, aber nicht im absoluten Geiste, der ihm noch unbekannt ist, sondern eben in dem Geiste, den er begreift, das ist der einzelne subjective Geist. — Das einzelne geistige Subject ist das Letzte und Höchste, ist das wahre Sein, dem sich das objective Dasein beugen soll. Die Natur ist aber an sich schon da, ist nicht durch den subjectiven Geist; die Idee der Weltschöpfung ist hier noch ganz unbekannt; die Natur wird höchstens durch die geistige Macht des Subjectes gebildet, geformt, — der Geist ist nicht absoluter Herr der Natur, sondern will nur als Macht über sie, die nicht von ihm ist, sich offenbaren. Dieses Bewältigen der Natur durch den subjectiven Geist erscheint, weil die Natur an sich dem Geist fremd ist, daher vorherrschend als ein Kampf; — und bei allen hierher gehörigen Völkern treffen wir auf Mythen von solchen gewaltigen Kämpfen des subjectiven Geistes mit den objectiven Mächten; — der Kampf des Osiris mit Typhon, des Ormuzd mit Ahriman, die Titanenkämpfe gehören hierher.

Die dieser Periode der Menschheit gleichlaufende Stufe des einzelnen Menschen ist das Jünglingsalter. Bei dem Jüngling drängt

sich das Subject in den Vordergrund, und ihm gegenüber darf nichts Anderes gelten; dem subjectiven Meinen und Wollen soll sich alles Übrige beugen, unberechtigt sein. Die ganze äussere Welt soll sich dem zufälligen subjectiven Schema des Jünglings fügen, soll wo möglich nach demselben umgestaltet werden oder bei den unedleren Naturen durchweg zum Dienste ihrer Genüsse sich hergeben.

§ 13.

3) Die zweite, subjective Weltperiode ist aber auch wie die erste in Einseitigkeit befangen. Es ist kein Frieden in der Welt, sondern eitel Kampf; der Dualismus ist durch das Vorschieben des Subjectes über die objective Welt nicht überwunden, sondern bricht durch alle scheinbaren Verhüllungen wieder hindurch, und lässt das Dasein zu keiner Einheit, darum auch zu keiner Vernünftigkeit gelangen. Die höchste Entwickelung der subjectiven Weltperiode, — das Griechen- und Römerthum, — ist nicht über die Zweiheit von Geist und Materie hinausgekommen, und die Welt ist darum bei Plato nicht wahrhaft in sich einig, nicht schlechthin gut, wie sogleich im ersten Kapitel der Genesis, sondern nur die möglichst beste Welt, d. h. mit einer unüberwindlichen Mangelhaftigkeit behaftet. Das Dasein wird hier noch nicht ein wahrhaft vernünftiges, denn unaufgehoben bleibt die feindselige Spannung der Gegensätze, und unerreicht die Versöhnung. Nur die Einheit ist das Vernünftige, und der ungelöste Zwiespalt ist das Unvernünftige. Ein Geist ist aller Dinge einiger Grund, und nur der Einheit Erkenntniss ist die Vernunft. Bekämpft und theilweise gebunden zwar wird in der zweiten Periode die objective Natur durch den subjectiven Geist, aber nicht von ihm geschaffen, sie bleibt ihm eine fremde, unüberwindliche Macht, die ihm gegenüber ihr eignes gutes Recht hat. Macht gegen Macht, und Recht gegen Recht, — über diese Zweiheit dringt diese Periode nicht hinaus. Aber unbegriffen bleibt, was zwiespältig von Haus aus ist; denn begreifen ist überall ein Erfassen des Einen in dem Mannigfaltigen. — Darum findet der menschliche Geist bei dieser Zweiheit nicht Ruhe, muss kraft seiner Vernünftigkeit weiter arbeiten, um zur Einheit des Gegensatzes zu gelangen.

Natur und Einzel-Geist sind die zwei Weisen, wie das eine wahre Sein, der unbedingte Geist schaffend sich offenbart; die Natur, als das reine Object, gegenüber dem göttlichen Subject, das schlechthin Passive, Gesetzte, Geschaffene, — der einzelne oder subjective Geist als das göttliche Moment an dem Geschaffenen, als die ihrem Urquell zugewandte und von ihrer Sonne beleuchtete, und darum wieder leuchtende Seite der Creatur, das Gottverwandte in dem von Gott

Geschaffenen, das Band zwischen dem rein Creatürlichen und seinem Schöpfer, das Abbild des Schöpfergeistes in seinem Werke, das in den Tropfen des Naturseins in die bunten Farben des Regenbogens gebrochene Sonnenlicht des Urgeistes. Natur und Geist sind aber eines Schöpfers Werk, einer Wurzel gleichentstammte Sprossen, und eines Accordes verschieden tönende Klänge. Der innere Einklang der geistigen und der natürlichen Welt, des subjectiven und objectiven Daseins, ist der Charakter einer vernünftigen Erfassung der Dinge. Und dass nun beide Welten in diesem inneren Einklang aufgefasst werden, nicht als selbstständiger Urgegensatz einander gegenübergestellt, sondern als Strahlen eines Lichtes erkannt werden, dass der Gegensatz nicht als das Erste und Letzte erscheint, sondern der eine unendliche Geist als das wahre Sein erfasst wird, aus dem alles Andere erst entquillt, — das ist das Wesen der dritten Weltperiode, der Periode der Versöhnung.

Das Bild dieser Stufe ist das reife Mannesalter, in welchem sich die früheren feindseligen Gegensätze der subjectiven und objectiven Welt in ruhige Eintracht lösen, das Recht der ausser uns vorhandenen Welt und ihrer Ordnungen anerkannt wird, ohne das freie Subject in Knechtschaft zu beugen.

§ 14.

Es sind also nothwendig drei grosse Perioden der Geschichte der Menschheit, die sich unterscheiden nach der Weise, wie das Dasein aufgefasst wird, nach der Weltanschauung; — genauer nach demjenigen, was in dem Dasein als das Wahre erfasst wird, als das zu Grunde liegende, als das Göttliche, — also nach dem Gottesbewusstsein.

1) In der ersten Periode sucht der Mensch das Wahre, das Göttliche, in dem objectiven Dasein, in der Natur; — Gott ist hier objectives Natursein.

2) In der zweiten sucht er das Wahre, das Göttliche, in dem subjectiven Dasein, in dem einzelnen Geist, — und erfasst Gott als subjectiven, einzelnen Geist.

3) In der dritten Periode sucht der Mensch das Wahre in dem unbedingten, absoluten Sein, in dem unendlichen Geiste, der sich selbst schlechthin Subject und Object ist, und die Urquelle des natürlichen und geistigen Daseins, — Gott als absoluter Geist.

Diese drei grossen Perioden gehen nicht nur, wie bereits angedeutet, den drei Lebensaltern des sich heranbildenden einzelnen Geistes parallel, sondern spiegeln auch die drei Stufen der menschlichen Erkenntniss wieder, die neben einander bestehend zugleich das Wesen der drei nach einander eintretenden Lebensalter repräsentiren.

1) Die objective Periode, das Lebensalter der Kindheit, trägt das Gepräge der sinnlichen Anschauung. Der Geist nimmt durch diese eben nur die objectiven Dinge auf, wie sie sich bieten, und er ist sich dessen bewusst, dass sie äussere Dinge sind, nicht seine Gedanken, nicht das Produkt seiner Thätigkeit. Der Mensch ist dabei wesentlich passiv, ist nur Auge, ist Sinn, nicht Thätigkeit; das Object ist das Thätige, das drängt sich ihm auf, scheint in ihn hinein; die Seele ist nur der Spiegel der Dinge, nur das Empfangende; der Geist kann wenig dafür, dass er sieht und hört, es geschieht ohne seine eigentliche Arbeit. Der Mensch ist in der sinnlichen Anschauung noch nicht wirklich bei sich, die durch sie vermittelte Erkenntniss dringt nicht in den Mittelpunkt des Geistes, sondern streift nur seine Oberfläche, malt sich auf ihr, und wird nur wenig von der Thätigkeit des Geistes berührt. Denselben Charakter der Übergewalt des Objectes über das Subject trägt auch jene erste Welt-Periode, es ist der des Realismus.

2) Die subjective Periode, das Jünglingsalter der Menschheit, entspricht der Stufe des Verstandes. Der erkennende Geist fängt da nicht von dem Objecte an, sondern vom Subject, von seinen subjectiven Denkweisen, nach denen er die objectiven Dinge misst und beurtheilt, unter die er Alles bringt, in deren Formen er Alles einzwängt. Die blosse Verstandes-Philosophie bringt es über dieses Alleingelten des Subjectiven nicht hinaus; nur unsere Gedanken sind das Wahre; was ausser uns ist, davon wissen wir eigentlich Nichts, die Dinge an sich sind und bleiben uns verborgen; zwischen unseren Gedanken und der äusseren Welt ist eine unüberschreitbare Kluft, und der Denker zieht sich, entsagend der Erkenntniss der objectiven Wahrheit, auf sich selbst zurück. In der Consequenz der Entwickelung geht dieser subjective Standpunkt von diesem resignirenden Verhalten gegen die objective Welt zur Verneinung derselben fort, und lässt die Wahrheit in derselben nicht bloss als unerkennbare stehen, sondern leugnet sie gradezu, und nur der subjective Gedanke ist wahr und wirklich. — Diesen idealistischen Charakter des Verstandes trägt auch die zweite Weltperiode, wo die objective Natur vor dem sich heraufringenden subjectiven Geiste immer kleinlauter sich zurückziehen muss. So nennt man auch einen verständigen Menschen im Gegensatz zu einem sinnlichen wie zu einem vernünftigen den, der die äussere Welt nicht über sich herrschen lässt, sondern sie zu seinem Dienste zu nöthigen versteht, der in der Verkettung der äusseren Verhältnisse doch sich frei und selbstständig zu erhalten und dieselben für sich zu benützen und zu bändigen weiss; — während der sinnliche Mensch, der vorigen Stufe entsprechend, der Knecht der äussern Welt ist, und geniessend sich thatlos und unselbstständig von der äussern Welt und von der Natur treiben lässt. Dem blossen Verstandesmenschen hat die Aussenwelt wenig eignes Recht und eignen Werth; er achtet sie, insofern er sie bewältigen und sich unterwerfen kann; sein Thun und Treiben hat den Charakter eines Kampfes mit der Aussenwelt, dessen Ziel und Mittelpunkt er selbst ist; um

seine Subjectivität dreht sich Alles; und ein selbstsüchtiger Zug tritt auf diesem ganzen Standpunkte, auch in der Geschichte hervor.

3) Das Mannesalter der Weltgeschichte, die Periode der Versöhnung, entspricht der Vernunft, die überall auf die Einheit des Daseins dringend, von dem Einen wahren Sein ausgehend und Alles auf dieses zurückführend, an sich einen religiösen Charakter trägt. Die Vernunft will die Einheit des All's; und indem sie die einseitige Geltung des Objectiven und Subjectiven zurückweist, schliesst sie beide in der Idee des absoluten Geistes zur höhern Versöhnung zusammen. Der Charakter der Verstandes-Erkenntniss ist der Gegensatz, der Dualismus, das Egoistisch-Feindselige, das Idealistische, — der Charakter der Vernunft-Erkenntniss ist die Versöhnung, die Einheit, der Friede. So ist auch ein vernünftiger Mensch im Gegensatze zu dem bloss verständigen der, welcher nicht sich, nicht seine Subjectivität in den Vordergrund drängt, sondern das Wohl und das Recht des Ganzen überall im Auge hat, und sich demselben frei unterordnet, und mit demselben als lebendiges Glied sich friedlich zusammenschliesst. Der Verstandesmensch bezieht Alles auf sich, der vernünftige bezieht sich auf das All des Daseins; jenem ist der Schwerpunkt des Daseins in ihm selber, bei diesem ist er im Mittelpunkte des Daseins. Derselbe Charakter des Friedens und der Versöhnung ist der der dritten Periode der Geschichte der Menschheit. Wir können also die objective, subjective und die Versöhnungs-Perioden auch die der sinnlichen Anschauung, des Verstandes und der Vernunft nennen.

Die drei Perioden verhalten sich, von einer anderen Seite betrachtet, wie die drei Hauptformen der Poesie. Die objective Weltanschauung stellt das Epische dar, wo der Dichter eben nur schaut, und das Geschaute, das Objective, uns vorführt. Die subjective Weltanschauung entspricht der Lyrik, welche die innere subjective Welt des Gefühls uns enthüllt. Bei dem Epos tritt der Dichter ganz in den Hintergrund, nur die Sache spricht, führt sich gewissermaassen selbst dem Zuhörer vor; bei dem Lyrischen tritt der Dichter in den Vordergrund, wir hören eben ihn und nur ihn, die Sachen aber nur insoweit, als sie in das subjective Gefühlsleben des Dichters hineingezogen und verschlungen sind. Bei dem Epos leuchtet die Sache im eigenen Glanze, bei dem Lyrischen trägt Alles nur die Farbe der Dichterseele. Die Periode des absoluten Geistes oder der Versöhnung entspricht dem Drama, in welchem das Subjectiv-Lyrische und Objectiv-Epische in die höhere Einheit der dramatischen Handlung zusammentreten; insofern auf der Bühne etwas geschieht, ist das Drama Epos, insofern die Handelnden aber nicht als Object der Erzählung auftreten, sondern selbst als handelnde Subjecte mit ihrer ganzen Persönlichkeit erscheinen, ist das Drama Lyrik. Das Drama ist das Höhere über dem Epos und dem Lyrischen, und wie in der Weltgeschichte die objective, subjective und Versöhnungs-Periode auf einander folgten, so folgten auch thatsächlich in der Entwickelung der Poesie, vor Allen bei den Griechen Epos Lyrik

und Drama in derselben Reihenfolge auf einander. Wir könnten daher auch die drei Weltperioden als die epische, lyrische und dramatische bezeichnen; — in der Erscheinung Christi und seines Reiches ist das grösste Drama der Weltgeschichte gegeben.

§ 15.

Die zwei ersten weltgeschichtlichen Perioden unterscheiden sich von der dritten darin, dass beide das Göttliche einseitig erfassen, als Etwas, was ein Anderes ausser und neben sich hat, also als ein Beschränktes, Bedingtes. In der objectiven Periode ist das Göttliche, das Wahre, dem Menschen schlechthin äusserlich, objectiv; es ist draussen, von dem subjectiven Geiste durchaus verschieden und ihm entgegengesetzt. In der zweiten, subjectiven Periode ist das Göttliche, das Wahre, der Natur äusserlich, ist ausserhalb des natürlichen Daseins; aber eben weil dasselbe wesentlich subjectiven Charakter trägt, und von dem materiellen und natürlichen Dasein als ein Anderes unterschieden und ausserhalb desselben ist, ist es als ein zweites neben ihm, nicht als das Unbedingte über ihm, hat an dem Materiellen und Natürlichen seine Grenze. Der christliche Gott ist auch noch etwas Anderes als das Natürliche, aber nicht in dem Sinne, dass er neben dem Natürlichen sei und ihm gegenüber, ausserhalb desselben, sondern so, dass alles Natürliche, Objective, schlechthin von jenem ausgeht, von ihm gesetzt und bestimmt wird, seinen Grund in jenem hat. Der göttliche Geist ist also da nicht einzelner, subjectiver, der Natur äusserlicher und ihr entgegengesetzter Geist, sondern der absolute, in welchem das Object ebenso wie das Subject beschlossen und zu einer Einheit zusammengeschlossen ist.

Die ersten beiden Perioden haben also das Gemeinschaftliche, dass das Göttliche in der Weise der Beschränktheit aufgefasst wird, als Etwas, was ein Anderes neben und ausser sich hat; — und diese Auffassung der beiden ersten Weltperioden sind der Charakter des beide umfassenden Heidenthums, — wie Gott als absoluten Geist zu erfassen das Wesen des Christenthums ausmacht, zu dem das Hebräerthum sich nicht als ein wesentlich Verschiedenes, sondern als die aufkeimende, das Grössere noch verhüllende Knospe, als die Vorhalle verhält. Das Christenthum im weltgeschichtlichen Sinne beginnt nicht erst mit dem Auftreten Jesu Christi, sondern Christus ist der Mittelpunkt des Christenthums, und mit ihm bricht die schon lange vorhandene Knospe zur vollen Blüthe auf.

Im Heidenthume ist das Göttliche nicht unbedingt, nicht unendlich, ist beschränkt, ist nicht das einige wahre, auf sich selbst schlechthin beruhende Sein, ist nicht wahrhafter, nicht absoluter Geist. Das Göttliche trägt hier überall den Charakter der End-

lichkeit, der Beschränktheit, hat ein Anderes neben und ausser sich, ist nicht das Eine und Alles, und selbst auf den höchsten subjectiven Stufen des Heidenthums ist und bleibt das Göttliche ein Begränztes, ein Einzelnes, welches nicht alles Sein schlechterdings in sich fasst und aller Wesen einziger und unbedingter Urgrund ist. Darin liegt der Unterschied des Heidenthums vom Christenthum. Man kann nicht eigentlich sagen, dass derselbe darin liege, als fasse das Heidenthum das Göttliche als Naturwesen, das Christenthum aber als Geist. Denn bei allen subjectiven Formen des Heidenthums sind die Götter grade dem Natursein entgegengesetzt, selbst feindlich. Aber allerdings ist das Göttliche im Heidenthum nicht wahrhafter Geist, sondern wenn es Geist ist, so ist es überall ein beschränkter, welcher das Natursein an sich und als Beschränkendes ausser sich hat; ist nicht freier Geist, höchstens ein willkürlich sich bestimmender. Willkür aber ist nicht Freiheit, denn jene beruht auf dem Zufall, diese auf vernünftiger Begründung; und Zufall ist das schlechthin Unvernünftige.

§ 16.

Das Heidenthum ist also zweifach, hat eine objective und eine subjective, eine bloss natürliche und eine geistige Seite; und das Gemeinsame ist nicht eigentlich, wie man gewöhnlich meint, das Verhältniss des Göttlichen zur Natur, — denn dieses Verhältniss ist selbst ein zweifaches, indem das Göttliche entweder das Natürliche selbst ist oder ihm entgegengesetzt, — sondern vielmehr das Verhältniss des Göttlichen zu der Idee des absoluten Geistes. Im Heidenthume ist das Göttliche nicht absoluter Geist, sondern überall ein beschränktes Sein, welches nicht unbedingt der Grund seiner selbst wie des Seins überhaupt ist. Der Unterschied zwischen dem Heidenthum und der hebräisch-christlichen Religion ist daher streng gefasst dieser:

das Göttliche ist nicht frei im Heidenthum, ist unbedingt freies Sein oder absoluter Geist im Christenthum.

§ 17.

Weil im Heidenthume das Göttliche den Charakter der Beschränktheit, der Endlichkeit, der Einzelheit an sich hat, so ist dieses Göttliche auch der Mannigfaltigkeit verfallen; denn das Beschränkte ist an sich vielfach, weil es ein Anderes ausser sich hat, wodurch es beschränkt wird, und weil die Weise der Beschränkung grosser Mannigfaltigkeit fähig ist. Das Heidenthum ist desshalb in eine Mannigfaltigkeit von Formen zerfahren, während das hebräisch-christliche Gottesbewusstsein wesentlich als Einheit auftritt, die bewältigend über allen verschiedenartigen Auffassungen schwebt. Wir haben viele heidnische Völker und Religionen, nur ein hebräisches Volk, nur eine christliche Religion.

Das Hebräerthum in die Reihe der heidnischen Völker einzuschieben, allenfalls als ein unbedeutender Appendix zum parsischen Welt- und Gottesbewusstsein, wie es seit Hegel Mode geworden, zeigt mindestens eine sehr grosse Verkennung der grossartigen alttestamentlichen Idee, die schroff und schneidend dem gesammten Heidenthum gegenübertritt. Braniss in der Einleitung zu seiner Geschichte der neueren Philosophie hebt mit vollem Recht diesen diametralen Gegensatz hervor. Wir können die Begründung unserer Auffassung, dass das Hebräerthum dem Heidenthum gegenüber mit dem Christenthum zusammen eine grosse weltgeschichtliche Stufe bilde, und sich zu demselben nur wie der Keim zur vollen Blüthe verhalte, während das Heidenthum den zu überwindenden Gegensatz zum Christenthum ausmacht, — natürlich erst später geben.

§ 18.

Da die drei Perioden der weltgeschichtlichen Entwickelung in der Idee des Geistes nothwendig gegeben sind, so ist auch die christliche Idee nicht das Erste, sondern das Dritte und Letzte, und die Geschichte der Menschheit beginnt nothwendig mit der Idee des Heidenthums.

Aber es ist ein grosser Unterschied zwischen dieser Idee, welche die nothwendige Voraussetzung zur christlichen bildet, und ihrer wirklichen thatsächlichen Gestaltung; und dieser Umstand muss beachtet werden bei der Frage: Ist das Heidenthum die nothwendige und rechtmässige Voraussetzung und Vorstufe des Christenthums, der legitime Durchgang des Geistes der Menschheit zur wahren Idee? — Wir müssen die dem Heidenthume zu Grunde liegenden Ideen als nothwendig und rechtmässig anerkennen, weil sie das Wesen der Geistesentwickelung überhaupt bilden; wir müssen aussprechen, dass die erste Menschheit diese pädagogischen Stufen durchmachen musste, um zur Reife der Erkenntniss zu gelangen, — aber sie musste sie eben durchmachen, nicht darin verharren und versteinern, wie die Völker des Heidenthums thatsächlich es gethan; und es ist daher eine ganz andere Frage, ob das wirkliche Heidenthum die nothwendige, also rechtmässige Voraussetzung der absoluten Idee sei.

Der endliche Geist entwickelt sich nothwendig aus dem objectiven Bewusstsein durch das subjective hindurch zum Bewusstsein des absoluten Geistes. Als Geist mussten auch die ersten Menschen diese Stufen durchlaufen; und es liegt auch nicht der mindeste Grund vor, bei der frühesten Menschheit die beiden ersten Stufen abzubrechen. Die heiligen Schriften des Alten Testaments sagen von dem vorsündlichen Zustande der ersten Menschen sehr wenig; aber auch dieses Wenige deutet auf das noch objective Bewusstsein derselben hin. Es sind nur äusserliche Objecte, welche in den Bereich des Bewusstseins fallen; das Essen von diesem oder jenem Baume wird dem Menschen erlaubt oder ver-

boten, die Thiere des Feldes ihm vorgeführt; — und wenn die Menschen nach dem Falle Jehovah im Garten wandeln hören bei der Kühle des Tages, und sich vor ihm hinter die Bäume verstecken, so ist das offenbar ein Zeichen, dass das Gottesbewusstsein noch den Charakter sinnlicher Anschauung, also objectiven Charakter hatte; Gott erscheint noch als ein sinnlich wahrnehmbares, einzelnes Object, nicht als absoluter Geist, sondern als ein noch beschränktes Wesen, vor dem man sich hinter Bäume verbergen kann. Wenn man nun nicht im Widerspruch mit der Genesis selbst, welche auch nach dem Falle noch fromme und gottesfürchtige Menschen kennt (s. Cap. 4, 1 etc.) annehmen will, dass mit dem Sündenfalle alle frühere Gotteserkenntniss verloren gegangen sei, so folgt daraus, dass auch nach dem alttestamentlichen Berichte die ersten Menschen von Gott noch eine beschränkte, sinnliche Vorstellung als von einem einzelnen, beschränkten Wesen hatten, und dies ist ja der Charakter des Heidenthums.

§ 19.

Bei der Frage, ob das thatsächliche Heidenthum, so wie es wirklich wurde, die rechte und nothwendige Weise der Entwickelung gewesen sei, tritt uns sofort, von allen inneren Betrachtungen abgesehen, die geschichtliche Erscheinung thatsächlich entgegen, dass, während das Heidenthum sich entwickelt, und lange bevor es an seinem Endziel angekommen ist, sich neben ihm und von ihm fast gänzlich abgesperrt die Idee Eines geistigen und persönlichen Gottes, allmächtigen Schöpfers Himmels und der Erde, als das Eigenthum eines sehr kleinen Volkes vorfindet, welches in seiner Vergangenheit jene ganze und volle Entwickelung des Heidenthums nicht mit durchgemacht hat. Diese einfache Thatsache beantwortet schon jene Frage durch die geschichtliche Erfahrung. Gab es vor der vollen Entwickelung des Heidenthums irgendwo ein Volk, welches die höhere Stufe des Gottesbewusstseins, wenn auch noch nicht ausgebildet, einnimmt, ohne das Heidenthum schon völlig durchgemacht zu haben, so ist die heidnische Entwickelung, wie sie thatsächlich sich gestaltete, nicht schlechterdings nothwendig gewesen, sondern eine mehr willkürliche. Wir haben diess aus der Sache selbst darzulegen.

§ 20.

Die Entwickelung des Bewusstseins folgt in der Weltgeschichte wesentlich demselben Gesetze wie im einzelnen Menschen. Das was dort den menschlichen Geist von einer Stufe zur andern forttreibt, ist auch für den einzelnen Menschen eine treibende Macht. Es ist das Wesen des endlichen Geistes überhaupt, sich aus dem objectiven Bewusstsein durch das subjective hindurch zum Bewusstsein des

Absoluten emporzuarbeiten. Wenn der Mensch nicht zu diesem letzten kommt, so ist er noch unreif, ist noch Kind oder Knabe. Die Einseitigkeit, also die Unwahrheit, welche den beiden ersten Geistes-Perioden anhaftet, ist an sich der nöthigende Grund, dass der Geist zu dem Höheren fortgetrieben wird. Der Mensch kann sich als vernünftiger schlechterdings nicht bei den niedrigeren, unwahren Standpunkten beruhigen; er soll und muss kraft seiner Vernünftigkeit weiter. — Setzen wir nun, wie es nothwendig ist, voraus, dass die ersten Menschen zwar nicht gereift, aber doch mit voller, ungeschwächter Geisteskraft auftraten, so ist es die nothwendige Anforderung des vernünftigen Geistes an diese ersten Menschen, nicht auf den einseitigen und unwahren Standpunkten zu verharren, sondern zu dem wahren Vernunftbewusstsein, zum Bewusstsein des unbedingten, freien Geistes fortzuschreiten, also die dem Heidenthume zu Grunde liegenden einseitigen Auffassungen durchzumachen und zu überwinden. Das war die sittliche Aufgabe der ersten Menschen, darum, weil sie als vernünftige Wesen auch zum vernünftigen Bewusstsein hindurchzudringen die Bestimmung hatten.

Es handelt sich hier nicht um eine vollendete Reife der Erkenntniss, als ob die ersten Menschen alsobald die Fülle der Weisheit hätten erringen sollen, sondern darum, dass sie überhaupt den vernünftigen Standpunkt des wahren Gottesbewusstseins erreichten, von dem aus die wahrhaft vernünftige Entwickelung des Menschengeschlechts erst beginnen kann. Die ersten Menschen sollten kraft ihres vernünftigen Wesens die einseitig objective und die einseitig subjective Auffassung des wahren Seins überwinden, und zu dem Bewusstsein des freien Geistes gelangen. Ist aber einmal die vernünftige Idee erreicht, so ist sie eine Errungenschaft des menschlichen Geschlechts und kann nicht wieder verloren werden; die folgenden Geschlechter treten in den geistigen Besitz des früheren als Erben ein und haben die Entwickelung nicht wieder von vorn durchzumachen; wie ja auch bei uns die Kinder nicht die ganze Geistesentwickelung der Menschheit selbstständig durchzumachen haben, sondern von dem schon herrschenden vernünftigen Bewusstsein getragen und erzogen werden; es ist die Luft geworden, in der sie sich bewegen, die sie überall einathmen. Die Erziehung ist das Hineinversetzen des Kindes in die bereits von der Menschheit errungene geistige Lebenshöhe. So sollten die ersten Menschen als vernünftige die Stufen des unwahren Bewusstseins überwinden, und den folgenden Geschlechtern das errungene vernünftige Bewusstsein als Erbe hinterlassen. Die vorvernünftigen Stufen sollen von jedem zum Vernunftbewusstsein bestimmten Wesen überwunden werden, also zunächst von den ersten Menschen. Alle folgenden hätten dann dieses Bewusstsein bereits als Errungenschaft überkommen, und wären zu demselben und in demselben erzogen werden.

§ 21.

Wenn die ersten Menschen nicht durchweg bis zu dieser Stufe des vernünftigen Gottesbewusstseins gelangten, wenn spätere Geschlechter noch in den Vorstufen der Vernünftigkeit befangen waren, wenn also das Heidenthum nicht in seinen idealen Grundlagen sofort überwunden wurde, sondern als wirkliche geschichtliche Gestaltung sich eine beharrliche Existenz errang, — so liegt hierin eine sittliche Schuld der frühesten Menschengeschlechter.

Wenn Freiheit darin besteht, schlechterdings von keiner anderen Macht abzuhängen und bestimmt zu werden, sondern in seinem ganzen Dasein nur von sich selbst bestimmt zu werden, — so ist nur ein wahrhaft freies Sein denkbar, — Gott. In Gott aber ist Freiheit und Nothwendigkeit ein und dasselbe, — denn was Gott thut, ist jedenfalls gut und das Beste; und Gott kann überall nur das Gute, d. h. das Ihm selbst Gleichartige thun. Der endliche Geist ist frei und unfrei zugleich, ist sich selbst bestimmend und doch auch wieder von dem anderen Sein bestimmt. Aus dieser Doppelseite entspringt die Wahlfreiheit, indem die Menschheit sich für das freie Geistige und für das unfreie Natursein entscheiden kann. Auf der Wahlfreiheit beruht die Möglichkeit der Schuld, — die bei Gott, bei dem Freiheit und Nothwendigkeit zusammenfällt, nicht denkbar ist. — Wenn also das früheste Menschengeschlecht kraft seiner Wahlfreiheit nicht zum Bewusstsein des wahren Geistes hindurchgedrungen ist, wie es die Aufgabe des Einzelnen wie des ganzen Menschengeschlechts ist, — so ist diess eine Schuld. Ob diess geschehen ist oder nicht, — das zu beantworten ist die Philosophie, deren Gegenstand überall nur das Nothwendige und Vernünftige ist, — nicht im Stande, — denn die Wahl des Bösen ist nicht nothwendig, ist das Unvernünftige. Gottes Sein und Thun kann das vernünftige Denken erfassen, weil Gottes Freiheit vernünftige Nothwendigkeit ist; — die menschliche Wahlfreiheit entzieht sich dem philosophischen Wissen, weil hier die Nothwendigkeit aufhört. Dass das Heidenthum nicht von den Ur-Menschen überwunden wurde, sondern einen geschichtlichen Bestand gewonnen hat, das lehrt nicht die Philosophie, sondern die geschichtliche Erfahrung. Jedes philosophische Beweisen des Sündenfalles als eines nothwendigen hebt alle Sünde und Schuld auf; denn beweisen lässt sich nur das Nothwendige, und alles Nothwendige ist vernünftig. Sünde aber ist ihrem innersten Wesen nach das schlechterdings Unvernünftige.

§ 22.

Es lastet auf dem zu einem geschichtlichen Bestande ausgebildeten Heidenthume eine sittliche Schuld. Das wirklich vorhandene Heidenthum ist nicht die reine und sittliche Entfaltung des religiösen Bewusstseins, welches die Grundlagen des Heidenthums sofort in den ersten Geschlechtern überwinden sollte, sie nur als Durchgang

zu dem Höheren durcheilen sollte, — sondern eine Versteinerung und Verknöcherung der Idee; was nur Durchgang sein sollte, wurde zum bleibenden Wohnsitz; was bewältigt werden sollte, wurde bleibende Macht; die Perioden der Unmündigkeit wurden als Wahrheit festgehalten.

Wie die Periode der Kindheit bei dem einzelnen Menschen an sich gut und nothwendig ist, aber nicht, um darin zu verharren, sondern um sie zu überwinden, — und wenn sie festgehalten und zu bleibender Geistesstufe des erwachsenden Menschen gemacht wird, in kindischen Blödsinn umschlägt, — so sind auch die Grundlagen des Heidenthums an sich nothwendige Durchgangspunkte der Menschheit, aber nicht, um sich darin zu verweilen and behaglich niederzulassen, sondern um sie hinter sich zu arbeiten, — und wenn sie festgehalten und zum heimathlichen Aufenthalt gestaltet worden, so sind sie eine Verkümmerung und Ausartung der an sich wahren Idee.

§ 23.

Das wirklich gewordene, thatsächlich vorliegende Heidenthum ist zwar schuldvoll, aber es ist nicht eine Umkehrung der vernünftigen Weltgeschichte, sondern nur ein Verzögern, ein durch die in den Weg geworfene Unsittlichkeit fort und fort gehemmtes Vorwärtsschreiten. Aber die Weltgeschichte schreitet vor, — trotz der menschlichen Schuld. Die Aufgabe des vernünftigen Geistes muss sich vollbringen, sie ist eine von Gott gewollte, sie ist das innere Wesen der Vernünftigkeit, die von der sittlichen Schuld zwar gehemmt, in ihrer Entwickelung aufgehalten, aber nicht bewältigt werden kann. Die von dem ersten Menschengeschlecht nicht gelöste Aufgabe wird nur auseinandergezogen, wird zur Aufgabe der Menschheit, der Geschichte. Die Geschichte schreitet langsam, aber sicher; sie lässt von der Freiheit der Menschen sich verzögern, nicht zurückbeugen, sie ist ein Strom, der unaufhaltsam dem Meere zueilt, und welchen Höhen und Felsen wohl abbeugen und verweilen, aber nicht versiegen oder zurückströmen lassen können; durch alle Schlangenkrümmungen hindurch gelangt er sicher an sein letztes Ziel. So engt die Schuld der Freiheit den Strom der Geschichte wohl ein, und lässt ihn bald über Klippen brausend hinabstürzen, bald in weitabbiegenden Windungen zögernd dahinschleichen, — aber sie vermag nicht, ihn zu hindern, zuletzt in das heilige Meer des vernünftigen Geistes zu münden.

Die Geschichte schreitet vorwärts, obgleich der Mensch es nicht will; sie führt den schuldbeladenen Menschen durch das Heidenthum hindurch ohne sein Verdienst und ohne seinen Willen; und es heisst Gott verleugnen, das Heidenthum aus dem Wirkungskreise des göttlichen Geistes reissen zu wollen, es als

von Gott völlig verlassen zu denken. Wo aber Gottes Geist waltet, da überwindet er auch; und auch das Böse wird in seiner Hand Mittel zu seinem Zweck trotz des sündigen Menschen. — Die Menschen sollten die Geschichte schaffen und beherrschen kraft ihres freien vernünftigen Geistes; — aber an den niedrigen noch nicht vernünftigen Stufen festhaltend sind sie unfreier geworden, und was sie mit freier That vollbringen sollten, das müssen sie nun kraft der in Gottes Welt waltenden Vernünftigkeit unfrei vollbringen; — nicht die Menschen machen im Heidenthum eigentlich die Geschichte, sondern die Geschichte macht sie; die Geschichte treibt die Menschen ohne ihren Willen zur Erkenntniss, dass ihre Gedanken bis dahin eitel und nichtig, dass sie noch entbehren, wozu Gott sie rief. — Die Geschichte des Heidenthums ist darum vernünftig, weil sie zur Vernunft führt; das Heidenthum selbst ist noch nicht das Vernünftige, und seine Wirklichkeit ist von Schuld durchzogen; seine Geschichte ist vernünftiger als die Menschen, denn diese verharren sündvoll auf der Stufe der Unreife, und jene treibt sie, die Widerstrebenden, hinaus aus diesem Bewusstsein, lässt ihnen nirgends Ruhe noch Rast, peitscht wie die Eumeniden die Schuldvollen fort und fort, lässt sie des Glücks der Unmündigen nicht froh werden.

Gott „hat in vergangenen Zeiten alle Heiden wandeln lassen ihre eigenen Wege“ — und gewollt, „dass sie den Herrn suchen sollten, ob sie doch ihn fühlen und finden möchten;“ sagt Paulus (Act. 14, 16; 17, 27). In diesen Worten liegt das Wesen des Heidenthums. Die Heiden wandeln ihre eignen Wege, nicht den Weg, den Gott gewollt, den Weg der Vernünftigkeit, der Gottesfurcht; sie sind nicht, wie es der Mensch sein soll, in inniger Gemeinschaft und Einheit mit Gott, dem unendlichen Geiste, sondern von ihm entfremdet, haben das Göttliche als etwas Fremdes, als ein Anderes sich gegenüber, sind in Gegensatz zu ihm, und wandeln darum ihre eignen Wege. Aber sie kommen auf diesen Wegen auch weiter, denn Gott lässt sie auf denselben wandeln, sie bleiben dennoch in seiner Hand; und ob auch die Einzelnen in Sünde versunken untergehen, die heidnischen Völker suchen dennoch den Herrn, ob sie ihn fühlen und finden möchten, — und wenn zu ihnen, die fern ab durch rauhe Wüsten ihre Wege wandeln, nur ein matter Strahl des göttlichen Lichts dringt, — so sind sie in ihrem Suchen und Wandeln doch nicht von Gott verlassen, obgleich sie ihn verliessen. Und wandeln sie gleich ihre eigenen Wege, so schreiten sie dennoch überall auf dem göttlichen Boden der Geschichte, und können sich nicht lösen von den unwandelbaren Gesetzen, die Gott in die Geschichte gelegt hat. Auch die Heiden sind „Seines Geschlechts,“ — und das göttliche Element, das in dem vernünftigen Geiste lebt und webt — dieser göttliche Odem, den Gott dem irdischen Menschengebilde einhauchte, ist die Magnetnadel, die dennoch immer wieder nach dem Pole der Wahrheit hinweist, mag sie auch noch so sehr in den Stürmen der Sündenschuld erschüttert und in weitausgreifende Schwingungen versetzt sein. Das Heidenthum zeigt diese Schwingungen nach beiden Seiten hin, — bis

endlich die ruhig gewordene Nadel dahin zeigt, wo der Mittelpunkt der Menschheit ist, — in der messianischen Sehnsucht nach einem Erlöser, nach einer höheren Wahrheit. Das Heidenthum endet mit der Sehnsucht, wie das hebräische Bewusstsein mit der Hoffnung beginnt und von ihr durchzogen ist.

Dieses Hinströmen der heidnischen Weltgeschichte zu dem Ziele des christlichen Gottesbewusstseins ist nicht von dem freien Willen des Menschen geleitet, sondern geschieht ohne Verdienst der Menschen und gegen ihren Willen, denn sie wollten ja eben in diesen unwahren Stufen beharren. Der Strom der Geschichte folgt vielmehr dem allem geistigen Leben inwohnenden göttlichen Gesetze der Vernünftigkeit, und führt die Menschen ohne ihr Zuthun mit sich fort. Indem sie ihre eignen Wege wandelten, hatten sie von dem Göttlichen sich entfremdet, waren aus der Einheit mit Gott getreten; — sie sind nicht mehr in freiem Einklang mit der göttlichen Weltordnung, sind in Spannung mit ihr; — aber die göttliche Macht ist die stärkere, ist die allmächtige; — sie führt die Geschichte, und führt die Völker zuletzt dahin, wohin sie von Anfang an sollten; — sie sollten frei das vernünftige Bewusstsein sich erringen; — von Gott entfremdet werden sie unfrei von der höheren Macht zu jenem Ziele geleitet. Die Macht der Geschichte ist eine dem Menschen noch fremde, der er sich beugen muss, während er sie hätte beherrschen können und sollen. Die Vernunft ist wohl Macht in der Geschichte, aber noch ausser dem Menschen, weil er sie schuldvoll noch nicht in sich erarbeitet hat; wie die Vernünftigkeit das Thier als treibender Naturtrieb leitet, ohne in ihm zu sein. — Die heidnische Geschichte ist ein Pädagogium, welches die Menschen auf dem langsamen Wege der Völkerentwickelung dahin führt, wohin sie von vornherein durch freie That hätten gelangen sollen.

Eben deshalb, weil die Geschichte ihrem wahren vernünftigen Wesen nach nicht von der zufälligen Willensbestimmung der Menschen abhängt, sondern von der Willkür der Einzelnen zwar gestört, abgebeugt, aber nicht umgelenkt, nicht in ihrem Ziele beirrt werden kann, und kraft ihres göttlichen Inhalts mit Nothwendigkeit ihre Idee erfüllt, ist eine philosophische Erfassung der Geschichte möglich, nicht um das zufällige Einzelne, sondern um die nothwendigen Gesetze des Ganzen zu begreifen. Der Geist muss sich entwickeln, denn Geist ist Leben, und Leben ist Entwickelung, und diese Entwickelung ruht auf bestimmten Gesetzen, welche unwandelbar sind, mag der Gang der Geschichte ein unbeirrter oder ein gehemmter sein. Das wirkliche Heidenthum ist nur die auseinandergezogene Entwickelung, welche die ersten Menschen hätten durchmachen sollen, aber sie ist durchzogen von den trübenden Elementen der Schuld. Die ersten Menschen sollten die beiden ersten unwahren Perioden der Geistesentwickelung nur als Durchgangspunkte durchlaufen, nicht in ihnen sich niederlassen und wohnlich einrichten. Das wirkliche Heidenthum aber breitet sich mit möglichster Behaglichkeit in allen Räumen der Durchgangsperioden aus, hält sie möglichst lange fest; die

Menschen geben die einzelnen aus dem heidnischen Boden erwachsenen Besitzthümer freiwillig nicht aus der Hand, sondern die Geschichte windet sie ihnen aus den Händen; und dieses gierige Festhalten des an sich Unwahren ist eben die Sünde.

Das wirkliche Heidenthum hat darum, weil auf seinen Grundlagen der Mensch gegen seine Bestimmung sich heimathlich anbaute, sehr viele Seiten der zu Grunde liegenden Idee in üppiger Fülle entwickelt, welche in dem sittlich-vernünftigen Durcheilen und Ueberwältigen der heidnischen Grundlagen von Seiten des ersten Menschengeschlechts gar nicht zur wirklichen Existenz gekommen wären, die höchstens in ihren embryonischen Andeutungen sich gezeigt hätten, wie der Mann die weiblichen Brüste zwar in Andeutungen an sich trägt, aber nicht entwickelt. Das wirkliche Heidenthum enthält vollständig entfaltet und oft zu Missgestalten fortentwickelt jene Momente, welche wohl keim- und andeutungsweise in den von den ersten Menschen zu durchlaufenden Geistesstufen lagen, die aber, weil die ganze Stufe nur zum Überwinden vorhanden war, gar nicht ihre Verwirklichung finden sollten. Das wirkliche Heidenthum ist daher reicher und mannigfaltiger als die rechtmässige Entwickelung der Menschheit gewesen wäre. Die sittliche Arbeit eines Menschengeschlechts ist zu einer langen Entwickelung einer Reihe von Völkern auseinandergezogen, deren jedes nur der Träger einzelner Entwickelungsphasen ist, jedes eine besondere Aufgabe zu lösen hat, um nach Erfüllung seiner Aufgabe unterzugehen oder als Versteinerung und todte Ruine stehen zu bleiben, während ein anderes Volk die weltgeschichtliche Aufgabe weiter führt. Jedes Volk ist darum in Einseitigkeit befangen, arbeitet nur an einem Theile der grossen der Menschheit zugefallenen Aufgabe. Was ursprünglich die ganze ungetheilte Aufgabe der ersten Menschen war, ist, durch die Hemmnisse der Schuld erschwert, durch Theilung der Arbeit in das ganze Heidenthum auseinandergelegt worden, wie in den Fabriken die einzelnen Arbeiter immer nur einen Theil einer Arbeit vollbringen, während die anderen Theile von anderen Händen bearbeitet werden.

§ 24.

Der Gedanke einer Entwickelung der Menschheit setzt unmittelbar den andern Gedanken voraus, dass die Menschheit eine einige sei, auf der Einheit beruhe, und alle Vielheit und Mannigfaltigkeit in ihr nur aus der Einheit sich entfaltet habe. Es entwickelt sich überall nur, was Eins ist; und von einer Entwickelungsgeschichte der Menschheit kann nicht mehr die Rede sein, wenn das Menschengeschlecht nicht eines Stammes ist, wenn es nur ein Conglomerat vieler Geschlechter ist. So wahr in der Geschichte ein Geist sich entfaltet, so wahr sie ein vernünftiger Organismus ist, ist das Menschengeschlecht eines Stammes und in ihrem Ursprung nicht in viele Urmenschen zerstreut.

„Gott hat gemacht, dass von Einem Blut aller Menschen Ge-

schlecht auf dem ganzen Erdboden wohnet;" — dieser Gedanke ist für eine vernünftige Erfassung der Weltgeschichte viel wichtiger, als die Meisten glauben, und est ist hier nicht mit einem Gerede von Möglichkeiten und Unmöglichkeiten abgethan, — und nicht damit, dass man die Sache als etwas nicht sonderlich Bedeutendes dahingestellt sein lässt; — es handelt sich hier gradezu um das innerste Wesen der Geschichte, darum, ob die Menschheit eine in sich organisch zusammenhängende Entwickelung habe, oder ob sie nur äusserliche zufällige Conglomerate bilde ohne inneres Leben, ohne Nothwendigkeit. — Nur was Eins ist, kann sich entwickeln; der Keim der Pflanzen, das thierische Ei ist nur darum einer organischen Entfaltung fähig, weil sie ein Einiges sind. Eine ursprüngliche Vielheit kann sich nicht entwickeln, kann nur in gegenseitige Beziehung zu einander treten; zwei oder mehrere zusammentretende Stoffe gehen nur einen chemischen Process, nicht eine organische Entwickelung ein; jener Process ist aber nur eine vorübergehende Lebensbewegung, die sofort aufhört, wenn die Stoffe sich gegenseitig neutralisirt haben; — das organische Leben ruht auf sich selbst, entfaltet sich aus sich selbst, aus seiner Einheit, und trägt darum den Charakter der endlosen Entwickelung an sich; die Pflanze lebt im Samen weiter fort; der chemische Process endet in zeugungsloser Ruhe, und diese Ruhe des Todes ist der normale Zustand, während der Prozess selbst eigentlich eine Störung ist. Die einzelnen Pflanzen und Thiere haben eine Entwickelung, weil sie Einheit sind, — und in der Entwickelung haben sie eine Geschichte. Die ganze Gattung der Pflanze und des Thieres beruht dagegen auf der Vielheit, die einzelnen Individuen stehen in keinem inneren organischen Zusammenhange; — darum hat die ganze Pflanzengattung und Thiergattung keine Entwickelung, keine Geschichte, — sofern nicht äusserliche Einflüsse sie ohne ihr Zuthun verändert haben, oder sofern sie nicht in die Wirkungssphäre der menschlichen Geschichte gezogen sind. So ist es auch mit der Menschheit. Ist diese ursprünglich eine vielfache, so giebt es für das Menschengeschlecht keine Entwickelung, keine Geschichte, sondern nur einen chemischen Process der einzelnen Geschlechter, eine äusserliche Mixtur ohne inneres Leben, ohne Stetigkeit, ohne innere Nothwendigkeit; — oder höchstens gäbe es so viele Weltgeschichten, als es ursprüngliche Menschenstämme gab, die aber durch das äusserliche Zusammentreffen der verschiedenen Menschengeschlechter und Geschichten fortwährend gestört und getrübt worden wären. Man könnte dann die alte Frage nicht mehr so widersinnig finden, ob die Neger auch Menschen seien, d. h. mit uns gleicher Menschheit theilhaftig und uns ebenbürtig. Jedenfalls gäbe es nicht mehr eine Weltgeschichte, nicht ein Geist entwickelte sich in der Menschheit; und die Menschheit wäre nicht ein Ganzes, ein Organismus, — wäre nicht eine vernünftige Einheit, sondern ein zufälliges Nebeneinander; — die verschiedenen Menschengeschlechter wären nur wie die Kugeln auf einem Billard, die einander hin und her stossen, ohne in eine einige organische Bewegung einzutreten. Wir müssten auf ein vernünftiges Ver-

ständniss der Weltgeschichte verzichten, denn nur die Einheit ist vernünftig begreifbar; statt einer in sich gesetzmässigen Entwickelung der Menschheit aus sich heraus hätten wir ein gleichgültiges oder nur störend in einander eingreifendes Nebeneinander in der Weise der Thiergeschlechter. Wie sich nur von den einzelnen Thieren, nicht von den Thiergeschlechtern eine Entwickelungsgeschichte geben lässt, — weil die vom Menschen nicht berührten Thiere gerade noch so sind, wie sie zu Adams Zeiten waren, — so liessen sich bei angenommener ursprünglicher Vielheit des Menschengeschlechts nur noch Biographien einzelner Stämme, nicht mehr eine einige Weltgeschichte geben. Die Einheit des Geistes wäre aufgehoben, und der Mensch und die Geschichte fiele wesentlich in die Naturgeschichte. Die Geschichte der einzelnen Menschenstämme schlösse sich eben so wenig zu einem vernünftigen und lebendigen Ganzen zusammen, wie die Geschichte der Menschheit mit der Geschichte der Planetenbewohner. Wie sich ein Stamm und ein Geist lebenskräftig entwickelt, das lässt sich vernünftig begreifen, aber wie mehrere ursprünglich gleichgültig neben einander bestehende Menschengeschlechter einander berühren und stören, und gewissermassen chemisch auf einander einwirken, das gehört nicht in das Reich der vernünftigen Erkenntniss, und lässt sich ebensowenig philosophisch nachweisen, wie die Händeleien zweier zanksüchtigen Nachbarn. Die grössten Ereignisse der Weltgeschichte hängen dann von äusserlichen Zufälligkeiten ab, wie es nicht eine innere Nothwendigkeit, sondern eine äussere Zufälligkeit ist, wenn ein Metall und eine Säure zusammentreten und so eine Oxydation eingehen. Die Weltgeschichte träte dann aus der Reihe der vernünftig zu erfassenden Wissenschaften aus, und würde eine Anekdotensammlung zufälliger Ereignisse. Die höchste Wissenschaft sänke tief unter die Naturwissenschaft. Die Weltgeschichte würde ein Geschichtsgewirre, ein verwickelter Knäuel, dessen Lösung selbst Alexander Schwert zu vollziehen nicht im Stande wäre. — Wenn wir über die Karaiben lächeln, welche dem Menschen mehrere Seelen zuschreiben, und überall da den Sitz der Seele finden, wo man den Pulsschlag fühlt, — so machen wir es mit der Weltgeschichte und der Menschheit um kein Haar besser, wenn wir ihren einen Geist in viele Geister zerreissen, und die eine Menschheit als ein Bündel vieler Menschheiten betrachten. Der einzelne Mensch kann nur darum eine vernünftige Entwickelung und eine Geschichte haben, weil er ein Geist ist; — so kann auch nur die Menschheit dann eine vernünftige Entwickelung und eine vernünftig zu begreifende Geschichte haben, wenn sie von Haus aus eine einige, nicht in viele Urmenschen zerrissene ist. Eine bloss abstracte Einheit vieler nebeneinander bestehenden Ur-Individuen macht die Geschichte nicht begreiflich; — denn nur das Konkrete ist wirklich; und ein bei vielen Individuen nur als gleichartig sich wiederholender Geist kann unmöglich die Basis einer Entwickelung sein; — auch die gleichartigsten Zwillinge haben wirklich nicht eine, sondern zwei Geschichten, und die Entwickelungsweisen beider greifen nur äusserlich, nicht organisch

in einander ein. Eine Vernunft, — eine Geschichte, — ein Urgeschlecht der Menschheit.

Manche haben freilich viel gegen die Einheit des Menschengeschlechts einzuwenden. Da stimmen die Schädel der verschiedenen Rassen nicht mit einander überein, die einen sind mehr eiförmig, die andern mehr in die Breite gezogen, und auch die Mundwinkel weichen um einige Grade ab; — da lassen sich die Schwarzen und Weissen unmöglich auf eine Urmutter zurückführen, weil der Neger nicht weiss wird, und der Weisse nicht schwarz; — da können die Amerikaner und Australier nicht über das Meer gesetzt sein; — und so scharrt man Beweise aller Art zusammen, — um zu zeigen, dass mehrere Urstämme angenommen werden müssen. Wir können uns hier nicht auf diese physischen Bedenklichkeiten im Einzelnen einlassen, — wollen nur in Betreff des Übersetzens über das Meer auf die weiter unten vorkommenden allgemeinen Sagen der Amerikaner und Südsee-Insulaner von einer Einwanderung übers Meer und auf die wiederholt bestätigte Erfahrung, dass im Mittelalter Eskimos in kleinen Kanots bis in die Nordsee und an die norwegische Küste gekommen sind. [1]) — Wir weisen ein für alle Mal die Übergriffe der blossen Empirie in das Gebiet dessen, was nicht zu erfahren ist, als völlig unstatthaft zurück. Die empirische Kenntniss kann überall nur zeigen, was ist, — niemals, was nicht sein kann. Das Urtheil über Möglichkeit und Unmöglichkeit ist, wenn es auch von Erfahrungssätzen veranlasst werden mag, jederzeit ein philosophisches, und als unmöglich darf schlechterdings nur erklärt werden, was in sich undenkbar und widersprechend ist. Der Schluss aber, „weil jetzt die Neger nicht weiss und die Weissen nicht schwarz werden, — ist die Veränderung des Urgeschlechts in Weisse und Schwarze unmöglich", — ist reine Willkür, und um Nichts besser als der: „weil jetzt in Deutschland die Farrenkräuter nur mässige Kräuter bleiben, — ist es unmöglich, dass sie früher so gross wie hohe Bäume wurden"; — die einfache geologische Thatsache beweisst hier das Gegentheil. Schon der eine Umstand, dass die Sprachen aller Völker, der alten wie der neuen Welt, vielfache Verwandtschaft in den Wörtern mit einander zeigen, von der Art, dass dieselbe nicht anders erklärbar ist, als durch die Annahme einer Ursprache, [2]) ist ein bedeutsamer Fingerzeig der Erfahrung den Gründen für die Vielheit der Urstämme gegenüber.

[1]) A. v. Humboldt, krit. Untersuch. üb. d. Entw. d. geogr. Kenntn. v. d. neuen W., v. Ideler 1836 I. S. 470. [2]) Klaproth, Asia polyglotta, p. 1 und 35 etc.

§ 25.

Wir haben bisher die Geschichte als Entwickelung des Geistes, wie dieselbe als ein Nacheinander erscheint, betrachtet, und deren drei Hauptperioden charakterisirt. Aber der Geist der Menschheit, welcher sich so in der Zeit entfaltet, ist in sich selbst einer reichen Entfaltung fähig; der Begriff des menschlichen Geistes gestaltet sich in sich selbst zu einem reichen Organismus, zu einer Fülle von

Lebenskreisen, — und eben dieser in sich vielgestaltige Geist führt sich durch die Geschichte hindurch. Ehe wir daher die geschichtliche Entwickelung der Menschheit nacheinander im Einzelnen beginnen, und die Längenentwickelung des geschichtlichen Stromes zeichnen, müssen wir erst die Tiefe und Breite desselben angeben, und den Querdurchschnitt zeichnen, die Beschaffenheit und die Strömungskraft des Gewässers vorführen; — wir müssen die verschiedenen Lebensoffenbarungen des geschichtlichen Geistes, wie sie als organische Entwickelung aus dem Begriffe des Geistes sich entfalten, darstellen.

Das Gottesbewusstsein ist die eigentliche Vernünftigkeit des menschlichen Geistes, der vernünftige Mittelpunkt und die Wahrheit desselben, und das Gottesbewusstsein ist die Wurzel, aus welcher sich das ganze vernünftige Leben des Menschen wie ein Baum entfaltet, die Quelle, aus welcher die verschiedenen umliegenden Gebiete des Geistes bewässert werden; — eben deshalb, weil das Gottesbewusstsein der höchste Ausdruck der Vernünftigkeit, das eigentlich Geistige und Menschliche ist; — und alle Kreise des menschlichen Lebens sind nur insofern wirklich menschlich und vernünftig, als sie jenem Urquell des vernünftigen Lebens entströmen, mit ihm in inniger Verbindung sind, — mag auch diese Verbindung oft nur eine verborgene, unbewusste sein. So sind im menschlichen Körper die einzelnen Glieder nur insofern fühlend und in der geistigen Willensmacht des Menschen, als sie durch Nerven mit dem Gehirn in Verbindung stehen. Wir können daher das geistige Leben des Menschen nur dann wirklich verstehen, wenn wir das Gottesbewusstsein wirklich als den lebendigen Mittelpunkt, als das pulsirende Herz des ganzen vernünftigen Lebens betrachten. Wir haben die Gliederung des geistigen Lebens in der Geschichte kurz anzugeben.

Der Geist ist in sich wesentlich dreifaltig. Wie der Geist in seiner Wahrheit, d. h. als absoluter Geist, der schlechthin unbedingte Grund seiner selbst, das sich selbst setzende Sein ist, — so wiederholt sich dieser Begriff bei dem endlichen Geiste nur in einer etwas beschränkteren Bedeutung. (S. § 7 sq.) Als der sich selbst Setzende oder Bestimmende ist der Geist: 1) Subject, 2) Object, 3) die wirkliche Einheit beider. Diese der göttlichen Dreieinigkeit entsprechende Entfaltung begründet in dem geistig-geschichtlichen Leben eine dreifache Gestaltung.

1) Das subjective Leben des Geistes; — der erkennende Geist, das Bewusstsein an sich, der Gedanke.

2) Das objective Leben; — der praktische, handelnde Geist, der nach aussen hin wirkt, sich und seinen Gedanken objectivirt, verwirklicht, in die äussere Welt einbildet.

3) Die wirkliche Einheit beider Seiten: der wirklich seiende Geist, das thatsächliche Dasein desselben, wie es das Produkt

des Erkennens und des praktischen Handelns ist, — die Geschichte des Geistes.

In dieser dreifachen Form erscheint zunächst das Leben des Gottesbewusstseins selbst, das religiöse Leben:

1) Die subjective Seite des religiösen Lebens ist die religiöse *Lehre*, das Gottesbewusstsein im engeren Sinne.

2) Die objective Seite ist das religiöse Thun, — der *Kultus* im weitesten Sinne des Wortes.

3) Die wirkliche Einheit beider, das Dasein des religiösen Lebens als geschichtliche Gestalt ist der religiöse Organismus, den wir im weitesten Sinne des Wortes *Kirche* nennen können; — wenn auch dieser Ausdruck für das Heidenthum etwas ungebräuchlich ist.

So das religiöse Leben. Aber dieses erfüllt nicht den ganzen Kreis des geistigen Lebens, ist nur dessen Herz und Mittelpunkt. Das religiöse Leben ist die Beziehung des Menschen auf Gott, die Anknüpfung des Creatürlichen an das schöpferische Ursein. Aber der Mensch hat auch eine Beziehung auf das Creatürliche, auf die Welt, auf das endliche Sein, welches als solches von Gott unterschieden ist. Dies ist die zweite Seite des geistigen Lebens. Da aber alles endliche Sein seinen Grund und seine Wahrheit in Gott hat, so hat auch alle Beziehung des Menschen auf das endliche Sein, auf die Welt, ihre Wahrheit nur in der Anknüpfung an das Gottesbewusstsein, in der Herleitung aus demselben. Diese Beziehung des Menschen auf das endliche Sein entfaltet sich nun wieder nach jenen drei Seiten.

1) Das subjective Leben der Völker: die Erkenntniss, welche die Äusserlichkeit der Dinge aufhebt, sie zu einem Innerlichen, Subjectiven, dem Menschen eignen macht; die *Wissenschaft*, die im Gegensatz zu dem Gottesbewusstsein die profane genannt werden kann, aber ihren Charakter wie ihren Werth erst durch die innere Beziehung auf das Gottesbewusstsein erhält, sollte diese auch nicht eine bewusste sein. — Als Organ, welches die Gedanken von Subject zu Subject hinüberträgt, von einem Individuell-Subjectiven zu einem Allgemeineren macht, in welchem die Erkenntniss des Göttlichen wie der Welt seinen Ausdruck findet, ist hierbei als ein bedeutsames weltgeschichtliches Moment die *Sprache* zu betrachten.

2) Das objective Geistesleben der Völker. Der Geist tritt aus sich heraus, setzt sich und seine Gedanken in das objective Dasein, prägt sich und seinen Charakter dem äusseren Dasein auf, handelt; — die praktische Seite des Völkerlebens; die objective Welt soll, durch den gottbewussten, vernünftigen Geist vernünftig gemacht, in den Dienst des Geistes genommen werden. Dieses praktische Geistesleben ist aber ein dreifaches. Das Object, in welches der subjective Geist eingebildet werden soll, ist

a) die Natur; — die Bewältigung, Umbildung und Erziehung der Natur durch den Geist und zum Dienste des Geistes, welche den grössten Theil der menschlichen praktischen Thätigkeit, der menschlichen Arbeit, der Kunst im weitesten Sinne, ausmacht, hat zwei Formen:

α) Einmal ist diese Bildung der Natur durch den Geist eine mehr äusserliche; die Natur wird nicht eigentlich erzogen, erhält nicht eigentlich geistiges Gepräge, sondern wird nur an den Geist herangezogen, zu seinem Dienst gezwungen, muss Knechtsdienste thun, muss ihm liefern, was er braucht, muss Mittel und Werkzeug seines irdischen Lebens werden; sie muss sich zum Nutzen des Menschen bewältigen und verwenden lassen; *Industrie*, im weitesten Sinne des Worts, umfassend die Erzeugung der Rohstoffe (Ackerbau, Bergbau etc.) und die Gewerbe.

β) Dann aber wird die Natur durch den Geist geistig gebildet, sie erhält eine Form, welche der Abglanz und das Spiegelbild des Geistes ist; der Geist drückt der Natur sein Gepräge auf; die Natur erhält eine vergeistigte Form, welche an sich einen Gedanken ausprägt und offenbart, während das bloss Natürliche zu einem blossen Stoff für die Form herabgedrückt wird. Das geistige Gestalten und Verklären der Natur ist die *Kunst*, und ihr Werk die Schönheit. — Die Gliederung der Kunst übergehen wir hier.

b) Das Object, in welches die Vernünftigkeit eingebildet werden soll, ist die geistige Menschheit selbst. Das menschliche Leben soll durch den vernünftigen Geist seiner Idee gemäss vernünftig gestaltet, durch das Gottesbewusstsein verklärt werden; die Vernunft soll im menschlichen Leben durch das freie Thun des Menschen eine Gestalt gewinnen, wirklich werden. Das ist die *Sittlichkeit;* — gewissermaassen die Kunst, die an der geistigen Menschheit ausgeübt wird; das Sittliche ist zugleich das Schöne.

c) Die wirkliche Einheit von Natur und Geist, insofern beide durch den vernünftigen Geist bewältigt und gebildet werden, also die Einheit von Kunst (im weitesten Sinne) und Sittlichkeit, — ein sittliches Kunstwerk, eine Lebensgestaltung, welche einerseits ganz und gar durch das freie Thun des Geistes gesetzt ist, also geistigen Charakter hat, — andrerseits aber eine solche äusserliche Existenz hat, welche im Gegensatz zu der im Gebiete der Sittlichkeit geltenden Freiheit mit dem Charakter äusserlich-zwingender Nothwendigkeit auftritt wie die Natur, — und insofern Natur-Charakter hat. Die Sittlichkeit gelangt hier zu einer äusserlichen, objectiven Wirklichkeit, sie erzeugt eine wirklich seiende Lebensgestaltung, in welcher das sittliche Thun zu zwingenden Gesetzen umschlägt, — eine durch das freie geistige und sittliche Thun erschaffene Natur, die nun als wirkliches Dasein mit eigner Kraft sich Geltung verschafft und zu dem freien Thun des Menschen sich ebenso verhält wie die allgemeine Natur zu dem Leben der Thiere, — d. h. durch ihre inwohnenden Gesetze bewältigend und zu einem ihr angemessenen Leben nöthigend. Diese Wiederholung der Schöpfung auf dem Gebiete des freien Thuns, diese geistige Natur, dieses sittliche Kunstwerk, — ist der *Staat*. Im Staate schlägt die sittliche Freiheit zur Nothwendigkeit um. Entstanden aus der freien Thätigkeit des Geistes sagt der Staat

zu seinen Bürgern nicht mehr: „Du sollst," — sondern: „Du musst;" die sittlichen Vorschriften sind zu Gesetzen geworden, die wie die Naturgesetze zwingende Macht haben, aber diese Gesetze sind ein Werk des freien Geistes.

Das Staatsleben im weiteren Sinne hat drei Seiten: die Beziehung des Staatsganzen und der Staatsbürger auf einander, die Beziehung des Staates auf sich selbst, und die Beziehung des Staates auf andere Staaten.

(1) Da der Staat als Einheit über der Vielheit seiner Bürger steht, so ist das Erste die gegenseitige Beziehung des Staates und seiner Bürger auf einander. Die Staatsbürger sind als sittliche Wesen frei, aber als Glieder des Staats sind sie eingefügt in den nothwendigen Organismus des Ganzen. Daraus ergeben sich zwei Seiten dieses Verhältnisses, eine subjective und eine objective.

α) Das Recht des Einzelnen den übrigen Staatsbürgern wie dem Ganzen gegenüber: der Staatsbürger soll nicht als blosser Tropfen in dem Strome des Ganzen untergehen, sondern ein selbstständiges Glied des ganzen Organismus sein. Dieses Recht des Einzelnen dem übrigen staatlichen Sein gegenüber, das Recht des Subjectes gegenüber dem staatlichen Object, ist der *Besitz*, — im weitesten Sinne des Wortes, sowohl das Geistige als das Materielle umfassend. — Der flüssig gewordene Besitz, der durch gegenseitigen Austausch desselben vermittelte Verkehr, — zu dem ruhenden Besitz sich verhaltend, wie die Lehrthätigkeit zur Erkenntniss oder Wissenschaft, ist der *Handel*, und das Organ desselben, welches im Bereich des Besitzes dasselbe bedeutet, was im Bereiche der Intelligenz die Sprache, ist das Geld. Wie also dort: Gedanke, Mittheilung, Sprache, so hier: Besitz, Handel, Geld.

β) Das Recht des Objectes, des Staatsganzen, dem Einzelnen gegenüber ist die andere Seite. Der einzelne Bürger soll eben nicht vereinzelte Selbstständigkeit haben, sondern ein organisches Glied an dem lebendigen Ganzen sein, sich also dem Leben des Staates anschliessen und anfügen, nicht durch seine Freiheit die Harmonie des Ganzen stören und verwirren. Die Thätigkeit des Staatsganzen, wodurch dasselbe sich dem Einzelnen gegenüber erhält und sich Geltung verschafft, die störenden Eingriffe der Einzelnen in das geordnete Leben des Ganzen zurückweist, — ist die *Justiz*. Der Richter spricht überall im Namen des Staates Recht über den Einzelnen, und wahrt das Recht der Gesammtheit dem freien Thun des Einzelnen gegenüber.

(2) Der Staat in seiner Beziehung zu sich selbst schliesst sich in sich als ein organisches Ganze zusammen, mit bestimmten, dem Leben des Ganzen dienenden Gliedern; der Staat als lebendiger Organismus, — die *Verfassung* und *Verwaltung* des Staats, beruhend auf dem Rechte des Individuums, dem Besitze, einerseits, wie auf dem Rechte des Staatsganzen, der Justiz, andrerseits, also die wirkliche Einheit der subjec-

tiven und objectiven Seite darstellend; die Staatsregierung oder der Staat im engern Sinne. —

(3) Das Verhältniss des Staates zu andern Staaten ist entweder so, dass die Staaten sich eben nur als andere zu einander verhalten, einander ausschliessen, sich gegenseitig verneinen, — das Verhältniss des *Krieges*, — oder so, dass sie sich als Glieder eines grösseren, wenn auch nur idealen Ganzen betrachten, sich als solche gegenseitig anerkennen, gegenseitige Pflichten ausüben, sich also einander nicht verneinen, sondern bejahen; — die eigentliche *völkerrechtliche* Beziehung der Staaten unter einander.

3) Die reale Einheit des subjectiven, intellektuellen, und des objectiven, praktischen Geisteslebens der Völker; das wirkliche, lebendige Dasein des Volkes, wie es jene zwei Seiten in sich vereinigt darstellt, in sich zusammengeschlossen hat, das Leben des Volkes als Produkt jener zwei Faktoren, als organisches Ganze, — das Wirklichwerden des Volksgeistes, — seine wirkliche *Geschichte* im engeren Sinne (res gestae), welche die vorher genannten Momente nicht als blosse nebeneinander liegende Theile an sich hat, sondern ein Drittes und Höheres über ihnen, das reale Produkt derselben ist. Diese Geschichte eines Volkes, d. h. sein zeitliches Werden, seine Thaten und Schicksale ist nicht die Summe seiner Intelligenz und Kunst und Sittlichkeit und seines Staatslebens, — sondern die in sich einige und gediegene, alle jene Elemente zu einem Guss vereinigt in sich tragende, charaktervolle wirkliche Lebensentwickelung des Volkes, die zugleich, weil das religiöse Leben die Grundlage des Ganzen ist, das religiöse Bewusstsein als Lebenshauch in sich trägt, und sich zu den übrigen Lebensoffenbarungen desselben verhält, wie die wirklichen Erlebnisse und Thaten eines Menschen zu seinem geistigen und sittlichen Wesen und Charakter. Das Eine kann überall nur aus und mit dem Andern verstanden werden; — und wenn wir hier eine Geschichte des Heidenthums geben wollen, so sind die res gestae nur das letzte Resultat der übrigen Lebensseiten der Völker.

Geschichte des Heidenthums.

§ 26.

Das Heidenthum ist in sich von doppelter Gestaltung, zwei grosse Perioden der Menschheit umfassend; — die Periode des objectiven und die des subjectiven Welt- und Gottesbewusstseins (§ 12). Beide haben das Göttliche als ein noch Beschränktes, darum nicht wahrhaft Freies, nicht als freien, unbedingten Geist. Die erste setzt aber das wahre Sein in das objective Sein, in die Natur, die andere in das subjective Sein, in den individuellen Geist. Der Gegensatz ist nicht bloss an der Oberfläche, er dringt bis auf den Grund.

Die Völker des objectiven Bewusstseins sind, weil für sie das wahre Sein nicht diesseits, im Subjecte, sondern draussen, in der objectiven Natur ist, wesentlich passiv; das Subject ist das Untergeordnete, die Natur ist die höhere Macht, der gegenüber das Subject kein Recht hat. Die freie Persönlichkeit ist hier entweder noch gar nicht zum Bewusstsein gekommen, oder wenn diess, wie in Indien, so ist sie das Unberechtigte, das was nicht sein soll, was niedergehalten werden muss. Das Natursein, das Unbewusste, Unpersönliche ist hier das Wesentliche, der freie Geist ist unbekannt oder rechtlos. Der objectiven göttlichen Naturmacht gegenüber hat der Mensch keine Selbstständigkeit, und seine Tugend besteht in dem Aufgeben seiner freien Persönlichkeit. Der Mensch hat weniger zu handeln als passiv zu ruhen und der ihm fremden Macht sich hinzugeben.

Bei den Völkern des subjectiven Bewusstseins tritt der subjective Geist in den Vordergrund, ist das Höherberechtigte; die freie Persönlichkeit ist das Wahre, das unpersönliche Natursein das Unwahre. Der Mensch erfasst sich selbst in seinem bestimmten einzelnen Dasein als berechtigt dem Natursein gegenüber; er ist zu sich selbst gekommen, hat ein freies Selbstbewusstsein, und will sich als berechtigtes persönliches Dasein erhalten; er steht so der objectiven Welt nicht mehr passiv gegenüber, lässt sich nicht mehr von derselben beherrschen, sondern will sie beherrschen; das Subject wird Macht über das Object, der persönliche Geist Macht über die Natur; — die Völker des subjectiven Bewusstseins sind daher activ.

Die passiven Völker sind versunken in das Natursein, meist von ruhigem, weiblichem Charakter; die activen Völker haben eine viel höhere geistige Thätigkeit, starke Willenskraft, lebendigen, thatendurstigen, männlichen Charakter, sie hassen die Ruhe, und in steter Bewegung sind sie das treibende Element der Geschichte.

Der passive Menschenstamm umfasst sämmtliche gefärbten

Rassen; aber um die letzte und höchste, grossartige und tragische Entwickelung des objectiven Heidenthums durchzuführen, reichte die geistige Schwäche der gefärbten Menschheit nicht aus, und ein Zweig des edelsten Stammes der weissen Menschen, die Hindu, übernahm die Lösung der traurig-erhabenen Aufgabe, und reihte sich selbstverläugnend den passiven Völkern an, die Ideen derselben bis zu ihrer letzten furchtbaren Consequenz mit einer Willenskraft verfolgend, die nur dem weissen Menschenstamme angehört. Ihrem Stammcharakter nach gehören die germanischen Hindu den activen Völkern an, aber in sittlicher Selbstverleugnung haben sie die weltgeschichtliche Lösung des objectiven Gottesbewusstseins übernommen und haben sich darum den Charakter der passiven Völker errungen. Der active Menschenstamm ist der weisse, von dem aber viele Zweige, wie die Finnischen Völker, sehr bedeutend zu den passiven Völkern hinüberneigen. Am schärfsten haben den Charakter der activen Menschheit ausgeprägt die Semiten und die Indo-Germanen. Die passiven Völker leben mehr im heissen und kalten, die activen im gemässigten Klima. Jene leben mehr im Schoosse der üppigen Natur, oder vegetiren schwächlich im ärmlichen Lande; diese lieben mehr das Arbeit fordernde und vertragende Land. Jene breiten sich lieber in der Ebene aus, diese haben ihre Ur-Heimath in den Bergen und lieben die Bergländer und das Meer.[1]) Die passiven Völker sind Naturvölker, die activen Geistesvölker. Jene lieben die Ruhe, diese die Unruhe; — jene sind, wenn gebildet, friedlich, diese kriegerisch; — jene sind gewissermaassen Produkte ihres Landes, ihrer Natur, sind an ihren Boden gefesselt, mit ihrer Heimath verwachsen, ächte Landeskinder, wandern nicht gern, bleiben im Lande und nähren sich redlich, — diese sind unabhängig von ihrem Boden, haben nicht Ruhe im Lande, wandern gern, schweifen umher und suchen sich bald wieder eine andre Heimath; senden Kolonien aus, und fast die ganze alte Welt trägt die Spuren ihrer Anwesenheit zu irgend einer Zeit. — Jene dulden, wenn sie nicht Wilde sind, andre Völker mit ihrer Eigenthümlichkeit neben sich, wollen sich ihnen nicht aufdrängen; diese wollen ihre Subjectivität, wollen sich überall geltend machen, vertragen sich schlecht mit andern Völkern, sie wollen herrschen und wo möglich die ganze Welt sich unterwerfen; dem Starken und Tapfern gehört die Welt, das ist ihr Wahlspruch. Die Schiffahrt ist ihr Werk, und Mittel ihrer Weltherrschaft.

Die passiven Völker sind nicht die Völker der Geschichte; die Thatkraft ist ihnen nicht eigen; ihr Ziel ist Genuss der Gegenwart oder, — bei den Hindu — Entsagung; Verwirklichung einer positiven Idee ist ihnen meist fremd, und darum auch die wirkliche Geschichte; — die Chinesen haben nur eine trockene, langweilige Chronik, die Inder nur geschichtliche Dichtung; — die activen Völker sind dagegen die Völker der Geschichte, und füllen fast die ganze Geschichte aus; thatkräftig über die Gegenwart hinausgreifend, voll des Strebens, Gedanken und Ideen zu verwirklichen, das Dasein nach ihren Gedanken, nach dem Willen des subjectiven Geistes umzugestalten, haben und machen sie

überall eine Geschichte, und während die Weltgeschichte über die meisten passiven Völker zur einfachen Tagesordnung übergeht, hat sie es fast nur mit den an Zahl bei weitem geringeren activen Völkern zu thun; — die Mongolengeschichte ist, wie später zu zeigen, nur scheinbar eine Ausnahme. — Die Geschichte der passiven Völker hat nur Ereignisse, die der activen hat Thaten, und die dreitausendjährigen Chroniken der Chinesen enthalten weniger Thaten als die kurze Geschichte der Griechen. — Die passiven Völker sind geistig weniger regsam, am Hergebrachten fest hängend, durch und durch conservativ; die überlieferte Sitte ist tyrannische Gebieterin; die Form herrscht über den Inhalt. Die activen Völker dagegen sind geistig lebendig, stets fortschreitend, und über das Überkommene hinausgehend, Neues schaffend, den Inhalt über die Form setzend. Jene finden ihr höchstes Glück in Ruhe und Genuss; diese in freiem Schaffen und Handeln. Dort der schläfrig dasitzende, theilnahmlos den Blick senkende Buddha mit seinen halbweiblichen Formen, — hier der Belvederische Apollo, an dem jede Muskel Kraft und Bewegung, — das sind die Bilder beider Gegensätze.

Die Völker des objectiven Bewusstseins haben nicht die Idee der freien Persönlichkeit, — darum wenig Gefühl für Ehre und Schande; — die subjectiven Völker sind die Völker der Ehre; die Ehre der Persönlichkeit geht über Alles, und ritterlicher Sinn, Edelmuth und ehrliche Kühnheit unterscheiden sie scharf von den mehr in Schlauheit und List ihre Grösse suchenden passiven Völkern. Die activen Völker achten den Werth und die Würde der Persönlichkeit in Andern, wie sie für die eigne gleiche Achtung verlangen; — die passiven Menschen sind gegen die Höheren servil, gegen die Niedrigeren despotisch. Die activen Völker vertragen die Sklaverei nicht; bei passiven ist sie recht eigentlich zu Hause.

Wenn die passiven Völker zu einer wirklichen Staatenbildung gelangen, so erscheinen nur Staaten der Unfreiheit. Der Einzelne ist unbedingt unterworfen, unfrei dem Ganzen gegenüber, hat nicht ein Recht an sich; aber auch der Herrschende ist nicht frei, ist nicht Persönlichkeit, sondern nur Repräsentant der unpersönlichen göttlichen Macht, die im Gesetz sich ausspricht; — Musterstaat ist China. — Die activen Völker kehren im Staate das Subject hervor; die Persönlichkeit herrscht, entweder oben, unter der Form der Despotie, — oder unten, unter der Form der Republik, deren demokratische Ausbildung die consequenteste Entwickelung der Staats-Idee der subjectiven Völker des Heidenthums bildet. — Die activen Völker bilden schwerer als die ruhigeren und conservativeren passiven ein Staatsleben aus, weil die freie Persönlichkeit sich nur ungern beschränken lässt, und wo es sich bildet, da gestaltet es sich entweder zu einer Vielheit von kleinen Staaten, wie in Griechenland und bei den Tscherkessen, — oder wo es zu einer grösseren Staatsbildung kommt, da ist der eigentliche Staat, der Kern des Reiches, nur ein kleines Volk, welches die andern Völker sich unterwirft, unfrei und unselbstständig macht; so bei Persien, und vor allem bei Rom, wo die

Stadt Rom mit mehr Recht als Ludwig XIV. sagen konnte: „Der Staat bin ich;" — in China ist das ganze eigentliche Reich ein gleichartiges grosses Ganze.

Die passiven und activen Völker entsprechen den Monokotyledonen und Dikotyledonen bei den Pflanzen. Die Pflanzen der ersten Art sind in sich einfacher, das Ganze herrscht vor den Theilen vor, die Theile sind geringer an Zahl und Bedeutung, haben wenig Selbstständigkeit und Ausbildung, der Stamm verästelt sich nicht; — denselben einfachen, das Einzelne vor dem Ganzen zurückdrängenden Charakter haben die passiven Völker. Die Monokotyledonen sind gering an Gattungen, aber überwiegend an Anzahl der gleichartigen Individuen; — so ist die Zahl der passiven Völker sowohl als die Zahl der zu ihnen gehörenden Individuen grösser als die der activen Menschheit; aber geringer ist die Mannigfaltigkeit der inneren Entwickelung; die zufälligen Unterschiede der Wilden sind unwesentlich. Bei den Dikotyledonen tritt wie bei den activen Völkern die Besonderung hervor: die Theile sind sehr ausgebildet und vielfach gegliedert und haben eine gewisse Selbstständigkeit; die Zahl der Gattungen ist wie die der activen Völker grösser, aber beide sind weniger zahlreich an Individuen. Die passiven Völker gehen überhaupt mehr in die Breite, die activen mehr in die Höhe und Tiefe; jene wirken durch die Masse, diese durch den Geist und ritterlichen Muth einzelner Persönlichkeiten.

¹) Vgl. G. Klemm, Kulturgesch. I.

Erste Periode.

Das objective Bewusstsein.

§ 27.

Das objective Sein ist das wahre, das göttliche Sein; die Natur herrscht über den Geist. Das Wahre wird nur als Object erfasst, Gott ist nur als Natur; das Subject, der Geist kommt nicht zu seinem Rechte, muss sich vor dem Natursein beugen. Der Mensch als Geist, als Persönlichkeit ist diesem göttlichen Natursein gegenüber wesentlich passiv. — Dieses objective Gottesbewusstsein entwickelt sich wieder in drei verschiedenen Stufen, welche den drei Perioden der Geschichte der Menschheit entsprechen.

1) Der Mensch erfasst das objective Sein, die Natur, und in ihr Gott, noch nicht als Ganzes, nicht als Einheit, sondern nur in ihren Theilen, als Vielheit von Einzeldingen, wie sie eben die sinnliche Anschauung bietet; — und sobald sich das einzelne Natursein als eine Macht über das Subject, über den Menschen offenbart, oder als eine solche gedacht wird, so ist es sofort ein Gegenstand der achtungsvollen Scheu, der Verehrung, ist ein göttliches Object. Nicht die Natur als ein Ganzes ist das Göttliche, sondern nur einzelnes Dasein in ihr, einzelne Naturmächte. — Dies ist das objective Welt- und Gottesbewusstsein auf der Stufe der sinnlichen Anschauung;

die Stufe der Gedankenlosigkeit; — die Stufe der sinnlichen Naturvölker oder der *Wilden*.

2) Zu einer verständigen Auffassuug des objectiven Daseins fortschreitend geht der Mensch über das unmittelbar Sinnliche hinaus zu dem ihm zu Grunde liegenden Allgemeinen. Er nimmt die Dinge nicht mehr, wie sie sich geben, sondern denkt sich Etwas dabei; — er hebt aus der Vielheit der einzelnen Erscheinungen das Gemeinsame heraus als das Wahre im Gegensatz zu dem vorübergehenden Einzelnen. Unterschied schon der Wilde an dem einzelnen Naturdinge seine Materie und die in ihr waltende Kraft, und verehrte er dasselbe, nicht weil es Stoff, sondern weil es Macht war, so gelangt der über das sinnlich-Einzelne zu dem Allgemeinen hinwegschreitende Verstand zuletzt zu dem Ur-Unterschiede von Stoff und Kraft, über die er nicht weiter hinauskann, also zu einem Dualismus von Urstoff und Urkraft, welcher nun als die wahre Grundlage alles Daseins, als das Göttliche erscheint. — Dieser Standpunkt der verständigen Auffassung des objectiven Bewusstseins ist die Stufe der *Chinesen*.

3) Die Zweiheit der verständigen Abstraktion befriedigt aber nicht das überall nur in der Einheit beruhende vernünftige Denken. Das Vernünftige ist überall nie der Gegensatz, sondern die Einheit, und begriffen wird nur, was sich als solche erweist. Kraft der Vernünftigkeit des menschlichen Denkens muss jene Zweiheit aufgehoben werden, der Dualismus in der Einheit untergehen. Die Natur muss erfasst werden als Einheit; nur das Eine ist das Wahre, das Göttliche; der Gegensatz aber das Unwahre. Diese vernünftige Form des objectiven Bewusstseins, — Gott oder die Natur nicht mehr mit dem Gegensatze behaftet, sondern in dem Charakter der gegensatzlosen Einheit, ist die Stufe der *Inder*, die aber, je nachdem die eine oder die andere Seite des chinesischen Urgegensatzes als jene Ur-Einheit vorgeschoben wird, sich in zwei entgegengesetzte Auffassungen spaltet, — in den *Brahmaismus* und *Buddhaismus*, welche beide polarisch einander gegenüberstehen, und die zwei nothwendig zu einander gehörigen Secten derselben Idee darstellen.

Erste Stufe.

Die rohen Naturvölker.

§ 28.

Das als Gegenstand, als dem Menschen äusserlich erfasste Göttliche erscheint hier nicht als Einheit, nicht als All, auch nicht in der Weise der in ihren abstrakten Gegensatz entzweiten Natur, sondern schlechterdings nur als Einzelnes, als bestimmt begränz-

tes, sinnlich zu erfassendes individuelles Dasein, welches eben dieser seiner Einzelheit wegen angeschaut werden kann, für die sinnliche Vorstellung da ist, nicht für den Gedanken. Das Göttliche ist hier zwar Macht, welche sich dem Menschen gegenüber als das Höhere bewährt, aber es ist nicht Allmacht; der Gedanke des Alls ist hier dem Menschen noch nicht aufgegangen; er hat nur Dieses und Jenes, nicht das Ganze, weil eben nur die Arbeit des Gedankens, nicht die sinnliche Vorstellung zum Bewusstsein einer Allheit, eines Ganzen zu gelangen im Stande ist. Das Göttliche erscheint hier also als zufälliges einzelnes Naturobject, welches für den Menschen die Bedeutung der höheren, sein Dasein und Leben bedingenden Macht hat. Welche Dinge zu solchen göttlichen Mächten gemacht werden, ist meist der Einbildung und dem Zufall anheimgegeben.

§ 29.

Wegen dieser Zufälligkeit und Willkür in der Ergreifung eines Objectes als der göttlichen Macht ist auch eine wirklich geschichtliche Entwicklung der Vorstellung von dem Göttlichen auf dieser Stufe nicht möglich; denn jede Entwicklung beruht auf einem inneren Gesetze, auf einer Nothwendigkeit; hier aber ist die Zufälligkeit das Wesen des Standpunktes. Wir können daher auch nicht einen wirklich geschichtlichen Fortschritt der Geistesentwickelung von einem Volke zum andern nachweisen, denn es existirt kein innerer Zusammenhang. Wir haben hier eine grosse Vielheit von Völkern, und jedes erscheint von dem andern sehr verschieden, aber es zieht sich kein Faden der Entwickelung durch sie hindurch, der uns von dem einen zum andern stetig hinüber leitete; es ist ein Haufe von Völkern, aber kein geschichtlicher Organismus; zerstreut und gleichgültig gehen sie neben einander hin, stehen in keiner inneren Beziehung zu einander. Wie sie das Göttliche oder die Natur noch nicht als ein Ganzes erfasst haben, sondern nur als ein Conglomerat, so erscheinen sie selbst nur als eine zufällige Menge von einzelnen Völkerschaften, die zu einander in keiner anderen Beziehung stehen, als in der, welche die nachbarlichen Conflikte zufällig hervorrufen.

So wenig in der Gesammtheit der sinnlichen Naturvölker ein innerer organischer Zusammenhang ist, so wenig haben die einzelnen dieser Völker eine innere geschichtliche Geistesentwickelung, darum auch überhaupt keine Geschichte; denn der Kern und die Seele der Geschichte überhaupt ist das Innere, der Geist des Volkes; der Mittelpunkt des Geisteslebens aber ist überall das religiöse Bewusstsein, und mit dem Mangel einer Entwickelung des Gottesbewusstseins ist der Mangel einer geistigen Entwickelung, der Mangel einer Geschichte überhaupt gegeben.

Auch in den einzelnen der hierher gehörigen Völker ist statt der von einer Idee getragenen Geschichte nur ein gesetz- und zielloses Wogen; sie sind nicht regungslos, aber ihre Bewegung ist eine zufällige; sie lassen sich nicht fixiren, sondern schweben, ohne ihre allgemeine geistige Bestimmtheit aufzugeben, träumerisch auf und ab; ein zufälliges äusseres Ereigniss giebt ihrer geistigen Thätigkeit wie ihren zufälligen Vorstellungen eine andere Richtung, die Strömung wendet sich nach einer andern Seite, ohne dass aber ein wirklicher Fortschritt über die gegenwärtige Geistesstufe vorhanden wäre.

Wenn wir daher Unterschiede auf dieser Stufe des Welt- und Gottesbewusstseins annehmen, so sind wir doch nicht im Stande, diese Unterschiede, welche sich beziehungsweise als wirkliche Unterstufen erweisen, und einen höheren oder geringeren Grad von geistiger Entwickelung angeben, auf bestimmte Völker mit Sicherheit zu übertragen; die Völker halten uns nicht Stand, sie entschlüpfen uns unter den Händen, und erscheinen bald wieder in vielfach anderer, eben so zufälliger Gestalt; daher die unendliche Mannigfaltigkeit der religiösen Vorstellungen in demselben Volke, sowohl gleichzeitig, wie nacheinander. Bei den Negern hat oft jedes kleine Dorf eine andere Weise der Religion, und auch diese nur eine Zeit lang. Wir können daher zwar hier und da einzelne Völker besonders hervorheben, aber ohne einen festen Boden für eine geschichtliche Entwickelung zu erlangen, ohne von dem einen Volke zu dem andern fortschreiten zu können. Wir sind durch die Zufälligkeit und Haltlosigkeit in der Natur dieser Völker darauf angewiesen, sie alle in Bausch und Bogen zu nehmen und auf eine innere stetig fortschreitende organische Geschichte zu verzichten. Sie haben weder in ihren Ideen noch in ihrem Volksleben eine eigne und wirkliche Geschichte; sie stehen ausserhalb der Geschichte, sind vorgeschichtlich, mögen sie auch bis auf den heutigen Tag vegetiren. Die Geschichte weiss von ihnen Nichts, sie sind jenseit der Grenzen derselben, und nur einzelne ihrer Spitzen schauen hinein in das geschichtliche Gebiet. Wir wissen von ihnen nur, insoweit sie von geschichtlichen Völkern berührt werden; sie erhalten eine Bewegung und Geschichte nur von aussen, wie ein Stein so lange ruht, bis er von aussen fortgerollt wird; sie erscheinen nur wie Wolken am Horizonte der Geschichte, nicht in ihrem Kreise selbst; sie treten geschichtlich nur auf, wenn ein geschichtliches Volk sie in Bewegung setzt, oder geschichtlich gebildete Menschen sich an ihre Spitze stellen; an sich dunkel und kalt, leuchten und erglühen sie nur, wenn sie in die Atmosphäre eines geschichtlichen Volkes gerathen, wie die Sternschnuppen erst in der Erdatmosphäre glühen und leuchten, oder wie oft das Meer nur leuchtet, wo das Schiff es durchschneidet. So hat Amerika Jahrtausende geschlummert, und seine kurzen geschichtlichen Epochen in Peru und Mexico, kaum zwei Jahrhunderte umfassend, sind durch Einfluss fremder und zwar geschichtlicher Völker hervorgerufen; und die in Europa und Asien verheerenden und herrschenden Mongolenhorden, die Jahrtausende

in ihnen Steppen ruhig vegetirt hatten, wurden durch Einfluss weisser Stämme zu einem geschichtlichen Volke für eine kurze Zeit umgebildet, um bald wieder in die alte Lethargie zu versinken. Diese Völker fahren nur momentan aus ihrem Traume auf; der Geist blitzt nur an einzelnen entfernten Punkten aus dem Dunkel hervor. Die vor- und aussergeschichtlichen Naturvölker verhalten sich zu den geschichtlichen Völkern wie die unorganischen Naturdinge zu den Organismen; jene ruhen entwickelungslos, und werden nur von aussen verändert, diese entfalten sich nach einwohnendem Lebensgesetz aus dem einfachen Keim zu einer vielseitigen Lebensfülle; jene dauern, aber leben nicht, diese leben, aber dauern nicht in gleichem Maasse.

§ 30.

Die sinnlichen Naturvölker, den Geist weder in sich noch ausser sich erfassend, gehören nicht der Geschichte an, denn diese gehört dem Geiste, — sie haben keine Geschichte; — aber sie haben eine Ahnung von der Geschichte, welcher sie einst anheimfallen werden, ein dunkles Gefühl, dass sie wegen ihrer Ungeistigkeit kein Recht auf ein Bestehen den geschichtlichen Völkern gegenüber haben, ein Gefühl der innern Haltlosigkeit, dass sie einst aufhören müssen, ein Volk zu sein, dass sie dem Volk der Geschichte einst anheimfallen werden. Dieses bange und schmerzliche Gefühl einer Vorahnung ihres Unterganges zieht sich wie ein trüber Schatten durch das Leben fast aller hierher gehörigen Völker hindurch, und grade bei denen am meisten, die sich am meisten über das bloss passive Dasein des sinnlichen Genusses emporgearbeitet haben.

Die Irokesen haben eine alte Sage, dass bärtige Männer von Osten kommen würden, welche ihre Bäume fällen würden; und ihr Gott, Manitu, kann auf ihre Frage, warum er dem Vordringen der bärtigen Männer nicht wehre, nur antworten, es sei noch eine höhere Macht als die seine, nämlich das unerbittliche Schicksal[1]). Man vergleiche hiermit die nicht mehr Ahnung gebliebene, sondern zu klarem, berechnetem Bewusstsein gekommene Voraussagung eines nordamerikanischen Indianers über den nothwendigen Untergang ihrer Nationalität der geschichtlichen Bildung der Weissen gegenüber[2]): „Siehst du nicht, dass die Weissen von Körnern, wir aber von Fleisch leben? dass dieses Fleisch mehr als 30 Monden braucht, um heranzuwachsen, und oft selten ist? dass jedes jener wunderbaren Körner, welches sie in die Erde streuen, ihnen mehr als hundert zurückgibt? dass das Fleisch, von welchem wir leben, vier Beine zum Fortlaufen hat, und wir deren nur zwei, um es zu erhaschen, die Körner aber da, wo die Weissen sie hinstreuen, bleiben und wachsen? Darum haben sie so viele Kinder und leben länger als wir. Ich sage also Jedem, der mich hören will: bevor die Cedern unseres Dorfes vor Alter werden abgestorben sein, und die Ahornbäume des Thales uns aufhören Zucker zu geben, wird das Geschlecht der kleinen Korn-

säer das Geschlecht der Fleischessenden vertilgt haben, wofern diese Jäger sich nicht entschliessen auch zu säen.“ Die Tonga-Insulaner haben eine bestimmte Sage, dass weisse Menschen über sie herrschen würden. Zu einer ganz bestimmten Weissagung von der Unterwerfung des Volkes durch einen weissen Menschenstamm steigern sich diese Ahnungen bei den Mexikanern und Tezkukanern; hiervon später. Wie im hebräischen Volke das Bewusstsein des Messiasreiches, in welchem die Hebräer aufgehen sollten, lebendig war, so durchzieht auch eine Prophezeihung von entgegengesetzter Art, eine Weissagung nicht von einem Messias aus dem eignen Stamme, sondern von dem eignen Untergang durch eine höhere Macht der Geschichte, durch ein fremdes, geschichtliches Volk, das Bewusstsein der wilden Völker. Diese trübe Ahnung ist, entsprungen aus dem Gefühl der eignen Inhaltslosigkeit und Nichtigkeit, für jene gleichsam das Siegel, dass die Menschheit zum geschichtlichen Leben bestimmt ist. Aber es spricht sich diese Anerkennung nur in negativer Weise durch die Bangigkeit aus, dass das Volk untergehen müsse, weil es keinen Geist, keine Geschichte hat; und je höher verhältnissmässig die Bildungsstufe eines solchen Volkes sich erhebt, um so klarer und bestimmter tritt dieses prophetische Bewusstsein hervor. Es ist dies eine aus dem innern Wesen emporkeimende Todesahnung derjenigen Menschheit, welche kraft ihrer Gesunkenheit nicht Anspruch auf Unsterblichkeit hat, denn sie hat von dem Baume des Naturseins gegessen, und ist den Mächten der Natur verfallen, statt eine geschichtliche Macht zu sein.

[1]) Crevecoeur Reise in Ober-Pensylv. S. 85. [2]) Ebendas. S. 50 f.

§ 31.

Der geistige Standpunkt der wilden Naturvölker ist zwar in seinem Wesen eins mit dem Standpunkte des Anfangs der Entwickelung der Menschheit überhaupt, aber die Wilden sind nicht das Urvolk und das Urvolk war nicht wild. Die wilden Völker sind nur das schuldvolle Stehenbleiben bei dem Anfang, das Verkümmern des lebensvollen Keims, das Kindischwerden und blödsinnige Ausarten der festgehaltenen Kindheit. Statt über den Anfang sofort hinauszugehen, sich zum Geist, zu einem geschichtlichen Volke zu bilden, haben die Menschen die geschichtliche Arbeit liegen gelassen und nur die Mängel des Anfangs mit Vorliebe ausgebildet. Die Quelle der Geschichte, statt in lebendigem Strome hinzufliessen, hat sich zu einem faulen Sumpfe ausgebreitet; die vor- und urgeschichtlichen Zustände sind zu ausser- und nebengeschichtlichen geworden.

Das Leben ist seinem innern Wesen nach Entwickelung; und der Baum, welcher in die Höhe zu wachsen gehindert ist, wächst in die Breite und verkrüppelt; — so ist das Leben der sinnlichen Naturvölker, welche in der geschichtlichen Zeit

noch den Standpunkt der Vorgeschichtlichkeit festhalten, also ein nebengeschichtliches Dasein haben, ein monströses, verkrüppeltes; das Leben, welches in die Höhe über sich hinausstreben sollte, ist stecken geblieben, hat sich in die Breite ergossen, und statt eine hochaufstrebende Krone zu bilden, kriecht es zwergartig verkümmernd am Boden hin. Zwischen dem Urvolk oder vorgeschichtlichem Volke und den ausser- und nebengeschichtlichen Völkern ist also ein tiefer innerer Unterschied; jenes ist der natürliche in die Erde gepflanzte Keim, diese sind der in der Erde abgestorbene und versteinerte Saame, welcher zwar noch die Form, aber nicht das Leben des Keimes hat; jenes ist das Kind, diese sind der kindisch gebliebene, also blödsinnige Mann.

Da der Zustand des vorgeschichtlichen Urvolks eben nur Durchgangspunkt und vor der wirklichen Geschichte ist, so können wir aus der Geschichte von demselben schlechterdings Nichts wissen, wie der Mensch von seiner eignen Urgeschichte, von seiner früheren Kindheit Nichts weiss, weil weder hier noch dort wirkliches Selbstbewusstsein ist. Wenn wir also geschichtlich von Völkern reden, welche dem Prinzipe nach auf jenem vorgeschichtlichen Standpunkte stehen, so sind diess immer ausser- oder nebengeschichtliche Völker, eben darum, weil wir von ihnen wissen. Und wenn wir nun bei der geschichtlichen Erörterung der ersten Stufe des Heidenthums nicht bloss von dem normalen Urzustande reden, den wir nicht empirisch sondern nur aus dem Gedanken erkennen können, sondern auch von dem Zustande der nebengeschichtlichen Völker, von der an sich schuldvollen und sündhaften Festhaltung und Ausbreitung des nur zum Anfangspunkte bestimmten Standpunktes, — so müssen wir uns dagegen verwahren, als ob wir damit sagen wollten, dass diese letztere bis ins Grauenhafte ausgebeutete Entwickelung der ursprüngliche Zustand der Menschheit gewesen wäre. Aber wir dürfen diese schuldvolle Durchbildung des dazu gar nicht bestimmten Urzustandes nicht ignoriren; er gehört dem Principe nach zu demselben, und muss als dessen consequente, aber eben darum sündhafte, Ausbeutung hier betrachtet werden.

Es ist aber wegen des nebengeschichtlichen Charakters dieses Standpunktes völlig gleichgültig, in welchem Zeitpunkte ein solches Volk an die Geschichte anstreift oder, wie in Mexiko und Peru, in sie hineinragt. Ausser der Geschichte vegetirend, gehören sie in den Vorhof derselben; für sie sind, wie für Gott, tausend Jahre wie ein Tag, denn sie haben keine Geschichte und keine Zeit; und die in die Geschichte sehr spät erst hineinragenden, nur theilweise noch in dies Gebiet fallenden Völker der Mongolen, Azteken und Peruaner sind ihrer wahren inneren Geltung nach grade nur so alt, als sie selbst Geschichte haben, d. h. Geschichte wissen, d. h. höchstens 200 Jahre, und gehören darum für die philosophische Geschichte in jedem Falle vor die ältesten geschichtlichen Völker; etwa wie ein kindisch gebliebener zwanzigjähriger Jüngling in Wahrheit weniger reif ist, weniger Geschichte hat als ein zwölfjähriger wohlentwickelter Knabe.

§ 32.

Die nicht dem Geiste, nicht der Geschichte, sondern der Natur in ihrer sinnlichen Einzelheit hingegebenen Völker, die wir ihres aussergeschichtlichen Charakters wegen wilde Völker nennen können, unterscheiden sich in sich selbst und unter einander viel weniger durch geistige Unterschiede, — denn der Geist ist bei ihnen noch nicht Wirklichkeit geworden, — als vielmehr durch ihre Beziehungen zu der Natur. Sie sind nicht über, sondern an der Natur, an ihr wie Schlingpflanzen sich hinaufrankend; in sie versenken sie sich mit all ihrem Denken und Wollen. Wir unterscheiden sie also nach der Natur, an und in welcher sie leben, wie wir etwa die Vögel in Land- und Wasservögel eintheilen.

Alle diese Völker leben nur von der Natur, nicht durch den Geist, nicht durch geistige Thätigkeit, d. h. nicht durch Arbeit; sie bebauen, bearbeiten nicht die Natur; diese ist ihnen gewissermaassen noch ein Paradies, aber ein Paradies der Rohheit. Wo das Land gebaut, die Natur für die verständigen Zwecke des Menschen bewältigt und gebildet wird, da ist nicht mehr der Zustand der Wildheit, da ist Kultur, da ist geistige Macht, da ist Geschichte. So wie der Mensch den Spaten in die Erde schlägt, und zu ihr spricht: du bist mein, und sollst meine Arbeit an dir erfahren, und meinem Willen dienen, — da hört der rohe Naturstand auf, da beginnt die fortschreitende Bildung, da hat der Mensch etwas Festes, ein bleibendes Eigenthum, da erweitert sich seine Persönlichkeit zu einem Besitz; er macht das Land gewissermaassen zu seinem äusserlichen Körper, in und durch welchen sein Geist lebt; er hat Liebe zu seinem Eigenthum; da baut er sich auf seinem Boden, seinem Eigenthume an, er baut für sich und für sein Höchstes, seine Gottheit feste Wohnungen, und die Menschheit hat einen festen Boden zu einer geschichtlichen Entwickelung gewonnen.

Vorher giebt der Mensch der Natur Nichts, setzt nicht seinen Geist in sie, bewältigt nicht durch Arbeit dieselbe, bildet sie nicht nach seinem Geist, — sondern nimmt nur von der Natur, was sie ihm bietet, oder entlockt oder raubt es ihr durch List oder Gewalt, nicht durch friedlich berechnete Thätigkeit, und sein Thun geht nicht über das hinaus, was er zu diesem Zwecke des Nehmens schlechterdings nothwendig hat; er macht sich Instrumente zur Jagd, zum Fischfang etc., aber er bildet die Natur nicht für seine Zwecke; er empfängt ihre Gaben aus erster Hand, er erhält sie fertig; er pflückt nur von den Bäumen seines Paradieses die Frucht, aber er pflanzt und zieht nicht dieselben; die Natur ist nirgends seine Arbeit, sondern was er geniesst, ist überall nur Arbeit der Natur.

§ 33.

Nach den Unterschieden der Natur nun, an welcher der Mensch sich heranbildet, Wald, Küste, Steppe, unterscheiden sich bei den wilden, aussergeschichtlichen Völkern folgende Zustände.

a) *Jagd*; die Thiere des Landes verfallen der Gewalt des Menschen, aber nicht das Leben derselben wird dem Menschen dienstbar, sondern nur das materielle Dasein der Thiere wird unmittelbare Nahrung für ihn; es ist nur getödtet ihm nutzbar. Das ist die unterste Stufe des Völkerlebens; der Mensch verhält sich der Natur gegenüber als Raubthier, er offenbart seine Herrschaft über sie nur durch ihre Verneinung; er bezwingt ihr Leben nur, indem er es tödtet. Er hat es aber bei diesem Raubkampf nur mit dem einzelnen Thiere zu thun, nicht mit allgemeineren Naturmächten; das Thier bewohnt mit ihm denselben Boden.

b) *Fischerei*; das zu jagende Thier gehört einem dem Menschen fremdartigen Elemente an, und der Mensch hat es mehr noch mit diesem machtvollen Elemente als mit jenem zu thun; es wird ein Kampf gegen eine allgemeine Naturmacht, nicht mehr bloss gegen das Einzelwesen. Das Bewältigen der Natur ist in die zweite Potenz getreten, ein Doppeltes ist zu umspannen; das ist die zweite und eine höhere Stufe.

c) *Viehzucht*; das Thier wird als lebendes dem Menschen dienstbar gemacht, aus der Macht der Natur in die des Menschen hereingezogen. Der Mensch bewältigt die Natur nicht mehr dadurch, dass er das Lebende tödtet, sondern dadurch, dass er es erhält und das Lebende sich unterwirft; nicht vernichtend in der Weise des Raubthiers, sondern erhaltend, verwaltend übt er seine Herrschaft über die Natur aus. Aber dieses Bewältigen der Natur bleibt eine äusserliche; der Mensch ergiesst nicht in der Arbeit seinen Geist in die Natur, gestaltet sie nicht um, sondern zieht sie nur zu sich heran, sammelt sie in mechanischer Weise um sich als um ein Centrum; er steigert nicht das Leben der Natur durch seine Arbeit, sondern das seinige durch die Kräfte der Natur; er fördert nicht die Natur, sondern lässt sich die Natur dienen; er disciplinirt sie nicht eigentlich, sondern ruft sie nur zu sich, lässt sich von ihr helfen. Die Viehzucht ist nur eine kultivirte Jagd; das Thier wird zwar nicht mehr als bloss materielles Dasein verzehrt, sondern während seines Lebens als produktives Eigenthum fortdauernd zum Tribut verpflichtet, — die Hirtenvölker schlachten das Vieh meist nur, wenn es zur Milcherzeugung untüchtig geworden ist, — aber auch diese Gaben tragen keine noch so leichte Spur menschlicher Arbeit an sich, sie kommen unmittelbar aus der Hand der Natur; das Vieh ist gleichsam der von selbst Nahrung spendende Acker; die Natur wird noch nicht zum Geben der Arbeit gebildet, sondern nur zur bequemeren Einsammlung des ohne menschliche Arbeit von ihr Erzeugten um den erntenden Menschen geschaart. Noch ist die Natur durch den Geist nicht erschlossen, noch hat der Mensch nicht

den Samen der Arbeit in ihren Schooss geborgen, noch ist diess ein Zustand der Wildheit, wenn auch der an die Geistestufe der Geschichtsvölker unmittelbar gränzende.

Diese hier zunächst nur empirisch und oberflächlich angeführte Unterscheidung hat aber eine noch tiefer greifende Bedeutung, und wiederholt uns auf dem Gebiete der sinnlichen Naturvölker die drei Seiten, nach welchen hin das Völkerleben im Grossen und Ganzen sich auseinanderfaltet.

Der Jäger des Waldes hat es mit der Vielheit der Einzeldinge zu thun; er hat immer nur einen engen Kreis von Dingen um sich, die Natur bietet sich ihm nicht in einer Allheit, sondern als eine ihn unmittelbar umgebende Mannigfaltigkeit von Einzelwesen, auf welche all sein Thun und Wollen gerichtet ist. Das Jägerleben im Walde entspricht der Stufe der sinnlichen Anschauung, wo das objective Dasein überall nur als Einzelheit aufgefasst wird. Die mit üppiger Lebensfülle vermählte ewige Ruhe des Waldes entspricht der nur durch sinnlichen Genuss unterbrochenen, arbeitslosen Ruhe des in sich schlummernden schweigsamen Wilden. Die in sich ungetheilte, kampflos waltende, nur selten von den einsam verhallenden Lauten wilder Thiere in ihrem Schweigen unterbrochene amerikanische Waldnatur, und der Tage lang in seiner Hangematte gedankenlos hindämmernde Indianer, — das sind gleichartige völlig zu einander gehörende Erscheinungen, die sich, ohne die Harmonie des Gemäldes zu zerreissen, nicht trennen lassen.

An der Küste des Meeres und an den Ufern grösserer Seen und Flüsse tritt die Natur aus einander; die frühere concrete Einheit geht in die Zweiheit über, alle Erscheinungen der Natur vertheilen sich nach zwei Seiten hin, und der Mensch tritt in diesen Dualismus der Natur vermittelnd und versöhnend; sein Wohnen, seine Ruhe auf dem Lande, seine Thätigkeit auf dem Wasser, welches dadurch in die Dienstbarkeit des Landes und seiner Bewohner gezogen wird. Der Mensch hat nicht mehr nur die unmittelbare sinnliche Einzelheit vor Augen, sondern die einzelnen Dinge gruppiren sich ihm nach einem allgemein geltenden Gegensatz; der Standpunkt der Fischervölker entspricht desshalb auf dem Boden der sinnlichen Naturvölker dem Standpunkte des abstrahirenden, allgemeine Unterschiede setzenden, zum Dualismus hindrängenden Verstandes, dessen eigentliche Welt sich in China aufthut. — Der Mensch hat es ferner hier nicht mit der Ruhe des Waldes, sondern mit dem ewig wogenden, bewegten Elemente, in dem er nicht heimisch ist, zu thun, — er ist nicht mehr in dem friedlichen Beisammensein mit der Natur, wie der Waldjäger, nicht mehr bloss im Kampfe gegen vereinzelte lebende Wesen, — er tritt in einen Kampf mit dem ihm fremden Elemente, er hat es mit einer allgemeinen, ihm an Grösse der Kraft bei weitem überlegenen Naturmacht zu thun, welche er durch Geschicklichkeit sich unterwerfen, die er durch Klugheit und List in seinen Dienst bringen muss. Das Element der Bewegung, auf dem er sich den Boden erst schaffen muss, auf welchen er

sein Thun begründet, fordert stete Aufmerksamkeit des Geistes und Kraft des Willens, es lässt dem Menschen nicht Ruhe, zwingt ihn zur steten Thätigkeit und Wachsamkeit. Die Fischervölker sind viel regsamer, thätiger, verständiger als die Jägervölker, und zeigen in dieser erwerbslustigen Rührsamkeit die Analogie zu den ihnen beziehungsweise verwandten Chinesen. — Die See zieht den Blick in die Ferne, giebt dem Menschen die Ahnung der Unendlichkeit, die Sehnsucht nach der Weite, nach etwas über die unmittelbare Gegenwart Hinausgehendem, während der Waldmensch fast immer nur in einem beschränkten Gesichtskreis sich bewegt, nur immer Nahes vor Augen hat; daher durchweg ein höheres geistiges Aufstreben, höhere Bildung bei den Fischervölkern als bei den Jägern des Waldes.

Den Hirten der Steppe tritt die Natur als ein endloses Ganze gegenüber; die Grenzenlosigkeit der See ist hier auf das dem Menschen angehörige Element des Landes übergegangen, und nicht an dem Einzelnen haftet der Blick, er schweift ruhelos in die Ferne; dem Einzelnen, dem Menschen, tritt die Natur als gleichartige Allheit gegenüber; sie hat sich in sich selbst zurückgezogen, der Mensch fühlt sich einsam in der endlosen Weite, er sieht sich auf sich selbst zurückgeworfen; er kann nicht mehr im Waldesschatten dem nahen Thiere auflauern, die Natur und ihre Thierwelt flieht vor ihm; er kann nur die Natur friedlich an sich ziehen und um sich sammeln, sich selbst zum Mittelpunkt einer Thierwelt machen, die, in sich gleichartig wie ihre Steppe, das erste Zeichen davon ist, dass der Mensch aus seiner Spannung mit der objectiven Natur herausgetreten, nicht mehr feindselig vernichtend sich gegen sie verhält, sondern lebenbewahrend sie organisirt und disciplinirt. Die Natur, welche sich gleichsam gleichgültig und entfremdet vor dem Menschen zurückgezogen hat, bietet ihm in der Steppe Nichts mehr unmittelbar, wenn er ihr nicht die Hand bietet, aber die Hand des Friedens; die Natur giebt ihm nicht mehr die fertige Nahrung, sorgt nicht mehr mütterlich freigebig für ihn, sondern weist ihn an, mündig zu werden, selbst für sich zu sorgen, selbstschaffend sich eine nahrungspendende Natur um sich zu versammeln und zu erziehen; der von der in unheimlich ausgegossene Weiten sich zurückziehende Natur im Stiche gelassene Mensch wird auf sich selbst und seine friedlich schaffende Thätigkeit angewiesen, er kann nicht mehr bloss die Früchte pflücken, nicht mehr bloss das ohne ihn gewachsene Thier ergreifen, fangen, tödten, sondern er muss es erziehen, muss sich selbst um das Leben der Natur kümmern, nicht bloss auf ihre Tödtung bedacht sein, muss selbst durch seinen Willen eine lebenbewahrende, mütterlich pflegende Macht für die Natur werden. Darin aber, dass die Natur als ein endloses Ganze sich ihm bietet, dass er nicht mehr vorzugsweise die unmittelbare, nahe Einzelheit vor Augen hat, auch nicht die Zweiheit der in Land und Wasser zertheilten Natur, sondern die einige und gleichartige, darin, dass die feindselige, in verneinender Thätigkeit gegen die Natur sich äussernde Spannung des Menschen mit derselben aufgehoben, und ein friedliches, conservatives

eingetreten, das Wilde in Milde übergeht, darin endlich, dass in der Zucht und Wahrung der Heerden sich die durch geistige Macht zur Einheit zusammengeschlossene Vielheit kund giebt, — in allem diesem sehen wir die deutlich hervortretende Parallele zu dem Standpunkte der vernünftigen Auffassung des Daseins als Einheit, im Gegensatz zu dem Dualismus des Verstandes und der Vielheit der sinnlichen Anschauung. Und wie in Indiens Volk sich dieser Standpunkt auf dem Boden der objectiven Gottesidee zeigen wird, so müssen wir hier schon darauf hindeuten, dass in Indien die Viehzucht eine bedeutende Rolle spielt, und dass fast sämmtliche Hirtenvölker des östlichen und mittlern Asiens sich mit grossem Eifer dem indischen Buddhaismus in die Arme geworfen haben; die innere Verwandtschaft der Geistesrichtung musste darauf hinführen.

Die Jäger-, Fischer- und Hirtenvölker verhalten sich also im Allgemeinen grade so zu einander innerhalb der Stufe der sinnlichen Naturvölker, wie die drei Stufen, von denen jene die erste ist; verhalten sich wie die Auffassung des Daseins als individuelle Vielheit, abstracte Zweiheit, organische Einheit, wie sinnliche Anschauung, Verstand, Vernunft, wie Wilde, Chinesen, Hindu. Der Jäger des Waldes lebt völlig in seinem Element, da ist er ganz zu Hause, da fühlt er sich wohl; der Fischer der Küste wohnt nur in seinem Elemente, aber mit seiner Thätigkeit ist er in einem fremden; der Hirt der Steppe ist heimathlos; die Natur bietet ihm zu wenig, als dass er sich heimisch in ihr fühlen könnte wie in seinem Element, und eine bleibende Stätte in ihr haben möchte, er zieht ruhelos in der Steppe umher; und während der Jäger und seine Natur gleich ruhig bei einander blieben, während der Fischer ruhig wohnte, aber der Strom vor ihm vorüberrauschte oder das Meer endlos wogte, ist für den Hirten das Land in ewiger Ruhe, aber er selbst ist das bewegte Element, und wogt unruhig über die schweigende Fläche hin und her. — Die Jäger leben aus der Hand in den Mund; die wenigem Wechsel unterworfenen Urwälder bieten zu allen Zeiten fast gleich viel oder gleich wenig. Die Fischer haben ein nach den Zeiten in der Ergiebigkeit wechselndes Element vor sich, sie sind meist darauf angewiesen, Vorräthe für die Zeit des Mangels aufzusammeln; es tritt eine Sorge für die Zukunft, eine verständige Berechnung der Nahrung ein, der Mensch beginnt zu sparen, ein Eigenthum zu haben. Aber nur das Errungene, das Todte wird aufbewahrt, es ist eben nur ein Aufspeichern. Die Hirten dagegen sind in ihrer ganzen Thätigkeit auf die Zukunft angewiesen, sie lassen nicht das Errungene lagern, sondern sie bewahren, um zu erringen, sie pflegen das Leben ihrer Thiere, an die Stelle des Aufbewahrens tritt die Zucht; in der Gegenwart wird fort und fort die Zukunft bedacht, und was dem Augenblick nichts bietet als Sorge, wird für die spätere Zeit erzogen; es tritt ein ideelles Moment in die menschliche Thätigkeit. — Der Jäger ist wild, roh, träge; der Fischer schlau, geweckt, rührig; der Hirt mild, sinnig, berechnend. — Der Jäger lebt vorzugsweise familien- und gruppenweise, der Fischer in grösseren Gesellschaften,

der Hirt in Stammen. Die Jägervölker gehören meist der rothen Rasse an, in Amerika, die Fischervölker mehr der olivenfarbigen, in der Südsee, die Hirtenvölker der gelben und der schwarzbraunen Rasse, auf dem Festland der alten Welt. — Bei den die geschichtlichen Völker berührenden Naturvölkern sind Anfänge des Ackerbaues, aber spärlich, nebensächlich, fremdartig, wohl nur sehr selten, vielleicht nie, ohne Einfluss der höheren Völker. Wir führen die Völkergruppirung noch genauer an.

1) Die Jägervölker. Hierher gehört fast die ganze rothe Menschenrasse. Niedrig stehen die südamerikanischen Wald-Indianer, höher die Nord-Amerikaner, die von der weniger ergiebigen, weniger gleichartigen, rauheren Natur zu einer höheren Lebensthätigkeit aufgestachelt werden. Theilweise gehören hierher auch die Neuholländer, ein ziemlich munterer und aufgeweckter, geistig sich über die Süd-Amerikanischen Waldindianer erhebender Menschenstamm. Als eine Ausartung der Jägervölker sind aller Wahrscheinlichkeit nach die in die Wüste gedrängten, körperlich, geistig und sittlich tief gesunkenen, an der Grenze der Thierheit stehenden Bosjesman, und die wenig höher stehenden Californier. Wir haben hier die traurigste Entartung des menschlichen Geschlechtes, und in keinem Falle einen ursprünglichen Zustand.

2) Die Fischer-Völker, bei weitem höher stehend als die Jäger, regsam, thätig, munter, bildsam, geistig gewandt, wissbegierig, und schnell auffassend, gesellig, zutraulich, naiv. Hierher gehören vorzugsweise die Südsee-Insulaner, welche sich hier und da selbst zu einer wirklichen Bildung erheben, aber merkwürdiger Weise grade nur da, wo der Dualismus der Natur sich in dem Volke selbst wiederholt, wo ein fremder, heller Menschenstamm die Herrschaft errungen hat; davon nacher.

Den Übergang von den Fischern zu den Hirten machen die meistentheils mit dem Fischfang, zum Theil mit der Viehzucht beschäftigten Polarvölker. Sie sind geistig regsam, lebendig, schlau und verschlagen, behend, daher bei der damit kontrastirenden kurzen, gedrungenen Körpergestalt mit dem Eindruck der Possierlichkeit. Sie sind fast alle friedliebend und selten im Kampfe.

3) Die Hirten-Völker, dem Festlande der alten Welt angehörig, sind mehr als alle übrigen mit den geschichtlichen Völkern in Berührung gekommen, und, besonders in Afrika, in ihrem reinen, ursprünglichen Wesen vielfach modificirt worden. Es gehört hierher vor allen die ganze gelbe oder mongolische Menschenrasse mit Ausnahme der Chinesen, ferner der tief nach Europa hineinragende und durch langdauernde Berührung mit indo-germanischen Völkern in seiner ursprünglichen Reinheit vielfach getrübte, mit fremden Elementen vermischte, finnische oder uralische Völkerstamm, mit Ausnahmen einiger zu der erwähnten Übergangsstufe gehörigen. Die Neger gehören meist hierher, aber haben in der Zeit, wo sie uns näher bekannt wurden, vielfache fremdartige Einflüsse erfahren und aufgenommen. — Die auf friedliches Hegen und Pflegen angewiesenen Hirtenvölker sind an sich auch

von mildem und friedlichem Charakter, freundlich und wohlwollend unter einander und gegen Fremde. Dieser Charakter hat sich am reinsten bewahrt in Mittelasien und im südlichen Afrika, wie bei den Hottentotten, ist aber geschwunden in dem vielfach ausgearteten mittleren Afrika. Das Hirtenleben verlangt seiner Natur nach einen friedlichen gleichmässigen Zustand; der Krieg, der den Jägern nichts kostet als Blut, zerstört hier an und für sich das ganze auf den Frieden berechnete Stillleben des Volkes. Daher sind die Hirtenvölker ihrer Natur nach dem Kriege abgeneigt, er ist fast immer nur Nothwehr; Kriegsgesänge und Kriegstänze finden sich bei ihnen fast gar nicht vor. Die welterschütternden Heereszüge der Mongolen im Mittelalter bilden nur eine scheinbare Ausnahme; die Hirtenvölker waren dabei nicht die Seele, nur die Masse; der sie leitende Geist war nicht aus dem mongolischen und nomadischen Volke.

§ 34.

Der Wald, die Küste, die Steppe sind die Heimath der wilden Völker, vorzugsweise also das Flachland; die Bergländer sind nicht die Stätten, wo sich der Geist thatlos der Natur in die Arme wirft; die wilde Natur entwildert den Geist; von den Bergen herab stiegen die Völker der Geschichte; mit dem Boden erhebt sich der Geist; unsere weitere Geschichtsentwickelung zieht sich grösstentheils an Asiens Hochgebirgen entlang, und selbst Amerikas höhere Bildung barg sich in den Thälern der Cordilleren. Das Bergland ist die Wiege der Geschichte, und das Geschlecht, welches mit Ausnahme der niedrigsten der eigentlich weltgeschichtlichen Stufen, der Chinesen, ausschliesslich Träger der Weltgeschichte war, der weisse Menschenstamm, ist erwiesenermassen ein Sohn des Hochgebirges. Die Völker der Ebene schleichen still und langsam wie Steppenflüsse ein geist- und thatloses Leben dahin; aber die gewaltigen Ströme der Weltgeschichte stürzen sich von den hohen Gebirgen herab. Die Ebene erzeugt Völkermassen, die Berge erzeugen Männer. Wie der Blick von Bergesgipfeln in die Weite schweift, das Land beherrscht, den Geist emporträgt und erkräftigt, das Gefühl der Freiheit und der Macht in ihm erweckt, so wird in den Bergländern das ganze Volksbewusstsein gehoben, das Streben in die Weite, nach Beherrschung der Welt, wird mächtig; der bei den früheren Völkern am Boden niedrig dahinschleichende Geist erhebt sich mit kräftigem Flügelschlage über den Boden der Natur, und der Schöpfungsmorgen der Weltgeschichte leuchtet glühend zuerst von den Hochgebirgen herab.

Die bunte Reihe der nebengeschichtlichen Naturvölker umfasst sämmtliche gefärbte Menschenrassen mit einziger Ausnahme der die erste Periode der geschichtlichen Völker bildenden Chinesen. — Der weisse Menschenstamm steht fast nirgends auf

dieser aussergeschichtlichen Stufe. Die Zahl der wilden Völker ist vor der fortschreitenden Geschichte in steigendem Hinschwinden begriffen; der Buddhaismus hat die Massen derselben in Asien grösstentheils bewältigt, der Islam in vielen Gegenden Afrikas, das Christenthum in allen Welttheilen; und die Zahl der jetzt noch von der Bildung der Geschichte ganz unberührt gebliebenen Völkerschaften ist sehr gering.

Wir werden bei der Darstellung der Geistesentwickelung der wilden Völker Alles fernhalten, was erweislich nicht dieser Stufe selbst angehört, sondern von anderen Seiten in sie hineingepflanzt wurde, und werden diejenigen Völker, welche an sich zwar dieser untersten Stufe der Menschheit angehören, durch fremden Einfluss aber zu einer höheren Entwickelung angeregt und befruchtet, zu vorübergehend geschichtlichen Völkern sich erhoben, einige Völker der Südsee, die Mongolen im Mittelalter, vor Allem die Mexikaner und Peruaner, nachher besonders behandeln. Die genannten Völker sind der Übergang zu den wirklich gebildeten und geschichtlichen Völkern, sind selbst aber von der Geschichte nur oberflächlich ergriffen, tragen sie nicht in ihrem innersten Wesen; sie sind die höchsten in eine fremde Region hineinragenden, in dem Lichte der Geschichte erglühenden Spitzen, welche sich aus der dunklen Masse der Naturvölker erheben; sie treten spät erst in die Geschichte, — nicht um zu bleiben, sondern um unterzugehen, — aber sie haben keine Geschichte hinter sich, sind noch im Kindesalter, gehören noch vor die eigentliche stetig fortschreitende Geschichte der Menschheit.

Erster Abschnitt.

Das religiöse Leben.

I. Das Gottesbewusstsein.

§ 35.

Die als objectives Natursein erfasste göttliche Macht erscheint bei den wilden Völkern nur als einzelnes, begränztes Naturding. Das Göttliche ist noch nicht Geist, sondern eben nur Macht, und zwar einzelne an ein sinnliches Dasein gebundene Macht. Diese objective Gottesidee in der Weise der einzelnen Naturmacht zerfällt aber in sich wieder in folgende drei, den drei Entwickelungsstufen des menschlichen Geistes überhaupt entsprechenden Stufen:

1) Das unmittelbare reine Naturding ist die göttliche Macht für den Menschen; das von dem menschlichen Thun nicht berührte Naturobject, ein Strom, ein Berg, die Sonne etc., stellt sich als bestimmende Macht für den Menschen dar. Der Mensch thut dabei weiter Nichts, als dass er dieses Object, welches sich ihm als imponirende Macht gleichsam aufdrängt, als göttlich anerkennt, nicht

aber kraft eines freien Entschlusses, sondern von dem überwältigenden Eindruck des machtvollen Naturdaseins bezwungen; er ist dabei nicht frei, sondern verhält sich still und passiv, anschauend. Das ist also die reinste Form der Objectivität der Gottesidee, indem nicht einmal die Anerkennung der draussen vorhandenen göttlichen Macht von dem Willen des Menschen abhängt; wir nennen es die Stufe der *Vergötterung der Naturdinge.*

§ 36.

2) Das Naturding, wie es durch das menschliche Subject gesetzt wird, ist das Göttliche. Der menschliche Geist ringt sich aus seiner reinen Passivität heraus, lässt nicht mehr bloss das gegenständliche Dasein auf sich einwirken, sondern behält sich das Recht der freien Anerkennung vor. Das Göttliche ist so nicht mehr reines Object, sondern das Subject hat Theil daran, übt schon eine gewisse Macht über das Object aus, zwar nicht eine wirkliche, schaffende, aber doch eine ideelle, indem es dasselbe mit seinem freien Willen anerkennt oder ablehnt. Bei der Vergötterung der Naturdinge macht sich das imponirende Naturdasein gleichsam selbst zum Gott für den Menschen, es beweist sich so sehr als übermenschliche Macht, dass der Mensch gar nicht anders kann, als sich ihm unterordnen, es als göttliche Macht anerkennen; der Mensch macht es nicht zu seinem Gott, sondern das Naturobject dringt sich dem Menschen als solchen auf; er weiss nicht, wie ihm geschieht, aber es geschieht ihm eben etwas, ohne sein Zuthun, ohne seine Bewilligung; die wirkliche oder vermeinte Macht des Objects übt einen überwältigenden Eindruck aus, und der Mensch verhält sich dabei rein leidend. Hier aber, auf der zweiten Stufe, streift der Mensch diese blosse Leidentlichkeit ab, er kehrt aus dem Überwältigtsein wieder einigermassen zu sich selbst zurück, kommt wieder zu sich, er kann seiner geistigen Natur nach nicht aufgehen in die objective Macht, muss sich ihr gegenüber als ein geistiges, freies Dasein erhalten; und die erste Weise und Offenbarung dieser Selbsterhaltung der bewältigenden Naturmacht gegenüber ist die, dass der Mensch sich die Anerkennung derselben als göttlicher Macht vorbehält, dass er das Object freiwillig zwar nicht zum Gott macht, aber zu seinem Gott erklärt. Bei der vorigen Stufe sagt das mächtige Naturobject zum Menschen: „Ich bin dein Gott;“ — hier aber sagt der Mensch zu jenem: „Du sollst, du darfst mir Gott sein, ich will, ich erlaube es, dass du mir Gott seist.“ — Das ist die Stufe des *Fetischismus.*

Hier ist also nicht mehr reine Objectivität, sondern eine subjective Zuthat; der Mensch erringt sich ein Recht, zwar nicht über das Naturobject, aber doch an dasselbe. Das Naturding wird nicht bewältigt durch das Subject, sonst wären wir nicht

mehr auf dem Boden der objectiven Gottes-Idee, der Mensch giebt ihm weder Dasein noch Macht, aber er giebt ihm das Recht, göttliche Macht für ihn zu sein, die Erlaubniss dazu; der Absolutismus der Natur ist gebrochen, und die Souveränität des menschlichen Geistes keimt aus der Umhüllung hervor; die göttliche Macht der äussern Dinge gilt nicht mehr, wenn der Mensch nicht seine Zustimmung dazu giebt. Der Mensch hat sich nicht die volle Souveränität errungen, ist nicht die Quelle der göttlichen Macht, aber er hat Theil an derselben, wenn auch nur einen rein ideellen, ein Voto. Der Mensch giebt oder versagt seine Anerkennung nach eigener Willkür, lässt sich nicht mehr bloss von dem Dinge bestimmen, er schafft und gestaltet das göttliche Ding nicht, er erwählt es nur, bestätigt seine Macht, und giebt ihm höchstens eine Signatur, dass es eine göttliche Bedeutung habe, malt dem Steine ein Paar Augen und einen Mund, schneidet dem Wurzelstock eine Nase zurecht etc, aber alles das nur, um es zu bezeichnen, aus dem Bereich des Alltäglichen, Profanen hervorzuheben, als das Erwählte und Auserlesene kenntlich zu machen, etwa wie man Schlachtschaafe zeichnet; das ist noch nicht Kunst, kein Wirklichmachen einer Idee, sondern nur ein Kenntlichmachen einer speciellen Vorstellung; der Stein und die Knolle sind nach der Bezeichnung nicht mehr als sie vorher waren; die Augen und die Nase sind nur das aufgedrückte Siegel, das Testat, dass dieses Ding sich für den Menschen als göttliche Macht legitimirt, und das Recht habe, als solches anerkannt zu werden.

§ 37.

3) Im Fetischismus ist schon ein subjectives Element, zwar nicht in das Object hinein, aber an dasselbe herangekommen; — das Object hat Nichts vom subjectiven Wesen in sich, ist nur von ihm berührt. Der weitere Fortschritt liegt darin, dass sich das subjective, geistige Element auf Seite des Menschen immer mehr heraus-, auf Seite der Natur immer mehr hineinbildet, dass das objective Dasein von dem subjectiven nicht bloss gestreift, sondern durchzogen wird, dass es dasselbe in sich aufnimmt, selbst einen subjectiven Charakter annimmt, ohne aber aufzuhören, Naturding zu sein, — dass es nicht mehr bloss Augen und Nase, sondern eine Seele erhält. Die objective göttliche Macht wird da nicht mehr als blosse seelenlose physische Macht vorgestellt, sondern als Seele, aber nicht als freie, vernünftige Seele, nicht als persönlicher Geist, sondern als Seele in der Weise der sinnlichen Einzelheit, eine Seele, welche wesentlich ein Naturding ist, räumlich und begrenzt ist, sinnlich, nur weniger materiell als die andern Dinge, — kurz als Gespenst, als Schatten, Schemen, als Dämon oder Geist in dem plebejischen Sinne des Wortes, — das ist die Stufe des *Geister-* oder *Dämonenkultus* oder des *Schamanenthums*. Es ist die höchste Form des sinnlichen Naturdienstes, ohne aber darüber hinauszu-

gehen, denn diese Geister sind in Wahrheit gar nichts Anderes als verdünnte, seelenhaft verklärte Naturdinge, die als Dinge vorgestellte von der rohen Materie unterschiedene Kraft in den Naturobjecten.

§ 38.

Die drei Stufen: Vergötterung der Naturdinge, Fetischismus und Schamanenthum gehen parallel den drei Entwickelungsstufen des menschlichen Geistes überhaupt. In der Vergötterung der Naturdinge haben wir das Abbild der sinnlichen Anschauung, das göttliche Object wird nur geschaut, und ohne Weiteres anerkannt; im Fetischismus klingt die Stufe der Verstandesentwickelung wieder; der Mensch tritt unterscheidend an das Object heran, und unterscheidet mit Freiheit und Bewusstsein sowohl sich als ein beziehungsweise selbstständiges und berechtigtes Dasein von dem göttlichen Object, als dieses selbst von andern nicht göttlichen; der Verstandes-Dualismus bricht hier nach allen Richtungen hervor. Im Schamanenthume haben wir den Widerschein der Vernunftthätigkeit; die Scheidung des Subjectiven und Objectiven ist an dem Object selbst einigermassen aufgehoben, es ist dieses selbst Seele, also Subject, aber noch völlig eins mit der Natürlichkeit, in der Weise des natürlichen Objectes; man kann nicht recht sagen, ob ein solcher Dämon materiell oder immateriell, ob Ding oder Unding, ob natürlich oder übernatürlich, — es ist eben beides in Einheit, in einer, wenn auch rohen, Versöhnung, die sich auch darin ausspricht, dass diese Geister gewöhnlich als der menschlichen Seele so gleichartig gedacht werden, dass diese nach dem Tode zum Dämon werden kann. Und diese Aufhebung des grellen Unterschiedes zwischen Subjectivem und Objectivem, diese Versöhnung ist das, was der Vernunftstufe entspricht.

Andrerseits gehen jene drei Formen der Gottes-Idee auf der Stufe der sinnlichen Einzelheit parallel den drei Völkerstufen: Jäger-, Fischer- und Hirtenvölker. Die Jägervölker in ihrer nur durch die momentane Jagdthätigkeit unterbrochenen passiven Ruhe empfangen ihre Götter wie ihre Nahrung unmittelbar aus der Hand der Natur, sie brauchen sich um beides nicht sonderliche Mühe zu geben; sie finden beides fertig da. — Die auf viel grössere Geistesthätigkeit und Arbeit angewiesenen, im Dualismus der Natur sich bewegenden Fischervölker, die mit der Natur kämpfen, und ihr gegenüber ihren Willen, ihre Subjectivität durchzusetzen haben, sind ihrem Wesen nach darauf angewiesen, diese Subjectivität auch der Natur, welche ihnen als göttlich erscheint, gegenüber festzuhalten, und die ihnen entsprechende Anschauung ist der Fetischismus; — wie ihre Heimath da ist, wo das bewegte Element das Land bespült, so ist ihre Gottheit da, wo die sinnlich materielle Natur von den Wellen des

subjectiven Geistes berührt wird, wo das Naturobject das Zeichen der menschlichen Anerkennung an sich trägt. — Die Hirtenvölker endlich, denen die Steppennatur ohnehin wenig zu bewältigendes Einzelne darbietet, um so mehr aber Veranlassung zu träumerischem Phantasiren, deren Heimath und Umgebung grade die beseelte Natur ist, bei denen der Mensch mit dieser Natur in eine friedliche Einigung zusammengegangen ist, sind an sich schon verwandt dem Schamanenthum, in welchem die göttliche Macht als seelenhafte Natur und natürliche Seele erscheint, und mehr der träumenden Phantasie als dem sinnlichen Auge sich darstellend, ein Ineinander, ein Versöhnen des Objectiven und Subjectiven bietet.

Wenn nun auch die drei erwähnten Formen des Gottesbewusstseins drei verschiedene Stufen bezeichnen, und wenn sie sich im Allgemeinen ziemlich deutlich an die drei Völkergruppen vertheilen, so können wir doch in diesem vorgeschichtlichen Völkergewoge eine geschichtliche Fortentwickelung der einen Form zur höheren weder bestimmt nachweisen, noch in der Vertheilung derselben an die Völker eine Ausschliesslichkeit behaupten. Wie die Völker selbst schon grossentheils nicht die reinen, ungetrübten Unterschiede der Gruppen darstellen, so gehen noch mehr die Stufen des Gottesbewusstseins in einander über; und wir finden bei demselben Volke oft genug verschiedene Formen des Gottesbewusstseins neben einander oder nach einander oder durch einander; und wenn die Nachrichten verschiedener Beobachter eines Volkes oft sehr verschieden lauten, so liegt das meist in der inneren Mannigfaltigkeit des Volkes, oder in dem Wechsel ihrer Vorstellungen zu verschiedenen Zeiten. Wir sind darum auch bei dieser Seite des geistigen Lebens ausser Stande, eine nach bestimmten Völkern fortschreitende geschichtliche Entwickelung zu geben, und müssen, nachdem wir auf die Völkerunterschiede im Allgemeinen hingewiesen, die Gesammtheit der Völker zugleich betrachten, und so zu sagen, mehr eine Beschreibung des Standes der Dinge als eine Geschichte der Entwickelung geben.

a. Vergötterung der Naturdinge.

§ 39.

Die unterste und einfachste Weise, das Göttliche aufzufassen. Der Mensch ist dabei nicht im Geringsten selbstthätig; er schaut die Welt an, sieht ihre Macht, vor der er selbst ganz zurücktritt, und alsbald ist für ihn ohne viel Nachdenken das Bewusstsein da: „das ist die Macht, die mich in ihrer Gewalt hat.“ Er kann nichts dafür, dass dieser Vulkan, dieser Strom auf ihn einen so überwältigenden Eindruck macht, er muss sich, ohne es zu wollen, ohne widersprechen zu können, demselben unterwerfen; die Naturerscheinung drängt sich ihm als göttliche Macht auf, und er kann nicht anders, als sich beugen und sie verehren. Es ist da auch für ihn noch keine Schei-

dung zwischen Erscheinung und inwohnender Kraft, sondern das unmittelbare Dasein als solches ist ihm die ungetheilte Erscheinung des Göttlichen selbst.

Diese Stufe der Vergötterung der Naturdinge unterscheidet sich wieder in drei Formen; natürlich nicht nach der Weise, wie sich der Mensch zu dem Object verhält, — denn er verhält sich zu allen gleich thatlos, passiv, — sondern nach den Unterschieden der hier allein thätigen Naturobjecte selbst; welche wiederum den Allem zu Grunde liegenden Unterschied der drei Formen: Object, Subject und Einheit beider, so weit es auf diesem objectiven, sinnlich-einzelnen Naturgrunde möglich ist, an sich ausdrücken.

1) Die göttliche Macht unter der Form der reinen, unmittelbaren Objectivität, welche eben weiter nichts ist, als Object, als Dasein: die elementare Naturmacht, welche sich noch nicht in sich zu einem Organismus zusammengeschlossen hat. Die Verehrung der elementaren, allgemeinen Naturmächte ist die natürlichste und allgemeinste Art der Naturvergötterung, weil diese Mächte vor allem Andern als räthselhafte und zugleich als gewaltige Naturmächte auftreten, vor welchen die menschliche Macht ganz in den Hintergrund tritt.

Die elementaren Naturmächte als Formen der Gottheit scheiden sich wieder in drei der übergeordneten Unterscheidung entsprechende Formen:

a) Die ruhende elementare Macht, die weiter gar nichts ist als Sein; — ein ruhendes Sein also, welches nicht durch sein Thun, sondern durch sein Dasein, durch seine Grösse einen überwältigenden Eindruck macht; — die Erde, welche hier natürlich nicht als Ganzes, sondern nur in ihren grossartigen Einzelerscheinungen in Betracht kommt, als Berge, Felsen etc., welche an sich zwar nicht leben, aber das Leben erschaffen, indem sie Quellen entsenden. — Berge und Felsen werden als göttliche Objecte verehrt bei sibirischen Völkerschaften, bei Negern und Amerikanern.[1])

b) Die bewegte elementare Macht, welche nicht bloss das ruhende Sein darstellt, sondern ein in sich bewegtes, sich ausbreitendes Sein, welches also nicht durch das blosse Dasein einen bewältigenden Eindruck macht, sondern auch durch das Thun desselben. Das Leben, wenn auch in seiner äusserlichsten mechanischen Weise, als ziellose, nicht in sich zusammengeschlossene Bewegung der Atome, tritt nun als göttliches Object auf, das ruhelose, flüssige Element, welches nicht nur, wie die Berge, Leben aus sich hervorquellen lässt, sondern in sich selbst ein stetes Werden, eine endlos wogende Unruhe offenbart, in den zwei Formen des Wassers und der Luft, welche beide für das Volks-Bewusstsein als innerlich verwandt, nur der Form nach verschieden gelten, da im Dunst das Wasser in Luft, und im Regen die Luft wieder in Wasser übergeht. Das Wasser wird

in seinem verschiedenen Auftreten, als Fluss, Wasserfall, Strudel, See, immer aber nur in seinen gewaltigen Formen verehrt, die Luft natürlich nur in der den Sinnen wahrnehmbaren Form des Sturmes, nie als blosses Element. —

Die Verehrung der Flüsse, besonders bei Strudeln und Wasserfällen findet sich in Afrika, in Sibirien, in Amerika. Wenn die Kamtschadalen über einen gefährlichen Strudel fahren, werfen sie Taback und zierlich geschnitzte Holzspäne hinein, entschuldigen sich bei ihm mit den Worten: Nimm es uns nicht übel, dass wir über dich hinfahren und gleichsam alle Furcht vergessen, wir fürchten uns genug, aber wir sind nicht Schuld, die Russen zwingen uns dazu [2]). Die Kaffern werfen in den Fluss, um Krankheiten abzuwenden, Eingeweide, Thiere oder Hirse [3]). — Das Meer wird verehrt von den Negern, von denen manche es aus religiöser Scheu nicht befahren, und auf den hinterindischen Inseln [4]). Die Stürme werden als Gottheiten durch Opfer geehrt von sibirischen Völkern.

c) Die Bewegung der Luft und des Wassers ist rein mechanisch, sie bewegen sich scheinbar ohne Zweck und Ziel; sie gewinnen Nichts durch ihre Bewegung. Höher erscheint das Element der Bewegung, welches in der Bewegung als verzehrend und in dem Verzehren als wachsend auftritt, welches wie aus Nichts geboren, in der Weise des thierischen Lebens anderes Dasein vernichtend in sich hineinzieht, und aus dessen Tode neues Leben, neue Kraft gewinnt, das Element, dessen Bewegung in jedem Augenblick als ein wirkungsvolles, durch Vernichtung des Andern sich selbst erhaltendes und steigerndes erscheint, — das geheimnissvolle, sich selbst erzeugende, allmächtige Feuer, gleichsam Macht ohne Stoff, reine Kraft, ein geistiges Element, räthselhaft beginnend, immer nur erscheinend als ruhelose, rastlos verzehrende, glanzvoll flammende Naturmacht, die spurlos wieder verschwindet, wie sie erschienen, eine Göttererscheinung inmitten des Irdischen. Wasser und Luft verhalten sich auch vielfach verneinend gegen die andern Dinge, sie reissen sie fort und zerstören sie, aber das Feuer vernichtet dieselbe, zerreisst sie nicht bloss, es assimilirt sich die Dinge, macht sie zu seiner Nahrung, zu Feuer, und das Element findet ein Ziel seiner Bewegung, nämlich sich selbst. Das Feuer sucht in allen Dingen sich selbst, zieht sie in sich hinein, und die Natur ist hier also in einer Rückkehr aus der Bewegung zu sich selbst, in einer sich zusammenschliessenden Kreisbewegung, entsprechend der dritten Stufe der Geistesentwickelung, wo sich der Geist aus seiner Bewegung aus sich heraus wieder mit sich zusammenschliesst. Wasser und Luft bewegen sich ohne Resultat, wie die vom Winde bewegten Pflanzen; das Feuer bewegt sich wie das Thier um seiner selbst willen; und viele Wilde halten das Feuer auch wirklich für ein Thier. Die Erfassung des Feuers als einer göttlichen Macht ist daher die höchste Form des Elementenkultes, — und es erscheint dasselbe hierbei sowohl als Blitz, das himmlische Feuer, verbunden mit dem Donner, als auch in der Weise des irdischen Feuers.

Die Verehrung des Feuers als eines göttlichen Daseins ist sehr

verbreitet, weil sehr nahe liegend; in Amerika, in Nord-Asien und bei den alten Türken und Mongolen. Damit ist nicht der Feuerkult derjenigen Völker zu verwechseln, welche, wie die indogermanischen, im Feuer nur eine Offenbarung oder ein Symbol der davon ganz verschiedenen Gottheit erblicken. Der Wilde sucht aber hinter dem natürlichen Feuer nichts Anderes. — Donner und Blitz haben unter allen Naturobjecten vielleicht die verbreitetste Verehrung; aber da hier kein bleibender Gegenstand, sondern mehr nur eine augenblickliche Wirkung dem Menschen entgegentritt, so wird dieser Wirkung gewöhnlich eine dämonische Basis gegeben, und diese Verehrung geschieht daher meist in der Weise des Geisterkultus. Wir finden die Verehrung des Donners bereits bei den rohesten brasilianischen Völkern [6]; aber es ist zweifelhaft, ob derselbe als reines Naturding gilt, oder eine dämonische Macht im Hintergrunde hat,

[1]) Georgi Bemerkungen auf einer Reise im Russ. R. S. 281. 318. Sarytschew R. in Sibirien II., S. 27. Römer Nachr. von Guin. S. 65. [2]) Steller Kamtschatka S. 19. [3]) Alberti Kaffern S. 72 [4]) Des Marchais Guinée. II, 133. Marsden, Beschr. v. Sumatra. S 324. [6]) Pr. Max v. Neuwied R. n. Br. S. 144. (Octav-Ausg.)

§ 40.

2) In den Elementen ist die Naturmacht gewissermassen ins Unbestimmte ausgebreitet, sie hat keinen Mittelpunkt, keine Umgrenzung, keine Gestalt; die Gestalt des Erd-Elements ist eine zufällige; das Wasser hat an sich gar keine Gestalt, vielmehr das Streben sich in eine unendliche Peripherie, also ins Gestaltlose zu zerstreuen; und das Feuer tritt vollends als etwas so Inhaltsloses, bloss Verneinendes auf, dass bei ihm von einer Gestaltung zu einer innern Einheit nicht die Rede sein kann. Die höhere Gestaltung ist aber die, dass das Natursein aus seiner Zerstreuung, aus seinem formlosen Auseinandergehen sich in sich selbst zurückzieht und sammelt, dass die Vielheit der Theile sich in eine Einheit zusammenschliesst, dass also Wesen auftreten, in welchen sowohl eine Vielheit von Theilen als eine wirkliche Einheit derselben vorhanden ist, und alle diese Theile in wirklicher Beziehung zu dieser Einheit stehen, wo also das Viele zu einem Zwecke zusammenwirkt und ihm dient. Das ist das lebendige oder organische Dasein, welches in den zwei Formen der Pflanze und des Thieres erscheint.

§ 41.

a) Das in stiller, heimlicher Ruhe wundersam sich entfaltende Leben der Pflanze ist vielfach der Gegenstand der religiösen Verehrung. Spricht sich im Element die reine ungefärbte Macht aus, so sehen wir hier die verständig organisirende Macht, ein höheres, ein geistiges Moment, wodurch das Göttliche schon weit über den Gedanken der blossen rohen Macht hinaufgerückt wird. Im

brausenden Wasserfall tönt uns die riesige Macht ins Ohr, in der schweigsamen Pflanze blickt eine sinnig schaffende Seele uns an; wir finden uns bei ihr heimischer als bei jenem seelenlosen, fremdartigen Tosen eines gegen die Gestalt sich zürnend sträubenden Elementes. Vorzüglich sind es die durch Grösse oder wundersame Gestalt hervorragenden Gewächse, welche dem Menschen als göttliches Dasein sich dargeboten haben.

Grosse gewaltige Bäume, besonders von seltsamer Gestalt, wie die Adansonia, werden bei verschiedenen Völkern göttlich verehrt; in Nord-Amerika, in Afrika, auf den asiatischen Inseln; am Congo wird der in der Religionsgeschichte eine bedeutsame Rolle spielende ficus religiosa als Gegenstand des Kultus auf allen Märkten angepflanzt, aus seiner Rinde Amulete gemacht, und seine Verletzung als ein Verbrechen betrachtet. — Manche Neger halten sich solche heilige Pflanzen in Gefässen in ihren Häusern. — Die orientalische Baumverehrung gehört einer ganz anderen Weltanschauung an.

§ 42.

b) Das Thier, die zweite Seite des organischen Lebens, hat die Vielheit seiner Momente nicht nur in eine abstracte Einheit zusammengenommen, sondern zu einer wirklichen herausgebildet; die Thierseele ist nicht bloss wie bei der Pflanze als belebende Macht in das Ganze ausgegossen, sondern hat sich auch für die verschiedenen Seiten seine Lebensthätigkeit bestimmte Centra gebildet, von denen die Lebensverrichtungen ausgehen, und auf welche alle sich beziehen. Das Thier hat ein Selbst, welches es nach aussen hin festhält und thatkräftig durchsetzt. Die Pflanze hält sich fest, aber setzt der Aussenwelt nur passiven Widerstand entgegen; das Thier verfährt in diesem sich Festhalten angriffsweise, verneint andere Individuen ausser sich, indem es sie vernichtet, und das Vernichtete in sich aufnimmt; die Pflanze offenbart das friedliche Stillleben, das Thier ist kraft seiner Selbstheit feindselig gegen die Aussenwelt, mag nun diese Friedseligkeit activ als Angriff oder passiv als Furcht erscheinen, welche eben den Zustand der Feindseligkeit zwischen dem Thiere und der Aussenwelt voraussetzt. In der Pflanze tritt dem Menschen nur das im Stillen schaffende Naturleben entgegen; im Thiere dagegen offenbart sich ihm die nicht bloss wie bei der Pflanze nach innen gewandte lebenschaffende Naturkraft, sondern die aus der concentrirten und erstarkten Innerlichkeit heraus nach aussen hin als bewältigende Macht auftretende Natur, unter welche er selbst oft sich beugen muss. Bei allen bisherigen Naturdingen war die Macht, welche als eine über dem Menschen waltende höhere erschien, entweder nur eine vorausgesetzte und eingebildete, oder sie trat, wie bei dem Wasser, dem Sturm, dem

Feuer, als blosse Macht, als eine blinde, wahllos um sich herum greifende Kraft, hervor. Im Thiere dagegen erscheint diese Macht als eine bestimmte, in jedem einzelnen Falle auf ein bestimmtes Ziel mit Bewusstsein losgehende; — das Raubthier, — und dieses erscheint naturgemäss als das gewaltigere und höhere, ergreift nicht, wie jene Elemente, was ihm in den Rachen läuft, sondern es geht mit bestimmter Absicht auf ein Thier los, und bringt es mit der ganz auf dieses concrete Ziel leidenschaftlich gespannten Willenskraft unter die Macht seiner Selbstheit; und der Mensch selbst erfährt diese Gewalt der feindseligen thierischen Lebenskraft. Hier tritt ihm eine, wenn auch äusserlich geringere, aber ihrem inneren Werthe nach bei weitem höhere Naturmacht entgegen als bei den blinden Elementarmächten, und es erscheint als ein Fortschritt, wenn der Mensch von der Anbetung der Elemente zu der des Thieres übergeht.

Ist schon die blosse nach aussen wirkende feindselige Gewalt des Thieres etwas Höheres als alle früheren Mächte, so zeigt sich in der ganzen Lebensthätigkeit desselben für den Menschen eine höhere Lebensoffenbarung. Von Naturtrieben nur bei Wenigem geleitet, in den Hauptrichtungen des Lebens von ihnen verlassen, tappt der von keiner bewussten Idee durchleuchtete Mensch schwankend und zweifelnd hin und her; und dieser inneren Unsicherheit gegenüber sieht er das in seinem Thun zweifellos sichere Thier, wie es, ohne zu lernen, ohne zu überlegen und zu schwanken, in Allem, was es beginnt, immer das Rechte trifft, und mit der sichersten Leichtigkeit verfahrend, verständige Zweckmässigkeit überall offenbart. Die Spinne baut gleichsam aus Nichts mit sicherer Kunst ihr Netz; das kann der Mensch nicht; — der Biber baut sich kunstfertig sein Haus, der Mensch muss Alles erst versuchen und lernen; und doch schlingt sich der Vogel künstlicher sein Nest, als der Indianer seine Hütte. Und der Wilde erkennt diess an, und in sich noch nicht den Geist erfassend und den wesentlichen Unterschied des freien Geistes von der gebundenen Thierseele noch nicht erkennend, schiebt er ohne Weiteres seine Art zu denken dem Thiere unter, glaubt, es handle wie er mit überlegendem Bewusstsein, es wisse um Ziel und Zweck seines Thuns; — und das Urtheil ist fertig: „das Thier ist klüger, geistiger und höher als der Mensch;" es ist ihm dasselbe daher das Höchste, was ihm in der Natur vors Auge tritt, es tritt ihm als göttliche Macht entgegen, vor der er sich anbetend beugt.

Dass der Naturmensch in dem Thiere eine höhere Einsicht als die seinige findet, so dass er mit ihm spricht, es um Rath frägt etc., ist eine bekannte und allgemein verbreitete Thatsache [1]). Die

Kamtschadalen sagen auch, dass die Hunde wie die Menschen sprechen könnten, sie thun es aber jetzt nicht mehr aus beleidigtem Stolz, weil die Nachkommen des Gottes Kutka ihnen einst auf ihre Frage, wer sie seien, keine Antwort gegeben haben; die Hunde bellen aber noch die Fremden an, und wollen damit fragen, wer sie seien und woher sie kämen [2]. Vor Allem werden diejenigen Thiere verehrt, welche entweder wie die Raubthiere durch ihre Stärke und ihre Macht imponiren, oder wie die Schlangen durch ein geheimnissvolles Schaffen den Eindruck einer gewaltigen Innerlichkeit machen. Der Elephant gilt als göttliche Macht bei den Kaffern [3]. Die Neger verehren die verschiedenartigsten Thiere, und manchmal jedes Dorf ein anderes; wenn ein solches Thier getödtet wird, so kommt Unglück über das Dorf. Ein dänischer Soldat in den Kolonien West-Afrikas hatte, ohne von der Verehrung der Wölfe in jener Gegend zu wissen, einen derselben, der ihm zu nahe kam, todtgeschlagen; die Neger verlangten eine Sühne, sonst würden sie alle die Gegend verlassen; der dänische Befehlshaber musste sich zu einer Genugthuung verstehen, liess den Wolf in Leinwand einwickeln, und lieferte eine bedeutende Menge Branntwein und Schiesspulver zur festlichen Begehung der Trauerfeier [4]. — Auf Sumatra werden die Tiger verehrt, und wenn die Europäer ihnen Schlingen legen, so gehen die Einwohner hin, um die Tiger vor der Gefahr zu warnen [5]; ähnliche Verehrung geniesst der Tiger bei den Negern im Senegambien. Andere Neger verehren Ziegen, Schaafe u. a. — Die Nord-Amerikaner verehren das Eichhörnchen, die als weissagend geltende Eule und die Schildkröte [6]. — Das Krokodil gilt als göttliches Wesen bei den Aschantis, welche Priester zu seinen Diensten stellen, und Hühner ihm zum Opfer bringen; ebenso auf den ostindischen Inseln, wo es mit Gebet und Musik gefeiert wird; bei einem Feste fährt man mit Sang und Klang an krokodilreiche Stellen, und wirft den Thieren Speisen und Taback zu; auf Celebes und Butong werden sie sogar gezähmt in den Häusern gehalten.

Am allgemeinsten unter allen Thieren ist aber gewiss die Schlange als göttlich verehrt worden; — geheimnissvoll in ihrem ganzen Wesen, überraschend behend ohne alle Glieder, mächtig und gefährlich bei der einfachsten Gestalt, klein und doch der gewaltigsten Thiere mächtig durch den Angriff eines Augenblicks, Schlauheit und Klugheit in ihrem Blick, meist prächtig in ihrem Farbenschmuck, still und schweigsam den Gefährdeten plötzlich schreckend, — ist sie dem Naturmenschen Gegenstand der Scheu und erweist sich ihm als höheres machtvolles Wesen. In ganz Amerika und bei sehr vielen Völkern Afrikas werden sie verehrt und ihnen Opfer gebracht. Die Whida-Neger haben einen ausgebildeten Schlangenkultus; eine Schlange wird in einem besondern Tempel gepflegt und von besondern Priestern bedient; und Mädchen, welche besonders in Gesängen und Tänzen unterrichtet werden, werden unter glänzender Feierlichkeit mit der Schlange vermählt, und geniessen dann, ohne an anderweitiger Verheirathung gehindert zu sein, zeitlebens eines grossen Ansehens und vieler Vorrechte [7].

Da die wirkliche Macht des Menschen über die Thiere mit ihrer Verehrung vielfach in Conflict geräth, so giebt das zu manchen komischen Dingen Anlass; denn die Wilden wissen sich mit den Widersprüchen in ihren Gedanken sehr naiv abzufinden. Haben sie ein Thier, das für sie eine göttliche Bedeutung hat, getödtet, so entschuldigen sie sich bei demselben; die Ostjaken hingen den Kopf des erlegten Bären an einen Baum, und erwiesen ihm göttliche Ehre; dann wehklagten sie bei dem Körper des Bären, und fragten jammernd: wer hat dir das Leben genommen? und antworteten sogleich: die Russen; — wer hat dir den Kopf abgehauen? das Beil eines Russen, etc. Die Nord-Amerikaner sprechen zu dem getödteten Bären: „Zürne uns nicht, dass wir dich getödtet haben: du bist verständig, und wirst einsehen, dass unsere Kinder Hunger haben. Sie lieben dich und wollen dich verzehren. Macht es dir nicht Ehre, von den Kindern des grossen Häuptlings verzehrt zu werden?" — oder sie stecken dem Bären eine brennende Pfeife ins Maul, blasen in den Kopf derselben, so dass das Maul des Bären mit Rauch gefüllt wird, und bitten ihn, die Tödtung nicht zu rächen. Ähnlich machen es die Kamtschadalen. Wenn die Kaffern einen Elephanten erlegt haben, so bitten sie ihn um Entschuldigung, es sei das ohne Absicht durch Zufall geschehen etc.

[1]) S. Klemm Kultur-Gesch. II, 161. [2]) Steller Kamtschatka S. 132. [3]) Alberti Kaffern. S. 71 etc [4]) Römer Nachr. v. Guinea, 769 S. 273 etc [5]) Marsden Gesch. v. Sumatra S 323 [6]) Prinz Max v. Neuwied Reise in Nord-Amerika. II 231. 232. [7]) Des Marchais voy. en Guin. II. 144. 153. Bosmann R. n. Guin. S. 458 Isert Guin. S. 169 etc.

§ 43.

3) Thiere und Pflanzen ragen zwar darin über die elementaren Naturdinge hinaus, dass sie nicht eine formlose, gleichartige Masse bilden, sondern eine Vielheit von Gliedern zu einer lebendigen Einheit zusammenfassen, aber die einzelnen Thiere und Pflanzen bilden nicht die organischen Glieder eines lebendigen Ganzen, sondern stehen gleichgiltig oder feindselig neben einander. Höher erscheint dem Menschen diejenige Weltgestalt, wo eine Vielheit von selbstständigen Einzelwesen zu einer lebendigen Einheit zusammengefasst ist, — das kosmische Leben. Die Erde erscheint da für die Vorstellung als das Moment der Einheit, als Mittelpunkt, alle Himmelskörper als die um diesen Mittelpunkt sich bewegenden peripherischen Glieder. Die weitere Entwickelung des Gottesbewusstseins geht also über zur Erfassung der Himmelskörper als göttlicher Mächte.

Die organischen Naturdinge gehen unter, erfahren also die höhere Macht von anderen Naturkräften; sie können sich nicht gegen dieselben halten, erweisen sich also als machtlose, also nicht als der letzte Punkt, an welchen der Mensch sein Dasein anknüpfen könnte. Die kosmischen Wesen dagegen, Sonne, Mond und Sterne erschei-

nen als unveränderlich, keiner Zerstörung, keinem Tode unterworfen, in ewig gleicher Ruhe und Ordnung ihren Lauf vollführend; sie haben nicht eine höhere Macht über sich, vor der sie verschwinden müssten; sie haben, so scheint es, den Grund ihres Daseins und ihrer regelmässigen Bewegung in sich selbst, hängen von nichts Anderem ab, Alles Andere, alles Leben auf der Erde hängt vielmehr von ihnen und ihrem Umschwung ab. — Sie erscheinen also dem Naturmenschen unbedingt als die höhere Macht. Alles, was bei den früheren Naturobjecten sich als gewaltig darstellte, ist hier in eine Einheit zusammengetreten; — unwandelbar wie die Berge, das Erd-Element, stetig bewegt wie das Wasser, strahlend wie das Feuer, zu selbstständigen, bestimmt gestalteten Einzelwesen abgeschlossen wie die organischen Dinge, sind die kosmischen Weltmächte zugleich zur lebendigen Einheit zusammengefasst in eine unwandelbare Ordnung der Bewegung. — Andere Seiten liegen dem einfachen Bewusstsein noch näher. Die elementare und organische Natur ist noch unmittelbar bei dem Menschen, steht ihm nahe, der Mensch kann nach seiner Willkür ihr näher treten oder sich von ihr und ihrem Wirkungskreise entfernen; ihre Mächte sind beschränkt, und der Mensch kann sich ihnen entziehen oder gegen sie sogar thätlich reagiren, indem er sie bewältigt. Gegen die kosmischen Mächte aber ist der Mensch machtlos, er kann sich ihnen weder entziehen noch irgend eine Gegenwirkung auf sie ausüben, sie in ihrem Laufe stören; jeder menschlichen Macht entrückt, wandeln sie in unnahbarer Ferne als etwas Überirdisches, ein Jenseits der Dinge, erhaben über allen irdischen Wechsel. —

Die Verehrung der himmlischen Naturkörper ist die höchste Weise der Vergötterung der Naturdinge; aber weil hier bereits ein Jenseitiges ist, ein in der höheren Bedeutung erst durch eine geistige Betrachtung, durch ein Losreissen von dem unmittelbar Gegenwärtigen zu Erringendes, so ist der Kultus derselben als eine Gesammtheit, oder als Himmel nur selten bei eigentlich rohen Völkern; häufiger, aber immer noch auffallend wenig werden die Sonne und der Mond verehrt, beide fast immer zugleich; selten die Sterne.

In Amerika sind ausser den später zu betrachtenden Peruanern, bei welchen der Sonnenkultus seine höchste Entwickelung gefunden, nur äusserst wenig Spuren von einer Verehrung der Sonne; ebenso seltene in Afrika; häufiger ist dieselbe dagegen in Nord- und Mittelasien und Nord-Europa bei den mongolischen und finnischen Völkerschaften[1]), bei denen die Armuth der Erde den Blick und den Geist weniger an das Diesseits fesselt, ihn leichter nach dem Himmel erheben lässt; — jedoch sind fremdartige Einflüsse oft gar nicht zu verkennen. Spuren von einer Verehrung der

Sterne finden sich bei den ziemlich gebildeten Neuseeländern, einigen Nord-Asiaten, und Verehrung der Plejaden bei einem einzelnen süd-amerikanischen Volksstamme[2]).

Diese auffallende Erscheinung, dass die Sonne trotz der alles Andere übertreffenden Macht ihres sinnlichen Eindrucks dennoch nur selten für wilde Völker eine göttliche Bedeutung gewonnen hat, zeigt sehr deutlich die ganze geistige Richtung dieser Menschen. Nur das, was sie unmittelbar berührt, was sie mit Händen greifen können, das hat für sie ein besonderes Interesse, wie Kinder haben sie nur Sinn für die nächste Umgebung; das Ferne lässt sie gleichgültig. Sie mögen wohl Geister, Dämonen verehren, weil diese zu ihnen kommen, aber die Sonne steigt nicht zu ihnen herab, sie lässt sich weder durch Beschwörungen noch durch Bitten aus ihrem ruhigen Laufe herausbringen, sie hält sich immer in vornehmer Entfernung und bleibt dem Menschen fremd. Die Regelmässigkeit ihrer Bewegung giebt ihr nicht eine höhere Bedeutung, sondern entfremdet sie dem Menschen nur um so mehr; von einem unwandelbaren Gesetz, einer festen Nothwendigkeit hat er noch kein Bewusstsein, das Leben erscheint ihm nur in der Form der willkürlichen, gesetzlosen Bewegung; der unruhige, scheinbar gesetzlose Wellenschlag des Meeres, das tolle Wühlen des Wasserfalls, die willkürlichen Bewegungen des Thieres erscheinen dem Wilden gerade der scheinbaren Willkür wegen viel eher als Beweis inwohnender Geistigkeit und Macht als der ruhige, nie zu beirrende, nicht zu schauende, nur zu denkende Lauf der Himmelskörper.

[1]) Hammer, Gesch. d. Ilchane. I, S. 46. Georgi, Reise, 599. Desselb. Beschr 380. Klemm, Kulturgesch. III, S 100, 109. 124. Klaproth tableaux hist. S. 44.
[2]) Klemm Kulturgesch. IV., 388, Georgi Beschreib. S. 380. Dobrizhofer Abipon. II, S. 104.

§ 44.

Bei der Vergötterung der Naturdinge ist der Mensch ganz passiv; er hat als Subject dabei weiter nichts zu thun, als sich der objectiven göttlichen Macht zu unterwerfen, und diese bleibt schlechterdings unberührt von dem menschlichen Thun, etwas dem Menschen schlechthin Äusserliches, Fremdes; ihre Verehrung hat daher das Gepräge der Furcht. Eine mir fremde Macht, die über mich Gewalt hat, gegen welche ich mich aber unbedingt passiv verhalten muss, auf die ich schlechterdings nicht einwirken kann, ist an und für sich eine unheimliche; und diess Gefühl der Unheimlichkeit und der Furcht ist der Grundton des auf die reinen Naturdinge gerichteten Gottesbewusstseins; die durchaus fremde Macht ist nicht Liebe, verträgt nicht Liebe. Zu den äussern Naturdingen giebt es daher auch nicht eigentliches Gebet, insofern dieses etwas mehr sein soll, als blosses Bekenntniss, blosse Huldigung; der Wilde will durch das Gebet und durch das Opfer die Naturmächte nicht zu sich herabziehen, nicht die Entfremdung aufheben, sondern er will sie im

Gegentheil fern von sich halten, will sie beschwichtigen, befriedigen, dass sie ihn in Ruhe lassen; denn ihre Macht ist als eine fremde immer eine wesentlich feindselige. — Wir sind hier im Gebiete der ungetrübten Objectivität, das Göttliche ist ein schlechthin Fremdes für den Menschen. — Darin liegt aber ein Widerspruch, der Mensch wollte gerade für sich den Grund finden, für sich wollte er die göttliche Macht; und die er fand, ist und bleibt ihm fremd, wird nicht in Wahrheit für ihn, sondern insofern sie Naturmacht, er aber Geist ist, wenn auch nur erst als Embryo, ist sie sogar gegen ihn.

Der Mensch kann bei diesem Widerspruche sich nicht beruhigen; er muss diese völlige Äusserlichkeit und Entfremdung aufheben, muss das Für-ihn, das subjective Element zur Geltung, zu seinem Rechte bringen, damit das Gottesbewusstsein zu seiner Wahrheit sich entfalte; die absolute Passivität des Menschen der ihm fremden, ungeistigen Macht gegenüber muss gebrochen werden; das geistige Wesen des Menschen muss sich ihr Recht erringen und wahren.

b. Der Fetischismus.

§ 45.

Der weitere Fortschritt des Gottesbewusstseins liegt nun darin, dass der Mensch in einem gewissen Grade zu sich selbst kommt; — denn auf der bisherigen Stufe hatte er sich eigentlich verloren und an die Naturmacht aufgegeben, — dass er nicht mehr schlechthin passiv sich zu der äusserlichen ihm fremden göttlichen Macht verhält, nicht mehr in schweigender, unheimlicher Furcht sich vor dem Naturdinge beugt, ohne dabei Etwas zu thun, — sondern, dass er sich sammelt, dass er sich als ein der Naturmacht gegenüber berechtigtes Subject weiss und festhält.

Das Göttliche bleibt zwar ein Äusseres, ein Gegenständliches, aber das göttliche Object gilt nicht mehr als reines, unbedingtes Object, sondern das Subject tritt an dasselbe mit seinem Rechte heran, hat Antheil an demselben; das Naturding gilt für mich nur noch, insofern es von mir anerkannt wird; der Mensch behält sich die freie Anerkennung vor. Bei der Naturvergötterung musste der Mensch die Naturmacht anerkennen; sie drängte sich ihm selbst als Macht auf, er konnte ihr die Anerkennung nicht versagen; — jetzt aber wählt sich der Mensch mit Bewusstsein und Willen das Object, welches er zur Gottheit haben will; er macht das Ding nicht zum Gott, aber er erkennt dessen göttliche Bedeutung freiwillig an, immer mit dem Gedanken, dass er ihm diese Anerkennung ebenso gut auch versagen und entziehen könne. Er bildet sich nicht den

Gott, sondern er greift ihn sich heraus; er giebt dem Dinge nicht die Macht, sondern nur Bestätigung, dass es dieselbe habe und für ihn habe. Das Ding hat die Macht an sich, aber dass diese auch für den Menschen werde, dazu gehört das Placet desselben, die freiwillige Anerkennung; und Alles, was der Mensch mit dem sinnlichen Object vornimmt, hat keine andere Bedeutung, als die Signatur, das Testat zu sein, dass es ein göttliches Object sei und als solches gelten solle; die Augen, die dem Stein eingeschnitten oder angemalt, die Lumpen, Eierschaalen oder Gedärme, die dem Klotze angehängt werden, sind nur die Legitimation, dass dieser Stein, dieser Klotz Träger der objectiven göttlichen Macht ist. (§ 36.)

Es tritt hier also an die Stelle der reinen Passivität des Menschen eine wenn auch nur oberflächliche Betheiligung desselben an dem göttlichen Sein; die Subjectivität kommt zu einer Geltung, wenn auch nur als Keim. Die Wahrheit, dass Gott und Mensch einander nicht fremd sind und sein sollen, spricht sich hier in der niedrigsten und rohesten Weise darin aus, dass nicht mehr das erste beste imponirende Naturding an sich schon das Recht haben solle, göttliche Macht für den Menschen zu sein, sondern dass dazu die Zustimmung des Subjects gehöre, wodurch eben die Naturmacht aufhört eine rein äusserliche und fremde zu sein, und eine dem Menschen befreundete, von ihm als seine Macht freiwillig anerkannte geworden ist; ähnlich wie bei dem Geschwornengericht der Angeklagte nicht mehr vor fremden Richtern steht, weil er in dem Recht der Ablehnung Gewähr findet, dass sich kein ihm schlechthin entfremdetes Gericht ihm aufdrängt. Dasselbe Zustimmungs- und Ablehnungsrecht beansprucht der Naturmensch auf der Stufe des Fetischismus jedem möglicherweise als göttlich auftretenden Naturding gegenüber; der Mensch übt keine Macht aus über das göttliche Object, aber er will sich auch nicht willenlos von einer ihm fremden Macht beugen. Der Mensch ist nicht mehr bloss leidendes Dasein, sondern er hat auch für sich ein Recht. Die ihrem Wesen nach objective göttliche Macht hat so einen subjectiven Anhauch gewonnen; in ihr ist schlechterdings Alles noch reine objective Natur, aber sie ist in das subjective Element gleichsam eingetaucht, von demselben gefärbt; das Subjective ist aber nur an der Oberfläche, dringt nicht in das Object selbst ein, macht es selbst noch nicht subjectiv, noch weniger geistig. Das Subject ist hier nur die an sich werthlose Null, welche hinter das Naturding, die Eins tretend, dasselbe zu einer höheren Bedeutung erhebt, ohne ihm doch irgend Etwas zu geben.

Der erste schwache Keim von Geistigkeit des Gottes spricht sich also in der Ahnung aus, dass der menschliche Geist ihm nicht fremd sein dürfe, dass eine dem Menschen-Geiste gleichgiltige oder fremde Naturmacht nicht das Rechte sein könne, dass vielmehr derselbe nur Dasjenige als göttlich anerkennen könne, zu welchem er sich als einem Befreundeten hingezogen fühlt, zu welchem er Vertrauen hat. Der Mensch will sich nicht mehr unheimlich bei seinem Gott fühlen, sondern heimisch; darin liegt

aber schon die Forderung, dass das Göttliche nicht mehr blosse Natur, bloss Äusserliches sein solle. Auf der Stufe der Naturvergötterung war die Furcht das Grundgefühl der Religion; die geistleere Natur weht den Menschengeist mit unheimlichem Grauen an; — im Fetischismus ist wenig Furcht mehr, da ist der Mensch in vertraulicher Gemüthlichkeit mit seinem Gott, er hat ihn in seiner Hütte, an seinem Heerde, er giebt ihm Speise und putzt ihn, oder prügelt ihn, wenn er nicht willig ist, mit gleicher Gemüthlichkeit, oder entzieht ihm auch seine Anerkennung. Der rechte Respect ist fort, seitdem sich der Mensch freier fühlt; und mit dem Freierwerden des Subjectes tritt das geistlose Ding, welches Gott ist, in eine etwas schiefe Stellung; seine Machtlosigkeit dem Geiste gegenüber, welcher es wählen oder verwerfen kann, wird dann bald ziemlich deutlich gefühlt.

§ 46.

Das Recht des Geistes, des Bewusstseins, dem bewusstlosen Natursein gegenüber, erscheint hier aber noch in der rohesten Weise; es ist in dem Thun des Subjectes noch nicht eine innere Gesetzlichkeit, nicht Vernunft, sondern es hat noch ganz das Wesen der Zufälligkeit. In der Art, wie er sein Recht der Anerkennung geltend macht, ist nichts Festes, lauter Willkür; ein unsicheres Hin- und Hertasten, ein gedankenloses Herausgreifen dieses oder jenes Dinges als einer göttlichen Macht, wie es grade der Zufall oder die Laune mit sich bringt. Es lassen sich da keine Gründe angeben, warum der Wilde grade diesen Stein oder jenen Thierschädel sich zum Fetisch erwählt; er will gar keinen Grund dazu haben, der in der Sache selbst läge, denn sonst würde er nicht frei zu wählen glauben, würde sich ja von dem Dinge und seinem Grunde bestimmt und gezwungen wissen; und das kindlich erwachende Bewusstsein der Freiheit meint sich durch jedes vernünftige Gesetz in seiner Freiheit beschränkt und sträubt sich gegen seine Fesseln, will nicht nach Gründen, sondern rein nach seinen Einfällen handeln.

Auf der vorigen Stufe wird das Naturding unwillkürlich als göttlich anerkannt, bei dem Fetischismus willkürlich; dort drängt sich das Ding durch seine augenscheinliche Macht dem Menschen auf; hier ist dasselbe an sich dem Menschen gleichgiltig; es wird erst eine Macht für ihn durch seine freiwillige Anerkennung. Wenn nun also dasselbe Ding auf beide Weisen verehrt werden kann, je nachdem die Anerkennung des Menschen eine mehr unwillkürliche, durch das Object abgenöthigte, oder mehr willkürliche, von der Macht des Dinges unabhängige ist, — so liegt es doch in der Natur der Sache, dass die als göttlich verehrten Dinge auf beiden Stufen im Allgemeinen sehr verschieden sein werden. Je mehr die wirkliche Macht eines Dinges ins Auge fällt, je grösser und überwältigender sein Eindruck ist, um so mehr wird es in der ersten Form der unmittelbaren, unwill-

kürlichen Anerkennung verehrt werden; je mehr aber seine Macht zurücktritt, je unscheinbarer, geringfügiger sein Eindruck ist, je mehr die Macht durch Einbildung in dasselbe erst gelegt werden muss, um so mehr wird es in die Reihe der Fetische treten können. Die als göttlich unmittelbar anerkannten Naturdinge sind grossartig, machtvoll, die Natur in ihren riesenhaften und gewaltigen oder räthselhaften Offenbarungsformen; die Fetische sind unscheinlich, unbedeutend, machen auf uns meist einen lächerlichen Eindruck; wir finden Nichts an ihnen, was uns imponiren könnte, weil eben der Grund ihrer Bedeutung nicht sowohl in ihnen als in der Einbildung ihrer Verehrer liegt. — Da die einfach vergötterten Naturdinge der ersten Stufe den Grund ihrer Verehrung in sich selbst haben, nicht willkürlich von den Menschen herausgegriffen sind, da also ihre Eigenschaften sie zu der Bedeutung brachten, die sie erlangten, so ist die nothwendige Folge, dass man diese Eigenschaft nicht auf ein einzelnes Wesen beschränkt, sondern alle Individuen derselben Gattung zugleich die göttliche Bedeutung haben; wenn z. B. der Bär in der Weise der ersten Stufe verehrt wird, so sind alle Bären göttlicher Natur. Im Fetischismus dagegen wird immer ein Ding herausgegriffen; dieses Einzelne ist für mich Gott; und wenn ich mir einen Bären zum Fetisch gewählt hätte, so ist es auch nur grade dieser einzelne, und die übrigen sind mir ziemlich gleichgiltig.

Erscheint so bei der Vergötterung der Naturdinge eine grössere Gesetzmässigkeit, ja eine gewisse Allgemeinheit bei der Auffassung der göttlichen Macht, im Fetischismus dagegen eine zerfahrene Willkür, die auf das ganz Vereinzelte, auf das an sich Geringfügigste sich richtet, — erscheint sonach jene erste Stufe uns verständiger und weniger ungereimt, — so ist das nur ein Schein. Grade im Fetischismus hat die objective göttliche Macht eine grössere Allgemeinheit erlangt. Indem der Wilde sich seinen Fetisch willkürlich auswählt, zu dem ersten besten Klotze oder Knochen greift, oder in wenig Tagen mehrmals seine Fetische vertauscht, so liegt da das dunkle Bewusstsein zu Grunde, dass die objective göttliche Macht nicht an einzelne, besonders hervortretende Lebensformen gebunden ist, sondern durch alle Dinge verbreitet ist; und jedes, auch das unbedeutendste, trägt die göttliche Macht in sich, und es kommt nur darauf an, dass ich, gleichviel wo, dem überall verborgenen Lebensquell einen Ausfluss verschaffe, die Natur gleichsam anbohre, wie Mephistopheles in Auerbachs Keller den Tisch, um sofort den Wein der göttlichen Kraft hervorsprudeln zu lassen. Auf der ersten Stufe schöpft der Mensch nur aus den natürlichen Quellen, auf der zweiten aber gräbt er selbst sich nach Belieben und nach seiner Bequemlichkeit den Brunnen, der ihm das Lebenswasser reichen soll; dort strömte nur an einzelnen Punkten der Natur der Quell von selbst aus der Erde, und der Mensch musste sich zu ihm hin bemühen; hier ist der Quell zum häuslichen Brunnen geworden; der Fetisch ist im Hause, steht zum beliebigen Gebrauche zur Verfügung, wird auf Reisen mitgenommen; und ist dieser Quell nicht ergiebig genug, so geht man zu einer andern Stelle; — und der Zauberstab, der

aus jedem Felsen den Gottesquell hervorschlägt, ist der Geist, allerdings in seiner niedrigsten Form, der menschlichen Willkür. Grade in der scheinbaren Ungereimtheit des Fetischismus liegt das Höhere desselben gegenüber der unmittelbaren Naturvergötterung. So abgeschmackt träumt auch der Wilde nicht, als könne er etwa durch ein angemaltes Maul und ein paar Augen oder durch einen angehängten Lumpen einem Pfahle eine göttliche Macht geben; alles diess ist nur die menschliche Berührung, durch welche aus dem Naturding der in ihm verborgene elektrische Funke der Göttlichkeit hervorgelockt werden soll, und es ist dabei ganz gleichgiltig, an welchem Punkte der Mensch an die Natur herantritt, denn überall ist die göttliche Macht ausgegossen, und es bedarf nur, dass ihr eine Öffnung gemacht, ein Kanal bereitet werde, damit sie zu Nutz und Frommen des Menschen ausströme. Weit entfernt also, dass der Fetischismus die grossartige Naturmacht, die sich in der bewegten See, in Wasserfällen, in den Raubthieren ausspricht, verleugne und zur abgeschmackten Verehrung von todten, machtlosen Klötzen, Steinen etc. herabsinke, hat er hier vielmehr die göttliche Macht über das ganze Dasein der Natur ausgebreitet, sie zu einer allgemeinen gemacht, und indem sie nicht mehr so augenscheinlich und sichtbar ist, zu einer geistigeren erhoben und in dem sich vorbehaltenen Rechte freiwilliger Anerkennung zugleich den Gedanken ausgesprochen, dass die göttliche Macht nicht mehr mechanisch, unmittelbar auf den rein passiven Menschen wirke, sondern dass sie dem menschlichen Geiste verwandt, auch nothwendig von diesem erst als solche anerkannt werden müsse, also auch nur da sei, wo der Mensch kraft seiner Geistigkeit sie anerkenne, wie nach Calvins Lehre nur dem Glaubenden Christi Leib und Blut zu Theil wird.

Der häufige und willkürliche Wechsel der Fetische, so wie ihre unfreundliche Behandlung, wenn sie sich nicht bewähren, ist die Folge der Auffassung, dass sie wirkliche und berechtigte, darum aber auch verpflichtete Macht durch die Wahl des Menschen werden. Das Wegwerfen, Vertauschen, Verkaufen, Zerstören der eignen Fetische ist bei fast allen hierher gehörigen Völkern sehr allgemein; ebenso ihre Misshandlung, wenn sie Nichts taugen oder nicht genug helfen; am leidenschaftlichsten zeigen sich hierbei die Neger.

§ 47.

Der Fetischismus erscheint in zwei von einander wenig verschiedenen Formen, je nachdem das hierbei ins Spiel kommende subjective Element weiter nichts als die blosse Erklärung eines Dinges zum Fetisch ist, oder ob ein wirkliches sichtbares Bezeichnen desselben als erwählten Fetisches vorhanden ist. Bei der ersten Form hat das Subject an dem Object selbst Nichts gemacht; seine Thätigkeit ist eine rein ideelle, und beschränkt sich auf die Wahl, auf die Anerkennung. Diese Fetische unterscheiden sich von den vergötterten Naturdingen eigentlich nur durch die freie Willkür, mit

welcher sie erwählt sind oder verworfen werden können; sie pflegen daher Gegenstände von untergeordneter Bedeutung zu sein, welche an sich keinen bewältigenden Eindruck machen, und daher nur nach zufälligen Launen, augenblicklichen Einfällen oder aus sonstigen unwesentlichen Veranlassungen gewählt werden.

Ein flüchtender Neger tritt beim Ausgang aus seiner Hütte heftig auf einen Stein; er hebt ihn auf, trägt ihn fortan bei sich und macht ihn zu seinem Fetisch. — Als Cortez auf seinem Zuge nach der Hondurasbai zu einem Indianerdorfe kam, hörten die Wilden den Predigten der Franziskaner sehr eifrig zu, liessen ihre Götzenbilder bereitwillig zerstören, und ein Kreuz auf ihren Trümmern errichten. Cortez liess eins seiner Pferde zurück, welches am Fusse sich beschädigt hatte. Die Indianer empfanden viel Ehrfurcht vor dem unbekannten Thier der weissen Männer, sie brachten ihm, als diese fort waren, Blumen zum Opfer, und bereiteten ihm allerlei delikate Speisen von Geflügel und ähnlichen Leckereien, wobei das kranke Thier sich nicht sonderlich behagte und bald verschmachtet starb. Als viel später einige Franziskaner in diese Gegend kamen, fanden sie in einem Tempel die steinerne Bildsäule eines Pferdes, welches als Gott des Donners und des Blitzes verehrt wurde.[1]. Diese Indianer machten das Pferd der mit Donner und Blitz umgehenden weissen Männer zu ihrem Fetisch, indem sie in ihm eine gleiche höhere Macht voraussetzten. — Als die Jakuten grade während des Ausbruchs der Pocken zum ersten Mal ein Kameel erblickten, erklärten sie es für eine feindliche Gottheit, welche die Pocken über sie gebracht. Zufällige Umstände, die mit dem Dinge selbst in gar keinem inneren Zusammenhange stehen, sind meist die Veranlassung zur Wahl eines Fetisches. Die Indianer Amerikas machen meist, was ihnen im Traume besonders hervortretend erscheint, zum Fetisch. Bei einem Volke auf Sumatra verehrte Jeder immer das Ding, was sich an jedem Tage zuerst seinem Anblick darbot, den Tag über, und hatte also jeden Tag einen andern Fetisch[2].

Einzelne Thiere sind sehr oft Fetische; es werden dann die übrigen Individuen desselben Geschlechts zwar nicht gleichfalls göttlich verehrt, denn diess wäre die Auffassung der vorigen Stufe, — aber sie stehen doch in einer gewissen Achtung der Blutsverwandtschaft wegen, und man thut ihnen nichts zu Leide. — Die Häute, Gerippe, Schädel und andere Knochen, Zähne, Hörner, Federn, Gräten und sonstige Theile von Thieren werden vielfach als Fetische verehrt[3] gewissermassen die Reliquien der in der Natur sich offenbarenden Gottheit, auf welche, wie bei den Heiligen — Reliquien, die Kraft des Wesens mehr oder weniger übergegangen ist, dem sie ursprünglich angehörten, der göttlichen Macht nämlich, die in der Natur waltet. — Rohe Steine, besonders Meteor- und Edelsteine, Klumpen von Gold, irgend ein Pfahl oder Klotz oder Baumstumpf sind als Fetische sehr allgemein. Hierher sind auch solche von Menschenhänden gemachte Dinge zu rechnen, welche nicht ursprünglich zu Fetischen gemacht wurden, sondern diese Bedeutung erst zufällig erhielten. Ein Kaffer schlug

von dem Anker eines gestrandeten Schiffes ein Stück ab, und starb bald darauf. Seitdem legten die Kaffern dem Anker göttliche Bedeutung bei und verehrten ihn grüssend beim Vorübergehn, um seinen Zorn zu vermeiden[4]. Die Ostjacken sahen bei einem Europäer eine Uhr in Gestalt eines Bären, der bei dem Stundenschlagen Kopf und Augen bewegte, und sie erklärten dieselbe sofort für eine Gottheit, höher als ihre bisherigen. Die Otaheiter und Neger beteten die Flaggen und Wimpel der europäischen Schiffe an; Andere hielten Quadranten und andere Instrumente, Kessel etc. für Gottheiten, und ein Amerikaner wählte sich ein Muttergottesbild zu seinem Fetisch.

[1]) Prescott Erob. v. Mexico II. S. 369. [2]) Marco Polo Reise III. c. 11. [3]) Des Marchais I, p. 296. Meiners Gesch. der Rel. I, 156. [4]) Alberti, Kaffern S. 72 Lichtenstein Reise I. 412

§ 48.

Die andere Schattirung des Fetischismus ist die, dass die subjective Thätigkeit des Menschen an dem Naturding nicht eine rein ideelle bleibt, sondern eine wirkliche wird; der Mensch giebt dem Dinge ein Zeichen seiner göttlichen Bedeutung, eine kenntliche Etiquette, um es von den profanen Dingen zu unterscheiden. Diese Bezeichnungen sind aber keinesweges Symbole, es ist hinter ihnen weiter nichts zu suchen, sie drücken keinen andern Gedanken aus, als dass dieses Ding ein zum Fetisch erwähltes ist; sie geben mehr ein Kennzeichen der geschehenen Anerkennung, also des menschlichen Thuns, als der Beschaffenheit des Dinges selbst an. Noch viel weniger ist hier an eine künstlerische Thätigkeit zu denken, als solle eine Idee hier zu ihrer Offenbarung, ein Ideal zur Wirklichkeit kommen; auch die menschlichen Figuren unter den Fetischen haben keine Spur von Geist, also auch nicht von Kunst; sie sollen keinen Gedanken, keine Idee aussprechen, sondern nur das Ding als ein unter eine allgemeine Kategorie, unter die Fetischgattung gestelltes, bezeichnen; die Form ist nur das kenntliche Kleid, die Uniform des Fetisches, woran man es erkennt, und es ist dabei völlig gleichgiltig, welcherlei Art die Bezeichnung grade ist. Wenn die Einen Steine oder Klötze mit Augen, Nasen, Mund bemalen oder mit kindlicher Geschicklichkeit eine plumpe menschliche Gestalt daraus schnitzen[1]), etwa wie die Bauern in Schlesien den Bienenstöcken manchmal die Gestalt von Menschen geben, so will das gerade nicht mehr sagen, als wenn Andere damit zufrieden sind, auf einen dicken Stock Lappen, Eierschaalen, Gedärme, Kürbisschaalen, Federn etc. zu hängen.

Wir greifen aus den oft seltsam gewählten Fetischen dieser Art nur einige heraus. Ein Thierkopf auf eine Stange gesteckt, ein Mauleselfell mit aufgesetztem Menschenschädel, ein Schaaffell mit ausgeschnitztem Menschengesicht, ein Adlerfell, Figuren aus Filz

oder Leder, manchmal ausgestopft, aus Spänen, Wurzeln, knotigem Holze, Knochen, Thon, manchmal in Lappen eingewickelt, mit einer fernen Erinnerung an eine menschliche Gestalt[2]). Auch Sammlungen einer Menge von fetischartigen Dingen in Körben, Bündeln etc. kommen vor, Gefässe, angefüllt mit Erde, Öl, Blut, Federn, Haaren, allenfalls auch Mist. — Manche Neger stellen Stöcke mit Lappen etc. behängt in ihren Hütten auf, und wenn Jemand verreist, so wird der Stock nach der Gegend hin gerichtet, nach welcher er gegangen ist, um gleichsam die göttliche Kraft dorthin zu lenken und ausströmen zu lassen. —

Wir müssen übrigens bemerken, dass die Nachrichten im Einzelnen mit Vorsicht beurtheilt werden müssen, weil der bei manchen Völkern allerdings verschwimmende, aber an sich bedeutende Unterschied zwischen Fetisch und Amulet nicht gehörig beachtet zu werden pflegt. Die Fetische sind von Haus aus, ihrer Natur nach göttlicher Art, die Amulete haben ihre Macht erst durch Mittheilung erhalten, und haben ihre volle Geltung daher auch noch in monotheistischen Religionen.

[1]) Am geschicktesten in der Südsee, noch dazu zweifelhaft, ob nicht durch fremden Einfluss; Klemm IV, 375. etc. — plumper in Nord-Asien s. Meiners I., 160 etc in Amerika, Franklin Reise S. 80. [2]) Z. B. Römer, Guin. S. 61. Steller Kamtschatka S. 276. Ritter Erdk. II., 964. III, 126.

§ 49.

Der Fetischismus beruht auf der Betheiligung des menschlichen Subjectes an dem göttlichen Object; es tritt also ein wesentlich subjectives Element in das Gottesbewusstsein. Aus diesem subjectiven Element, aus welchem das Recht des Fetisches hervorgeht, folgt zugleich das eigenthümliche Verhältniss des zum Fetisch erklärten Naturdinges zu dem Menschen, dem es gewissermassen seine göttliche Bedeutung und Berechtigung verdankt. Das objectiv Göttliche steht nicht mehr in unberührbarer Erhabenheit und gleichgültiger Ferne dem menschlichen Subject gegenüber, sondern es ist demselben, so zu sagen, verpflichtet, hat ein besonderes Interesse für das Subject. Wenn der Wilde das Krokodil vergöttert, so geschieht dies unwillkürlich; er ist von dessen Macht bewältigt, und er glaubt, alle Menschen müssten gleiches Gefühl hierbei haben, wie er, und das Thier als göttlich verehren; die Anerkennung geschieht interesselos ohne irgend einen selbstischen Zweck. Wenn sich aber der Mensch einen Fetisch wählt, so ist das gar nicht mehr so uneigennützig; er will Etwas davon haben; der Fetisch wäre ohne ihn nicht, was er ist; darum beansprucht der Mensch auch, dass der Gott ihm diene; er hat sich dem Gott nur unter der Voraussetzung verschrieben und mit ihm den Pact geschlossen, dass dieser ihm zum Nutzen und Frommen gereiche. Der Fetisch ist ein in den Dienst des Menschen citirter Naturgeist. Die vergötterte Naturmacht der ersten Stufe hatte wesentlich eine allgemeine Bedeutung; der Fetisch da-

gegen hat zunächst und vor Allem eine specielle, auf ein einzelnes Subject oder doch einen einzelnen Stamm gerichtete Bedeutung, ist seinem ganzen Charakter nach Schutzgottheit, also die objective göttliche Macht in den Dienst und das Interesse des Subjectes gezogen. Es offenbart sich also hier an dem Ziele des Fetischdienstes ebenso der einigermassen subjective Charakter der zweiten Stufe wie an dem Ursprung desselben. Die rein objective Natur-Gottheit steht in unpartheiischer Höhe über dem Subject, ist neutral; sie kann gut oder böse, mir förderlich oder hinderlich sein, ich kann dagegen nicht viel thun, jedenfalls auf den Gott selbst nicht einwirken, höchstens mich von ihm entfernen. Der Fetisch dagegen kann nicht gut oder böse, sondern nur tauglich oder untauglich sein; ich kann mich in der Wahl vergreifen, aber doch nicht etwas offenbar Böses mir zum Fetisch erwählen; und wenn ich wähle, so wähle ich ihn immer mir; und taugt er Nichts, so entferne ich nicht mich von ihm, sondern ihn von mir, werfe ihn fort. Das ist das starke Hervortreten der Subjectivität; der Mensch lernt der Gottheit gegenüber sich fühlen.

Es wählt Jeder den Fetisch eigentlich für sich und die Seinigen; über die Gemeinde, höchstens den Stamm, geht seine Bedeutung nicht hinaus. Da nun die Wahl ganz willkürlich, und Jeder so oft und so viel Fetische ernennen kann, als ihm beliebt, so ist die Mannigfaltigkeit und Zahl der Fetische ungemein gross, während die der vergötterten Naturdinge sehr beschränkt war. Manche legen sich ganze Sammlungen von Fetischen zu beliebigem Gebrauch an; ein Neger hatte deren über 20,000 [1])

In diesem Gegensatz des rein objectiven Charakters der Natur-Vergötterung und des subjectiven des Fetischismus könnten wir jene den Katholicismus und diesen den Protestantismus der sinnlichen Naturvölker nennen; dort strenges Herrschen der objectiven Macht über das einzelne Subject, welches jener keine Berechtigung für sich entgegensetzen, sich an derselben nicht betheiligen darf; hier das Recht des einzelnen Subjectes, sich selbst den Weg des Heils zu suchen, und nur in freiwilliger bewusster Anerkennung und freiem Glauben sich zu unterwerfen; — daher auch das Zerfahren in eine mannigfaltige Reihe von Richtungen; und die willkürliche und oft muthwillige Behandlung der Fetische erinnert genugsam an den sein göttliches Object auf ziemlich ähnliche Weise traktirenden Ausläufer des Protestantismus, den Rationalismus.

[1]) Römer Guinea, S. 62.

§ 50.

Das Gottesbewusstsein geht auch da, wo das Göttliche noch ganz ausser dem Menschen gesucht und gefunden wird und als ein rein objectives Naturding erscheint, dennoch nicht eigentlich auf eine trennende Unterscheidung des Göttlichen von dem Menschen, sondern

auf eine Einigung und Verknüpfung des Unterschiedenen; der Mensch will für sich und sein ganzes Leben einen festen Grund finden, auf den er sicher bauen kann. Diese auch in der Unterscheidung geforderte Einigung ist auf der ersten Stufe, der Vergötterung der einzelnen Naturmächte zwar erreicht, aber nur durch den Absolutismus der objectiven Natur; der Mensch zählt dabei nicht, hat kein Recht. Der Fetischismus ist dagegen in seiner Grundlage ein Dualismus zwischen objectiver und subjectiver Macht; die im Wesen des religiösen Bewusstseins liegende Einheit beider wird zwar auch hier bewerkstelligt, aber auf die äusserlichste Weise durch die rein willkürliche, nicht die geringste Begründung und Nothwendigkeit in sich tragende Erklärung des Menschen, dass er diess Ding zum Gott sich wähle; die innere Nöthigung zur Anerkennung des Göttlichen, wie sie auf der ersten Stufe in der überwältigenden Macht der Naturkraft auftrat, ist hier verloren gegangen und an ihre Stelle die bodenlose Willkür getreten. Und der Mensch fühlt das, dass er zwar sich aus der Gefahr gerettet, als Subject in der unbedingten Abhängigkeit von dem ihm fremdartigen objectiven Gott unterzugehen, dass er sich, das geistige Subject, bewahrt und erhalten, aber dafür die Gefahr eingetauscht habe, den gesuchten göttlichen Grund, in dem er sich und sein Dasein vernünftig begreifen könne, zu verlieren, und alles in die subjective Willkür verlaufen zu lassen. Der an sich geistige Mensch lehnt sich kraft eines inneren Selbstgefühls gegen die unbedingte Unterwerfung unter eine wesentlich ungeistige, ihm ganz ungleichartige Naturmacht auf; er will nicht in sie aufgehen, will das höhere Recht der geistigen Macht, die da herrschen soll über die Dinge der Natur, dieser gegenüber bewahren und retten; und im Fetischismus ist diese Spannung, dieses sich Auflehnen und Sträuben gegen die reine Naturmacht zur vollen Offenbarung gekommen. Der Mensch sagt zu dem ihm als Macht sich zeigenden Dinge: du hast für dich keine Macht über mich, wenn ich sie dir nicht zugestehe: ich bin dir nicht unterthan, kann dich aber, wenn ich will, zu meinem Gott ernennen. Hier ist Subject und Object offen aus einander getreten; die in der rein willkürlichen Anerkennung liegende Einigung beider ist ein schlechtes Surrogat für eine im Wesen der Sache liegende Einheit; die göttliche Macht erscheint als eine von der menschlichen Willkür abhängige, und darum als eine unwahre, eingebildete. Das religiöse Element ist im Innersten angefressen, an die Stelle der frommen Ehrfurcht ist der Muthwille getreten, und der Mensch, der ausser sich einen festen Ankergrund suchte, ist wieder auf sich und seine zufällige Einzelheit zurückgeworfen; die göttliche Macht sinkt zum dienstbaren Geiste herab.

Es ist so im Fetischismus ein tiefer innerer Widerspruch. Der

Mensch will die göttliche Macht finden, in der er selbst seinen Grund hat; von welcher er also wesentlich abhängig ist. Der sich ihm zunächst darbietenden gegenständlichen Natur will er sich nicht unbedingt unterwerfen, weil er im Innersten es fühlt, dass er als geistiges Wesen eine höhere Bedeutung habe als die blinde Naturmacht, dass diese ihm ungleichartig und fremd sei; er fordert, ohne sich dessen schon bewusst zu sein, eine geistige Macht; aber er hat nur die Natur ausser sich, und er kann die Forderung, sich einer ihm fremden Macht nicht unterwerfen zu dürfen, nur dadurch annäherungsweise in Erfüllung bringen, dass er jede äussere Nöthigung zurückweist, die Auswahl sich vorbehält. Er will eine geistige Macht, und hat die Naturmacht; er will eine Macht von der er abhängt, und er macht die ihm sich bietende von sich abhängig. In diesem innern Widerspruch kann der Mensch nicht verharren; der Mensch hat an dem Fetisch nicht, wonach er im inneren Geistesdrange strebt, und in der Behandlung, die er seinen Göttern zu Theil werden lässt, spricht sich die höhnende Verachtung aus, die er im Grunde gegen sie hegt. Der Widerspruch löst sich nur, wenn die geistige, subjective Seite, welche hier an das Naturobject herangetreten ist, in dasselbe selbst hineintritt, wenn die gegenständliche göttliche Macht eine dem menschlichen Subject wesensverwandte, eine beziehungsweise geistige wird, wenn das Object selbst von dem subjectiven Elemente durchdrungen wird. Diess ist die dritte Stufe des Gottesbewusstseins der sinnlichen Naturvölker.

c) Die Geisterverehrung oder das Schamanenthum.

§ 51.

Im Fetischismus hat das göttliche Naturobject nur eine Andeutung, einen Anflug der Subjectivität, sie ist noch nicht in dasselbe hineingedrungen; sein inneres Wesen ist davon vollständig unberührt geblieben; und eben daher entstand jene ehrfurchtslose und wegwerfende Behandlung des Fetisches. — Die im Fetischismus nur verneinend ausgesprochene Forderung: die ungeistige Naturmacht soll nicht unbedingte Herrin sein über den Geist, kehrt sich in nothwendigem Fortgang jetzt in die positive um: die göttliche Macht muss mehr geistiger Art sein. Dieses geistige Element ist hier freilich nur in seiner rohesten und niedrigsten Form zu nehmen, als Macht, welche sich willkürlich bestimmen kann. Die Subjectivität bleibt hier nicht mehr an der Aussenseite stehen, malt nicht bloss Augen und Nase an den Klotz, sondern geht bis auf einen gewissen Grad in das Naturobject selbst ein, wird von ihm, wie von einem Schwamm, eingesogen, amalgamirt sich mit demselben, und das

Object ist nicht mehr schlechtes Object, sondern mit dem subjectiven Wesen verbunden und geeint, hat in sich subjectives Leben, eine Seele, einen Dämon. Die vorher nur machtvolle Natur wird jetzt beseelt, und diese beseelte, die Subjectivität in sich tragende Natur stellt sich dem menschlichen Subject nicht mehr als ein durchaus Fremdartiges gegenüber, sondern als ein verwandtes Wesen; der Mensch malt jetzt nicht mehr sein Zeichen dem Naturobjecte an, sondern sieht sein Wesen in demselben; es schaut ihn mit befreundeten Augen an.

Wir haben hier eine Versöhnung des im Fetischismus enthaltenen Dualismus, eine Versöhnung im objectiven göttlichen Wesen selbst; indem hier das Subject in das Object eingegangen ist, sich mit dem Natursein zu einem Ganzen vereinigt hat, seine Seele geworden ist, ist auch die Spannung mit dem menschlichen Subject und die Entfremdung von ihm theilweise aufgehoben. Die Naturseele ist dem Menschen nicht mehr ein schlechterdings Fremdes, er kann sich dem ihm Verwandten, dem Geistigen unterwerfen, und er kann vor der beseelten, begeisteten Natur wieder Ehrfurcht und Respect haben. Es ist hier also eine Versöhnung der subjectiven und objectiven Seite wieder eingetreten, und darum eine der dritten Entwickelungsstufe des Geistes, der Stufe der Vernunft entsprechende Form der sinnlichen Naturreligion erreicht.

Ist nun auch die beseelte, vom Subject durchzogene Naturmacht nicht mehr reine, schlechterdings objective Natur, so sind wir doch auch hier immer noch auf dem Boden der objectiven Gottesidee in der Weise der sinnlichen Einzelheit. Denn nicht das Subject tritt als reine göttliche Macht auf, sondern das Naturding, welches ein subjectives Element in sich trägt, beseelt ist, und dem Menschen als eine Naturmacht entgegentritt. Die Natur schlägt, vorher schlummernd, im Dämonenkultus nur die Augen auf, und sieht mit seelenhaftem Blicke den Menschen an; aber der Dämon bleibt doch ein Naturwesen, verwandter zwar dem Menschen, aber immer doch noch fremdes objectives Naturwesen; Erlkönigs Berührung ist unheimlich und erstarrend, weil er nicht Geist, sondern Naturseele ist. Wir haben es hier durchaus nur mit einer an das sinnliche Einzeldasein gebundenen Einzelseele zu thun, nicht mit einem freien persönlichen Geiste, von dem auf diesen Stufen noch keine Ahnung ist. Der Dämon, die Seele des Naturdinges selbst ist auch durchaus nicht ein wahrhaft geistiges Dasein, sondern ist wieder nur ein sinnliches Einzelwesen, weiter nichts, als ein materielles aber seelenhaftes Wesen, dessen Materialität nur weniger handgreiflich, weniger fest und massenhaft ist als bei den meisten andern Dingen, ein schattenhaftes, gespensterartiges Wesen, welches sichtbar erscheint. Diese schattenhaften Geister sind nicht Geist im eigentlichen Sinne, sie sind nicht vernünftige, nach wirklichen Zwecken und nach Ideen wirkende Wesen, sie haben nur die niedrigste Form des Geistes, die Willkür, handeln nach Launen und zufälligen An-

trieben, nicht nach verständigen Zwecken, und sind nicht wesentlich erhaben über die Stufe der sie verehrenden Menschen; sie sind Naturwesen, welche von Seele durchdrungen sind; Stoff und Seele sind hier in unklarer molkenartiger Mischung; der Stoff ist gleichsam durch die Seele verdünnt, verklärt, weniger stoffartig geworden, und die Seele ist wieder in den körperlichen Stoff hineingezogen. Diese nebelhaften, koboldartigen Wesen gehören durch und durch noch der Natur, dem objectiven Sein an, nicht in das Reich des wirklichen Geistes; sie sind in Zeit und Raum beschlossene Wesen, wohnen hier oder da, bewegen sich von einem Ort zum andern. Wenn also auch einerseits die Subjectivität hier zu einer grösseren Bedeutung gelangt ist als vorher, so ist sie doch noch ganz in der Weise der objectiven Natürlichkeit, nicht freier, selbsständiger Geist, nicht Persönlichkeit wie die Götter der subjectiven Völker, die Götter des eigentlichen Polytheismus, welche überall ein freies, von bestimmten und verständigen Zwecken getragenes geistiges Thun offenbaren. Statt persönlicher Geister sehen wir hier nur molkige, unheimliche Gespenster. Das menschliche Denken geht zwar über die unmittelbare sinnliche Erscheinung der Dinge hinaus, sucht jenseits ihrer ein höheres geistigeres Sein, aber dieses verwandelt sich ihm unter den Händen wieder zu einem sinnlichen Natursein, wenn auch weniger stoffartig, weniger sinnlich als die meisten andern Dinge; hinter den Bergen ist eben auch wieder Land. Der menschliche Geist will über das unmittelbar sinnliche Dasein hinausdringen, erhebt sich auch ein wenig über die Erde, aber alsbald erlahmt seine Flugkraft und er sinkt wieder zu der Erde zurück.

§ 52.

Mit dem Hineintreten eines subjectiven Elementes in die Naturdinge, oder wenn man will, mit dem Hervortreten eines subjectiven Gehaltes, eines innern geistigeren Kernes aus den Dingen, des Dämons, geht Hand in Hand das bestimmtere Hervortreten eines gleichen inneren geistigen Elements in dem Menschen selbst. Der Mensch unterscheidet sich auf dieser Stufe noch nicht wesentlich von den übrigen Wesen, und was von diesen gilt, gilt im Allgemeinen auch von jenem. Draussen, im Strome, im Baume, im Thiere wird eine in Weise der Natürlichkeit auftretende Seele gefunden, welche auch als ein Ding für sich auftreten kann; — so wird auch gleicherweise im Menschen selbst eine solche Seele, welche auch wieder ein Ding für sich ist, erkannt. Der Mensch hat so gut seinen „Geist,“ seinen Dämon, wie jedes andere lebende Wesen, und dieser menschliche Dämon ist ebensowenig freier persönlicher Geist, eben so sehr ein materielles, gespensterhaftes Naturding, wie jeder andere Dämon. Und wenn derselbe in den Fall kommt, als ein objectives Dasein den Menschen gegenüber zu

treten, nicht mehr durch sein Gebundensein an den Leib mit den lebenden Menschen in einer Linie zu stehen, sondern sich als ein Höheres über diese zu erheben, nicht mehr gebunden an die Beschränktheit des gegenwärtigen Körpers, sondern existirend als ein Ding für sich, — nach dem Tode nämlich, — so ist dieser menschliche Dämon eben so gut, zum Theil noch besser als die andern Dämonen geeignet, Gegenstand göttlicher Verehrung zu werden; und das ist der einzige scheinbare Fall, wo der Mensch selbst in das Gebiet des Göttlichen hineingezogen wird, — aber eben nicht als wirklicher Mensch, sondern erst, wenn er schattenhafter Dämon geworden ist, der mit der wirklichen Menschheit keine andere Verwandtschaft hat, als dass er ihr ehemals angehört hat. — Demnach aber tritt in dem Kultus der Seelen der Gestorbenen das Moment einer beziehungsweisen Versöhnung zwischen dem objectiven und subjectiven Dasein deutlich hervor. Der Mensch ist nicht mehr, wie bei der Vergötterung der Naturdinge von dem Göttlichen, dem rein Objectiven, schlechterdings verschieden und ihm unbedingt unterworfen, auch nicht mehr, wie im Fetischismus bloss zur Erwählung und Bezeichnung des göttlichen Daseins berechtigt, um dadurch eine leichte und oberflächliche Vertuschung des polaren Gegensatzes zwischen Natur und menschlichem Subject zu bewirken, — sondern der Mensch selbst kann in das Bereich des Göttlichen übergehen, selbst in die Bedeutung einer göttlichen Macht eintreten kraft der inneren Gleichartigkeit der Seele mit den Naturseelen, — wenn er auch dieses Übertreten in den Kreis des Göttlichen nur durch ein Austreten aus dem Kreise des Menschlichen vollbringen kann. Der frühere absolute Gegensatz besteht nicht mehr, die Kluft zwischen der objectiven göttlichen Macht und dem menschlichen Subject ist nicht mehr unüberschreitbar; der Tod schlägt die Brücke über dieselbe; und die dunkle Ahnung der Idee, dass das wahrhaft Göttliche nicht schlechthin ausserhalb des Menschen sei, sondern dass auch der Mensch göttlichen Geschlechts sei, bricht als leuchtender Funke aus dem Dunkel der Seelennacht hervor in dem Gedanken, dass einst jene spannende Trennung aufgehoben werden könne; die noch nicht ins Bewusstsein getretene Idee der wesentlichen inneren Einheit des Menschen mit Gott wird in die Zukunft gelegt; was der höher ringende menschliche Geist in der vollendeten Religion zum klaren Bewusstsein erheben soll, das wird hier als ein physischer Process in das Leben nach dem Tode verlegt. Ja es ist in der inneren Wesensähnlichkeit der menschlich-subjectiven und der natürlich-objectiven Dämonen die Möglichkeit gegeben, dass der Mensch kraft dieser Gleichartigkeit schon vor dem Tode in eine Verbindung mit den objectiven Mächten treten kann, falls er im

Stande ist, das Gebundensein seines Dämons, der Seele, an den Körper, für einige Zeit zu lösen, die Seele aus dem Körper zu entlassen, und so in den Zustand eines Todten vorübergehend einzutreten; — eine Erscheinung, die wir später als Ekstase näher zu betrachten haben werden. Auch hierin also zeigt sich diese dritte Stufe als die der Versöhnung, der theilweisen Aufhebung des bestehenden Gegensatzes. — Die Verehrung der Seelen der Todten ist von der Dämonenverehrnng nicht zu trennen, ist nur eine Weise derselben; fast überall, wo das Schamanenthum herrscht, werden auch Seelen einzelner oder aller Todten in das Bereich der Verehrung gezogen, und bei einigen Völkern geht die Geisterverehrung ganz und gar in den Todtenkultus auf.

Der lebende Mensch kann als solcher niemals Gegenstand der göttlichen Verehrung sein; es widerspricht diess schnurstracks dem religiösen Bewusstsein. Der Mensch will für sich als Menschen, nicht für sich als bloss zufälliges Einzelwesen einen höheren, göttlichen Grund; als solchen kann er aber niemals einen Menschen, mit dem er sich unter allen Umständen als gleichen Geschlechtes weiss, betrachten. Die zufällige sociale Übermacht eines Menschen in despotischen Negerstaaten erscheint auch dem Neger nicht als eine wesentlich übermenschliche, sondern nur als eine äusserlich veranlasste. Das religiöse Bewusstsein sucht für das Menschliche einen übermenschlichen Grund, schliesst also das Menschliche schlechterdings von der Verehrung aus. Schlangen, Krokodile und Bären können wohl von den Wilden als die geheimnissvollen Inhaber der übermenschlichen Macht vorgestellt werden, aber nicht der ihm viel näher stehende und verständlichere Mensch.

Grade die Wilden sind am weitesten davon entfernt, irgend einen Menschen in eine unerreichbare Höhe über sich zu stellen; sie sind meist radikale Demokraten, und auch in den Negerkönigen wird nur die äussere Macht, nicht eine innere wesentlich höhere anerkannt. Die Wilden betrachten den Menschen entweder als ihres Gleichen oder als ihren Feind; — vor ihren Häuptern beugen sie sich nicht, und dem Fremden treten sie nicht mit Gebet und Opfer, sondern mit Pfeil und Bogen entgegen. — Der Kultus des lebenden Menschen ist der religiösen Idee nach unmöglich, und, einige bald geschwundene Missverständnisse ausgenommen, auch nirgends vorgekommen; — die tollen Ansprüche verschrobener Fürsten des spätesten Heidenthums verfielen sofort der Lächerlichkeit. Wenn Hegel, von schiefen Voraussetzungen geleitet, den Kultus des einzelnen Menschen als eine Form der untersten Religionsstufe, der Religion der Zauberei anführt[1]), so hätte er wenigstens nicht als Beispiel den Kaiser von China anführen sollen, der nie als wirkliche Gottheit galt, sondern nur als Sohn des Himmels, als wirklicher Mensch, der nur Vertreter und

Beamter der höheren Macht ist, nicht diese selbst; mit gleichem Recht wie der chinesische Kaiser müsste auch der Papst als ein solcher menschlicher Gott angeführt werden, der ja auch als Stellvertreter Gottes auf Erden auftritt. Die von Hegel noch angeführten Zauberer haben schlechterdings nur eine abgeleitete, niemals eine ursprüngliche Macht, sind nie mehr als Priester und Vermittler, und nie Gegenstand des wirklichen Kultus.

Die einzigen Fälle, wo Menschen wirklich als Gottheiten betrachtet wurden, sind einfache Missverständnisse, und die Verehrung hörte sofort auf, als sich die Verehrten als Menschen bekundeten. So wurde Cortez Anfangs von den Mexikanern für den wiederkehrenden Gott Quetzalkoatl, der früher ausgewandert war, gehalten und sogar mit Opfern geehrt; hiervon später. Cook wurde auf den Sandwich-Inseln als ein göttliches Wesen betrachtet und musste sich gefallen lassen, dass er auf eine Art Altar gestellt und mit Schweine-Opfern verehrt wurde. Aber die Ehre dauerte nicht lange und die Menschheit des Engländers wurde bald offenbar[2]). Diese und ähnliche Fälle zeigen deutlich, dass diese in Gestalt und Farbe so ganz ungewöhnlichen Fremden, — und nur bei solchen trat der seltene Kultus ein, — eben nicht als Menschen, sondern als eine Götteroffenbarung in menschlicher Gestalt betrachtet wurden, wie sie ja in den meisten Religionen vorkommen. Der als Gottheit verehrte Bär dagegen wird als wirklicher Bär angesehen; die als Fetisch verehrte Schlange ist nicht bloss eine vorübergehende Theophanie, sondern ist und bleibt eine leibhaftige Schlange. Bei Cortez und Cook aber hörte die Gottheit auf, wo die Menschheit anfing; und wenn einige Griechen einen für schöne Erdentöchter sich interessirenden schönen Fremdling für den sich zum Irdischen herablassenden Zeus gehalten hätten, so würde man den Griechen doch keinen Menschenkultus zuschreiben können. Aus einem solchen Missverständnisse kann man eben so wenig eine Verehrung des Menschen machen, als wenn man, weil einmal Kalbsknochen für Heiligen-Reliquien ausgegeben und gehalten worden sein sollen, sagen wollte, dass in der katholischen Kirche Kälber als fürbittende Heilige verehrt worden seien. Es kommt überall nicht auf den zufälligen Irrthum, sondern auf den zu Grunde liegenden Gedanken an. — Von dem vermeintlichen Menschenkultus völlig verschieden ist die Verehrung gestorbener Menschen. Die Seele nach dem Tode ist eben etwas Anderes als bloss Menschliches, eine jenseitige Macht geworden, fällt der beliebig steigernden Phantasie anheim und ist als eine über dem natürlichen Menschen waltende gedachte Macht wohl geeignet, Gegenstand der religiösen Verehrung zu sein.

[1]) Rel. Phil. I. S. 301. 2. Aufl. [2]) Cooks dritte Reise, II. 207.

§ 53.

Die seelenhaften Dämonen lassen sich nach drei Richtungen hin unterscheiden. Zunächst erscheinen sie als die Seelen, die concret gewordenen Kräfte der Naturdinge; die innere Macht der Dinge

löst sich als etwas Besonderes, als ein schattenhaftes Wesen von ihrem Körper, sie wohnt nur noch in ihm, ist nicht mehr ihm schlechthin angehörig und mit ihm verwachsen, kann sich unter Umständen auch ganz von ihrem Körper trennen und als ein selbstständiges Wesen erscheinen. So wohnen in den Wasserfällen, feuerspeienden Bergen, im Sturme, Feuer, vor Allem im Donner und Blitz, in Thieren, in den Sternen, die sie treibenden, als Seelen vorgestellten Kräfte [1]). Es ist diese Form eigentlich die in die Region des Dämonenthums erhobene Vergötterung der Naturdinge; das Göttliche wird nur nicht mehr den Dingen an sich, sondern dem geistigeren Kern der Dinge, der Naturseele, übertragen. — Zweitens haben die Dämonen eine bestimmte Beziehung zu einzelnen Menschen oder Familien, bei denen sie wohnen, und aus deren Kreise sie als die Seelen der Ahnen meist hervorgegangen sind, Familiengeister, entsprechend dem auch auf einzelne Menschen oder Familien vorzugsweise gerichteten Fetischismus, gleichsam dessen höhere, vergeistigte Form, nur mit dem Unterschiede, dass die Subjectivität, welche jenseits Platz gewonnen hat, nicht mehr der subjectiven Willkür diesseits, der muthwilligen Behandlung von Seiten der Menschen freien Spielraum gestattet; die Geister-Seelen sind vielmehr ziemlich selbstständig, und können eben so gut schaden wie nützen, als böse wie als gute Dämonen auftreten. Diess ist eine der gewöhnlichsten Formen des Geisterkultus.

Drittens erscheinen die Geister, meist auch als frühere Menschenseelen gedacht, in allgemeineren Beziehungen; bald ziel- und zwecklos hin und her schweifend als gutmüthige oder störende Kobolde in alles Mögliche sich einmischend, bald einer bestimmten Wirksamkeit sich hingebend, Krankheiten wirkend, Geburten befördernd, Jagd, Krieg, Reisen zu Wasser und zu Lande beschützend, für ganze Stämme sorglich wirkend, wie es etwa der Seele eines ehemaligen Anführers zukommt etc., immer aber als unzuverlässige, launenhafte, von keiner vernünftigen Nothwendigkeit geleitete Wesen. In diese Reihe ist auch der angebliche „grosse Geist“ zu setzen, den einzelne Stämme der Indianer verehren; es ist der Häuptlings-Dämon seines Volkes, der einen gewissen höheren Rang über andere Geister einnimmt, aber mit dem monotheistischen Weltschöpfer nicht die mindeste Ähnlichkeit hat, als höchstens die, dass die Wilden über ihn nichts Anderes mehr setzen; das will aber nicht viel sagen. Wir müssen auf diesen „höchsten Geist“ nachher noch zurückkommen.

Alle diese Dämonen gehören ihrem ganzen Wesen nach noch in das Gebiet der objectiven Göttlichkeit; sie sind noch Natur und nicht selbstbewusster Geist, sind, selbst als Menschenseelen gedacht,

nichts Anderes als gesteigerte Thierseelen; denn der Mensch unterscheidet sich selbst hier, wie wir später sehen werden, noch nicht wesentlich von dem Thiere, erkennt dieses als ihm ebenbürtig an; und so lange das Bewusstsein der freien geistigen Persönlichkeit noch nicht aufgegangen ist, so lange thut es dem objectiven Naturcharakter der göttlichen Wesen nicht Eintrag, wenn sie das Gepräge der menschlichen Seelen tragen, denn diese sind selbst noch wesentlich von der Natürlichkeit umfangen, sind noch nicht Person, noch nicht freier Geist, sind noch nicht eingetreten in die Geschichte. Alle diese Völker haben noch keine Geschichte; und erst wo diese beginnt, ist der Mensch zu sich selbst gekommen, erst da unterscheidet er sich von der Natur, sich über sie erhebend, erst da können wir in dem menschlichen Subject ein wesentlich Anderes als das Natursein suchen. Der Ahura Mazdao der Perser ist so wenig ein Naturding wie der griechische Zeus, und nicht im mindesten zu vergleichen mit den gespenstigen Dämonen der Schamanen.

Die Dämonen sind entweder schon an sich sichtbar, als schattenhafte Gespenster, oder hörbar, oder können doch zu Zeiten oder von einigen Menschen gesehen oder gehört werden, nicht sowohl, indem sie eine beliebige Gestalt absichtlich erst annehmen, sondern meist in ihrer wahren sinnlichen Gestalt, die aber, weil weniger handgreiflich und stoffartig, nur unter gewissen Umständen sinnlich wahrgenommen werden kann, z. B. wenn, wie im Traume, die Seele durch andere Eindrücke nicht in Anspruch genommen ist, etwa wie wir die Sterne nur in der Nacht sehen können, obgleich sie auch am Tage am Himmel stehen. Die eigentliche Theophanie, das bewusste wirkliche Annehmen einer körperlichen Gestalt von Seiten eines an sich unkörperlichen Geistes gehört nicht dieser Stufe an; die Geister sind hier schon an sich körperlicher Art, und ihr Erscheinen hängt mehr von der Empfänglichkeit des Menschen, als von ihrem sich Offenbaren ab. Die Gestalt dieser Geister ist meist eine sehr abentheuerliche. Einige werden nur als lärmende und polternde Kobolde gehört; ein Negerdämon schreit wie die wilden Gänse, lässt sich Branntwein reichen, und trinkt so gierig die Flasche aus, dass man das Schlucken deutlich hören kann, und hinterlässt ein Gefäss voll heiligen Urins, in welches die Gläubigen sich weihend die Finger tauchen [2]). Andere erscheinen sichtbar als nebelartige Schatten, als Katzen, Bären, Schlangen, Eulen, Spinnen, Wespen, Käfer etc. [3]) — oder im Traume in Menschengestalt. — Die Dämonen haben natürlich auch einen Wohnort, wo sie sich aufhalten, in Wäldern, hohlen Bäumen, in Höhlen, in den Wüsten etc.

[1]) Klemm, Kultur-Gesch. II, 161, IV. 354, 357. Cranz, Grönl. I. 266.
[2]) Römers Guinea S. 49. [3]) Georgi Beschr. d russ. Völkersch. S. 381. Dess. Bemerk. 286. Mone Gesch. des Heidenth. I. S. 39. Lichtenstein, Reise in Afrika I, 414.

§ 54.

Während im Fetischismus Idole verehrt wurden, welche,

mochten sie nun das Gepräge der Menschenhand an sich tragen oder nicht, unmittelbar das göttliche Wesen selbst darstellten, wenn auch nicht als ganze Gottheit, doch als bevollmächtigte Vertreter, als die machtvollen Träger der allgemeiner verbreiteten, hier ihre reale Ausströmung findenden göttlichen Naturmacht, — so haben die sogenannten Idole der Schamanen eine ganz andere Bedeutung. Die hier zu einer schattenhaften concreten Gestalt geronnenen Naturmächte bedürfen eines solchen Vermittelungskörpers nicht mehr, sie treten in eigner wirklicher Gestalt auf; und wenn der Mensch hier noch das Bedürfniss hat, die zu wenig sinnliche, und nur vorübergehend erscheinende Dämonenmacht sich, so zu sagen, zum täglichen Handgebrauch, tauglich darzustellen, so sind das nur Einrichtungen, welche entweder dazu bestimmt sind, den Dämonen zum Wohnplatz, allenfalls zum vorübergehenden Aufenthalt, zum Absteigequartier zu dienen, — oder die geweihten, von der Geistermacht getränkten Heiligthümer zu sein, welche die ihnen mitgetheilte Kraft in sich aufbewahren und nach Bedarf wieder ausströmen lassen, etwa wie geweihte Ringe, Gefässe etc. Wenn also die Geisterverehrer Stangen errichten mit Lumpen und allerlei Firlefanz behängt, und einen Kreis von Steinen oder Schädeln ringsum schliessen, so sind das keinesweges Fetische oder Götzenbilder, sondern die Wohnstätten eines Dämons, nur das Zeichen, dass hier ein heiliger Ort sei, an dem die Geister hausen. Und wenn sie sich Knochen, Späne, einen Pack Lumpen, Gefässe, Kästchen etc. in ihre Hütte stellen oder sich um den Hals hängen, in der Meinung, dass göttliche Kraft darin sei, so sind das auch wieder nicht Fetische, sondern Amulete, geweihte Dinge, Reservoirs für die Geistermacht, und es ist völlig gleichgiltig, von welcher Art diese Dinge sind, da sie alle geweiht und von der ihnen mitgetheilten Macht durchzogen werden können.

Der Unterschied zwischen den Fetischen und diesen schamanischen Heiligthümern ist genau genommen der, dass jene die göttliche Macht an sich schon haben, wenn sie auch nicht der ganze und volle Ausdruck der göttlichen Naturkraft, sondern nur deren theilweisen Kanäle sind, — die schamanischen Heiligthümer aber an sich gar nicht göttlich sind, sondern profane Dinge, welche erst durch Übertragung der dämonischen Kraft auf sie eine höhere Bedeutung erlangen. Jene sind wirklicher Ausdruck der göttlichen Kraft, diese nur ihr Surrogat; jene sind geborne Gottheiten, diese sind zu dem, was sie sind, gemacht; jene werden nur für ächt und berechtigt erklärt, diese werden geweiht, gewissermassen inspirirt; jene leuchten in eignem, diese nur in empfangenem Lichte. — Der Unterschied ist an sich scharf, aber bei der Unklarheit und Vermischung der betreffenden Völker nicht immer wirklich nachzuweisen, und in vielen einzelnen Fällen ist es

zweifelhaft, ob das heilige Ding ein Fetisch oder ein geweihtes Object ist.

§ 55.

Während die Vergötterung der einzelnen Naturdinge vorzugsweise den Jägern des Waldes, der Fetischismus den Fischern der Küste angehört, — findet die Dämonen-Verehrung ihre vorzüglichste Heimath bei den selten durch eine grossartige Einzel-Natur überwältigte, mehr auf das stille geistige Walten des Ganzen hingewiesenen Hirten-Völkern; jene beiden also bei den rothen und schwarzen, diese bei den gelben Menschenstämmen, natürlich ohne dass eine scharfe Grenze zu ziehen möglich wäre. Die weiteste Entwickelung hat das Schamanenthum in dem nördlichen Drittel von Asien gewonnen, bei den bis tief nach Europa hinein sich ausbreitenden finnisch-mongolischen Stämmen [1]). Da aber grade diese friedlichen Völker seit den ältesten Zeiten mit den Völkern der Geschichte in Berührung gekommen, und von diesen vielfache Einflüsse erfahren haben, so finden wir grade bei den asiatischen und europäischen Dämonenverehrern deutlich den Einfluss buddhaistischer, slavischer und germanischer Religionsrichtungen, und ihr Gottesbewusstsein erscheint zu nicht geringem Theile als eine trübe Mischung verschiedenartiger, nicht aus einer Wurzel entsprossener Anschauungsweisen und Gedanken.

Da die Berührungen mit geschichtlichen Völkern und ihre Einflüsse in viel frühere Zeit fallen als die genaueren Nachrichten über das religiöse Leben der hierher gehörigen Völker, so sind wir meist nicht im Stande, die ursprüngliche reinere Form des Dämonenkultus aus der getrübten späteren Gestaltung herauszulösen; man muss sich aber hüten, aus solchen fremdartigen Bestandtheilen auf einen tieferen Gehalt der Religionsanschauung selbst zu schliessen. — Es hat für die Geschichte der Menschheit kein Interesse, die in phantastischer Willkürlichkeit sich ergehenden Auffassungen der einzelnen Völker alle speciell aufzuführen; geistigen Gehalt und geistiges Interesse gewährt nur der Charakter des Ganzen, nicht die Zufälligkeit der einzelnen Erscheinungen. Wir heben nur einige hervortretenden heraus.

Die Tungusen haben in die bunte Reihe ihrer Dämonen schon eine gewisse Ordnung gebracht und sie nach bestimmten Thätigkeiten unterschieden. Es ist da ein Gott des Himmels, Boa, der über den Wolken ist, unsichtbar, der Alles weiss, aber sich, — im Widerspruch damit, — um das Einzelne nicht kümmert, die Bösen nicht straft, aber auf die Zauberer einwirkt; — dann der Geist der Sonne, mächtiger als die andern, bei allen Gebeten angerufen, des Mondes, von dem die Träume kommen, die Geister der Nacht und der Sterne, letztere als Schutzgeister für die einzelnen Menschen, Geister der Berge, Wälder, der Gesundheit etc., die bösen Geister sind in der Erde [2]).

Die Finnen und Lappen [3]) tragen schon deutlich das Ge-

präge von indo-germanischem, zum Theil sogar christlichem Einfluss. Die norwegischen Lappen machen drei Stufen der Geister, die in der Luft, im Himmel oder über dem Himmel sind; letztere sind die höchsten; wir finden da unter andern einen höchsten Gott, Radien Atzhie, welcher aber selbst Nichts schafft, sondern alles Schaffen hat er dem Sohne übergeben, Radien Kidde; wir können auf solche Vorstellungen um so weniger irgend ein Gewicht legen, als christliche Erinnerungen in mannigfacher Weise mit dem Heidnischen vermischt sind, und selbst die christlichen Lappen Jahrhunderte lang neben dem Christenthum noch ruhig den Geistern fort dienten, und so die Neigung dieses Volkes zur Vermischung der Religionen bekundeten; unsere Nachrichten aber sind alle erst aus sehr später Zeit. Dasselbe gilt von den schwedischen Lappen, deren heilige Zaubertrommeln neben der Hindeutung auf Sonne, Mond und Sterne etc. auch Bilder aus dem Bereich christlicher Vorstellungen enthalten: Kreuze, Kirchen, Christus und die Apostel, sogar die Dreifaltigkeit[4]). Bei ihnen stehen drei Götter an der Spitze der Geister[5]): 1) Tiermes, der Donnerer, der gute Geist, der den Hammer führt, und die bösen Geister damit niederschlägt, den Regenbogen zu seinem Bogen hat und über Leben und Tod waltet, — augenscheinlich verwandt dem germanischen Thor, — das positive, schöpferische Element in der Natur. Der Donnergott erscheint in hervorragender Bedeutung auch bei den verwandten nord-asiatischen Völkern, und bei den Ostjaken und Tschuwaschen heisst er ganz ähnlich: Toruim. 2) Storjunkare, der Herr der Thiere, Schützer der Jagd, Viehzucht, Fischerei, des Wassers, — die ernährende, erhaltende Weltmacht, erinnernd an den indischen Wischnu, wie Tiermes an Brama. 3) Baiwe, die Sonne, Mutter der Thiere, unklar in ihrem Verhältniss zum Storjunkare. Was es mit dem im Hintergrunde stehenden Gott, der als dunkler Urgrund für die andern Geister ausgegeben wird, und bei fast allen Finnen vorkommt, für eine Bewandtniss habe, ist nicht klar zu bestimmen; jedenfalls bleibt er im Hintergrund und tritt nicht ans Tageslicht, am wenigsten in den eigentlichen Kultus. — Bei allen finnischen Völkern ist die Welt voll Geister unter den verschiedensten Formen, in der Erde, im Wasser, in der Luft, in Wäldern etc.; die Seelen treten nach dem Tode oder nach vollendeter Wanderung durch andere Zustände in ihre Reihen[6]). Das genauere Detail hat mehr antiquarisches als eigentlich kulturgeschichtliches Interesse.

[1]) Stuhr, Religionsformen des Orients S. 242, 259. [2]) Georgi Bemerk. auf einer Reise im russ. R. S. 818.599. [3]) Scheffer, Lapponia. 56, Klemm Kulturg. III. 71. Mone Gesch. des Heidenth. im nördl. Europa, I, 21. 48. [4]) Klemm S. 93 u. tab. 8. Scheffer S. 125. [5]) Mone S. 35. Klemm a. a. O. [6]) Mone S. 38. 60.

Allgemeine Bemerkungen.

§ 56.

Alle drei bisher betrachteten Stufen, die Vergötterung der Naturdinge, der Fetischismus und die Geisterverehrung, die sich zu

einander verhalten wie reines Object, Auftreten des Subjectes an dem Object, — und Ineinander des Objectes und Subjectes, aber noch in der Weise der sinnlich einzelnen Gegenständlichkeit, — alle diese erfassen das Göttliche als ein Einzelnes, als sinnlich Vorgestelltes, Natürliches, Gegenständliches; und wenn auch im Dämon diese objective Einzelheit sich dem grob stoffartigen Dasein entringt, in eine gespensterartige Dunstregion sich erhebt, so tritt dieselbe doch nicht wirklich auf geistiges Gebiet, hat nur den Schein, nicht das Wesen des Geistes; ihr Wesen ist nur die dem subjectiven Geiste einigermassen ähnliche Naturseele; und wo das menschliche Subject durch Abstreifen seiner Körperlichkeit selbst in das objective Gebiet übertritt, hat es doch sich selbst in Wirklichkeit noch nicht in die Region des Geistes erhoben.

Darin aber, dass das Göttliche eine gegenständliche Einzelheit ist, liegt der Grund einer inneren Unterscheidung desselben. Das Göttliche ist einmal das Göttliche für den Menschen, hat wesentlich eine Beziehung auf ihn, ist seinetwegen da, ist für ihn der Grund und die Quelle; dann aber ist es wieder dem Menschen gegenüber, ist ein Anderes als er, ausser ihm, ein ihm Fremdes, welches ein ihm Objectives und Entgegengesetztes bleibt. Das Göttliche hat also an sich eine doppelte Seite, ist in freundlicher und in fremdartiger, feindliger Beziehung zum Menschen, ist für ihn eine geneigte und zugleich sich abneigende Macht. Diese dem objectiven Göttlichen an sich eignende doppelte Seite vertheilt sich aber bei der hier wesentlichen Vielfachheit der göttlichen Wesen ungleich an die einzelnen; bei der einen Naturmacht tritt mehr die freundliche, bei der andern mehr die kalte, entfremdete, feindliche Seite hervor; und darin liegt der Grund, dass die göttlichen Mächte in freundliche und feindliche, in gute und böse auseinandertreten. Gut und böse ist hier schlechterdings nicht in dem höheren sittlichen Sinne zu nehmen, sondern nur in der niedrigsten Bedeutung, je nachdem eine Macht mir förderlich, nützlich, freundlich, oder hinderlich, schädlich, feindlich sich erweist. Das ist aber natürlich kein durchgreifender Gegensatz, die Mächte sind nur in diesem oder jenem Falle für diesen Menschen vorherrschend günstig oder ungünstig, und ein innerer wesentlicher und sittlicher Gegensatz ist nicht gemeint; daher können dieselben Naturmächte dem Einen als gute, dem Andern als böse Gottheiten gelten, oder auch demselben Menschen oder Volke zu verschiedenen Zeiten als gut und böse. Der gediegene, bis auf den Grund gehende Dualismus gehört einer viel höheren Geistestufe an. Hier ist der Gegensatz nur an der Aussenseite, nur in der Beziehung auf den einzelnen Menschen, er ist nicht der Kern und das Wesen der göttlichen Macht.

Dieser oberflächliche und zufällige Dualismus beginnt schon auf der Stufe der Vergötterung der Naturdinge. Es liegt sehr nahe, die Sonne als eine wohlthuende, den Donner, den Blitz, den Vulkan als eine gefahrbringende Gottheit zu betrachten. Ja wir müssen sagen, dass auf dieser ersten Stufe das Göttliche, eben weil es nur ein Draussenseiendes ist, vorherrschend als eine fremde, feindliche Macht erscheint, weshalb diese Religionsform auch wesentlich die der Furcht ist (S. § 44). Der Naturmensch ist ohnehin geneigt, eher den Schmerz als das Wohlthuende, eher das Hemmende als das Fördernde, eher das Feindliche als das Freundliche zu fühlen und zu erkennen, wie wir die Gesundheit weniger fühlen als die Krankheit. Die verehrten Naturmächte dieser Stufe werden daher an sich schon mehr die furchtbaren als die segensvollen sein; und wir haben in der That die Sonne sehr selten, alles Furchtbare aber, wie Krokodile, Schlangen, Stürme, Donner, sehr häufig verehrt gefunden*).

Auf der Stufe des Fetischismus kehrt sich das Verhältniss grade um. Der Fetisch, weil nicht ein aufgedrungener sondern ein freiwillig erwählter Gott hat schon an und für sich eine freundliche Beziehung zu dem Menschen, ist ihm gewissermassen Verbindlichkeiten schuldig, und seine Macht reicht jedenfalls nicht weiter als die ihm zu Theil werdende Anerkennung; diese aber wird ihm entzogen, falls ein feindliches Verhältniss auftreten sollte. Je folgerichtiger daher der Fetischdienst durchgebildet ist, um so mehr tritt die feindliche Seite der göttlichen Macht zurück, um so mehr geht die Furcht und die Scheu in Vertraulichkeit, ja in Dreistigkeit über.

Auf der dritten Stufe dagegen, wo die objective und subjective Seite zusammenschlagen, tritt der Gegensatz der guten und bösen Mächte in schneidender Stärke auf. Die Dämonen sind an sich schon die gesteigerte, concentrirte Naturmacht, sind ferner dem subjectiven Belieben des Menschen vielmehr entrückt als der Fetisch, dazu mit der ganzen Regsamkeit der Seelenhaftigkeit begabt und viel mehr zur Thätigkeit geeignet als die unbeweglichen Götzen der früheren Formen; daher der Contrast um so greller, der Widerstreit guter und böser Dämonen um so gewaltiger; nur neigt sich der Naturmensch sehr natürlich auch hier dazu, die zweite, feindliche Seite stärker zu betonen, sie mehr zu fühlen als die andere, zumal

---

*) Ein von Herodot (IV, 181) erwähntes rohes Volk in der Wüste Sahara, die Ataranten, sahen sogar in der Sonne eine böse Macht, und verwünschten sie beim Aufgange unter heftigen Lästerungen, weil dieselbe sie durch ihre Hitze zu Grunde richte. Aehnliche Auffassungen finden sich auch bei den semitischen Völkern.

die nicht sowohl vernünftigen als vielmehr nur subjectiven, nach blossen vernunftlosen Trieben und willkürlichen Launen thätigen Dämonen an sich schon eher den Eindruck der Wüstheit und Unheimlichkeit machen, als dass sie wahres Vertrauen erwecken könnten; es ist nichts Festes, Nothwendiges in ihnen, sie sind und bleiben gespenstige Kobolde, gutmüthig vielleicht, aber nicht zuverlässig, öfter aber neckend und bösartig; ihre Verehrung besteht daher mehr im Beschwichtigen und Bekämpfen als im Verehren.

Die bösen Geister haben entweder die Natur schattenhafter Gespenster oder die Gestalt unheimlicher Thiere, sind Riesen mit Thierklauen und Schwänzen oder sonstige grauenwolle Gestalten, hausen in der Wüste oder im Dunkel des Waldes, lauern den Menschen auf, und suchen sie in der Wildniss irre zu führen. Die bösen Geister der Neu-Holländer hausen in der Finsterniss, und erscheinen in der Gestalt von wilden Thieren oder von Menschen, oder als Gespenster, welche den Menschen überfallen, an der Gurgel fassen und tödten. Die Neu-Seeländer haben einen Gott des Zornes und viele andere böse Geister, welche die Menschen im Leben und nach dem Tode martern, Krankheiten verursachen, zum Bösen anreizen, als Eidechsen erscheinen, und so den Schlafenden in den Mund schlüpfen etc.;[1]) ähnlich die Tonga-Insulaner. Die Neger sehen die bösen Geister als allerhand Bestien, schwarze Hunde, als zur Hälfte in Fäulniss übergegangene Riesen, als geschwänzte, mit Hörnern versehene weisse, allenfalls mit europäischen Nasen gezierte Teufelsgestalten etc.[2]) — Die Battaer auf Sumatra haben fast nur böse Geister, welche Krankheiten und Verbrechen bewirken; der Dämon des Mordes hat feurige Augen, eine lange rothe Zunge und Krallen an den Händen[3]). Sämmtliche mongolischen und finnischen Geisterverehrer haben böse Geister in dem Kreise ihrer Gottheiten; diese hausen in heissen Quellen, feuerspeienden Bergen, in Höhlen, Wüsten etc., haben scheussliche Gestalten, als Schlangen, Spinnen, oder als alte Weiber, und machen dem Menschen auf alle Weise das Leben schwer[4]). In der Wüste Gobi hausen nach der Mongolen-Sage viel böse Geister, welche den Reisenden durch seltsames Blendwerk ins Verderben führen. Wenn am Tage Leute auf dem Wege zurückbleiben und die Karavane aus den Augen verloren haben, hören sie oft ihren Namen von einer bekannten Stimme rufen, und werden dadurch vom richtigen Wege abgeführt. In der Nacht hören sie das Getrappel eines grossen Reitertrupps in falscher Richtung, und werden, dem Geräusche nachgehend, irre geleitet. Bisweilen erscheinen diese Geister sichtbar in der Gestalt befreundeter Reisegefährten oder sprengen in Gestalt von bewaffneten Reiterschaaren die Reisegesellschaft aus einander oder sie lassen in der Luft Musik, Trommelwirbel und Waffengeklirr ertönen etc[5]). Bei den Jakuten sind alle Missgeburten von Natur böse Geister, und werden daher sofort aufgehängt[6]).

Die bösen Geister gelten oft als die Seelen der getödteten Feinde; bei Anderen erscheinen die Seelen der Gestorbenen über-

haupt als bösartige Kobolde, welche durch Verehrung beschwichtigt werden müssen; hiervon später.

[1]) Nicholas voy. to New-Zealand I, 55. etc. [2]) Römer. S. 43., Bosmann. S. 193., Des Marchais I.. 300. [3]) Junghuhn Batta-Länder II, 248. [4]) Georgi, Reise S. 275 596.; dess. Beschr. S. 380. Pallas, Reisen I., 340.; dess. Mongol. Völk. I, 165. Steller, Kamtsch. S. 47. Cranz, Grönl. 1782. S. 250. [5]) M. Polo, I. c. 35. [6]) I. G. Gmelin, R. durch Sibir. II, 456.

§. 57.

Über diesen ganz schwankenden Gegensatz von guten und bösen Mächten bringt es die aussergeschichtliche Menschheit nicht hinaus; eine höhere Einheit, in welcher etwa jene Zweiheit aufgeht, ist dem Gedankenkreise der rohen Völker fremd. Nur das Einzelne, nicht das Ganze der Welt erfassend, sind sie auch nicht im Stande, das Göttliche anders als in der Weise der objectiven Einzelheit sich vorzustellen, und vermögen nicht dasselbe als unbedingte Einheit zu erfassen; und von einer monotheistischen Gottes-Idee ist bei allen diesen Völkern, soweit sie nicht etwa Fremdes in sich aufgenommen haben, keine Spur, überhaupt gar keine Möglichkeit vorhanden.

Freilich wer die äusserlich begränzte Einzelheit von der in sich zusammengeschlossenen Einheit nicht zu unterscheiden versteht, wer da, wo ein Mensch oder ein Stamm nur eine göttliche Macht verehrt, diesen Strom, dieses Thier, diesen Fetisch, — den Monotheismus findet, der wird bei seinen monotheistischen Exkursionen im Gebiete der rohen Naturvölker nicht ohne Ausbeute zurückkehren, nur wolle er uns nicht überreden, dass er auch nur eine Ahnung von der monotheistischen Gottes-Idee habe, deren Einheit nicht in der numerischen Eins, in der zufälligen Einzelheit zu suchen ist, wonach Gott eigentlich nur desshalb der einzige ist, weil grade kein zweiter oder dritter vorhanden ist, — sondern wesentlich darin, dass Gott die absolute Fülle des Seins selbst ist, freier unbedingter Geist, ausser welchem und ohne den schlechterdings Nichts sein kann. — Von dieser Idee ist in dem ganzen Bereich der aussergeschichtlichen Völker, soweit sie nicht fremde Lehren von Aussen empfangen haben, auch nicht die leiseste Ahnung. Nur eine einzige Gottheit zu verehren ist bei diesen Völkern viel eher ein Mangel, eine geistige Armuth, als eine höhere Stufe. Wer den Werth des Göttlichen nur nach der Zahl abmisst, muss freilich das Negervolk, welches nur eine Schlange anbetet, für etwas Höheres halten als die in der Vielheit der Götter sich gefallenden Griechen. — Es nimmt sich dabei seltsam genug aus, dass man den Monotheismus, die höhere Idee, grade bei den roheren und niedrigeren Völkern gefunden haben will, je weiter aber die Bildung aufsteigt, in Ägypten, Persien, Griechenland, diese Idee immer mehr verloren sieht.

§ 58.

Alle aussergeschichtlichen Völker haben von dem Wesen des

Geistes, also auch von der wahren Einheit noch keinen Begriff; das Einzelne, und zwar das Sinnlich-Gegenständliche ist für sie allein da; sie sind nicht im Stande die Vielheit der Dinge als lebendige Einheit zu erfassen, viel weniger die einige göttliche Urquelle von Allem wirklich zu denken. Der Keim eines monotheistischen Gedankens wäre da, wo die Vielheit der göttlichen Mächte in ein geordnetes Ganze zusammengefasst würde, wo eine derselben als leitendes Haupt an die Spitze träte. Aber selbst diese embryonische Form des Monotheïsmus ist auf diesen Geistesstufen nur äusserst unvollkommen vorhanden; es haben sich hier und da Gruppen von göttlichen Mächten gebildet, über welche eine Gottheit eine gewisse höhere Bedeutung erlangt hat; aber dieses lockere Gruppiren ist weit davon entfernt, ein geschlossenes System, einen kräftigen Organismus zu bilden; es ist da nur ein lockeres Band zwischen den einzelnen Gliedern, und grade wo die Gruppenbildung sich am meisten ausgebildet hat, auf den höheren Stufen der Dämonenverehrung, tritt der Dualismus störend dazwischen, und unabhängig von den sich gruppirenden guten Mächten reissen die ausserhalb stehenden bösen Geister das schwache Band aus einander. Die Gruppirungen bilden nicht eine lebendige Einheit, sondern nur ein zufälliges Conglomerat; und wenn da eine der Mächte mehr Ansehn und Kraft hat als die anderen, und diese in einer gewissen Unterordnung hält, so ist das auch noch nicht entfernt eine Annäherung an den monotheistischen Gedanken. Auf dieses oberflächliche Hervorragen ist Alles zurückzuführen, was von dem „grossen Geist" vieler wilden Völker gesagt wird. Es ist das nur der mächtigere Dämon, der Häuptlings-Geist dieses einzelnen Stammes, dem natürlich der Stammes-Stolz einen Vorrang vor den Gottheiten anderer Stämme beilegt. Bei mehreren Völkern ist dieser erste Gott gradezu der Geist eines ehemaligen mächtigen Häuptlings oder des Stammvaters, gleichsam der Schutzgeist seines Volkes.

Was von dem „grossen Geiste", dem „grossen Herrn des Lebens" der amerikanischen Indianer gefabelt worden ist, wird schon dadurch sehr bedenklich, dass derselbe bei fast jedem Stamme einen andern Namen hat, und meist von andern „Geistern" ausdrücklich unterschieden wird[1]). Der Manitu mehrerer nordamerikanischen Stämme erscheint, wenn hier auch unverarbeitete asiatische, vielleicht selbst europäische Elemente sich einmischen mögen, — doch meist nur als Stammvater und Schutzgeist einzelner Stämme, und jedenfalls immer in der Weise eines sehr beschränkten menschlichen Individuums. Bei den Irokesen, die zu den gebildetsten Stämmen gehören, stieg Agan-Kitschee, in dessen Haupt die Macht zu wollen ist, auf die Erde, um zu sehen, wie es hier zugehe, kam als Wolf unter die Wölfe, freute sich über sie, als Bär unter die Bären etc., endlich auch als Mensch unter die

Indianer, erfuhr von ihnen ihre Noth, was er vorher noch nicht gewusst etc. — Die wilden Brasilianer setzen höher als ihre übrigen göttlichen Mächte den Donner unter dem Namen Tupan,[2]) ähnlich wie die sibirischen Völker; das ist aber eine ganz oberflächliche Rangordnung. — Die Warrau Indianer in Guiana sollen, wie Schomburgk behauptet[3]) ein unendlich erhabenes Wesen als Schöpfer der Welt verehren; wir erfahren aber sogleich, dass dieses Wesen sich um die Regierung der Welt sehr wenig kümmert, weil ihm diess zu lästig und zu umfassend sein würde, und dass andere Geister das Böse geschaffen haben. Wird hierdurch schon jener monotheistische Gedanke wieder aufgehoben, so müssen wir in denselben von vornherein einen noch stärkeren Zweifel setzen, wenn wir erfahren, dass diese Indianer nur bis 10 zählen können, und also von einem „Unendlichen" wohl schwerlich auch nur den knabenhaftesten Begriff haben können. Von dem „höchsten Gott und Weltenschöpfer" der nordischen Asiaten werden wir sogleich Näheres erfahren.

[1]) Vgl. Rosenkranz, d. Naturrelig. S. 228. [2]) Prinz Max v. Neuwied R. n. Bras. I, S 144. [3]) Frorieps Fortschritte der Naturwiss. etc. 847. No. 85.

§ 59.

Die Frage nach dem höchsten oder einzigen Gott ist an sich ganz bedeutungslos, wenn man nicht nach dem Wesen und dem Gehalt der Gottheit frägt. Können wir nun, wie sich von selbst versteht, hier nach dem inneren Wesen des Göttlichen gar nicht fragen, weil dasselbe ein Inneres noch gar nicht hat, nicht Geist ist, so müssen wir doch billigerweise nach seiner äusserlichen Bedeutung, nach seiner Beziehung zum natürlichen Dasein, zur Welt, fragen, da das Göttliche nur dann wirklichen Werth und eine Bedeutung hat, wenn es wirklich als der Grund und die Quelle des Daseins erfasst wird. In je höherer Weise nun das wirkliche Dasein begriffen und auf seinen göttlichen Urgrund zurückgeführt wird, um so höher steht auch dieses Göttliche. Da nun aber bei den rohen Naturvölkern nur das Einzelne, nicht das Ganze der Welt erfasst und begriffen wird, so hat auch die göttliche Macht nur eine Beziehung auf dieses Einzelne, nicht auf das Ganze, ist wohl im vulgären Sinne des Worts Schöpfer der Dinge, aber nicht Weltschöpfer; denn nicht die Welt, nur die einzelnen Dinge, nicht die Einheit, nur die Vielheit, nicht das lebendige Ganze, nur die Theile werden von dem in der gedankenlosen Sinnlichkeit befangenen Naturmenschen verstanden. Die Frage nach der Weltschöpfung hat also hier nur den Sinn: wer hat dieses und jenes gemacht? wobei sowohl dieses Machen ohne alle tiefere Bedeutung ist, als auch das „Dieses und Jenes" in keinem inneren Zusammenhange steht, so dass der Naturmensch ohne alle Umstände dieses Ding von einer Gottheit, jenes von einer andern „gemacht" sein lässt. Die

Frage nach der Weltschöpfung im christlichen Sinne des Wortes hat hier gar keine Bedeutung, wird nicht verstanden, und wenn Europäer die voreilige Frage thaten: „wer hat die Welt geschaffen?“ — so mussten sie es sich billigerweise gefallen lassen, wenn sie zur Antwort erhielten: daran habe man noch nie gedacht, oder: das wisse man nicht, weil ja Niemand dabei gewesen sei, oder: es sei wohl Alles von selber entstanden, oder: es müsse wohl ein Grönländer gewesen sein, der Alles gemacht etc. — Wenn sich diese Völker aber auf den Gedanken über den Ursprung der Dinge einlassen, so versinken sie sogleich in kindische Träumereien; es sind da noch keine Gedanken, nur werthlose Phantasiebilder, hinter denen man etwas Tieferes nicht suchen darf. Gewöhnlich sind da mehrere Urheber der Dinge; oft erscheint dieses Schaffen als ein Gegenstand von untergeordneter Bedeutung, sogar als ein Zeichen von Dummheit des schaffenden Wesens; manchmal ist der erste Mensch der Bildner der meisten Dinge. — Der Ursprung des Menschen interessirt übrigens diese Völker bei weitem mehr als der der andern Dinge, und oft reden sie nur von jenem, indem sie die Entstehung der Welt ganz bei Seite lassen, und sich bei dem Dasein derselben kindlich beruhigen.

Die Chippewas-Indianer erzählen Folgendes: die Erde war zuerst ein ungeheures von keinem lebenden Wesen bewohntes Meer; nur ein grosser Vogel war da, dessen Augen Feuer, dessen Blicke Blitze, dessen Flügelschlag wie Donner war. Er stieg herab, und als er das Meer berührte, stieg die Erde empor, und schwamm auf dem Wasser. Der Vogel rief nun alle Thiere hervor, die Chippewas aber wurden von einem Hunde erzeugt. Nachher verfertigte der grosse Vogel einen Pfeil, welcher sorgfältig aufbewahrt und unberührt bleiben sollte; die Chippewas aber nahmen ihn aus Unverstand weg. Dieser Frevel brachte den grossen Vogel so in Wuth, dass er nie wieder erschien [1]). Schimmert hier vielleicht eine ferne Erinnerung an den Geist Gottes, der auf dem Wasser schwebte, hindurch, oder an den Cherub mit dem flammenden Schwert und an den Baum der Erkenntniss im Paradiese, und an den Sündenfall, eine Erinnerung, die durch die bei demselben Volke sehr bestimmt hervortretende Sage von der grossen Fluth, die bis an die Gipfel der hohen Berge ging, noch etwas grösseres Gewicht erhält, — so ist doch an der Sage selbst kein irgend bedeutsamer Gedanke. Nach einer andern indianischen Sage der Onondayas machte der grosse Geist zwei Thonbilder, einen Mann und eine Frau, trocknete sie und belebte sie durch den Hauch seines Mundes [2]); diese an die mosaische Erzählung erinnernde Sage ist ein vereinsamtes Bruchstück einer Kosmogonie. Nach den Delawaren fiel eine schwangere Frau vom Himmel, und gebar Zwillinge; das waren die ersten Menschen. — Die Mönnitari erzählen: Zuerst war Alles Wasser, ein grosser Vogel mit rothen Augen tauchte unter und brachte Erde herauf; der Mensch, wel-

cher nicht stirbt, der Herr des Lebens, der erste Mensch, der in den Felsengebirgen wohnt, hatte diess Alles gemacht und den Vogel geschickt. Die Alte, oder die Grossmutter erschuf die Sandratte und die Kröte[3]). Die Karaiben haben einen besondern Schöpfer für die Männer und einen für die Weiber; jener ist der grössere. — Einige Völker am Orinoko haben ein schöpferisches Bruderpaar. Beide beriethen sich lange über die Schöpfung des Orinoko; sie wollten ihn so einrichten, dass alle Schiffe sowohl stromauf als stromab getrieben würden; sie fanden das Kunststück aber zu schwer und richteten ihn auf die jetzige Weise ein.[4]) — Auf den Freundschafts- oder Tonga-Inseln angelte ein Gott die Erde aus dem Meere herauf; als aber die Spitzen der Höhen hervorkamen, riss die Schnur, und das Tiefland blieb unter dem Wasser; die Spitzen des Landes sind die Tonga-Inseln. Der Himmel war Anfangs so nahe bei der Erde, dass die Menschen nicht aufrecht gehen konnten; erst als ein Weib, welches Wasser in eine Kokosschaale geschöpft hatte, dem durstenden Gott zu trinken gab, rückte er auf ihre Bitten den Himmel weiter fort. Auf Neu-Seeland lautet diese Angelgeschichte etwas anders. Gott Mave tödtete seine zwei Söhne, und machte aus ihren Kinnbacken Angelhaken, und steckte als Köder ein Stück von seinem eigenen Ohre daran; er zog im Meere angelnd drei Monate lang den Fang herauf, ohne dass er damit zu Ende gekommen wäre. Desshalb fing er sich eine Taube, legte in sie seinen Geist, gab ihr die Leine in den Schnabel und liess sie in die Wolken steigen; so zog sie Neu-Seeland herauf; Menschen und Feuer kamen zugleich mit herauf. Mawe kannte letzteres noch nicht, und verbrannte sich die Hand, als er darnach griff; im Schmerz stürzte er sich in die See, und als er wieder heraufstieg, hatte er die Schwefel-Insel auf seiner Schulter etc. — Merkwürdig nimmt sich unter diesen läppischen Phantasieen die Sage der Neu-Seeländer aus, dass das erste Weib aus einer Rippe des Mannes geschaffen sei; — und Knochen heisst in ihrer Sprache Heve[5]). — Beachtungswerth bei der Frage nach dem Weltschöpfer bei den rohen Völkern ist die Religion der Kamtschadalen. Sie sagen sehr bestimmt, dass ein Gott Himmel und Erde gemacht habe. Dieser Gott, Kutka, hat aber dadurch kein Meisterstück geliefert; wenn er klug und vernünftig gewesen wäre, so hätte er die Welt viel besser erschaffen, nicht so viele Gebirge und Klippen hinein gesetzt, nicht so reissende oder seichte Ströme gemacht und würde nicht so grosse Stürme und Regen verursachen. Bei jeder Beschwerde schelten sie daher gewaltig auf ihren Kutka. Von diesem Kutka erzählen sie überhaupt die seltsamsten Dinge; Alles, was man Dummes und Verächtliches auffinden kann, wird ihm beigelegt, und nur seine klügere Frau hielt ihn noch von manchen Thorheiten ab; er zeugte mit ihr viele Kinder, davon stammen die Kamtschadalen ab; und als der Menschen viel wurden, lehrte er sie Hütten bauen, Fische und Vögel fangen etc.; im Übrigen aber war er überaus dumm und unfläthig; einst stahlen ihm die Mäuse einen zum Essen zubereiteten Seehund, und als er ausgegangen war, um sie zu bestrafen, klebten sie ihm im Schlafe

feuerrothe Augenwimpern an, so dass ihm beim Erwachen Alles brennend vorkam und er wie toll sich betrug; ein andres Mal malten sie ihm im Schlafe das Gesicht ganz bunt, und als er in einem Wasser sein Bild erblickte, meinte er, es sei ein schönes Frauenzimmer, und warf sich in das Wasser, so dass er beinahe ertrunken wäre. Als er am andern Ufer eines Stromes Beeren stehen sah und Hunger hatte, aber nicht schwimmen konnte, schnitt er sich den Kopf ab, und warf ihn hinüber, dass er sich satt essen sollte. Bei einer Hungersnoth zapfte er sich Blut ab, um einen Brei für sich daraus zu kochen.[6]) Diese Geschichten zeigen wenigstens, wie wenig für die Voraussetzung eines monotheistischen Hintergrundes gewonnen ist, wenn bei einem Volke eine Gottheit als weltbildend auftritt. Neben Kutka sind übrigens noch eine Menge anderer Naturdämonen, meist böser Art.

[1]) Mackenzie, Reisen durch N.-Am. S. 132. [2]) Crevecoeur, R. in Pensylv. S. 153. [3]) Prinz Max v. Neuwied, R. d. Nord-Am. II., 221 [4]) Klemm, K.-G. II., 154. [5]) Nicholas, voy. to New-Zeal 817. I, 58. [6]) Steller, Kamtsch. S. 253—264.

§ 60.

Die rohen Naturvölker erfassen das Dasein noch nicht auf vernünftige Weise, noch nicht als Einheit, nicht aus der Einheit; diesseits wie jenseits des sinnlichen Daseins ist ihnen nur das Einzelne, Begränzte. Das in sich zu einer unendlichen Lebenseinheit zusammengeschlossene, auf sich selbst ruhende Dasein des unbedingten Geistes ist ihnen noch ein völlig fremder Gedanke. — Aber zu der weiteren Entwickelung des menschlichen Geistes bis zu dem vollen entfalteten Bewusstsein der Vernunft-Idee von Innen heraus liegt auch bei der niedrigsten Stufe die treibende Lebenskraft der Idee zu Grunde. Es waltet im Hintergrunde des ringenden Geistes bei den rohen Naturvölkern das zur Wahrheit aufstrebende Gottesbewusstsein, lässt dem Menschen nicht Ruhe, treibt ihn von Stufe zu Stufe. Auf jeder niederen Stufe ist ein Zwiespalt, ein Widerspruch im Menschen zwischen seinem wirklichen niedrigen Geistesstandpunkt und zwischen der im dunklen, bewusstlosen Hintergrunde des Geistes schaffenden höheren Idee, die ihn fort und fort anstachelt, nicht behaglich ausruhen lässt auf dem, was er errungen zu haben glaubt, die ihm den vermeintlich festen Boden immer wieder wankend macht, und ihn nach einem neuen suchen lässt. Diese nicht schlummernde, aber noch tief im Schachte des Bewusstseins verborgene höhere Idee äussert sich auf eine negative und auf eine positive Weise; sie macht einmal den Menschen unruhig, raubt ihm die Befriedigung und den rechten Genuss an seinem wirklichen Glauben, erweckt in ihm ein unverstandenes Sehnen und Streben nach etwas Besserem, ein Gefühl des Hungers, der durch das Gebotene nicht gestillt wird; — andrerseits aber tauchen aus jener dunklen Tiefe des Bewusstseins Ahnungen von Gedanken auf, die nicht

aus dem wirklich vorhandenen Glaubensbesitz erklärt werden können, welche mit den errungenen Vorstellungen und Gedanken sogar in Widerspruch treten, und den inneren unbewussten Zwiespalt auch äusserlich offenbaren.

Die geistige Arbeit der rohen Natur-Menschen gelangte auch nicht entfernt zu dem Gedanken des einigen absoluten Geistes; das Göttliche tauchte ihnen nur in einzelnen zerstreuten Punkten auf. Dennoch aber ringt sich aus jener noch in der Nacht der Bewusstlosigkeit ruhenden Tiefe der Idee die dunkle, unverstandene Ahnung einer einigen, alles Einzelne, darum auch die wirklichen Gottesmächte überragenden und in sich verschlingenden Macht hervor; eine Ahnung, die aber keine Gestalt gewinnt, nicht ein wirklicher Gedanke wird. — Der Mensch fasst sie nicht, aber wird sie auch nicht los; denn sie fasst ihn; — eine Ahnung, die einen tieferen Zusammenhang der Erscheinungen andeutet, als der Mensch aus seiner wirklichen Erkenntniss begreifen kann, die also, wo sie irgend wie eine praktische Seite gewinnt, eine bestimmtere Vorstellung veranlasst, — nothwendiger Weise sich ausser Zusammenhang mit dem vorhandenen und berechtigten Gedankenkreise erweist, sogar gegen denselben sich richtet, — also als Aberglauben auftritt, selbst eine feindselige Richtung gegen die bestehende Glaubensweise annehmen kann. Diese weit über den berechtigten und anerkannten Kreis von göttlichen Mächten hinübergreifende Ahnung einer höheren Einheit, eines tieferen Zusammenhanges der Erscheinungen, unabhängig von der vorhandenen Göttermacht, — erscheint als die dunkle, unverstandene Ahnung eines nothwendigen, selbst der Macht der einzelnen Gottheit entrückten Schicksals.

Das Schicksal hat hier noch keinen auch noch so leisen Anflug eines Gedankens gewonnen; der Mensch denkt sich schlechterdings Nichts dabei, und auch das Schicksal selbst denkt sich Nichts; man kann nicht sagen, woher es ist, wie es ist, was es ist, — nicht sagen, wie man dazu gekommen ist, wie man es vereinigen möge mit dem bestehenden Glauben. Es liegt eben jenseit jedes bestimmten Gedankens, jenseit des zu Recht bestehenden Glaubens. Es ist an sich nichts Anderes als das aus der nächtlichen Tiefe der in uns schaffenden Idee heraufquellende ahnende Gefühl, dass das gegenwärtige wirkliche Glaubensbewusstsein ein unwahres, beschränktes, dass das Göttliche damit noch nicht erfasst sei, dass das Wahre weit über dasselbe hinausliege. Die Schicksalsahnung zieht sich als eine fremdartige, nicht aus der wirklichen Religion der Völker entquellende, sondern viel tiefer entsprungene Idee durch das ganze Heidenthum hindurch, ein schneidender Widerspruch zu dem jedesmaligen Gottesbewusstsein, das lebendige Zeugniss ihrer inneren Un-

wahrheit, das fort und fort mahnende und quälende böse Gewissen des Heidenthums, welches jeder mit göttlichen Ansprüchen auftretenden Macht das verhängnissvolle Nein entgegenruft, und gespensterhaft durch die Tempelhallen der Götter schleicht, und als die weisse Ahnenfrau des Göttergeschlechtes dann am deutlichsten erscheint, wenn dessen Untergang nahe ist, wenn sie die Hand ausstreckt nach den Kronen der Götter; — auf der höchsten Stufe des Heidenthums erscheint das Schicksal in seiner schneidendsten Schärfe, und die olympischen Götter müssen vor ihm sich beugen und verstummen, vor ihm, dem unverstandenen, dem unbegreiflichen, dem unheimlichen und götterfeindlichen; und erst als das letzte Göttergeschlecht untergegangen, verschwindet das drohende Bild der finsteren Macht. Das Schicksal ist bei keinem heidnischen Volke aus der wirklichen Religion hervorgegangen; es ist vielmehr ein schneidender Gegensatz zu derselben, der Todesengel, der ihre Schritte begleitet, die Schamröthe auf ihren Wangen. Es ist der innere, aber unbewusste Widerspruch zwischen der Idee des Göttlichen und ihrer Erscheinung, der in dem Gegensatz zwischen den göttlichen Mächten der Religion und dem Schicksal sich offenbart; und wir verschliessen uns jedes Verständniss des Heidenthums, wenn wir diesen inneren Widerspruch ausser Acht lassen, wenn wir die Schicksals-Idee aus der Volksreligion erklären wollen, sie nicht vielmehr hinter derselben suchen. Nirgends ist das Schicksal den Volksgöttern freundlich; überall, wo einzelne Gottesmächte sind, steht es als eine höhere Macht ihnen entgegen, als das offenbar werdende Schuldbewusstsein der Götter, dass sie das nicht sind, was sie sein sollen, dass sie von dieser Welt sind, während sie eine geistige Macht über sie sein sollten, und darum den Keim des Todes in sich tragen. Das Schicksal ist derCherub mit dem flammenden Schwerte vor dem Paradiese des Lebens, der darüber wacht, dass die Götter, die von der Frucht der Endlichkeit gekostet, nicht essen von dem Baume des Lebens.

Die Schicksals-Idee ist kein organischer Bestandtheil der wirklichen heidnischen Religionen, sondern ihr Gegensatz; und obgleich das Schicksal überall als ein Höheres über den Göttern des Glaubens erscheint, ist es doch nirgends ein Gegenstand des Kultus, der Verehrung. Es wird anerkannt, weil es dem Menschen ohne sein Wissen und Wollen sich aufdrängt, aber es fügt sich nicht ein in das legitimirte Gottesbewusstsein; das Schicksal tritt nicht ein in die Tempel, erscheint nicht an ihren Altären, empfängt kein Opfer und keine Gebete; es ist unnahbar für den Menschen, unerbittlich, weil es ausserhalb der Religion steht; nicht eigentlich der Mensch, sondern die Götter beugen sich vor ihm. Der Mensch weiss von dem Schicksal Nichts, als dass es ist, und dass es eine unabwend-

bare Macht ist; das Wie bleibt völlig ausser aller Frage; der menschliche Geist hat hierfür noch kein Auge, ist blind für das innere Wesen dieser höheren unbegreiflichen Macht, und erklärt darum diese selbst für eine blinde, weil er in ihr Nichts sieht. Die Schicksals-Idee ist das Einzige, was bei den früheren Religionen als eine dunkle Ahnung des einigen absoluten Geistes erscheint, aber nicht eigentlich in den Religionen, sondern ausser ihnen.

So wenig auch die rohen Naturvölker geneigt sind, jenseit der Erscheinung vorzudringen, so taucht denn doch auch bei ihnen diese Ahnung eines Schicksals in vielfacher Gestalt auf. Der Manitu der Irokesen antwortet auf die Frage, warum er dem Vordringen der weissen Männer nicht wehre: — das könne er nicht, denn es gebe eine Macht, welche grösser sei als die seine, das sei das unerbittliche Schicksal[1]). — Die Kamtschadalen, die, wie wir gesehen, nicht eben viel frommen Sinn zeigen, glauben doch an unabwendbare Vorherbestimmung, nicht etwa von Seiten der Götter, sondern durch eine unnennbare Macht. Wenn Jemand ins Wasser fällt, rettet man ihn nicht, weil er zum Ertrinken einmal bestimmt sei, sondern drückt ihn eher mit Gewalt unter das Wasser; und wenn er davon kommt, gilt er für todt, kein Mensch will mehr mit ihm zu thun haben und spricht mehr mit ihm[2]). Ganz entsprechend retten die Kaffern nie einen Ertrinkenden oder sonst in Lebensgefahr Befindlichen, sondern laufen eiligst davon und werfen allenfalls noch mit Steinen nach ihm[3]).

[1]) Crevecoeur, Reise. S. 86. [2]) Steller, S. 295. [3]) Lichtenstein Reise I, 421.

§ 61.

Viel häufiger als diese bewusste Anerkennung einer über das Erkennen und Begreifen erhabenen unerbittlichen Macht erscheint die unbewusste praktische Anwendung dieser Ahnung auf das Leben selbst. Das wirklich erfasste Göttliche ist auf dieser Stufe eben Nichts als Macht; und wo ein aufkeimendes subjectives, geistiges Element sich in schwachen Spuren in diese Macht hineindrängt, so wird es eine willkürliche Macht; aber sowohl jene ganz blinde, unbewusste Naturmacht als diese willkürliche Gottesmacht ist eine schlechterdings zufällige. Das Moment der Nothwendigkeit ist in keinem der drei Formen des Göttlichen vorhanden; die Gottheit wirkt überall nur nach Zufall oder Willkür. Dieser Auffassung gegenüber taucht in jenem hinter der Religion liegenden dunklen Hintergrunde die Ahnung einer in der Welt waltenden Nothwendigkeit auf; das Schicksal ist nie ein zufälliges, sondern ein nothwendiges; und dem religiösen Gedanken: mein Dasein und Leben ist von der zufälligen oder willkürlichen Macht der Götter abhängig, — tritt der überreligiöse gegenüber: Es giebt keinen Zufall; Alles, was da geschieht, ist ein Unabwendbares, ein nothwendig Verhäng-

tes. Diese Nothwendigkeit in der Entwickelung des Daseins ist aber hier noch keine vernünftig erkannte, darum auch selbst noch keine vernünftige, sondern eine ungeistige, blinde. Sie erscheint darum auch nicht als eine einige, als ein Weltplan, sondern sie blitzt nur in einzelnen Punkten auf. Es ist noch kein Zusammenhang des Ganzen, aber es ist doch im Einzelnen eine nothwendige Verkettung der Ereignisse; statt eines allgemeinen, in sich vernünftigen und nothwendigen Zusammenhangs aller Erscheinungen des Lebens treten hier nur Gruppen derselben auf, die in einem nothwendigen Zusammenhange stehen. Kraft dieses inneren Zusammenhanges der Thatsachen kann ich aus dem Dasein der einen auf das Erscheinen der andern schliessen, wie ich aus dem Blitz auf den Donner schliessen kann. Da aber die wahre Innerlichkeit der Dinge noch nicht begriffen ist, so ist diese Gruppenbildung selbst eine rein zufällige und eingebildete. Es läuft mir ein Haase über den Weg, und ich falle bald nachher ins Wasser, — so schliesse ich auf einen inneren Zusammenhang und trage die Ahnung einer nothwendigen Verkettung der Erscheinungen auf diese beobachteten Thatsachen über; — und das Bewusstsein der in der Welt waltenden Nothwendigkeit spricht sich, unabhängig von der dieselbe gar nicht anerkennenden Religion, aus in dem Glauben an Vorzeichen, der hier wegen der mangelnden Erkenntniss des inneren Wesens der Dinge als Aberglauben erscheint. — Der Glaube an Vorzeichen beruht ganz auf jener dunklen Ahnung eines Schicksals; und dieser Aberglaube, weit entfernt, eine Verirrung von dem vermeintlichen gesunden Sinn der Naturvölker zu sein, ist grade der Beweis einer im Gegensatze zu der vorhandenen niedrigen Religionsform im Geiste sich Bahn brechenden höheren und vernünftigeren Auffassung des Lebens, eine Abweisung des unvernünftigen Zufalls, die Ergreifung einer inwohnenden Nothwendigkeit. Nur die Anwendung, nicht die zu Grunde liegende Idee ist irrig.

Das Weissagen aus Vorzeichen ist nicht mit dem durch Hilfe der Götter bewirkten zu verwechseln, wie das Weissagen in der Ekstase. Die letztere Form findet natürlich nur da statt, wo die göttliche Macht als Dämon erfasst wird, nicht als bewusstlose Naturmacht; es weissagt hier nur der Dämon. Dort aber weissagt das Schicksal, ganz unabhängig von jeder göttlichen Macht, und der Mensch hat nur auf die Zeichen zu achten, um die verborgene Zukunft zu erkennen. In der ekstatischen Weissagung wird der Mensch inspirirt, aus seinem natürlichen Zustande verrückt, kommt ausser sich; — bei der Zeichendeutung bleibt er bei sich, und schaut nur ruhig die Dinge an. Bei jener muss er sich die Erkenntniss erbitten; bei dieser braucht er nur aufzumerken; — dort ist die Weissagung eine Gabe des Gottes; hier verschafft sie sich der Mensch selbst; — jene setzt inspirirende Dämonen

voraus, diese findet bei allen Formen statt; — jene ruht auf mystisch-religiöser Überschwenglichkeit, diese auf dem kalten, berechnenden Gedanken, der an sich mit der Religion nichts zu thun hat. —

Es bedarf einer Aufzählung der in dem ganzen Gebiet des Heidenthums verbreiteten Weisen der Beachtung der Vorzeichen nicht; sie sind den unteren Stufen nicht eigenthümlich, ziehen sich vielmehr in steigender Wichtigkeit bis ins Griechen- und Römerthum, und theilweise bis in unseren gegenwärtigen Volksaberglauben hinein. Wir erwähnen nur einige wenige Beispiele. Wenn Neger beim Niesen den Kopf zufällig nach rechtshin wenden, so ist das ein glückliches Vorzeichen, wenn nach linkshin, ein unglückliches. Bei den Tunkinesen ist einmal Niesen ein schlimmes, zweimal Niesen ein gutes Zeichen, bei den Ostjaken ist Niesen am Jagdmorgen ein Unglückszeichen. Das Begegnen eines Hasen bedeutet den Congo-Negern Glück. Das Knistern der Flamme, die Gestalt des Rauches, das Fliegen der Wolken und der Vögel, das Wetter bei der Geburt, das Aussehn des Himmels und der Himmelskörper, das Bellen oder Heulen der Hunde, das Wiehern der Pferde, die Linien der Hand und tausend andere Dinge dienen dazu, um dem Gange des Schicksals durch das Menschenleben zu lauschen; die vernunftlose Zufälligkeit wird zurückgewiesen, der innere nothwendige Zusammenhang des Daseins wird festgehalten, und das ist die hohe Bedeutung des scheinbar Sinnlosen in diesem Aberglauben. Ist denn der christliche Glaube an die Alles bestimmende Fürsorge Gottes, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt, etwas Anderes als die höhere Entwickelung jenes nur falsch angewandten, in der Weise unbewusster Ahnung auftretenden Gedankens? —

Von der anzuwendenden Kunst, um Zeichen zu finden und zu deuten, können wir erst später sprechen.

§ 62.

Bei einigen der aussergeschichtlichen Völker nimmt die Ahnung einer dem Geschehenden inwohnenden Nothwendigkeit noch einen höheren Aufschwung zu dem Gedanken, dass diese Nothwendigkeit auch eine vernünftige sei, ein Glaube, der nach dem Standpunkte der Flachheit, wo jeder nicht verstandene Glaube ein Aberglaube ist, unbedingt als ärgster Aberglaube bezeichnet werden müsste, der aber grade die höchste Steigerung jener weit über die vorhandene Religion hinausgehenden unverstandenen Ahnung eines Höheren enthält. Bisher hatten wir nur den nicht gedachten, nur schlummernd wirkenden Gedanken, dass das Schicksal ein nothwendiges sei. Dass dasselbe auch ein gerechtes, ein vernünftiges sei, das ist eine nicht so allgemeine, nur hier und da auftauchende Ahnung. Das Schicksal hört da auf ein blindes zu sein, es sieht, wohin kein Menschenauge sieht; — es wird ein richterliches. — Dieser Gedanke

erscheint in den sogenannten Gottes-Gerichten, welche auf den höheren Stufen der Religion allerdings auf die Gottheiten des Kultus zurückgeführt werden, bei den rohen Naturvölkern aber selten nur an die verehrten göttlichen Mächte angeknüpft werden, weil diese weit davon entfernt sind, für eine vernünftige Nothwendigkeit hinlängliche Gewähr zu bieten. Die Naturdinge sind nur Macht; die Fetische spielen eine Art Bedientenrolle, sind nicht unabhängig; die Dämonen sind launenhafte, grossentheils sogar böswillige Wesen, Vertrauen erwecken und verdienen sie nicht; — die tiefere Sehnsucht nach etwas Gediegnerem greift hinüber zu jenem unerfasslichen Hintergrunde, lässt die Macht auch über das Recht walten, die viel zu fern ist, um angeschaut, um verstanden, um verehrt zu werden, die auch dann ein völlig unbekanntes Etwas bleibt, wenn eine dem Menschen selbst räthselhafte Ahnung die Sehnsucht nach einer vernünftigen Nothwendigkeit in der Welt an sie anknüpft. Das Schicksal bleibt auch in den wenigen Fällen, wo seine Ahnung im Gottesurtheil sich offenbart, völlig ausserhalb der Religion, ein absolut Jenseitiges und Dunkles, wird nicht als Geist, nicht als Gott erfasst; es kommt dem Menschen nicht näher, er kann sich ihm nicht hingeben, nicht zu ihm beten, ihm nicht dienen; in kalter Ferne bleibt es unzugänglich. Frägt man den Wilden, warum er dem Gottesurtheil vertraut, er weiss es nicht, er nennt keinen Gott, der da richtet, er hat nur das unabweisbare Gefühl, es müsse gerecht zugehen; es ist das eine Forderung, deren Erfüllung er glaubt, über deren Quelle er sich aber keine Rechenschaft geben kann; die waltende Macht ist ihm noch eine blosse Eigenschaft des Daseins, die noch von keinem bewussten Geiste getragen wird; und wir können darum schlechterdings nicht sagen, dass ein monotheistischer Gedanke hier vorhanden sei; die Menschen glauben an die Gerechtigkeit des Schicksals, noch nicht an einen gerechten Gott. Das Schicksal ist nicht Etwas für sich, ist nicht Geist; — man sieht hier wie an einem trüben Tage, wohl, dass es hell ist in der Welt, aber nicht, dass diese Helle von einer Sonne ausgehe; und wie wir sagen: „es ist hell“, sagen die rohen Naturmenschen nicht: Gott ist gerecht, sondern „es ist gerecht.“ — Das schreitet über die wirkliche Religion hinaus, und ist selbst nicht eigentlich Religion, weil der Gegenstand fehlt; ein Abstractum, eine Eigenschaft kann nicht verehrt werden.

Wenn die Neger den Urheber eines Verbrechens nicht bestimmt wissen, so müssen die Angeschuldigten sich dem Schicksalsspruche unterwerfen, sie müssen glühendes Eisen angreifen, den Arm in einen Kessel voll siedendes Öl tauchen, um Etwas herauszuholen, glühende Kohlen in die Hand nehmen, sich die Zunge mit einer

Nadel durchstechen lassen etc., — wobei das Unverletztbleiben der Beweis der Unschuld ist[1]). Bei andern Negern müssen die Angeschuldigten einen giftigen Trank trinken; wenn derselbe durch Erbrechen wieder fortgeht, so ist der Angeklagte unschuldig[2]). Auf den Tonga-Inseln muss der Verdächtige eine Wasserschaale berühren, in welcher sich vorher der Fürst die Hände gewaschen hat; ist er schuldig, so tödtet ihn die Berührung[3]). Wenn Ostjaken ihre Frauen im Verdacht der Untreue haben, so bieten sie ihnen eine Handvoll Bärenhaare; wenn sie schuldig sind, und dennoch die Haare annehmen, so werden sie binnen drei Tagen von Bären zerrissen[4]).

Die Bedeutung des Eides weist bei den rohen Naturvölkern grossentheils nicht sowohl auf die einzelne Göttermacht hin, als vielmehr auf die noch ganz abstracte in der Welt waltende Gerechtigkeit, die wesentlich den Charakter eines stummen Schicksals hat; — und der Eid erscheint so als die unmittelbare Berufung auf das Schicksalsgericht. Der Schwörende erklärt, dass er sich sicher fühle vor der rächenden Hand des waltenden Schicksals, und der ausgesprochene oder symbolisch angedeutete Wunsch, dass im Fall der Lüge der Fluch ihn treffen möge, ist nur der bestimmte Ausdruck jenes Bekenntnisses. — Der Eid ist eben wegen dieser Beziehung auf eine ganz abstracte, unbegriffene Macht, auf den niederen Stufen noch nicht mit eigentlichem Gebet verbunden; jener Wunsch hat noch keinen Gegenstand, an den er gerichtet wird. Bei ganz rohen Völkern sind nur schwache Andeutungen eines Eides; bestimmter tritt derselbe bei den Negern und den asiatischen Völkern hervor. Die Buräten schwören auf einem heiligen Berge, und meinen, dass ein Meineidiger denselben nicht lebend verlassen könne[5]). Die Neger schwören bei einzelnen Theilen ihres Leibes, indem sie glauben, dass diese verdorren, sobald sie falsch schwören; manche lassen sich beim Schwur einen Tropfen Wasser ins Auge fallen, der sie beim Eidesbruch sofort blind machen werde[6]). Sibirische Völker trinken Salzwasser und essen Brot, wobei sie wünschen, dass den Meineidigen der Bissen im Halse stecken bleiben möge; oder sie fordern für den Meineid den Tod oder eine schwere Krankheit, oder dass ein Bär sie zerreisse etc.[7]). Die Battaer auf Sumatra, die das Gebet fast gar nicht kennen, haben doch einen feierlichen Eid; einem geschlachteten Thiere wird das Herz ausgerissen, und der Schwörende sagt: „wenn ich meinen Eid breche, so will ich geschlachtet werden, wie dieses Thier, und verschlungen werden wie dieses Herz, welches ich verzehre.“ Wenn ein feindlicher Häuptling solchen Schwur bricht, so wird, wenn er ergriffen wird, der Eid wirklich vollzogen und der Mensch aufgefressen[8]).

[1]) Winterbottom, Sierra-Leona Küste, 172; Degrandpré, voyage à la côte occ. d'Afrique, I, 58. [2]) Winterbottom, S. 173; Bosmann, Guinea S. 183; Klemm, K.-G. III, 370 [3]) Cooks dritte Reise, I, S. 232. [4]) Voy. au Nord, VIII, S. 44. [5]) Ebend. S. 64; Pallas, Mongol. Völker. I, S. 218. [6]) Des Marchais, I, 161. [7]) Pallas, Reise I, 55. 95.; Müller Sammlungen russischer Gesch. III, 368. Georgi, Bemerk. 272. [8]) Junghuhn. d. Batta-Länder, 847, II, S. 148.

II. Der Mensch.

§ 63.

Dem Gottesbewusstsein der rohen Naturvölker entspricht das Bewusstsein des Menschen von sich selbst. Die Völker, von denen wir reden, haben den Geist überhaupt noch nicht anders als in seiner unlautersten noch ganz mit dem Natursein verwachsenen Gestalt, nur als erscheinende Einzelheit, als Naturseele; er ist überall nur in der Form der Zersplitterung, ist gleichsam auseinandergefallen; Gott steht dem Menschen als etwas ganz Fremdes gegenüber, und das Göttliche selbst fällt wieder in die Einzelwesen auseinander, die gegen einander ganz gleichgiltig, wo nicht gar feindlich sind. Der Geist ist noch nicht bei sich, sondern ist noch ganz ausser sich, ist nicht Einheit; so ist auch der Mensch noch nicht zu sich selbst gekommen, hat noch kein wahres Bewusstsein von sich selbst als Geist, ist noch nicht wahrhaft Persönlichkeit, die eben darin besteht, dass der Mensch sich als freien, sich aus sich selbst entwickelnden Geist erfasst, der an sich einen unendlichen Zweck und Werth hat. Aber hier ist der freie Geist noch nicht erkannt; der Mensch erfasst sein Wesen höchstens als subjective Seele, deren geistiges Element sich nur als Willkür, nicht als Freiheit zeigt.

Der Unterschied zwischen Willkür und Freiheit ist aber der, dass das Wesen jener die Zufälligkeit, das Wesen dieser die vernünftige Nothwendigkeit ist. In der Willkür handelt der Mensch nach ganz vernunftlosen Einfällen; in der Freiheit macht der Mensch die Vernunft zum Inhalt seines Wollens, und offenbart, frei von jedem ungeistigen, also bösen und unvernünftigen Einfluss, die reine ungetrübte Geistigkeit, d. h. die Vernunft. Die freie Persönlichkeit, wenn sie Charakter geworden ist, zeigt sich als Ehre; nicht darin aber besteht die Ehrenhaftigkeit, dass ich Alles thue, was mir blindlings einfällt, und diese meine Einfälle gegen Jedermann durchsetze, — das ist ganz einfach Ungezogenheit; — sondern die Ehre zeigt sich grade darin, dass ich nicht von Launen und sinnlosen Einfällen mich beherrschen lasse, sondern die Sittlichkeit und strenge Wahrheit mein Gesetz sein lasse, mich und mein Thun zum reinen Ausdruck der sittlichen Vernunft mache, meinen unvernünftigen Eigenwillen opfere und meinen Willen eins mache mit der göttlichen Weltordnung. So ist die Freiheit der reine Gegensatz zur Willkür; und nur diese, nicht jene ist auf der gegenwärtigen Stufe erkannt, darum auch nicht die wahre Persönlichkeit. Der Mensch ist hier noch nicht frei, noch nicht wahrhaft persönlicher Geist; sondern nur einzelnes Subject, aber mit dem Streben zur Persönlichkeit; er ist nicht ruhig in sich, nicht sicher, wie das Thier, welches auch ein subjectives Einzelwesen ist, sondern unruhig; er fühlt, dass er nicht ist, was er sein soll. Er ist kraft dieses inneren Dranges, über diese blosse Individualität hinauszugehen, wesentlich vom Thiere

verschieden; er ist die noch zusammengewickelte Persönlichkeit, und unterscheidet sich dadurch von der thierischen Individualität etwa wie das Samenkorn vom Sandkorn; jenes hat in sich die Tendenz über sich hinauszugehen, dieses bleibt, was es ist.

§ 64.

Bei den Thieren unterscheiden sich die Einzelwesen desselben Geschlechts im wilden Zustande nur durch Alter, Grösse, Farbe und andern unwesentlichen Dinge von einander; in ihrem eigentlichen Wesen sind sie einander ganz gleich; die Vollzahl aller einzelnen Thiere derselben Art ist eigentlich nur ein Thier als Wesen, nur unendlich oft wiederholt; es sind lauter gleiche Exemplare. Der Mensch dagegen geht über das blosse Einzelsein hinaus, ist nicht ein blosses Exemplar seiner Gattung, nicht bloss ein Mensch, sondern ein ganz bestimmter sich wesentlich von andern unterscheidender Mensch; er ist an und für sich Etwas, was andere Menschen eben nicht sind; und dieses, dass er als dieser Mensch Etwas für sich ist, nicht ein blosses Exemplar, drückt er dadurch aus, dass er einen Namen hat. Die Thiere haben keinen Namen; ihr Ruf gegen einander ist immer derselbe; das Thier ruft nur die Gattung, nicht das bestimmte Einzelwesen. — Darin dass der Mensch einen Namen hat, offenbart sich seine Bestimmung als Persönlichkeit. Kraft seiner blossen Natürlichkeit ist er nicht Person, von andern Menschen nicht wesentlich verschieden; denn die Natur ist eine, schafft die Einzelwesen einer Gattung nicht als verschiedene sondern als gleichartige. In der Namengebung ist bereits die Aufgabe der Sittlichkeit ausgesprochen; der Mensch soll nicht bleiben, wie ihn die Natur gemacht, ein blosses Exemplar des Menschen, soll eine Persönlichkeit werden; das ist aber nicht die Sache der Natur, sondern eben seine Sache. Dieses Streben zur Persönlichkeit, welches im Namengeben unbewusst sich offenbart, ist auch auf den rohesten Stufen der Menschheit der wesentliche innere Unterschied von dem Thiere. Wo Namen sind, da ist die Menschheit, und wo sie fehlen, da ist sie zur Thierheit herabgesunken.

Die Persönlichkeit ist aber erst im Werden, im Keime, ist noch nicht zum Bewusstsein, nicht zur Wahrheit geworden, ist noch nicht fest. Es ist mehr ein Streben zu ihr, als sie selbst, ein zeitweises Aufwallen des Geistes, der aber bald wieder in seinen traumähnlichen Zustand zurücksinkt. Der Mensch ist noch nicht ganz bei sich, hat sich noch nicht in seiner Gewalt, hält sich noch nicht fest, ist morgen nicht mehr derselbe, der er heute ist; und wenn eine grosse Begebenheit in sein Leben eingreift, meint er ein wesentlich Anderer geworden zu sein. Die Veränderungen des Lebens spiegeln sich nicht nur an der Oberfläche des Geistes, sondern dringen

in den innersten Kern desselben ein, machen ihn in seiner persönlichen Besonderheit zu einem wesentlich Andern. Die Namen haften nicht, sind von dem Menschen lösbar; bei wichtigen Epochen und Ereignissen werden bei den rohen Naturvölkern die Namen oft gewechselt, oder als Zeichen grosser Freundschaft gegenseitig ausgetauscht; die Freunde tragen einander nicht bloss, wie wir sagen, im Herzen, sondern tragen einander auch äusserlich, indem jeder den andern gewissermassen in seiner ganzen Persönlichkeit in sich aufnimmt.

Auf das den Menschen vom Thiere wesentlich unterscheidende Moment, dass er einen Namen hat, scheinen unter allen gegenwärtigen Völkern nur die Buschmänner in Süd-Afrika zu verzichten, welche einander meist nicht durch Namen unterscheiden[1]). Das Völkchen ist aber nicht bloss im Zustande stehengebliebener Rohheit, sondern offenbar in dem einer tiefen geistigen Gesunkenheit. Aus dem Alterthume erwähnt Herodot in der Sahara-Wüste ein Volk der Ataranten: „Das sind die Einzigen unter allen Menschen, von denen ich je gehört habe, dass sie keinen Namen führen[2]). Das Wechseln der Namen ist sehr allgemein; so bei den südamerikanischen Indianern und süd-afrikanischen Völkern[3]). Bei den Caraiben wird bei der Wehrhaftmachung des Jünglings und nach bedeutenden Thaten der Name gewechselt; bei den Abiponern nach dem Tode eines Verwandten. Auf den Südsee-Inseln ist das Vertauschen der Namen allgemein ein Zeichen der Freundschaft; bisweilen aber nimmt der Krieger den Namen des erlegten Feindes an[4]).

[1]) Lichtenstein Reise I, 192, II, 82. [2]) IV. 181. Vgl. Plin. hist. nat. V, 8. [3]) Klemm Kult.-G. I, 286. III, 286, Lichtenstein II, 494. [4]) Kotzebue Reise III. 118

§ 65.

Im Namen spricht der Mensch unbewusst sein geistiges persönliches Wesen aus, unterscheidet sich eben dadurch von seinem unmittelbaren, sinnlichen Dasein. Aber das wirkliche und bewusste Unterscheiden dieser seiner geistigen Seite von der bloss natürlichen ist nicht schon auf den untersten Stufen des Geistes vorhanden, sondern taucht erst dunkler im Fetischismus, und bestimmter auf der Stufe des Dämonenkultus auf. Da wo der Mensch in dem objectiven Dasein noch keinen inneren Unterschied macht, wo ihm das Göttliche noch in der ungeschiedenen sinnlichen Gegenständlichkeit erscheint, noch nicht in der Weise der Seele erfasst wird, da ist er sich selbst ebenfalls noch unterschiedslose Einheit, noch nicht Seele im Unterschiede vom Körper. Es ist da für ihn nur ein Gegensatz, auf der einen Seite er selbst, auf der andern die Natur; aber keine der beiden Seiten hat in sich selbst schon einen Unterschied aufzuweisen. Erst in der weiteren Entwickelung unterscheidet der Mensch jenseits wie diesseits ein subjectives, geistiges, und ein

objectives, materielles Element, Seele und Körper. Diese Unterscheidung ist aber noch im Stadium des Keimens; der Mensch kommt wohl dazu, zu begreifen, dass die Seele ein Anderes als der Körper sei, aber über diese verneinende Bestimmung des Andersseins kommt er nicht hinaus; die Seele ist ein anderes Etwas als der Körper, aber da das positive Wesen des Geistes noch nicht begriffen ist, so kann dieses andere Etwas eben auch nicht anders vorgestellt werden als in der allein bekannten Weise der sinnlichen Einzelheit. Die Seele ist nicht so stoffartig als der Körper, ist nicht greifbar, nicht schwer, aber sie ist und bleibt doch ein Ding, welches sinnlich angeschaut wird, gewissermassen nur eine verdünnte, verklärte Körperlichkeit, ein schattenhaftes Ding, welches von einem Orte zum andern wandern und aus seinem Körper herausgehen kann. Im Traume z. B. macht die Seele Reisen, geht auf die Jagd etc.; im ekstatischen Zustande kann sie eine andere, eine göttliche Seele in sich aufnehmen, man kann die Seele allenfalls auch verlieren wie ein anderes Ding oder deren mehrere zugleich haben.

Die Grönländer halten den Schatten des Menschen oder auch seinen Athem für die Seele; sie ist stoffartig, kann verloren werden, und wandert bei Nacht ausser dem Körper; sie wächst und nimmt ab, und kann zertheilt oder verstümmelt werden; die Zauberer können sie, wenn sie beschädigt ist, wieder heilen, die verlorne wiederbringen, die kranke gegen frische und gesunde, allenfalls von Rennthieren eintauschen [1]). Die Neger glauben, dass Verstümmelungen des Körpers auch die Seele treffen, die Seelen der Geköpften z. B. auch keine Köpfe haben [2]); und als die Sklaven eines westindischen Pflanzers sich massenweise erhenkten, konnte er dem Selbstmord nur dadurch Einhalt thun, dass er den Gehenkten Kopf und Hände abschlagen liess; diess wirkte, weil sie nun meinten, dass auch die Seelen verstümmelt wären [3]). — Südsee-Insulaner hielten das erste europäische Schiff für die Seele eines unlängst Gestorbenen [4]). — Bei den Karaiben hat jeder Mensch mehrere Seelen, eine im Kopfe, das ist die vorzüglichere, und zwei andere in den Stellen, wo der Puls sichtbar schlägt. — Bei vielen Südsee-Insulanern haben nicht alle Menschen eine Seele, sondern nur die vornehme Klasse [5]).

[1]) Cranz, Grönl. 1782, S. 257. [2]) Römer, Guinea, S. 42. [3]) Labat, voy. aux Isles de l'Amer. I, S. 150. [4]) Beechey Reise n. d. stillen Ocean, 1832. I. 286. [5]) Mariner, Tonga-Inseln, 64.

§ 66.

Da die persönliche Geistigkeit des Menschen zwar geahnt, aber noch nicht zum Bewusstsein gekommen ist, so ist der Mensch zwar in seinem unbewussten Streben von dem Thiere wesentlich verschieden, aber er weiss diesen Unterschied noch nicht; er hält sich noch mit dem Thiere fast gleichartig und den Unterschied mehr für

einen äusserlichen als einen innerlichen und wesentlichen. Das Thier hat ebenso gut Seele wie der Mensch, und diese ist der unsrigen wesentlich gleichartig. Menschen und Thiere bilden eigentlich nur ein Geschlecht und gehen an vielen Punkten in einander über. Daher lieben es die Wilden auch, Thiernahmen anzunehmen. Einige Süd-Amerikaner behaupten, dass sie von einem Fische abstammen, Andere von einer Kröte, Andere von Klapperschlangen etc.[1]). Bei den Aleuten stammen alle Menschen von einem Hunde ab, und die ersten Menschen hatten noch Hundepfoten[2]). Die Völker Tübets behaupten von den Affen abzustammen, und rühmen sich dieses Ursprungs und ihrer daraus abgeleiteten affenähnlichen Hässlichkeit[3]). Menschen werden daher oft in Thiere verwandelt; der Manitu der Irokesen verwandelte einen Menschen, welcher wegen seiner Enthaltsamkeit von Menschenfleisch Hunger gelitten hatte, zur Belohnung in einen Biber; und diess ist der Ursprung des Bibergeschlechtes; ein Missouri-Indianer wurde in eine Schlange verwandelt, welche sprechen konnte[4]). Überhaupt gelten die Thiere als dem Menschen verwandt, und verstehen die Sprache der Menschen. Die Thierseelen nehmen an der Unsterblichkeit Theil, bisweilen sogar die Pflanzenseelen[5]).

[1]) Azara, voy. II. 138. [2]) Sarytschew Reise in Sibir. II, 164. [3]) Klaproth tabl. hist. S. 131. [4]) Max. v. Neuwied Reise II. 230. [5]) Steller, S. 269. Georgi Beschreib. S. 383.

§ 67.

Der Tod bleibt dem Naturmenschen immer das grösste Räthsel des Daseins, welches grauenvoll ihm als eine unnahbare Macht sich offenbart, der er sich unbedingt unterwerfen muss. In seinem Gottesbewusstsein hat er auch eine fremde Macht sich gegenüber, vor der er sich beugt; aber indem er sich ihr als dem Grunde seines Daseins unterwirft, erhält er sich; der Tod aber tritt dieser religiösen Richtung, in welcher der Mensch sein Dasein gewissermassen durch die Hand der Gottheit garantirt erhält, grade entgegen, als eine unerbittliche, schlechterdings vernichtende Macht, als ein schneidender Widerspruch mit dem übrigen Bewusstsein des Menschen, unerkannt, unbegreiflich, trostlos. Daher meist eine ungemessene Klage bei dem Tode, und die Neigung, denselben als etwas Unnatürliches entweder aus einer Verdorbenheit der ursprünglich unsterblichen menschlichen Natur zu erklären, oder auf eine fremde Schuld, auf Zauberei etc. zurückzuführen; daher auch ein Grauen vor dem Todten und Allem, was mit ihm zusammenhängt.

Bei den Neu-Holländern muss der Tod, weil er für herbeigeführt durch fremde Schuld gilt, gerächt werden. Bei vielen Negern wird der, welcher durch Zauberei den Tod herbeigeführt hat, durch Träume etc. zu finden gesucht, und der Angeklagte muss sich dann dem Gericht durch den Zaubertrank (siehe § 62) unterwerfen; ähnlich ist es bei den Kaffern. — Bei einigen Völkern

findet sich die Sage, dass der Tod nicht das ursprüngliche Schicksal des Menschen sei. Bei den Karaiben kam ihr Gott einst auf die Erde, um zu sehen, wie es die Menschen trieben; diese aber waren so böse, dass sie ihn tödten wollten; da nahm er ihnen die Unsterblichkeit und gab sie den Thieren, welche sich häuten, z. B. den Schlangen [1]). Bei den Aleuten waren die ersten Menschen unsterblich. Wenn sie alt waren, so stürzten sie sich von einem Berge ins Meer, und kamen daraus verjüngt wieder hervor [2]). — Die Scheu vor Allem, was mit dem Tode zusammenhängt, spricht sich oft sehr stark aus. Die Hütte, in der Jemand gestorben, wird für immer verlassen oder niedergerissen; alle seine Kleider und sein Eigenthum wird, wenn nicht dem Todten mitgegeben, weggeworfen oder vernichtet; der Name des Todten darf nicht mehr ausgesprochen werden, und wenn der Todte den Namen eines Thieres etc. hat, so erhält dieses Thier sofort einen andern Namen [3]); bei den Kaffern und Andern darf Niemand in der Hütte oder auch nur in der Nähe derselben sterben, sondern der Sterbende wird weit weg aufs Feld getragen, sonst würde der ganze Ort von den Einwohnern verlassen werden [4]).

[1]) Klemm II, 154. [2]) Sarytschew II, 163. [3]) Mackenzie Reise S. 301. [4]) Lichtenstein Reise I, 420.

§ 68.

Der Tod selbst bringt mehr als alles Andere den Unterschied von Körper und Seele zum Bewusstsein. Der Körper des eben Gestorbenen ist geblieben, was er im Leben war, aber es fehlt ihm Etwas, was eben nicht Körper ist, was ihn zu einem lebendigen machte. Der Anblick des Todes ruft den Gedanken der Seele hervor. Die Seele aber ist hier nur als einzelnes, immer noch sinnliches Ding vorgestellt, und die Frage liegt nahe, wo denn nun dieses Ding, die Seele, die aus dem Körper entwichen ist, hingehe und ob und wie sie nun fortlebe. — Bei den Völkern, die zum Bewusstsein jenes Unterschiedes eines sinnlichen und eines geistigen Elements im Menschen gekommen sind, hat die Seele als ein für sich bestehendes Ding ein ferneres Leben, schattenhaft, hörbar oder sichtbar, wandert in andere Länder auf der Erde, oder hält sich als gespenstiger Dämon, oft beschützend, häufiger plagend und störend unter den Lebenden auf, oder nimmt ihre Wohnung in Höhlungen, in hohlen Bildern, allenfalls in hingestellten Körben und Gefässen, oder geht in lebendige Körper ein, in Menschen oder Thiere, und wird von Neuem geboren.

Unbekannt oder geleugnet ist das Fortleben der Seele nach dem Tode bei den Kaffern, die nur zur Strafe für die Bösen ein gespensterhaftes Weiterleben annehmen, bei den Hottentotten, vielen Negern und manchen süd-amerikanischen und nord-asiatischen Völkern. Die in zwei durchaus verschiedene Menschenklassen getheilten Südsee-Insulaner sprechen der niederen Klasse,

falls sie derselben noch eine Seele zugestehen, wenigstens das Fortleben nach dem Tode ab[1]). Wilde in Süd-Amerika halten das Echo für die Stimmen der abgeschiedenen Seele, oder sehen diese selbst in den Vögeln, welche des Nachts lärmend umherfliegen; bei Andern irren die Seelen als Schatten umher, besonders im Dunkel der Wälder, oder als Nebel, welcher über nassen und morastigen Wiesen schwebt, oder als Gespenst in Gestalt eines Mannes, welches auf den der Wohnung benachbarten Bäumen so lange haust, bis sein früheres Eigenthum Alles begraben oder zerstört ist[2]). Bei den Tahitiern hält sich die Seele in den hölzernen Bildern auf, welche an den Gräbern aufgestellt werden[3]); die Bewohner der Marianen stellen gar zu den Häuptern der Sterbenden Körbe hin, und bitten die Seele, doch darin Wohnung zu nehmen, wenigstens darin bisweilen Besuche zu machen[4]). — Der Glaube, dass die Seelen in andere Länder wandern, gab den Negersklaven in Westindien den Gedanken ein, sich zu hängen, um wieder in ihr Vaterland zurückzukehren; ein Plantagenbesitzer wusste sich dadurch zu helfen, dass er in Begleitung seiner weissen Diener mit allen beim Zuckerbau nöthigen Geräthen auf zahlreichen Karren den Negern nachging, die eben im Walde sich versammelt hatten, um sich aufzuhängen. Er lobte ihren Entschluss, das sei ihm grade recht, wenn sie sich aufhingen; er habe in ihrem Vaterlande eine grosse Besitzung angekauft, werde dort eine grosse Zuckersiederei anlegen, und um schnell dorthin zu gelangen, sich sogleich, — indem er ihnen den Strick wies, nach ihnen aufhängen, und sie dort noch viel schwerer arbeiten lassen als jetzt. Die Neger sahen einander bestürzt an und liessen das Hängen sein[5]). —

Sehr allgemein ist der Glaube, dass die Seelen nach dem Tode als gespenstige Störenfriede unter den Lebenden umherrumoren. Die Indianer fürchten besonders die Seelen der zu Tode gemarterten Gefangenen und suchen sie durch Geschrei und Lärm fortzuscheuchen; und die Neger wenden im Kampfe beim Schiessen die Augen ab, weil sonst der Geist des Erschossenen ihre Seele „abholen“ würde[6]); bei den Tahitiern schleichen die Seelen des Nachts umher, kommen in die Hütten, und fressen den Schlafenden das Herz und die Eingeweide aus dem Leibe[7]). Die Sibirischen Völker fürchten sich gewaltig vor den Seelen, und suchen nach der Bestattung dieselben durch allerlei Zaubermittel und Lärm sich vom Leibe zu halten, oder umzäunen die Gräber mit hohen Pfählen, damit die Seelen nicht herauskönnen, und ihre Felder zerstören[8]). Aus gleichem Grunde werfen die Negerinnen-Wittwen von Matamba sich ins Wasser, um die sich an sie anhängenden Seelen ihrer gestorbenen Männer zu ersäufen[9]). —

Die Seelen bleiben in der Nähe der Lebenden, und es giebt daher auch einen Verkehr mit ihnen, wenn sie als gutartige Wesen aufgefasst werden; man setzt ihnen Speisen hin, giesst ihnen Milch oder Branntwein aufs Grab, macht ihnen allenfalls, damit sie bequemer heraus können, Löcher ins Grab, schlachtet ihnen in Nord-Amerika sogar gefangene Feinde, und ruft die Seelen herbei, um sich an ihrem Blute zu sättigen. Man citirt

bei fast allen Dämonenverehrern die Seelen, um sie über verborgene Dinge zu befragen, und bei den Negern rühren von ihnen die Träume her. Es liegt da fast überall die Vorstellung zu Grunde, dass die Seelen nicht in einem fernen Jenseits, sondern nahe bei den Lebenden sind. Marco Polo berichtet von einem wilden Volke in der Nähe von Tübet, welches die gastfreundlich aufgenommenen Fremden, deren Schönheit, Stand und Tapferkeit ihnen gefiel, in der Nacht erwürgte, damit die Seele des Gemordeten der Familie dienstbar würde[10]. — Bei den Battaern haben nur diejenigen Menschen ein künftiges Leben, welche eines unnatürlichen Todes gestorben, ertrunken oder von einem Tiger gefressen sind, während die an Krankheit Gestorbenen von bösen Dämonen vertilgt sind. Jene wohnen auf den Bergen und besuchen bisweilen die Ihrigen, sie vor den Dämonen schützend[11].

Bei manchen Völkern findet sich eine Seelenwanderung, indem die Seele in lebendige Körper eingeht, meist in der Weise einer neuen Geburt. Viele Nord-Amerikaner glauben diess wenigstens von früh gestorbenen Kindern, die das Leben noch nicht genug genossen haben, und begraben dieselben daher an besuchte Wege, damit ihre Seelen leichter in die Frucht vorübergehender schwangerer Weiber eingehen können; bei den Chippewas-Indianern sind die Kinder, welche mit Zähnen auf die Welt kommen, wiedergeborne Verstorbene[12], — und auch bei den Grönländern können die Seelen Gestorbener in andere Körper wandern[13]; andere amerikanische und mehrere afrikanische Völker lassen alle Seelen wieder geboren werden. Die Neger beobachten dabei oft die Standesunterschiede und Familienverwandtschaft, begraben ihre Todten nahe bei den Wohnungen der Verwandten, damit ihre Seelen sogleich in die Leiber der zunächst gebornen Kinder einwandern können, und fürstliche Seelen kehren nur in ihr eignes Geschlecht wieder zurück; so wie Sklaven immer wieder nur als Sklaven geboren werden. Die Seele eines verstorbenen Kindes geht in den Körper des folgenden ein[14]. Die Wanderungen der Seelen in Thiere kommt in Amerika und Afrika vor. — Eine Art künstlicher Seelenwanderung fand sich auf Madagaskar, wo man die Seelen in Löchern, die oben in den Hütten gemacht wurden, in denen eine Leiche lag, auffing, um sie denen wieder einzuhauchen, die dem Tode nahe waren[15]. — In Kamtschatka wird sich die Seele wieder mit ihrem Leibe vereinigen, und nicht mehr sterben[16].

[1]) Mariner S. 64. [2]) Mackenzie Reisen S. 118. [3]) Forster, Bemerkungen S. 470. [4]) Gobien histoire des Isles Mar. S. 65. [5]) Labat voyage I, 149. [6]) Monrad Guinea, 124. [7]) Forster Bemerk. 470. Beechey, Reise I, 339. [8]) Georgi Beschr. S. 382. [9]) Cavazzi histor. Beschreib. S. 147. [10]) M. P. Reisen II c. 40. [11]) Junghuhn Batta-Länder II, 249. [12]) Mackenzie Reisen S. 134. [13]) Cranz, S. 242. [14]) Römer Guinea S 86. 87. Monrad, 54. Oldendorp. 315. 348. [15]) Flügge Gesch. des Glaubens an d. Unsterblk. II, S. 223. [16]) Steller S. 269.

§ 69.

Die meisten der überhaupt über das sinnliche Dasein hinausblickenden Völker begnügen sich aber nicht mit dem so zu sagen verlängerten Diesseits, lassen die Seelen nicht bloss als blasse Schat-

ten um die Lebenden schleichen, sondern geben den Seelen auch eine eigne Welt, in der sie heimisch sind. Dieser Fortgang ist ein nothwendiger. Die Vorstellung, dass die Seele ein Ding für sich, ein Selbsständiges sei, hat sich heraufgerungen; mit dieser Selbstständigkeit ist aber so lange nicht Ernst gemacht, als die Seele noch ein erborgtes oder erschlichenes, trauriges und Grauen verbreitendes Dasein in einer für sie nicht mehr passenden Welt führen muss, in der sie durch den Tod einmal das Heimathsrecht verloren hat. Sie hat sich ja bereits als der Grund des Lebens und die bewegende Kraft in dem Menschen, als das Höhere und Wesentliche in ihm bewährt; ist sie das aber, so darf sie nicht bei dem Niedrigeren betteln gehen, nicht als ein lästiger, ungern gesehener Fremdling sich neben die Lebendigen in die diesseitige Welt eindrängen, hat einen ihr angemesseneren Aufenthalt zu beanspruchen. Die Seele aber bleibt doch ein einzelnes, sinnliches Ding, und dieses für sie geforderte höhere Dasein kann darum auch kein anderes als ein sinnliches sein Also eine andere sinnliche Welt, nur besser, glücklicher als die uns sichtbare, und für uns, die noch im jetzigen Körper befangenen, unzugänglich. Als Ort denkt man sich den Himmel oder eine ferne Gegend der Erde oder einen Raum unter der Erde. Das Wesen der Geistigkeit zeigt sich eben nur darin, dass der Mensch in dieser andern Welt nicht mehr von dem Nicht-Geistigen, von der Natur leiden muss, sondern sich als das Mächtige, nicht dem Schmerze der Körperlichkeit Unterworfene fühlt, dass er ganz bei sich ist, sich ganz heimisch und wohl fühlt. Der Charakter des Geistes, auf sich selbst zu beruhen, mit sich selbst einig und von fremder Gewalt frei zu sein, spricht sich hier noch in ganz kindlicher Weise darin aus, dass der Mensch nicht mehr in Spannung und Entzweiung mit fremden Gewalten, dass er ganz glücklich ist. Dieses Glück ist aber noch ein ganz sinnliches; der Mensch weist nicht die Sinnlichkeit überhaupt zurück, sondern nur ihre Knechtschaft unter etwas dem Menschen selbst Fremdes; sie bleibt, aber dient nur noch dem menschlichen Wohlgefallen; — das Leben in dieser andern jenseitigen Welt ist ein heiteres Schlaraffenleben in Ruhe und Genuss; was dem Menschen hier Freude macht, findet er dort wieder, was ihm hier Schmerz bereitet, ist dort nicht mehr. Es wäre daher ein Verlust für die Seele, wenn sie zurücklassen müsste, woran sie hier sich erfreut; man giebt es ihr also in die neue Welt mit; der Weg aber ist die Aufhebung der jetzigen Körperlichkeit, der Tod, die Vernichtung; was aber nicht getödtet werden kann, nicht Seele hat, das nimmt sich die Seele allenfalls auch in seiner unmittelbaren Gestalt mit; sie hat es ja dort drüben nicht bloss mit Seelenhaftem zu thun, sie will ja dort auch

essen, trinken, auf die Jagd gehen; warum sollten sie sich Gefässe, Messer und Waffen nicht bald mitnehmen?

Da das Jenseits eben nur eine andere sinnliche Welt ist, die anderswo liegt, so muss die scheidende Seele erst einen Weg bis dahin zurücklegen. Die Nord-Amerikaner brauchen mehrere Monate zu dieser Reise, die mancherlei Beschwerden, reissende Flüsse, wilde Thiere etc. darbietet. Die Grönländer haben es näher, aber auch schwerer; sie müssen fünf Tage lang einen rauhen Felsen hinab rutschen, der davon schon ganz blutig geworden ist. Für diese Beschwerden der Reise entschädigt aber das Ziel; die Seelen finden dort Tanz und Ballspiel, beständigen Sommer und Sonnenschein, Überfluss an allerlei Wild; Schnee und Nacht ist nicht mehr [1]). Die Indianer finden ein Land, wo kein Wechsel von Tag und Nacht ist, die Sonne nicht auf- und nicht untergeht, nicht Regen, nicht Winter ist, sondern beständiger Frühling, überall Schatten, um zu ruhen, die Erde und die Bäume immer grün, so dass der Mensch keine Bärenhaut mehr braucht und keine Hütte; dabei findet man überall Tabackspfeifen und die Flüsse tragen uns ohne alle Anstrengung überall hin, wohin wir wollen. Bin ich hungrig, so spricht zu mir der Hirsch: nimm mein Schulterblatt, es wird mir wieder wachsen, und der Biber: nimm meinen Schwanz, er wächst mir wieder; nur mehr als vier derselben darf ich nicht essen; die Fische bieten sich ebenfalls an, nur mehr als achtzehn darf ich nicht geniessen; ich brauche nichts zu thun als essen, trinken, schlafen. Die Weiber sind ohne zu altern schön, und brauchen sich nicht mehr mit Bärenfett zu salben, um zu glänzen, und haben nichts zu thun, als den Kessel kochen zu lassen und die Kinder schwimmen zu lehren. Als die Indianer hörten, dass man im Himmel der Christen weder esse noch trinke, sagten sie: so mögen wir dorthin nicht gehen, denn wir wollen essen, und sie lachten höhnend, als sie hörten, dass die Seelen der Nahrung nicht bedürften [2]). Die Süd-Amerikaner finden geistige Getränke im Überfluss und können in beständigem Rausche leben, Jeder erhält mehrere Frauen, mit denen er sich freut, ohne dass sie schwanger werden. Auf den Südsee-Inseln setzt sich dagegen im Jenseits auch das Kindergebären fort; die feindlichen Seelen liefern sogar sich Schlachten, nur ohne einander zu verwunden [3]); die Wälder sind voller Wohlgerüche und nie endender Früchte, und gefüllt mit unsterblichen Schweinen und herrlichen Vögeln. Ganz ähnlich stellen sich die Neger das Leben nach dem Tode vor. Die nördlichen finnischen Völker finden Rennthiere, Bären und alle Thiere der Jagd, sie ergötzen sich mit Tanz, Essen, Taback und mit Weibern [4]). Nur selten ist es, dass die andre Welt als mühselig und leidenvoll vorgestellt wird [5]).

Der Tod ist also nur eine Auswanderung aus einem sinnlichen Leben in ein anderes, nur ein günstiger Wechsel, nicht eine wesentliche Veränderung des Daseins. Daher mag die scheidende Seele wohl alle Mühsal hier zurücklassen, aber was ihr lieb ist, muss sie mitnehmen. Das wichtigste Eigenthum wird bei den mei-

sten der hierher gehörigen Völker mit begraben oder vernichtet. Die Mongolen, Tungusen und Andere erhielten gewöhnlich ein Pferd mit ins Grab, die Ostjaken ein Rennthier[6]). Diener und Sklaven werden an den Gräbern getödtet bei den Caraiben, auf vielen Südsee-Inseln und bei vielen Negervölkern; auf den Sandwich-Inseln tödteten sich des verstorbenen Fürsten Freunde freiwillig, und Andere wurden getödtet[7]). Noch häufiger trifft die Ehefrauen und Beischläferinnen der gestorbenen Männer, besonders der vornehmen, diess Schicksal[8]). Auf den Tonga-Inseln werden die Frauen der Vornehmen mit dem Leichnam des Mannes lebendig begraben[9]). Bei dem Tode von Negerkönigen werden oft nicht nur seine eignen Sklaven und Weiber getödtet, sondern alle Vornehmeren im Volke geben Sklaven, sogar ihre Weiber zu dem grossen Menschenschlachten her; sie werden dann oft, ihrer Menge wegen, unversehens überfallen und niedergeschmettert, manchmal aber langsam zu Tode gemartert, indem man ihnen Arme und Beine zerschmettert, und sie dann in der Grabhöhle langsam umkommen lässt, wie es scheint, um die Trauer recht grell zu bezeichnen; die Köpfe der Gemordeten werden auf Stangen um das königliche Grab gesteckt; die Zahl der Getödteten geht oft in die Hunderte, und wiederholt sich bei einigen Negervölkern sogar jährlich am Todestage, viele der Wittwen tödten sich freiwillig[10]). Letzteres findet sich auch auf Neu-Seeland. — Bei den Mongolen findet sich dieselbe Sitte. Besonders den Fürsten wurden die Beischläferinnen ins Grab nachgesandt. Am Grabe Tschingiskan's wurden 40 Mädchen geschlachtet; dem Ogotai folgte seine geliebteste Gemahlin freiwillig ins Grab; dem Khan Hulagu wurden seine Mädchen mit allem ihrem Geschmeide mit ins Grab gegeben und bei Mengku's Tode sollen über 20,000 Menschen geschlachtet worden sein[11]). Das sind schlechterdings keine O p f e r, nicht einmal religiöse Handlungen; es ist nur eine von der eigenthümlichen Vorstellung des künftigen Lebens bedingte Durchführung des Eigenthumsrechtes; Jedem das Seine, auch dem Todten; er verändert im Grunde nur seinen Wohnsitz und hat da das natürliche Recht, auch das Seinige mit sich zu nehmen; auf den W e g dahin kommt es dabei nicht an. — Bei dieser Auffassung darf es uns nicht wundern, wenn sich hier und da die Menschen selbst mit Sklaven und Dienern für das künftige Leben versorgen, wenn man auf Borneo Menschen raubt, um sie zu tödten, in der Absicht, sie im Jenseits als seine Sklaven vorzufinden.

[1]) Cranz S. 242. [2]) Crevecoeur, 148; Voy. au Nord V, 381. [3]) Klemm IV. 357. [4]) Klemm III, 71; Steller, 269. [5]) Georgi Beschreibung, S. 382. [6]) Georgi, Bemerk. 312; Pallas, Reise durch d. Russ. Reich, III, 54. [7]) Beechey Reise II, 158. [8]) Klemm II, 96, III, 296. 334, IV, 369. [9]) Mariner Tonga-Inseln, S. 479. [10]) Allg. Historie d. Reisen IV, 171. 370; des Marchais I, 315. Cavazzi, 148. Proyart Gesch. v. Loango. S. 299. 329. Isert Guinea S. 179. 180. [11]) Hammer, Goldne Horde S. 205.

§ 70.

Folgt das äusserliche Eigenthum dem Menschen in das andere Dasein, so muss diess bei seinem g e i s t i g e n Wesen noch viel mehr

der Fall sein. Der **Werth** des Menschen, sowohl in gesellschaftlicher als in sittlicher Hinsicht bleibt ihm unverloren; — sein Ansehn und sein Stand folgen ihm auch in das Jenseits, und der Böse wie der Gute finden den verdienten Lohn, wenn auch dieser wie seine Voraussetzung nur von der rohesten Auffassung des Sittlichen Kunde giebt. Nur bei Wenigen fehlt dieser sittliche Zusammenhang des Jenseits mit dem Diesseits gänzlich.

Auf den Tonga-Inseln hat die dienende Klasse oft gar kein künftiges Leben, die andern Menschen behalten ihren jetzigen Stand bei[1]. — Seligkeit und Unseligkeit wurden bei den Grönländern nach mehr äusseren Eigenschaften abgemessen; starke, zur Arbeit taugliche, im Meer ertrunkene Männer oder bei dem Gebären gestorbene Frauen kommen an den Ort des Glücks; schwache Leute aber leiden dort grosse Noth[2]. Bei den Lappen erhalten nur die, welche sich von Diebstahl, Lüge und Zank freigehalten, im künftigen Leben einen neuen und bessern Körper. Bei sibirischen Völkern stehen die Zauberer nach dem Tode in einem höheren Ansehn bei den göttlichen Mächten als andere Menschen[3]. Bei den Guinea-Negern werden diejenigen selig, die ihre Speise- und andere Gelübde gehalten; die andern Seelen werden ersäuft; andere Neger haben Abstufungen der Vergeltung im rohesten Styl; Sklaven und Herren bleiben auch jenseits verschieden[4]; einige glauben, dass sie zum Lohne nach dem Tode nach Europa versetzt und Weisse würden[5]. — Die Chippewas-Indianer setzen nach dem Tode in einem steinernen Kahne nach einer schönen Insel in einem grossen See über. Die, deren gute Handlungen das Übergewicht über die bösen haben, landen an der Insel und leben dort in grösster sinnlicher Üppigkeit. Wer aber mehr Böses als Gutes gethan, versinkt plötzlich mit seinem Kahn bis an den Hals ins Wasser, und muss nun wie Tantalus die Freuden der glücklichen Insel sehen, ohne zu ihr gelangen zu können[6]. Nur wenige Völker leugnen, dass das sittliche Verhalten im jetzigen Leben auf das künftige Einfluss habe, und dass die Bösen dort unglücklich sein würden; ihr Gott sei, sagen diese, viel zu gut, als dass er strafen könne, oder das Böse bestrafe sich selbst schon genug in diesem Leben, der Dieb bekomme Schläge etc., oder der Tod sei eine hinlängliche Sühne für alles Unrecht[7].

[1]) Mariner, 64. Forster Bemerk. S. 480. [2]) Cranz, S. 243. [3]) Georgi Bemerk. 278 [4]) Bosmann, Guinea S. 189. Monrad, Gemälde der Küste v. Guinea, S. 4. [5]) Bosm. 189. Römer S. 210. [6]) Mackenzie, S. 183. [7]) Steller, S. 270. Stevenson, Reisen, I, 36.

III. Die Beziehung des Göttlichen und des Menschlichen auf einander.

§ 71.

Die gegenständliche göttliche Macht und der Mensch stehen als Einzelne schlechterdings **ausser** einander. Das religiöse Bewusst-

sein aber ist wesentlich diess, dass das einzelne, also auch das menschliche Dasein auf das göttliche als auf seinen Urgrund bezogen, mit demselben in eine wesentliche Einheit tritt. Die objective Macht wird ja eben nur dadurch zu einer göttlichen, dass sie für den Menschen als eine wesentlich höhere Macht sich erweist; und der Mensch wird wieder nur dadurch zu einem religiösen, dass er sich auf dieses Göttliche bezieht, für dasselbe ist und lebt. Die Religion ist dieses Füreinander des Göttlichen und Menschlichen, ein gegenseitiges Sichdurchdringen und Einswerden dieser zwei Seiten. Die Religion ist nicht bloss Lehre, sondern auch Thun; die beiden in ihr auftretenden Seiten, Gott und Mensch, müssen in ein actives, lebendiges Verhältniss zu einander treten; — neben die religiöse Lehre tritt die religiöse Handlung, ein Thun, welches, bei dem vorausgesetzten scharfen Gegensatze zwischen Menschlichem und Göttlichem auch ein gegenseitiges ist. Im Kultus handelt hier nicht bloss der Mensch, sondern auch Gott. Eine Gottheit, welche in unnahbarer Ferne sich nur als ein dem Menschen Äusseres verhält, sich ganz gleichgiltig von demselben zurückhält, gehört nicht zur Religion, ist auch nicht Gegenstand des Kultus, ist nur eine den logischen Verstand, nicht den Geist als ein vernünftiges Sein interessirende Voraussetzung; — und ein Mensch andrerseits, welcher sich dem Göttlichen gegenüber gleichgiltig verhält, steht ebenfalls ausser der Religion, ist geistlich todt, mag er theoretisch noch so sehr die göttliche Macht anerkennen.

Dieses Füreinander hat nun nothwendig zwei Seiten. Einmal ist die göttliche Macht für den Menschen, das andre Mal ist der Mensch für das Göttliche; und in diesen zwei Seiten ist das eigentlich religiöse Leben begriffen. Wir betrachten zunächst also die erste Seite.

a) Die göttliche Macht in Beziehung auf den Menschen.

§ 72.

Insofern die göttliche Macht für den Menschen ist, beweist sie sich als eine auf ihn einwirkende. Die göttliche Einwirkung auf der Stufe der rohen Naturvölker ist aber nothwendig eine wesentlich andere als bei dem geistigeren Menschen. Die Voraussetzung ist hier die reine Äusserlichkeit des Göttlichen, die objective Einzelheit, die an sich mit dem menschlichen Subject nichts gemein, nichts zu thun hat. Die Einwirkung ist darum eine fremde, eine der menschlichen Natürlichkeit an sich durchaus ungleichartige; es ist nicht das Werden des Geistes für den Geist, sondern das Einfliessen einer fremden objectiven Naturmacht in den subjectiven

menschlichen Geist. Der Mensch selbst ist hierbei ganz passiv; er erleidet eben die göttliche Einwirkung, kann nichts dafür und nichts dagegen; es ist durchaus nicht wie in der Prophetie höherer Völker, wo der menschliche Geist sich der göttlichen Einwirkung gegenüber frei und selbstständig erhält, dieselbe bewusst und frei in sich aufnimmt. Hier nimmt der Mensch gar nicht auf, sondern die göttliche Macht nimmt ihn ein; der menschliche Geist wird nicht zu dem Göttlichen hinaufgezogen, sondern von dem Göttlichen niedergedrückt; er wird nicht von dem Göttlichen durchdrungen, sondern von ihm verdrängt; die zwei noch nicht geistigen Seiten, Mensch und Gott, können noch nicht wahrhaft in einander sein, sind und bleiben äusserlich, sie haben in einander nicht Platz, sondern Eins schiebt und drängt das Andere. Wenn das Göttliche im Menschen wirken soll, muss das Menschliche, das Persönliche zurücktreten; die Beiden vertragen sich nicht mit einander. Der Mensch kann nicht mit vollem Bewusstsein die göttliche Einwirkung empfangen, sondern nur unbewusst, nur wenn seine Subjectivität schlummert, wenn er nicht bei sich, sondern ausser sich ist, im Traume oder im Zustande der Ekstase. Hier ist keine Inspiration, keine Begeistigung, sondern ein mehr physisches Einfliessen, eine Immanation, ein sprödes Sicheindrängen eines Fremden in das Bereich des Menschlichen.

Aber auch dieses Einfliessen ist keine stetige Strömung, sondern trägt den Charakter des ganzen Standpunktes, den der Einzelheit nämlich, an sich; es findet nur in einzelnen zufälligen Augenblicken, nur vorübergehend statt, ohne Zusammenhang und Plan; der Mensch wird nur dann und wann von der Gottheit heimgesucht, aber nicht um allgemeiner, vernünftiger Zwecke willen, sondern stets nur in Einzelinteressen, um eine Reise vorzubereiten, eine Jagd zu befördern, einen Dieb zu entdecken etc. Dieses mechanische Einwirken muss sich auf den drei Stufen des sinnlich-objectiven Gottesbewusstseins in sehr verschiedenen Weisen äussern. Je mehr die göttliche Macht als an das materielle Object gebunden erscheint, wie in der Vergötterung der Naturdinge, um so schwieriger ist ein solches Einwirken auf den Menschen, je mehr sich aber dieselbe als ein für sich Bestehendes von dem handgreiflichen Stoffe löst, um so leichter wird die Vorstellung einer mechanischen Einwirkung und eines Eintretens derselben in den Menschen; auf der Stufe der Dämonenverehrung wird also die Immanation ihre höchste Entwickelung finden.

Die göttliche Einwirkung auf den Menschen hat aber nothwendig zwei Formen, je nachdem sie als auf den Körper oder auf die Seele gehend vorgestellt wird. Jenes ist die frühere und rohere

Vorstellung; das Letztere findet sich am meisten ausgebildet bei den höheren Formen der hier besprochenen Entwickelung, wo die Seele im Unterschiede vom Körper schon zum Bewusstsein gekommen ist.

§ 73.

1) Die göttliche Einwirkung auf den Körper tritt, weil auch sie nicht als eine stetige, sondern nur als eine unterbrochene punktweise erscheint, nicht als die erhaltende, sondern vielmehr als die störende, den natürlichen gesunden Zustand ungewöhnlich unterbrechende Macht auf. Die Gesundheit erscheint den rohen Naturmenschen als das sich von selbst Verstehende; und da von einem allgemeinen Zusammenhange der Welt, von einer allmächtigen Weltregierung hier noch gar nicht die Rede sein kann, das Göttliche vielmehr nur ein vorübergehendes Aufblitzen einer Macht ist, so wird auch nur das Ungewöhnliche, das Unterbrechen der Gesundheit auf die göttliche Macht zurückgeführt, die also hier als eine vorherrschend feindliche erscheint. Um die Gesundheit kümmert sich der Mensch und die Gottheit weniger als um die Krankheit. Diese, falls sie nicht auf menschliche Zauberei bezogen wird, wird sonst immer als eine unmittelbare Einwirkung irgend einer Gottheit betrachtet, — wie es ja eigentlich auch in dem Wesen der an sich fremden Einwirkung liegt, dass sie immer als eine den natürlichen Zustand störende erscheint, und daher selbst in ihrer höchsten Form, in der Einwirkung auf die Seele, in der Ekstase, die Wahrzeichen der Krankhaftigkeit an sich trägt.

§ 74.

2) Die Einwirkung der Gottesmacht auf die Seele ist zugleich ein Zurücktreten oder Verdrängen der eignen selbstständigen Thätigkeit des menschlichen Geistes; im gesunden und wachen, bewussten Zustande erfährt der Mensch niemals dieselbe; beide Mächte schliessen einander aus, weil sie einander äusserlich sind. Nur indem der menschliche Geist sich von sich selbst zurückzieht, findet die göttliche Macht Raum. Die Einwirkung selbst bezieht sich, weil hier der Geist überhaupt noch nicht über die sinnliche Vorstellung hinausgekommen ist, nur auf diese; nicht höhere Ideen werden durch die göttliche Macht geweckt, sondern nur sinnliche Anschauungen, Bilder; nicht die Vernunft wird von dem Göttlichen erregt, sondern die Phantasie. — Dieses Einfliessen des Göttlichen in die menschliche Seele hat zwei Grade; zunächst wird der natürliche Zustand der Bewusstlosigkeit, der Schlaf, von der göttlichen Macht für ihre Wirksamkeit in Beschlag genommen, dann aber in höherer übernatürlicher Weise das für die Aufnahme

der Einwirkung erforderliche Zurückdrängen des individuellen Bewusstseins bewirkt. Dort streift die göttliche Macht nur die Seele, hier ergiesst sie sich in dieselbe.

a) Im Traume wird der Mensch von der Gottheit nur berührt, nicht eigentlich von ihr in Besitz genommen. Der Mensch weiss, dass er die Träume sich nicht mit Bewusstsein erschafft, sie kommen ihm ohne seinen Willen, also von fremder Seite; er fühlt sich hier mehr als im Wachen von einer fremden Macht ergriffen, ist hier, — was grade das Wesen des Gottesbewusstseins auf dieser Stufe ausmacht, — schlechthin passiv, und darum in einem besseren und wahreren religiösen Zustande als beim Wachen; wenn das menschliche Selbstbewusstsein in Nacht sich hüllt, strahlen die Sterne des Göttlichen hervor. Weil die menschliche Subjectivität und die göttliche Objectivität sich ausschliessen, einander äusserlich sind, so kommt der Mensch der Gottheit näher, sein Zustand ist ein höherer, für das Göttliche empfänglicher, wenn er seine Besonderheit, sein einzelnes Bewusstsein aufgegeben hat, und diese Scheidewand zwischen ihm und dem Göttlichen gefallen ist. Als solcher Zustand bietet sich aber dem sinnlichen Menschen zunächst der des Schlummers; der Mensch thut nichts, sondern lässt mit sich thun, und was da in seiner Seele geschieht, das ist nicht seine That, nicht aus dem Subject, sondern kommt von einer objectiven Macht; das ist aber hier wesentlich die göttliche selbst. Und wenn auch hier und da der Traum, besonders wo er als weissagend erscheint, mehr auf jenen dunklen übergöttlichen Hintergrund, das Schicksal, zurückgeführt zu werden scheint, so wird er doch bei weitem überwiegend als Offenbarung der wirklichen einzelnen Gottesmächte betrachtet. Die Träume täuschen also nicht, sondern sind wahr, sind den Vorstellungen des Wachens gegenüber das Höhere; und der Mensch hat sich nach ihnen zu richten, sie sind für ihn das göttliche Gesetz, und was sie als zukünftig deuten, das muss er in Erfüllung zu bringen suchen. Sie sind das Gotteswort, das hier nicht den Hörenden, sondern nur dem Träumenden gepredigt wird; und es ergeht hier nicht wie bei den Aposteln der Ruf: „Wachet und betet," sondern vielmehr: „Schlafet und träumet, so ist der Gott euch nahe."

Die Träume bezeichnen den nord-amerikanischen Indianern die Dinge, welche ihnen als Fetische oder Amulete dienen können[1]); die Dämonen erscheinen bei vielen Völkern sichtbar im Traum; — so sind die Träume ein Mittel, das Gottesbewusstsein selbst zu bestimmen. Bei wichtigen Unternehmungen sind sie die entscheidenden Orakel und werden durch feierliche Vorbereitungen, durch Fasten etc. eingeleitet[2]). Im Alterthum wird ein afrikanisches Volk erwähnt, bei welchem sich die Offenbarungsbegierigen auf die

Gräber der Vorfahren schlafen legten, und die gehabten Träume galten als untrügliche Sprüche der Verstorbenen [3]). Der Eifer in der Ausführung des durch Träume Angedeuteten ist oft bewundernswürdig. Wenn ein Indianer träumt, dass er Jemand ermordet, so thut er es auch, und steht nur dann davon ab, wenn einem Andern durch einen Traum die Blutrache für diesen beabsichtigten Mord übertragen wird; denn dann sagt der Erste: „ich sehe, dass dein Geist stärker ist als der meinige;" — einem Indianer träumte, dass ihm der Finger abgeschnitten werde, und er that es beim Erwachen wirklich. Ehen und Freundschaftsbündnisse werden durch Träume geschlossen und getrennt; und es würde für sehr unfromm gelten, wer sich weigern wollte, den Traum eines Andern erfüllen zu helfen. Das giebt oft genug Gelegenheit zu wohlfeilem Betrug; wenn ein Kamtschadale den Kahn eines Andern haben will, so sagt er nur: mir träumte, dass ich darin geschlafen, so muss es ihm der Andre geben; und durch Erzählung von entsprechenden Träumen werden die Kamtschadalischen Mädchen verpflichtet, den verliebten Träumern ihren Traum zu erfüllen [4]).

[1]) Max v. Neuwied Reise II, 166. [2]) Ebendas. S. 196. Steller S. 279. [3]) Pompon. Mela I, 8, 50. [4]) Steller, Kamtsch. S. 279.

§ 75.

b) Tiefer als beim Traume geht die göttliche Macht in der Ekstase in die menschliche Seele ein. Dort wird die schlummernde Seele von dem Göttlichen nur äusserlich berührt, nur an der Oberfläche beleuchtet, nicht von ihrer Stelle gerückt. In der Ekstase aber wird die bewusste Seele wirklich aus ihrer Stellung verdrängt, und die göttliche Macht, fast immer als Dämon vorgestellt, tritt an ihre Stelle, oder bewältigt sie vollständig. Das menschliche Bewusstsein schlummert nicht bloss, sondern ist als solches ausgelöscht, und die Seele wird ein rein passives Organ für den Dämon. Es ist dabei ziemlich gleichgiltig, ob man sich vorstellt, die Seele werde aus dem Körper entrückt und in die objective göttliche Macht hinein versenkt, oder ob die letztere sich in die menschliche Seele hineinversenkt, — zwei Auffassungen, die an Calvins und Luthers Ansichten vom Abendmahle erinnern; — das Wesentliche ist, dass in der Ekstase der Mensch nicht bei sich ist, sondern ausser sich, dass das menschliche Subject vollständig in den Hintergrund gedrängt wird, und die göttliche Macht vorübergehend an seine Stelle tritt oder es zu ihrem passiven Organ macht. Mit der späteren Inspiration lässt sich diese Ekstase nur sehr entfernt vergleichen; der Unterschied beider ist durchgreifend; jene beruht auf der wesentlichen Gleichheit des Geistes in seiner göttlichen Unendlichkeit wie in seiner endlichen menschlichen Weise, diese auf der wesentlichen Verschiedenheit und dem Gegensatze der objectiven göttlichen Macht

und des subjectiven menschlichen Geistes; jene ruht auf der freien Persönlichkeit des Menschen, diese auf der noch unpersönlichen, bloss individuell-subjectiven Natur desselben; jene setzt die volle Geistigkeit Gottes voraus, diese die natürliche Einzelmacht desselben; jene bewahrt, diese beseitigt die menschliche Besonderheit; jene macht den Menschen zum begeisterten Propheten, diese zum krankhaft-convulsivischen Visionär; jene fordert das volle und gesteigerte Bewusstsein, diese das unterdrückte und umnachtete; jene erhöht den Willen und die Erkenntniss, diese verrückt beides; jene bewirkt den Stand der Entzückung, diese den der Verrückung des Geistes. Die Inspiration ist die liebende Umschlingung des Menschlichen durch das Göttliche, ein göttlicher Kuss gedrückt auf die menschlichen Lippen, die Ekstase ist das sprudelnde Aufbrausen beim Zusammentreten zweier polarisch entgegengesetzter Elemente; jenes ist die begeisternde himmlische Liebe, diese die entkräftende irdische Liebe, die nach kurzem fieberhaftem Rausch ein wüstes Gefühl zurücklässt.

In der stets in krampfhaft-nervöser Aufregung oder Abspannung sich offenbarenden Ekstase, wo der Mensch im eigentlichen Sinne im Zustande eines Verrückten ist, ist es nicht mehr der Mensch, welcher handelt, spricht, sondern die göttliche objective Macht, die in den Menschen eingetreten ist. Der Mensch, entbehrend einer tieferen Idee und eines klaren vernünftigen Bewusstseins von sich und von seinem ewigen Zweck, nimmt in der Ekstase gewissermassen einen Lootsen auf in den wirren Untiefen des Lebens, und wenn der Lootse an Bord, hat der Capitän nichts mehr zu befehlen.

Die Ekstase ist jederzeit krankhaft, eine bis zu krampfhaften Zuckungen gesteigerte Nervenaufregung; die Völker und die Individuen, bei denen sie vorzugsweise erscheint, sind von einer merkwürdigen Reizbarkeit der Nerven; und wenn auch diese Zustände meist künstlich hervorgerufene sind, so sind sie bei weitem in den meisten Fällen wirkliche; und es ist eine leichtsinnige Verachtung der bewährtesten Erfahrungen, wenn man, weil man es sich nicht so obenhin erklären kann, die meisten dieser Erscheinungen dem Betruge beimisst. Bei den Kamtschadalen äussert sich die Ekstase nur in Zähneklappern wie beim kalten Fieber[1]), bei andern nord-asiatischen und europäisch-finnischen Völkern in langen, oft 24 Stunden dauernden Ohnmachten und in völliger nicht zu brechender Geistesabwesenheit, wobei die Seele weit umherschweift, um zu den Geistern zu kommen[2]); bei dem Erwachen pflegt erst die Verkündigung des Geschauten zu beginnen. Die auffallende Ähnlichkeit mit den magnetischen Erscheinungen ist nicht zu verkennen, und muss um so mehr beachtet werden, wenn die nervöse Beschaffenheit der nordischen hierbei vorzüglich in Betracht kommenden Völker erwogen wird. Lappen und Samojeden sind krankhaft reizbar, zu Convulsionen sehr geneigt, Fremde wirken oft beim Eintritt in ihre Jurten wie Magne-

tiseurs auf sie; wie von einem Zauber ergriffen ahmten oft alle Anwesenden unwillkürlich alle Bewegungen, Mienen und Worte des Eintretenden nach; jede unvermuthete Berührung, besonders an reizbaren Stellen, jedes unvermuthete Zurufen oder Pfeifen bringt die zu Ekstasen geneigten Menschen in den nördlichen Ländern ganz ausser sich, in eine Art Wuth, die sich bei den Samojeden und Jakuten so heftig äussert, dass sie mit einem Messer oder einer Axt auf den Menschen zugehen, und wenn sie gehalten werden, um sich schlagen, schreien, wie Rasende sich wälzen. Einer fiel in diese Raserei, als man ihm einen schwarzen Handschuh anzog, was er noch nicht gesehen. Man pflegt einen solchen Menschen dadurch zu beruhigen, dass man ein Stück Rennthierfell oder Haare anzündet und den Rauch in seine Nase steigen lässt, worauf er bald in einen tiefen Schlaf verfällt[3]). Grade nervenschwache, zu Krämpfen geneigte Kinder werden zu Schamanen bestimmt[4]). Dieselben Nervenzustände zeigen die Feuerländer; sie ahmen eben so unwillkürlich alles Ungewöhnliche bei Fremden nach, können nicht den geringsten Lärm vertragen; beim Trommelschlag oder einem Schuss steckten sie stets die Finger in die Ohren, und unter einander sprechen sie stets nur flüsternd[5]). Scheffer[6]) erzählt mehrere an magnetische Hellseherei erinnernde Fälle; ein deutscher Kaufmannsdiener liess sich von einem lappländischen Zauberer wahrsagen; nachdem dieser zur Trommel die Zaubergesänge gesungen, fiel er in eine völlige Ohnmacht, und aus dieser erwacht, meldete er ihm, was sein Principal in Deutschland grade jetzt mache; die späteren Erkundigungen stimmten mit dem Geschauten überein. — Völlig gleichartige Erscheinungen finden wir bei den Negern. Vom Geist ergriffene Weiber fallen in Convulsionen, oft ohne alle vorangegangenen Vorbereitungen, Schaum steht vor ihrem Munde, und auf der Erde liegend stossen sie ihre wenig zusammenhängenden orakelnden Worte aus[7]). Auch Männer werden plötzlich von dieser Raserei ergriffen, tanzen convulsivisch, stürzen sich wohl von grossen Höhen herab etc., während die Andern ehrfurchtsvoll schauen[8]). — Auf den Südsee-Inseln, z. B. auf Tonga, wiederholt sich dasselbe bei Männern und Frauen, oft als eine erbliche Eigenschaft in den Familien; unter krampfhaftem Zittern, Schweiss, Zuckungen und Thränen gelangt der Ekstatische zum Schauen und zum Aussprechen[9]). Es ist in allen diesen Zuständen der Mensch nicht Herr seiner selbst, sondern in der Gewalt einer seinem freien Bewusstsein fremden Macht, die hier als die objective göttliche erscheint. Wir haben hier keine psychologisch-pathologische Untersuchung über diese nervösen Erscheinungen anzustellen; uns interessirt hier nur die religiöse Beziehung derselben; — den Naturvölkern erscheinen sie nicht als krankhafte Seelenzustände, sondern als Eintreten der göttlichen Macht in den Bereich der menschlichen Seele.

So sehr jene Zustände selbst ausserhalb des freien Bewusstseins und Willens liegen, so hindert diess doch nicht, dass sie mit bewusstem Willen herbeigeführt werden. Auf der Stufe des Fetischismus und des Dämonenkultus ist die einzelne göttliche

Macht nicht mehr eine dem menschlichen Willen schlechterdings entrückte; der Mensch kann sie herbeirufen, und mit ihr in Verkehr treten. Das Mittel des innigsten Verkehrs aber ist die Ekstase, und diese kann, zwar nicht immer, aber doch oft, und besonders bei den Schamanen absichtlich herbeigeführt werden, und es ist eine Art Kunst daraus geworden. Es geschieht diess durch jede ungewöhnliche Aufregung oder Betäubung der Nerven, durch wirre, lärmende Musik oder Gesang, durch Tanz, durch Berauschung mittelst betäubender Dämpfe oder Getränke etc. — Der durch geistige Getränke herbeigeführte Zustand der Berauschung, welcher gleichsam in der Mitte steht zwischen dem Traume und der eigentlichen Ekstase, ist selbst dann, wenn er gar keine Beziehung zum Religiösen, kein Moment der Weissagung enthält, doch eben wegen des Zurücktretens des freien Bewusstseins, wegen des mehr passiven Dahingegebenseins unter eine unsichtbare, scheinbar geistige Macht ein Höheres im Vergleich zum nüchternen Zustande Die rohen Naturvölker haben daher durchweg nicht nur eine instinktartige Neigung zu geistigen Getränken, sondern diese gelten auch als ein vorzügliches Mittel, um die eigentlich ekstatischen Zustände hervorzurufen. Die Tungusen, Ostjaken, Jakuten essen den Fliegenschwamm und trinken nachher den Harn dessen, der ihn genossen, als ein berauschendes Getränk, welches liebliche Träume bei wachem Zustande und ekstatische zu Weissagungen benützte Erscheinungen hervorruft[10]).

[1]) Steller S. 278. [2]) Stuhr, Rel. Syst. des Orients S. 249; Mone Heidenth. I, 19. 31. Georgi, Bemerk. 285. [3]) Pallas Reise III, 76. Klemm III, 123. [4]) Georgi Bemerk. S. 280. [5]) Wilkes Entdeckungs-Expedit. 1838—42, 1. Bd. [6]) Lapponia S. 134. [7]) Römer Guin. S. 60. [8]) Monrad, Guinea 42. [9]) Klemm IV, 363. [10]) Georgi Beschr. der Nat. S. 329.

b) Das menschliche Subject in Beziehung auf die göttliche Macht.

§ 76.

Der Mensch ist zunächst allerdings nur passiv dem Göttlichen gegenüber, aber diess ist nur der Grundcharakter und der Ausgangspunkt. Der Mensch bleibt nicht bloss passiv, sonst würde er nie zu seiner Menschheit gelangen, nie freier Geist werden, sondern er erhält sich trotz der überwältigenden objectiven göttlichen Macht doch als etwas nicht ganz zu Überwältigendes, bewahrt sich als ein beziehungsweise Selbstständiges. Er lässt nicht bloss mit sich machen, sondern macht selbst Etwas. Dieses Sichheraufringen des Subjectes aus der blossen Passivität trat in dem Glaubensbewusstsein selbst schon im Fetischismus auf; aber es bleibt nicht bloss bei dieser theoretischen Weise, sondern es spricht sich dieses Bewahren des eignen geistigen Daseins gegenüber dem Göttlichen auch in dem Verhältniss des Menschen zu Gott in einer Thätigkeit selbst aus. Im Fetischismus kam die Subjectivität nur insofern in Betracht, als

sie, so zu sagen, bei dem Entstehen des Göttlichen betheiligt war; jetzt haben wir das Verhältniss zu betrachten, in welches das menschliche Subject dem bestehenden Göttlichen gegenüber tritt; dort handelt es sich um die Theogonie, hier um den Kultus.

Das Verhältniss des Menschen zu der objectiven göttlichen Macht, ganz im Allgemeinen betrachtet, bietet uns zunächst einen tiefen inneren Unterschied zwischen den rohen Naturvölkern und den höheren, besonders den subjectiven Völkern. Dort ist das Göttliche noch schlechterdings ein dem Menschen Fremdes, ihm durchaus Ungleichartiges; der Mensch weiss sich mit ihm nicht eins, sondern von vorn herein als mit ihm entzweit. Er ist daher mit ihm niemals in einem Verhältniss der Liebe, sondern nur in dem der Entfremdung. Das Bewusstsein, dass das Göttliche ein dem Menschen Fremdes ist, durchzieht den ganzen Kult der Wilden, nur in verschiedener Weise. Bei der Vergötterung der Naturdinge ist dieses Fremdsein in seiner naktesten Gestalt; das Göttliche ist da das rein Äusserliche, und der Mensch hat nur das Gefühl der fremden Übermacht; es ist der Kultus der Furcht. Im Fetischismus hat sich der Mensch von der blossen Passivität gelöst, aber die frühere unbedingte Abhängigkeit des Menschen schlägt hier in eine Abhängigkeit des Göttlichen vom Menschen um; aus der Scheu vor der göttlichen Macht wird eine respektslose Dreistigkeit und geringachtende Vertraulichkeit. Im Dämonenkultus tritt ein von subjectiven Elementen durchzogene Naturmacht dem menschlichen Subject mit willkürlichem Thun gegenüber: der Dämon ist eine objective Macht, aber nicht eine schlechthin vernünftige, und das Recht ist eben desshalb nicht an sich schon auf ihrer Seite, sondern kann auch auf der menschlichen sein, im Gegensatz zu ihr. Es tritt hier ein Verhältniss des Streites und des beständigen Kampfes ein, der ebenso wenig, wie der Fetischismus, eine wirkliche Ehrfurcht vor dem Göttlichen zulässt. Die Furcht ist nicht mehr das allein herrschende Gefühl; — aber die Grundlage bleibt sie auch noch auf dieser Stufe; und was die Furcht in ihrer Alleinherrschaft einbüsst, das wird nicht der Liebe zu Theil, sondern das fällt noch weiter herunter in den Bereich der Feindseligkeit und der Geringschätzung.

Aber das eigentlich Religiöse auch in dem von Furcht durchzogenen Abhängigkeitsgefühl ist in allen drei Formen die Anerkennung der objectiven Gottheit als der höheren Macht, die für das menschliche Dasein und Leben wesentlich der Grund ist, welchem das menschliche Subject, trotz aller Widerhaarigkeit im Einzelnen, sich am Ende doch unterwerfen und seine untergeordnete Stellung anerkennen muss. Diese Anerkennung des Göttlichen, sofern sie

nicht blosser Gedanke bleibt, sondern in eine Thätigkeit umschlägt, macht das Wesen des Kultus aus; und sie zeigt sich ihrer Natur nach in doppelter Form. Einmal geschieht diese Anerkennung in einer mehr ideellen Weise, durch eine rein geistige Thätigkeit, durch ein Aussprechen des Abhängigkeitsbewusstseins und durch ein geistiges Hinkehren zu der gegenständlichen Gottheit: — das Gebet. — Dann aber tritt diese Anerkennung in das Praktische hinüber; der Mensch erklärt sein Bedingtsein, seine Abhängigkeit nicht mehr dadurch, dass er diess sagt, sich im Gebet an das Göttliche hingiebt, sondern dadurch, dass er das, was ihn von dem Göttlichen trennt, ihn zu einem demselben Gegenüberstehenden macht, wirklich aufgiebt, um den fremdartigen Gegensatz zwischen ihm und dem Göttlichen aufzuheben: — das Opfer.

Gebet und Opfer auf Seite des Menschen entsprechen den zwei Formen der Immanation auf Seite des Göttlichen. Im Traume spricht Gott zu dem Menschen, wie der Mensch im Gebet zu Gott spricht; in der Ekstase giebt sich Gott dem Menschen wirklich hin, wie sich der Mensch im Opfer wirklich Gott hingiebt; — im Traume leuchtet das göttliche Licht in die menschliche Seele hinein, im Gebet leuchtet die menschliche Seele in Gott hinein; in der Ekstase steigt die Gottheit mit ihrer wirklichen Macht zu dem Menschen hernieder, im Opfer steigt der Mensch thatsächlich zu Gott hinauf. — Traum und Ekstase verhalten sich wie das Licht und die Wärme der Sonne, Gebet und Opfer wie Hellsein und organisches Wachsthum der Erdoberfläche; in der nach oben strebenden Pflanzenwelt bringt die Erde der Sonne ihr Opfer dar.

1) Das Gebet.

§ 77.

Es kann auf dieser Stufe nicht von dem Gebet im höheren Sinne die Rede sein, wo der Mensch als freie Persönlichkeit dem unendlichen göttlichen Geist gegenübertritt und betend mit ihm eins wird, — das wirkliche Sein des Geistes für den Geist. Hier ist weder diesseits noch jenseits wirklicher Geist; Mensch wie Gott sind noch im Natursein befangen; Gott ist eben nichts als Macht, welcher gegenüber die menschliche Macht als Unmacht erscheint. Das Einswerden des endlichen Geistes mit dem unendlichen, welches sich in der Inbrunst der Andacht vollzieht, ist hier noch ganz oberflächlich, nur ein schwachgewebtes Band zwischen zwei einander fremd bleibenden Seiten; das Gebet ist hier nur ein momentanes Hinüberrufen des Menschen zu dem Göttlichen, aber zwischen ihnen bleibt unüberschreitbar der tiefe Strom des Naturseins. Das Gebet ist hier nur ein lautes Anerkennen der göttlichen Macht, eine frostige Huldigung vor der Gottheit, die man nicht liebt, ein interessevolles Preisen dessen, das uns, wenn es feindselig,

Gefahren bringt; — und wenn es, auf den höheren Stufen, zur Bitte wird, so hat es immer nur zufällige, untergeordnete Zwecke, und entbehrt den willkürlichen Launen der Gottheit gegenüber, jeder Zuversicht; und der Wilde nimmt daher, wenn das Gebet nicht hilft, zum Schimpfen und zum Prügeln seine Zuflucht. Das Gebet ist noch nicht etwas Sittliches, und wird meist nur durch zufällige Ereignisse veranlasst, sehr selten tritt die auf den folgenden Stufen in der regelmässigen Wiederkehr des Gebetes zu bestimmten Zeiten erscheinende höhere sittliche Bedeutung des Gebetes als einer religiösen Pflicht uns entgegen; der Mensch wird hier meist nur durch die Noth zum Gebet getrieben. — Das Wesen des Gebetes, die Anerkennung der göttlichen Macht als der über uns waltenden, der wir uns unterwerfen, spricht sich in der symbolischen Form des Niederwerfens aus, wo der Mensch gewissermassen seine selbstständige Besonderheit aufgiebt.—

Auf den höheren Stufen des sinnlichen Naturkultus erscheint das Gebet bisweilen auch bei dem Eide, der sonst nur an die übergöttliche Schicksalsmacht angeknüpft wird; wenn derselbe aber von dieser Höhe zu den sinnlich-endlichen Gottesmächten herabsteigt, so verliert er auch sofort seine unantastbare hohe Bedeutung; der dem menschlichen Einfluss nicht mehr ganz entzogene Fetisch oder Dämon trägt sein in Willkür beruhendes Wesen auch auf den Eid über, dessen Ewigkeit wird durchbrochen, und der Mensch kann sich mit seinem Gott abfinden, sich dispensiren lassen, — eine Bequemlichkeit, welche das stumme und blinde Schicksal nicht gewährt.

Gebete oder Gebetähnliches findet sich bei allen Völkern, die irgend ein religiöses Bewusstsein haben, wirkliche Bitten aber erst bei denen, welche die göttliche Macht nicht bloss als taube Naturmacht, sondern als beseelte sich vorstellen. An die Schicksalsmacht richten sich nie Gebete. Gegenstand der Bitte ist stets nur das Bedürfniss des irdischen Lebens; überall die Vorstellung, als solle die göttliche Macht durch die Bitte erst bewogen werden, grade diess zu thun; nirgends der Gedanke einer demüthigen Unterwerfung des menschlichen Wunsches unter den höheren göttlichen Willen. Die Vernunft ist in der Gottheit noch nicht erkannt. Periodische Gebete finden sich nur selten, und dann fast nur bei Sonnenaufgang und Sonnenuntergang. — Das Niederwerfen auf die Erde und Knieen findet sich oft, z. B. bei den Nord-Asiaten, in Westindien und bei den Negern[1]). — Der Eid, sofern er nicht auf der Ahnung eines Schicksals beruht, wird durch das Gebet an bestimmte Gottheiten verbürgt; zum Zeichen werden die Bilder derselben berührt und die Gottheit zur Bestrafung des Meineids aufgerufen. Manche Neger stehen sich aber mit ihren Fetischen so gut, dass sie sich für gesichert halten, ein einem Fremden geschworener Meineid werde nicht bestraft werden[2]).

[1]) Georgi, Beschreib. S. 18.; Oldendorp, 325. [2]) Cavazzi, 107. etc.

2) Das Opfer.

§ 78.

Die im Gebet nur ideell ausgedrückte Anerkennung des Göttlichen als des Höheren und Wahren kommt im Opfer zu ihrem wirklichen Ausdruck. Im Gebet wird die selbstständige Wahrheit des endlichen Subjectes, des Aussergöttlichen verneint; im Opfer wird sie thatsächlich aufgehoben. Die Bedeutung des Opfers liegt tief. — Der Mensch, zur vernünftigen Erfassung des Daseins aufstrebend, bleibt nicht bei dem unmittelbar Gegebenen stehen, sondern sucht hinter dem bloss Sinnlichen ein Höheres, ein Göttliches; — hierin wird das unmittelbar sinnliche Dasein schon einigermassen verneint, als das nicht Wahre erkannt. Diese Verneinung des bloss Sinnlichen ist die Geburtsstätte der Religion; durch sie erhebt sich der Mensch zuerst über das Thier, welches in dem materiellen Dasein die alleinige Wahrheit findet. Diese Verneinung bleibt aber nicht eine bloss theoretische, sondern führt zur wirklichen Verneinung hinüber, da der Punkt noch nicht gefunden, von dem aus das sinnliche Dasein sein Recht und seine Wahrheit wiedererlangt, nur nicht als ein Ursprüngliches. Indem der Mensch sich über den Materialismus der beschränkten Sinnlichkeit erhebt, und die Wahrheit des unmittelbar vorliegenden Sinnlichen jenseit desselben sucht, muss diese Verneinung auch zu einem wirklichen Ausdruck gelangen; das bloss Sinnliche wird als ein Nichtiges bewiesen, indem man es aufhebt; und dieses Vernichten des an sich Nichtigen und Unwahren ist die innere Bedeutung des Opfers.

Das wahrhaft Positive, der Geist, ist diesseits ebenso wenig erfasst wie jenseit des Subjectes, und die Frömmigkeit wird in der ganzen Periode der objectiven Gottes-Idee einen wesentlichen verneinenden Charakter tragen, der auf der letzten Stufe derselben, in Indien, seinen tragischen Höhepunkt erreicht. Der Mensch weiss draussen wie in sich selbst eigentlich immer nur, was nicht das Wahre ist, und er kann zur Wahrheit immer nur dadurch gelangen, dass er das Gegenwärtige zurückweist. Das auf sich selbst ruhende, darum nicht zu verneinende Gottessein ist noch unter dem Horizonte, und nur ein matter Schimmer dämmert am fernen Rande herauf. Der Mensch kommt hier nicht zur Freude am Dasein; grade je höher er sich über das Thier erhebt, um so mehr wird ihm das Dasein entrückt, er muss es seiner höheren vernünftigeren Einsicht, der Frömmigkeit, zum Opfer bringen; und wir werden dieses Sichabwenden von dem sinnlichen Dasein bis in seine furchtbarsten Folgesätze später verfolgen können. Der Boden des Naturlebens muss dem aus seiner Einheit mit Gott gerissenen Menschen erst Dornen

und Disteln tragen, ehe er Früchte erntet; und nur in der Flamme, die das Irdische verzehrt, steigt die Gottheit zum Menschen hernieder.

Der Mensch hat sich, die Wahrheit seines Daseins noch nicht, er will sie erst finden, indem er das Unwahre an sich, sein unmittelbar sinnliches Dasein verneint; und in diesem Verneinungsprocess ist zugleich der schneidende Gegensatz des Menschlichen und Göttlichen einigermassen aufgehoben, weil eben die begränzende Sinnlichkeit den Gegensatz hervorrief, das Göttliche nach draussen versetzte. Das Opfer ist an sich also ein Zweifaches, sowohl ein Gelangen zu seiner eignen Wahrheit, als das Erringen einer Versöhnung, oder richtiger einer Vereinigung mit dem Göttlichen; — in jener Bedeutung wird der Mensch von dem Unwahren befreit, — entsündigt; in dieser wird er mit Gott vereint, — versöhnt. Doch bleibt beides natürlich hier nur im Beginnen, führt sich nicht durch.

Das Opfer ist die praktische Seite des Gottesbewusstseins, was im Gedanken nur ideell geschieht, das wird dort wirklich. Die Wahrheit in der ganzen Entwickelung der objectiven Gottes-Idee ist eben dieses verneinende Element; — erst muss dieses in seiner ganzen Folgerichtigkeit durchgeführt werden, ehe die Geschichte der Menschheit zum Bewusstsein des Geistes kommt. Viele alten Völker lassen mehrere frühere Welten durch Feuer oder Wasser untergehen, ehe die jetzige Welt entstand. So ist es auch mit der geistigen Entwickelung; erst muss die ganze objective Welt geopfert werden, ehe der Mensch wahrhaft zu sich selbst kommt, ehe er wahrhaft Geist wird. Langsam schreitet der Geist durch die Welt, aber sicher, und Jahrtausende sind seine Stunden.

Es leuchtet ein, dass bei dem Mangel des Bewusstseins eines wahrhaft positiven Kerns, des Geistes, jene Entwickelung der Verneinung draussen wie bei dem Menschen das Dasein zuletzt selbst verzehren muss; dieses zieht sich immer mehr aus der Peripherie in sich zurück, aber die verzehrende Flamme der Verneinung dringt bis zu dem Mittelpunkt vor. Es wird im objectiven Dasein zuletzt, — im Buddhaismus, — der göttliche Mittelpunkt verneint werden; — es wird im subjectiven das Subject selbst aufgehoben werden — im Brahmaismus; — vorläufig aber zehrt die Gluth der Verneinung nur an der Aussenseite, und nur Einiges schmilzt herunter von dem Dasein. Drüben bleibt Gott noch einzelnes Ding, und diesseits opfert der Mensch Alles, — nur nicht sich selbst. — Das Verneinen des unmittelbar sinnlichen Daseins beginnt nur an der äusseren Peripherie. Der Mensch selbst aber, der hier noch nicht wahrhaft bei sich selbst, nicht in sich selbst gesammelt ist,

ist noch mit seinem Ich in seine ganze Peripherie zerstreut, wie die Seele der Pflanze noch nicht einen Mittelpunkt gefunden hat, sondern in alle Theile auseinandergegossen ist. Die Peripherie des Ichs aber ist Alles, was das Subject hat, sein Besitz, die sinnliche Leiblichkeit sowie das äussere Besitzthum, welches gewissermassen nur der erweiterte Leib für die Seele ist; diese ist mit ihrem Interesse und ihrem Wollen ebenso in den äussern Besitz versenkt als in ihre unmittelbare Leiblichkeit. Und diese Äusserlichkeit, weil sie nicht das Letzte, das Wahre ist, nicht das, wobei der menschliche Geist sich beruhigen könnte, muss kraft der inneren zum Urgrunde und Mittelpunkt des Daseins hinstrebenden Vernünftigkeit verneint werden, — sie wird durch das Opfer aufgehoben. Der wahrhaft geistige Mensch vollzieht dieses Opfer dadurch, dass er sich, seine Geistigkeit nicht in das Sinnliche versenkt, dass er „nicht lieb hat die Welt, noch was in der Welt ist,“ sondern über das irdische Sein hinweg zu der Quelle desselben aufsteigt; — der Naturmensch vollbringt dieses Opfern des Äusserlichen eben auch nur auf äusserliche Weise, indem er es physisch vernichtet; und das Wesen des Opfers ist hier das Aufheben des an sich nichtigen sinnlichen Daseins auf Grund des Gottesbewusstseins und in Beziehung auf das göttliche Dasein. Durch das Opfer wird die eine Seite der Wahrheit der Dinge offenbar gemacht, nämlich, dass sie in ihrer unmittelbaren Wirklichkeit nicht das Wahre sind. Der Mensch abstrahirt kraft seiner Vernünftigkeit von ihnen, indem er nicht nur über sie hinwegschaut, sondern sie gradezu vernichtet. So wird das Opfer nicht nur der göttlichen Macht dargebracht, sondern auch dem eigenen vernünftigen Wesen des Geistes, der nach Wahrheit ringt; es wird die Endlichkeit des Endlichen, die Nichtigkeit des Nichtigen offenbar gemacht, — aber nicht durch ein Thun der Dinge selbst, sondern durch das bewusste und freie Thun des Menschen; der Mensch in der Ahnung seiner Geistigkeit macht die Nichtigkeit des bloss Sinnlichen offenbar, welches sich ihm zunächst als das Wahre darstellt, — und darin eben liegt die tiefe Bedeutung des Opfers.

Der Mensch ist anfänglich wie das Thier mit seinem Geiste in das ganze äussere Dasein zerstreut; aber kraft seiner vernünftigen Geistigkeit bleibt er nicht in dieser Zerstreutheit, sondern sammelt sich wieder, kommt zu sich selbst, zieht sich aus der äussern Welt immer enger in sich zusammen, um in sich selbst die Wahrheit, den festen Punkt des Bewusstseins zu finden, von wo aus er sich frei seine Welt wieder aufbauen kann; — aber er zieht sich nicht harmlos aus dem Dasein zurück, sondern lässt die Stätten, die er verlässt, in Flammen aufgehn; er zerbricht die Hüllen, aus denen seine Seele zurückweicht, weil sie für ihn keinen Werth mehr ha-

ben. Der Siegeszug des Geistes aus der Natur zu sich selbst ist mit Trümmerhaufen und Brandstätten bezeichnet, und erst aus der Weltzertrümmerung lodert die Flamme des freien Geistes empor. — Durch das Sinnliche, Endliche, wird der Mensch in das Unwahre, in das Böse hineingezogen, von dem Göttlichen, welches eben nicht das unmittelbar Sinnliche ist, immer mehr getrennt. Das Streben des Menschen zum Göttlichen hin, zur Einigung mit ihm, beginnt daher mit der Entfremdung von dem Sinnlichen, Natürlichen, Endlichen; der Mensch giebt es hin, um zu zeigen, dass er in seiner Geistigkeit über das Sinnliche erhaben ist, dass er als etwas Höheres fähig und berufen sei, aus der Entzweiung mit dem nur noch ausser ihm vorhandenen Göttlichen in die Einigung und Versöhnung mit ihm einzutreten.

§ 79.

Die Entwickelung der Opfer-Idee besteht ihrem Wesen nach in einer immer grösseren Annäherung des Opfers von der äusseren Peripherie an den Mittelpunkt des menschlichen Daseins selbst. Zunächst wird nur das Äusserlichste und Gleichgültigste geopfert, was für den Menschen am wenigsten Werth hat; dann ziehen sich die Kreise immer enger, bis zuletzt, wo die objective Gottes-Idee ihren höchsten Punkt erreicht, das menschliche Dasein in seinem innersten Kern selbst ergriffen und geopfert wird. — Auf der gegenwärtigen Stufe kommen wir zu dieser Innerlichkeit, zu diesem tragischen Opfer selbst nicht; das Opfer hält sich immer noch in ziemlich entfernten Kreisen, die wir aber deutlich in drei verschiedene Ringe unterscheiden können.

Zunächst wird nur der ganz äusserliche Umkreis des menschlichen Daseins verneint und geopfert, — das Opfer des Besitzes; — dann tritt die Verneinung an den Menschen selbst heran, und löst von ihm dasjenige los, was als bloss Sinnliches, Widergöttliches erscheint; der Mensch muss sich von dem bloss Natürlichen enthalten, sich aus demselben entsagend zurückziehen, — das Opfer der Entsagung (Askese); — endlich aber wird die ganze und volle Natürlichkeit des Menschen in Anspruch genommen, der Mensch selbst als ein lebendiger aufgeopfert, nur nicht so, dass der Mensch dieses Opfer an sich selbst vollzieht, — zu dieser sittlichen Höhe ringt sich der rohe Naturmensch nicht empor, — sondern dass er es an Anderen durch eine Art Stellvertretung vollzieht, — das Menschen-Opfer.

Das Opfer ist überall die Spitze des religiösen Bewusstseins; es wird hier Ernst gemacht mit der Religion. Es wird hier also eine gewisse Reife der Entwickelung schon vorausgesetzt, und darin liegt

der Grund, dass wir nicht bei allen rohen Natur-Völkern das Opfer antreffen. Doch ist die Zahl derer, die noch unterhalb des Opfers stehen geblieben sind, sehr klein. — Veranlassung zum Opfer ist jede Gelegenheit, welche das religiöse Bewusstsein besonders erregt, und wo der Mensch die Sehnsucht nach einer Steigerung seines inneren Lebens durch grössere Vereinigung mit dem Göttlichen besonders lebhaft fühlt, also in Zeiten der Noth, bei wichtigen Unternehmungen, oder nach errungenem Siege.

§ 80.

1) Hingabe des Besitzes.

Die gewöhnlichste Art des Opfers. Eigentlich müsste der Mensch, um die zu Grunde liegende Idee zu erfüllen, Alles, was er besitzt, opfern, — aber diese sittliche Vollendung der Idee gehört einer höheren Stufe an, und vereinzelt wie das Göttliche ist auch das Opfer. Gott ist hier nicht Alles, sondern nur Etwas; der Mensch opfert eben so nicht Alles, sondern nur Etwas. Das, worin sich der Mensch mit seiner Liebe versenkt, Alles was er erringt und besitzt, eignet sich zum Opfer; und immer aus dem Liebsten wählt der Fromme das, was er opfern will; und je höher der Geist über das Sinnliche sich erhebt, je mehr er sich in das Göttliche vertieft, um so höher steigt des Opfers Werth und Inhalt.

Der Unterschied von blutigen und unblutigen Opfern ist auf der gegenwärtigen Stufe noch ein ganz gleichgiltiger, sofern nicht etwa der Mensch selbst das Opfer wird. Die tiefere Bedeutung des Blutes, als des Symbols des Lebens, als ein Seelenhaftes, ist hier noch nicht da; es bringt eben Jeder, was ihm am nächsten liegt, der Jäger das Wild, der Fischer den Fisch, und der Hirt das Fleisch oder die Milch des Thieres. Das Opfer hat überall dieselbe Bedeutung, die Hingabe des an sich Nichtigen, um dem Wahren näher zu treten. Abzuweisen ist die Meinung, als sei das Opfer ein Geschenk zur Erhaltung und Ernährung der Gottheit. Diese Ansicht stellt alle Religion auf den Kopf. Wo Religion ist, da ist das Göttliche die höhere Macht, von der das Endliche ausgeht oder gehalten wird, und der Mensch ist von ihm, nicht die Gottheit vom Menschen abhängig; und wenn der Neger seinen Fetisch prügelt und ins Feuer wirft, so sagt er damit nur, dass dieses Ding nicht der Träger der göttlichen Macht sei, und dass er sich nach einem anderen Dinge umsehen müsse; aber wenn der Mensch einer Gottheit Opfer bringt, so hat er auch vor ihr Respekt, und weiss sich von ihr abhängig, es kann ihm nicht in den Sinn kommen, sie wie einen Kettenhund zu füttern. Im Opfer bringt der Mensch der Gottheit nichts dar, was ihr nicht schon gehörte, es ist nur eine Huldigung, die dem wahren Sein im Gegensatz zu dem nichtigen der sinnlichen Dinge dargebracht wird, nicht ein zur Erhaltung derselben dienendes Geschenk; so wie der Morgenländer seinem König Gaben dar-

bringt, nicht, um ihm etwas ihm nicht Gehörendes zu schenken, sondern zur Huldigung, zum Zeichen, dass ihm eigentlich Alles gehöre.

Die Völker, bei denen der religiöse Sinn überhaupt sehr gesunken ist, bringen nur das Geringste zum Opfer. Die Kamtschadalen, und andere arme sibirische Völker, auch manche Neger opfern nur, was sie nicht gut brauchen können, Knochen, Hörner, Köpfe, Ohren, Gedärme der geschlachteten Thiere [1]). Sonst wird grade immer das Beste für das Opfer ausgewählt. Die Ostjaken setzen den Götzen ausser andern Geschenken auch Schnupftabak vor, opfern aber auch ganze Rennthierheerden [2]). Je mehr sich der Besitz des Menschen erweitert, um so mehr fühlt er sich gedrungen, sich als nicht in denselben versenkt sondern über denselben hinausstrebend zu beweisen, und zu zeigen, dass er denselben nicht als das Wahre, sondern als das Untergeordnete anerkenne. Daher werden vorzüglich bei reichem Erwerb Opfer gebracht, die man nur sehr oberflächlich mit dem Namen Dankopfer belegt. Sie bezeichnen im Gegentheil weniger die Freude am Dasein, als vielmehr das mächtiger auftauchende Streben, sich nicht in das Irdische vergraben zu wollen; sie sind eher Sühnopfer für die Annahme des grösseren Besitzes; der eigentliche Dank spricht sich im Gebet aus. Wenn Neger bei dem Graben nach Gold grössere Goldklumpen gefunden haben, so opfern sie ein Huhn, ein Schaaf, ein Rind, manchmal sogar Sklaven, die natürlich auch nur die Bedeutung des Besitzthums haben [3]). — Die Opfer werden entweder auf den Altar gelegt oder aufgehängt, oder an den heiligen Ort gelegt oder geworfen, z. B. in den Fluss oder ins Meer, oder, wie bei den Lappen, in die Erde gegraben, — oder das Fett und Blut dem Götzen ins Maul gestrichen [4]).

[1]) Georgi Beschreib. S. 18. 389. Steller S. 265. [2]) Pallas R. durch d. Russ. R. III, 59. 62. [3]) Römer, 154. [4]) Georgi Bemerk. 284. Pallas a. a. O. 68.

§ 81.

2) Das Opfer der Enthaltung.

In dem Aufopfern des Besitzes erklärt der Mensch nur, dass er die sinnlichen Dinge nicht für das Wahre erkenne, und dass er sich nicht an sie fesseln, in sie versenken möge. Aber er hat das Sinnliche an sich selbst, sowohl als Begierde nach dem Sinnlichen, als in der Weise der Leiblichkeit. Die von dem Gottes-Bewusstsein in Bewegung gesetzte Macht der Verneinung des Nichtgöttlichen ergreift auch das Sinnliche am Menschen selbst; er muss auch dieses opfern, um zur Wahrheit zu gelangen, um die Trennung von dem Göttlichen aufzuheben. Der Kreis des Opfers verengert sich, zieht sich mehr auf den Menschen selbst zurück, nähert sich dem Mittelpunkte. Alles Andere als er selbst befriedigt nicht das Streben, über das Sinnliche, Natürliche, hinauszukommen. Und wenn er allen Besitz geopfert hätte, so ist er immer noch in dem Zwiespalt

begriffen zwischen dem unmittelbar sinnlichen Dasein und dem wahren, dem übersinnlichen Sein, welches unerkannt doch die treibende Macht des geistigen Lebens ist. Er findet an sich selbst die Zweiheit von Sinnlichem und einem Andern, was nicht sinnlich ist, und strebt das Sinnliche zu bewältigen, es als das Unwahre, Ungeistige von sich abzuthun oder doch darniederzuhalten, sich selbst von der Macht der Sinnlichkeit freizumachen, indem er sich über dieselbe erhebt, sie als etwas Unwesentliches und nicht eigentlich zu seinem wahren Dasein Gehöriges erweist, indem er sich in seinem Innern sammelt, und in stolzem Selbstgefühl sich als Höheres dem sinnlichen Dasein gegenüber selbstständig erhalten will. Der Mensch enthält sich von dem Sinnlichen und bezwingt die Begierde darnach. Fasten und Enthaltung von den Frauen wird religiöses Opfer.

Aber die Enthaltung hat noch eine andere Seite als diese passive, ruhende. — Durch blosses Nichtgeniessen wird die Macht des Sinnlichen an uns selbst, die Begierde, nicht bezwungen; sie ist auch unbefriedigt noch da, und nur noch stärker als zuvor. Der Mensch will aber das Sinnliche bezwingen, es nicht Macht sein lassen über sich, über das Geistige. Soll sich der Mensch auch der Begierde entschlagen, so kann er diess nicht dadurch allein, dass er sie nicht erfüllt, denn dadurch wächst sie nur, — sondern nur dadurch, dass er sie ertödtet. Die Enthaltung wird eine die Begierde zum Sinnlichen niederkämpfende Thätigkeit. Das ist die Selbstpeinigung, die seltener zwar, aber doch hart genug bei rohen Natur-Völkern angetroffen wird.

In dieser doppelseitigen Enthaltung, der Askese, lernt der Mensch sich als ein geistiges, über das Sinnliche erhabene Sein fühlen. Dort geht die sinnliche Freude, hier der sinnliche Schmerz an ihm vorüber ohne ihn aus sich selbst, aus seiner inneren Ruhe herauszureissen. So unterscheidet er sich thatsächlich von seinen sinnlichen Zuständen, erhebt sich als ein Höheres, von ihnen Unabhängiges über sie; er hat es nun erfahren, er weiss es, dass er etwas Anderes ist als dieses sinnliche Sein, dass sein wahres Sein weit über dieses hinausgreift. Was er ist, das weiss er allerdings noch nicht, lernt es auch auf dieser Stufe nicht wissen; — aber was er nicht ist, das weiss er nun, und das ist eine bedeutende Errungenschaft, die ihm nicht wieder verloren gehen kann. Er hat sich zwar noch nicht als freien persönlichen Geist erfasst, aber sich doch bereits ernst und gewaltig von dem sinnlichen Dasein unterschieden, über die Thierheit erhoben, und ist nicht mehr ein rein Natürliches, in der Sinnlichkeit befangenes Dasein, sondern in der Entwickelung zur vernünftigen Persönlichkeit begriffen. Weiter als bis zu diesem verneinenden Resultate bringt es der Mensch auf die-

ser Stufe nicht; er befreit sich theilweise von den Fesseln der Sinnlichkeit und kommt in einem gewissen Grade zu sich selbst. — Und eben dadurch, dass er die sinnliche Hülle einigermassen von sich abstreift, tritt er dem Göttlichen, das ja auch jenseit des unmittelbar sinnlichen Daseins ist, auch etwas Anderes als dieses ist, näher, und die ursprüngliche völlige Entfremdung wird einigermassen aufgehoben; in der Askese geistiger, übersinnlicher geworden, ist der Mensch dem Übersinnlichen verwandt geworden und tritt leichter als sonst mit diesem in Verbindung, erhält göttliche Träume oder fällt in die gottgewirkte Ekstase. Die Askese ist eine Vorbereitung zum Eintritt des Göttlichen in den Menschen, denn nicht dem Ungeweihten, dem in die Sinnlichkeit versunkenen Menschen offenbart sich die Gottheit. Zugleich aber ist die Askese eine an sich selbst vollzogene Sühne für frühere durch die Sinnlichkeit veranlasste Schuld, und insofern wird dieselbe auch als ein Mittel zur Versöhnung zürnender Gottheiten betrachtet.

Bei den Indianern ist strenges Fasten und Büssung durch Verwundung und Verstümmelung nicht nur eine Versöhnung der beleidigten Gottheit, sondern auch eine sehr gewöhnliche Vorbereitung zu allen grossen die göttliche Hilfe erfordernden Unternehmungen, wie Jagd- und Kriegszüge, zu gewünschten Offenbarungsträumen, zur Erlangung übernatürlicher Kräfte durch die Gottheit. Dieses Fasten und damit oft verbundene Peinigungen, indem sie z. B. auf allen Vieren gehen, dauern viele Wochen lang[1]); krampfhafte Zufälle begleiten oft diese mit fast beständigem Gebet und Anrufen des Schutzgeistes verbundene Askese. Die zur Zauberer-Würde sich vorbereitenden Indianer in Guiana fasten ein ganzes Jahr hindurch so streng, dass sie wie ein Gerippe ausgemergelt werden, und dann erst folgen die furchtbarsten Peinigungen. Als Grund dafür wird angegeben, dass man sich dadurch fähig mache, bedeutsame Träume zu haben, und mit den Gottheiten in Verbindung zu treten, „einem Gotte gleich zu werden"[2]), oder um gegen die Macht böser Geister sich zu wahren. Bei einigen Indianer-Stämmen muss der Krieger, welcher zum ersten Mal einen Feind skalpirt hat, sechs Monate lang sich des Fleisches und der Weiber enthalten, weil er sonst von der Seele des Erschlagenen getödtet werden würde. Bei den Südsee-Insulanern dauert die Enthaltung von den Weibern bei gleicher Veranlassung zehn Tage. Es liegt da der Gedanke im Hintergrunde, dass wer sich von dem Sinnlichen selbst zurückzieht, auch von demselben nicht gefährdet werden könne, sondern Macht über dasselbe sei; und die bösen Geister wirken ja nur in und durch die sinnlichen Dinge. — Hierher gehört auch die seltsame Schwitzhütte der nord-amerikanischen Indianer. Es werden Weidensträuche zu einer Hütte zusammengebogen und verflochten, worin 10—12 Menschen Raum haben, und ganz mit Fellen bedeckt. Ein kleines Götzenbild wird aufgestellt, und verschiedene Opfer-Gaben werden ihm um den Hals gebunden; in die Mitte werden

glühende Steine gelegt. Die Menschen sitzen nackend umher; unter Gebet und Gesang wird im Kreise eine Tabackspfeife herumgereicht, aus welcher Jeder einige Züge thut. Dann wird die Hütte verschlossen und Wasser auf die glühenden Steine gegossen. In dem kochendheissen Dampfe bleiben die Andächtigen unter Gebet und Gesange länger als eine halbe Stunde, wo dann die Hütte von aussen abgetragen wird; — die asketischen Schwitzer springen dann sofort in den Fluss[3]).

[1]) Franklin, erste Reise, 88. [2]) Franklin, 88, 66. [3]) Max v. Neuwied II, 228, Franklin erste Reise, S. 81.

§ 82.

3) Das Menschen-Opfer.

In dem Opfer der Enthaltung tritt die Verneinung an den Menschen selbst heran; er soll an sich selbst das nichtige Sinnliche aufheben. Aber diese Forderung ist in der Askese nicht ganz erfüllbar. Trotz alles Enthaltens und aller Peinigung bleibt ein sehr bedeutender Rest der Sinnlichkeit, der sich nicht weiter antasten lässt. Es ist nur ein Anfang des Opfers, aber keine Durchführung. Die sinnliche Einzelheit soll als nichtig erwiesen werden; aber der ganze Mensch ist noch wesentlich sinnliche Einzelheit; der geistige Mittelpunkt ist nur geahnt, nicht erfasst. Der Mensch kommt selbst in der Askese zu nichts Anderem, als zu dem verneinenden Gedanken: ich bin nicht dieses sinnliche Sein; aber was ich bin, das weiss ich nicht, und Alles, was du mir nennen kannst, trifft nicht die Sache. Der Mensch weiss wohl, dass in dem leiblichen Dasein nicht seine Wahrheit besteht, aber zu dem wahrhaft geistigen ist sein Blick noch nicht gedrungen. Daher kommt dem tiefer Dringenden das Bewusstsein, dass der Mensch in seiner ganzen sichtbaren Erscheinung das an sich Nichtige, Unwahre sei, dass die Enthaltung und Peinigung sein Dasein zwar einschränke, aber nicht aufhebe; und aufgehoben soll doch das Nichtige werden; also der Mensch selbst als Leiblichkeit muss ganz geopfert werden, nicht bloss einzelne Begierden.

Aber wie keine Idee hier anders als in der Weise der Einzelheit, der theilweisen Erscheinung auftritt, wie das Göttliche selbst nicht als Ganzes, sondern nur hier und da als ein Besonderes erscheint, so ist es auch mit der Idee des Opfers. Nicht das Sinnliche opfert der Mensch, sondern einiges Sinnliche, nicht den leiblichen Menschen opfert er, sondern einige Menschen. Es wird auf dieser Stufe noch mit keinem tieferen Gedanken Ernst gemacht, jede Idee kommt nur stückweise, in Probe-Bruchstücken zu Tage. Der fromme Brahmane leert den Becher der Selbstopferung bis auf den Grund, hebt sein eigenes besonderes Dasein vollständig auf; —

der rohe Naturmensch begnügt sich mit einigen Tropfen aus jenem Becher; die Idee ist noch nicht Allmacht, sondern nur eine in einzelnen Punkten hervorbrechende Kraft. — Menschen werden geopfert, aber der Mensch opfert sich nicht selbst; Einzelne sind die Vertreter der Menschheit, aber nicht aus eigenem heldenmüthigem Antriebe, sondern gezwungen. Wie das Opfern von einigem Besitz die Hingabe des ganzen repräsentirt, so vertritt das Opfern von einigen Menschen die Hingabe aller. Das Menschen-Opfer hat für das ganze Volk dieselbe Bedeutung, wie das Opfer der Entsagung und meist das des Besitzes für den einzelnen Menschen; hier wird ein Theil des Einzelnen hingegeben, das Ganze aber behalten; dort wird ein Theil des Volkes geopfert, das Ganze aber bleibt ungefährdet. Das Menschen-Opfer wird nicht für den Einzelnen, sondern fast immer für eine Gesammtheit gebracht. Das Tödten der Frauen und Sklaven an den Gräbern der Gatten und Herren ist kein Opfer, sondern ein Hinsenden der Angehörigen zu ihrem Eigenthümer, ist nicht eine religiöse, sondern eine rechtliche Handlung (S. § 69). Sinkt doch das Menschen-Opfer hier und da, besonders bei den Negern, von seiner höheren Bedeutung zu der niedrigeren des Besitzes herab, indem Sklaven oft nur als Sache, als Thier gelten. Überhaupt macht es der rohe Naturmensch mit dem Opfer sich gern leicht, giebt nicht gern, was ihm das Liebste ist, schiebt gern Gefangene oder Verbrecher vor, um sie als Vertreter der Menschheit aufzuopfern. — Sittlicher aber und höher steigt das Opfer, wenn es das Theuerste betrifft, wenn Kinder und Verwandte ihm verfallen. Grade die Furchtbarkeit der Consequenz ist oft das Sittlichere im Gegensatz zu der Feigheit und Selbstsucht, mit welcher der Mensch die Durchführung eines zu seiner Überzeugung gewordenen Gedankens umgeht. Die Unwahrheit eines Gedankens wird nur bewältigt, wenn er in seiner ganzen Stärke sich durchführt.

Das Menschen-Opfer ist freilich, an der Wahrheit der höheren Gottes-Idee gemessen, ein grauenvoller Gegensatz zu der Religion der Liebe. Aber es ist völlig verkehrt, dasselbe als eine unsittliche Verderbniss des im Volke vorhandenen religiösen Bewusstseins, als ein Sinken desselben zu bezeichnen. Das Menschen-Opfer ist im Gegentheil, und grade dann am meisten, wenn das Theuerste ihm verfällt, die höchste und sittlichste Offenbarung des religiösen Bewusstseins, welches die Gottes-Idee noch nicht in ihrer geistigen Wahrheit, sondern erst in ihrer unvollkommensten Form erfasst hat. Nicht die Grausamkeit des Herzens, sondern das Aufflammen der Frömmigkeit zeigt sich hier, die Demuth vor dem Göttichen, welchem gegenüber das Menschliche nichts gilt, kommt hier zur Geltung; und die Mutter, die mit Schmerzen ihr Kind auf den Altar legt, ist frömmer und sittlicher als der Mensch, der nur seine Gelüste erfüllend der höheren Wahrheit keinen

Augenblick des Genusses zu opfern bereit ist; und nicht die Letzteren sind es, welche der Verkündigung des Christenthums lauschen und sich bekehren lassen; die christlichen Sendboten haben unter denen die empfänglicheren Herzen getroffen, welche auch der mangelhaften Idee Treue und festen Eifer bewiesen. Es sind auch thatsächlich grade nicht die rohesten und grausamsten Völker, welche die Menschen-Opfer vorzugsweise ausbildeten; die Azteken waren überaus sanft und mild, und ihre Nachkommen gehören jetzt noch zu den gutmüthigsten und mildesten Menschen, die nicht leicht Jemandem etwas zu Leide thun; und doch hat grade in Mexiko das Menschen-Opfer seinen schauervollsten Gipfelpunkt erreicht. Wenn bei vielen Völkern diese Opfer wirklich mit roher Grausamkeit verübt werden, so fällt diese Ruchlosigkeit nicht auf die Idee des Opfers, sondern auf die Ausartung und sittliche Gesunkenheit dieses Volkes.

Die Menschen-Opfer sind nur die Spitze des religiösen Lebens auf den niederen Stufen; sie sind nicht da, wo dieses Leben noch wenig Kraft entwickelt, und sie sind nicht so häufig als man gewöhnlich angiebt. Freilich, wenn man überall, wo Menschen, ohne ein Verbrechen zu büssen, getödtet werden, Menschen-Opfer annimmt, so wird die Zahl derselben sehr sich steigern. Aber es ist falsch, die Tödtung von Sklaven und Frauen an den Gräbern, ebenso falsch, die oft martervolle Hinrichtung der Kriegsgefangenen bei sehr vielen Völkern zu den Opfern zu zählen. Dort wird nur das Recht des Besitzes, hier das der Rache ausgeführt. Wo der entschiedene religiöse Charakter, die Beziehung auf das Göttliche, das Bewusstsein der Aufopferung um des wahren Daseins, des Göttlichen willen, nicht vorhanden ist, da ist wohl Hinrichtung, Schlachten oder Morden, aber nicht Opfer. — Machen wir diesen nothwendigen Unterschied, so schmilzt die Zahl der rohen Völker, welche Menschen opfern, sehr zusammen; es gehört zur vollen Durchführung der Idee der Menschen-Opfer eine höhere Bildung als die der eigentlichen Wilden; nur bei den hervorragendsten Völkern dieser Stufen tritt sie sehr hervor; und bekanntlich zieht sie sich bis in die letzten und höchsten Stufen des Heidenthums hinein. In Amerika wird viel gemordet, aber wenig geopfert; die Völker sind meist noch zu roh. Die grauenhaften Menschen-Opfer der hochgebildeten Mexikaner werden wir erst später besprechen; sie sind das eigentliche Volk des Menschen-Opfers. — In Afrika nimmt diese Opferung, dem rohen Charakter des Volks gemäss, oft das Gepräge wilder Grausamkeit an. Im Königreich Aschanti wird jährlich eine Art Erntefest gefeiert, wobei alle Grossen des Landes erscheinen; alle Arten von Ausschweifungen werden während der Festtage straflos begangen; aber diese Bacchanalien sind mit Menschenblut getränkt. Jeder der Fürsten opfert bereits beim Einzuge in die Stadt einen Sklaven, und zahllose Opfer fallen unter den Beilen der oft mehr als 200 zählenden Henker, während mehrere Tage lang mit Lärmen und Musik geschwärmt wird, und an dem vom König in grossen Gefässen öffentlich gespendeten Rum sich Männer und Weiber und Kinder viehisch besaufen. Die Köpfe der Geopferten werden

öffentlich ausgestellt, und ihr Blut fliesst ab in das Loch, aus welchem die erste gereifte Yamswurzel ausgerissen wurde[1]. Der Mensch hat die Erndte empfangen, er giebt der Gottheit dafür den Menschen. Bisweilen wurde in der Hauptstadt der Aschanti ein anderes Menschen-Opfer vollbracht, um die Gottheit geneigt zu machen. Einzelne Menschen, die bei dem Könige missliebig waren, wurden geholt und getödtet; die Henker durchzogen die ganze Nacht hindurch die Stadt, und ergriffen, wen sie auf den Strassen fanden, und die Unglücklichen wurden öffentlich in Gegenwart des Königs enthauptet. Siebenzehn Tage lang wiederholten sich diese Schlächtereien[2]. Bei den Whida-Negern wurde ein Erinnerungsfest an den Vater des Königs gefeiert, wobei 30—40 Menschen, Sklaven, Gefangene oder Verbrecher mit dem Beil hingerichtet wurden; ein vornehmer königlicher Diener fing das Blut in einer Tasse auf, und überreichte es dem Könige, welcher den Finger in das Blut eintauchte und ihn ableckte[3], wodurch die Aneignung des fremden Opfers als eines stellvertretenden angedeutet zu werden scheint; ein Gedanke, der ja allgemein dem Geniessen des Opferfleisches wie auch dem mexikanischen Menschenfressen zu Grunde liegt. Als sich bei dem erzählten Falle ein dem Tode geweihter Sklave über sein Schicksal beklagte, liess ihn der König frei, sofort aber aus der zuschauenden Menge den ersten Besten herausgreifen. Es kommt hierbei also nicht darauf an, dass dieser oder jener Mensch, sondern dass irgend ein Mensch geopfert werde. — Bei andern Negern der Guinea-Länder werden der Gottheit monatlich Menschen geopfert, nicht nur Sklaven, sondern auch Vornehme, sogar Anführer[4]. Bei den Dahome's u. A. werden die Gefangenen zu Tausenden den Göttern geopfert, und aus den Köpfen grosse Pyramiden gebaut[5]. — Auf fast allen Südsee-Inseln werden bei feierlichen Gelegenheiten, vor einem Kriege, bei Tempelweihen, bei der Krankheit eines Königs etc. Menschen, meist Verbrecher oder Gefangene, auf den Tonga-Inseln aber auch Kinder geopfert; die Gottheit fordert oft das Opfer selbst und wählt den Menschen aus[6]. — Bei der mongolischen Menschenrasse sind Menschen-Opfer seltener. Ob die bei den finnischen Esthen und Kuren vorkommenden Menschen-Opfer, und zwar nicht nur von Sklaven und Gefangenen, sondern auch von kleinen Kindern[7], nicht von fremdem Einflusse herrühren, da die Slaven und die benachbarten Preussen diese Kultusform halten, ist zweifelhaft.

[1]) Dupuis, Resid. in Asch. p. 140. Bowdich Mission v. Aschanti, S. 368. [2]) Ebend. 584. [3]) Isert Guin. S. 179. [4]) Römer, 65. [5]) Proyart, Gesch. v. Loango, S. 286. [6]) Cook's letzte Reise I. 351. Kotzebue, neue Reise um die Welt II, 88. Mariner, 212. [7]) Mone Heidenthum I, 478. J. Grimm Mythol. S. 1069.

§ 83.

Die drei Arten von Opfern, das des Besitzes, das der Entsagung und das des Menschen selbst, verhalten sich wie concentrische Kreise; ihr gemeinsamer Mittelpunkt ist der Mensch, aber sie halten sich in verschiedener Entfernung von demselben. Sie unterschei-

den sich in ihrem Gegenstande, ihrem Stoffe. Man pflegt sonst die Opfer nach der Gesinnung, welche der Mensch dabei hat, in Dank- und Sühnopfer einzutheilen; aber diese und ähnliche Unterscheidungen berühren auf der gegenwärtigen Stufe nur die Oberfläche der Sache, schneiden nicht durch. Dergleichen Stimmungen dienen wohl zur Veranlassung des Opfers, machen aber keinen wesentlichen Unterschied. Wir legen den Opfern der rohen Natur-Völker einen schiefen Sinn unter, wenn wir die tieferen, eine wahrhaft geistige Gottheit voraussetzenden sittlichen Gefühle des Dankes und der Busse in den Vordergrund stellen. Das Bussgefühl insbesondere hat bei diesen Völkern noch eine viel zu blasse Bedeutung, es ist noch kein rechter Schmerz des Schuldbewusstseins, weil das Reich des freien sittlichen Geistes hier überhaupt noch nicht erschlossen ist. Die Opfer, und grade die furchtbarsten, tragen auch durchaus nicht das Gepräge des inneren Seelenschmerzes, welcher die nothwendige Voraussetzung eines Bussopfers ist. Die Opfer sind mehr Bekenntniss als Gefühlsäusserung, das Bekenntniss, dass diese Dinge, welche geopfert werden, nicht das Wahre sind, dass der Mensch sein Herz nicht an sie hängen, sich nicht in sie vertiefen wolle. Dieses thatsächliche Bekenntniss schliesst gewissermassen die Gefühle des Dankes und der Busse in sich, aber verbirgt sie auch; sie treten nicht an die Spitze. Das Opfer ist mehr eine Erklärung über das Wesen der Dinge als ein Darbringen des Herzens, ist mehr metaphysischer als sittlich-praktischer Art; es liegt mehr ein Gedanke als ein Gefühl zu Grunde; es will mehr lehren als erbauen, ist mehr didaktisch als lyrisch, ist mehr eine Kunst sich über die Sphäre der Sinnlichkeit zu erheben als symbolischer Ausdruck eines Herzenszustandes. Es ist mehr ein Sieg über die Sinnlichkeit als eine Unterwerfung unter eine höhere Macht, mehr eine Handlung der Macht und der Grösse als ein Bekenntniss der Schwäche und Hilfsbedürftigkeit; — und selbst das blutige Menschenopfer ist mehr ein freudiges Fest als der schmerzliche Ausdruck einer Schuld; es ist mehr eine religiöse Tugend als eine blosse Entsündigung, mehr eine Befreiung des Menschen von der Natürlichkeit als von der begangenen Sünde; — es soll nicht bloss die göttliche Gnade und Hilfe herabrufen, sondern ist an sich selbst schon eine wirkliche Hilfe, will nicht sowohl Erlösung erst herbeiholen, sondern trägt in sich selbst schon eine Erlösung von den Fesseln des sinnlichen Daseins. Das Opfer ist nicht bloss eine Feierlichkeit, es ist ein Drama. Daher sind die Menschen mit einem ganz andern Gefühle bei dem Opfer gegenwärtig als etwa die Hebräer; sie schlagen bei dem Todesschrei des Geschlachteten nicht an ihre Brust: „Gott sei mir Sünder gnädig“, sondern sie schauen mit innerer Befriedigung dem

Schauspiel zu, das sie freier aufathmen lässt; und wenn der Wilde mit hartnäckiger Grausamkeit sich kasteit, so hört man kein Seufzen innerer Zerknirschung, sondern seine Seele blickt gierig nach der übernatürlichen Zaubermacht oder die Offenbarungsträume, die er zu erringen gedenkt.

In den Fällen aber, wo das Opfer eine bestimmte Beziehung auf ein Schuldbewusstsein hat, nimmt es nur die oberflächliche Bedeutung einer Selbstbestrafung an. Damit nicht eine unverhoffte Strafe mich trifft, lege ich diese selbst mir auf, bereite mir eine Qual, und die zürnende Gottheit wird sich von mir abwenden. Das ist offenbar die seichteste Auffassung eines Sühnopfers, aber tiefer hinab dringt der rohe Natur-Mensch nicht. — Der Gedanke des Austausches liegt überhaupt dem Opferwesen auf dieser Stufe nahe. Das Opfer wird hier nie vollständig durchgeführt; nicht Alles, was geopfert werden könnte und sollte, wird wirklich geopfert, sondern nur Einiges, das Übrige aber behalten; es reicht hin, wenn der Mensch den guten Willen zeigt; und es liegt dieser nur theilweise vollzogenen Opferung der richtige Gedanke zu Grunde, dass das Opfer ja nicht eigentlich vernichten, sondern im Gegentheil etwas schaffen soll, dass es durch Verneinung des an sich Nichtigen dem Menschen das wahre Sein gewähren soll. Dieses wahre Sein hat aber der rohe Natur-Mensch noch nicht wirklich erfasst, und er würde, wollte er die Opfer-Idee bis zur letzten Folgerung durchführen, sich die ganze Welt zerstören, ohne etwas Wirkliches zu haben. Er befriedigt sich daher damit, dass er überhaupt nur Einiges anstatt des Ganzen opfert; dass er in dem Opfer gewissermassen Protest einlegt gegen die Wahrheit der unmittelbar sinnlichen Welt, und denselben zu Protokoll giebt; — dann aber kehrt er beruhigt zum wirklichen Dasein zurück und geniesst ruhig auch das Sinnliche wieder. Er will, und das ist ihm nicht zu verdenken, doch Etwas behalten aus dem Brande, womit die Opfer-Idee das ganze Dasein bedroht, und kann er dieses Etwas nicht über dem Sinnlichen erfassen, so greift er getrost wieder zu dem Sinnlichen selbst. Das Opfer ist auf dieser Stufe also an sich schon ein Austausch.

Nun vollzieht aber das menschliche Leben selbst seinerseits auch ein Opfer; dem Menschen wird genommen, was er lieb hat, die Seinigen, Glück, Gesundheit werden ihm entrissen. Der Wechsel des Lebens selbst zeigt also auch die Nichtigkeit der irdischen Dinge auf, opfert sie der Wahrheit. — Da liegt nun der Gedanke sehr nahe: Opfer gegen Opfer; wenn diess, so nicht jenes; gebe ich diess auf, so behalte ich jenes; opfere ich selbst, so opfert das Schicksal nicht, so behalte ich das, dessen Entreissung mir droht. So wird das Opfer ein Austausch; und diess findet sich oft.

Wenn auf den Tonga-Inseln Jemand krank wird, so schneiden sich alle Familien-Mitglieder ein Stück vom kleinen Finger ab, zum Opfer für die Gottheit, und man findet daher dort die Hände fast aller Menschen verstümmelt. Es wird von der Gottheit der Familie ein Opfer abgefordert, und legt es selbst in der Krankheit der Familie auf; diese giebt aber lieber ein anderes Opfer, einen anderen Schmerz, sammelt gleichsam eine Collekte von kleinen Schmerzen, um jenes Opfer auszutauschen [1]). Wenn wegen eines Frevels, einer Entweihung eines heiligen Ortes, die Rache einer Gottheit gefürchtet wird, so werden auf den Tonga-Inseln kleine Kinder der Häuptlinge geopfert; bei gefährlicher Krankheit opfert die Familie ebenfalls ein Kind [2]).

[1]) Mariner Tonga-Inseln, S. 480. [2]) Ebend. 210. 479.

IV. Die Zauberei.

§ 84.

Durch das Gebet und das Opfer einerseits und durch die Einwirkung des Göttlichen im Traume und in der Ekstase andrerseits ist der Mensch aus dem rein natürlichen Zustande der blossen Einzelheit, aus dem unvermittelten Gegensatze zu dem Göttlichen herausgetreten, ist etwas Anderes geworden als ein bloss sinnliches Naturwesen, ist ein beziehungsweise vernünftiges Wesen geworden, hat die gegenständliche göttliche Macht in sich aufgenommen, nimmt nun Theil an ihr. Diese göttliche Macht erscheint aber noch als objective, als Naturmacht, als Macht über die einzelnen Naturdinge. Der Mensch, sich verbindend mit dieser göttlichen Macht, hat in diesem höheren Zustande auch eine Macht über die einzelnen Naturdinge, die er vorher als vereinzeltes Subject nicht hatte. Diese aufgenommene Macht hat er nicht schon an sich, sondern erst kraft seiner Beziehung zu dem Göttlichen, nicht als eine natürliche, sondern als übernatürliche, — eine Zaubermacht. In seinem natürlichen Zustande hat der Mensch die Natur sich gegenüber, diese ist mehr Macht über ihn als er über sie, denn er als Einzelner hat die Gesammtheit der Natur gegen sich. Die Macht der Natur concentrirt sich aber in einzelnen Punkten zu ungewöhnlicher Stärke, das sind eben die göttlichen Mächte; und wenn nun der Mensch vermöge der in der Religion gegebenen gegenseitigen Beziehung des Menschlichen und Göttlichen auf einander diese göttliche Naturmacht selbst theilweise in sich aufnimmt, ist er nicht mehr ein schwaches Einzelwesen der mächtigen Natur gegenüber, sondern hat diese gewissermassen überlistet, und ist durch ihre eigne Kraft, die er sich

angeeignet, Herr über sie geworden, hat ihre Übermacht gebrochen, sie zum Theil in sich selbst hineingezogen.

Der subjective Geist, welcher, wenn auch auf dieser Stufe noch schlummernd, doch zum Leben sich heraufringt, ist bei dem rohen Naturmenschen an sich noch ein bleicher Schatten; in dem religiösen Bewusstsein aber hat er wie die Seele des Teiresias von dem Opferblute getrunken, und Leben und Macht gewonnen über die äussere Natur, steht ihr, der machtvollen, nicht mehr macht- und rechtlos gegenüber; er darf jetzt zu ihr sprechen: du bist Fleisch von meinem Fleisch, dein Lebensblut ist auch in mir. Er darf jetzt mit den Naturmächten verhandeln, darf sie nach seinem Willen lenken; und da dieser noch kein vernünftiger, noch ein schlechthin willkürlicher ist, so ist die über die Natur ausgeübte Macht eine wesentlich willkürliche, der Naturordnung wenig entsprechende, eine ausserordentliche, eine Zauberkraft. Der gotterfüllte Mensch tritt nicht mehr nackt und hilflos der göttlichen Macht gegenüber, sondern hat von ihr selbst das Recht erlangt, eine Macht zu sein, ist von ihr selbst mit höherer Kraft erfüllt; er ist ein Agnat des göttlichen Fideikommiss geworden, darf bei dem Walten der göttlichen Mächte in der Natur auch ein Wort mitsprechen, seinen Einfluss geltend machen. — In der Zauberei ringt sich der Mensch über die vorher schlechthin geltende Passivität heraus, aber nicht kraft eigner und ursprünglicher Machtvollkommenheit, sondern kraft der der objectiven göttlichen Natur abgerungenen. Als ein Prometheus hat sich der Mensch das Feuer vom Himmel geholt, um nun sein eignes Licht leuchten zu lassen, und allenfalls den göttlichen Mächten selbst zu trotzen. Der Widerspruch, welcher in der Religion der rohen Naturvölker enthalten ist, dass sich einerseits der Mensch schlechthin abhängig weiss von der gegenständlichen göttlichen Naturmacht, und dass er sich andrerseits, wenn auch nur in dunkler Ahnung, als etwas Höheres fühlt als die Natur, als ein Geistiges, — dieser Widerspruch löst sich dadurch, dass er jenen schroffen Gegensatz im Kultus aufhebt, die göttliche Macht selbst in sich hineinzieht, und von ihr erfüllt und durch sie seinen subjectiven Willen gegen die Natur durchsetzt. Die Zauberei ist die erste obwohl verschrobene Offenbarung der Erhabenheit des Geistes über die Natur; und der menschliche Geist lüftet die Fesseln seiner Knechtschaft unter das natürliche Dasein dadurch, dass er die Waffen zu der Bekämpfung der Natur von ihr selbst entlehnt, ihre Macht in seinen Besitz bringt. Die Zauberei ist das wirklich werdende religiöse Leben als Resultat und Einheit der Lehre und des Kultus, und ist auf der Stufe der sinnlichen Naturreligion dasselbe, was bei der geistigen Religion das kirchliche Leben ist.

In dem gewöhnlichen Thun des Menschen unterwirft dieser sich allerdings auch die Natur in einem gewissen Sinne, wie bei der Jagd, beim Fischfang, bei der Schifffahrt. Diess geschieht aber nur dadurch, dass der Mensch sich der Natur und ihren Gesetzen gänzlich anschmiegt, sich diesen selbst erst unterwirft; er schwimmt nicht durch seinen Willen auf den Wellen, sondern nur dadurch, dass er das Gesetz der Natur streng befolgt, sich Flösse baut. Sein besonderer Wille gilt der Natur gegenüber gar nichts; er kann nicht, wie er will, sondern nur so, wie sie will. Auf dieser Stufe ist der Mensch aber noch nicht zu dem vernünftigen Bewusstsein gekommen, dass zwischen Geist und Natur eine innere Einheit vorhanden ist, dass der Mensch in den Naturgesetzen nicht etwas sich Fremdes, sondern nur die Gesetze des Geistes selbst wiederfindet. Er sucht die Herrschaft des Geistes über die Natur noch in dem radikalen Gegensatze, noch darin, dass grade sein zufälliger, willkürlicher Wille der Natur gegenüber durchgesetzt werde, nicht nach der Ordnung der Natur sondern grade gegen sie; er weiss keine andere Herrschaft des Geistes über die Natur, als die Despotie; jene muss sich fügen, nicht unter ewige Gesetze, sondern grade unter das Gesetzlose, unter die Willkür. Das ist eben das Wesen der Zauberei. Wenn sich der Mond verfinstert, so erlaubt das der Zauberer nicht, sondern schreit, trommelt und beschwört den Mond so lange, bis er wieder aus der Verfinsterung hervortritt, und sich so nicht den Naturgesetzen, sondern dem menschlichen Befehl gefügt hat. Glühende Kohlen verschlingen, sich Messer scheinbar tief in den Leib stossen und ähnliche Gaukelspiele erscheinen den Wilden als Beweis höherer Geistesmacht. Es ist in diesem Zauberwillen noch kein vernünftiger Sinn und Zweck, so wenig wie drüben in der Natur; es ist zufällige subjective Macht gegen zufällige objective gesetzt; es ist die knabenhaft eigensinnige Laune gegen die Sprödigkeit des Naturwillens gestellt; der Zauberer sagt nicht bei seinem Beschwören der göttlichen Macht: „aber nicht wie ich will, sondern wie du willst," sondern: „nicht wie du willst, sondern wie ich will. Hegel[1]) fasst die Zauberei ganz anders auf als wir; bei ihm ist sie nicht das aus dem Gottesbewusstsein Folgende, sondern das demselben Vorausgehende. „Die ganze erste Form der Religion, wofür wir den Namen Zauberei haben, ist dieses, dass das Geistige die Macht über die Natur ist, aber diess Geistige ist noch nicht als Geist, noch nicht in seiner Allgemeinheit, sondern es ist nur das einzelne zufällige, empirische Selbstbewusstsein des Menschen, der sich höher weiss in seinem Bewusstsein." — — „Die Naturreligion als die der Zauberei fängt von der unfreien Freiheit an, so dass das einzelne Selbstbewusstsein sich weiss als höher gegen die natürlichen Dinge, und diess Wissen ist zunächst unvermittelt, — — ohne Gegensatz seiner gegen ein Göttliches. — — Diess ist nun die erste Form, die noch nicht eigentlich Religion genannt werden kann." — „Die Religion beginnt mit dem Bewusstsein, dass es ein Höheres gebe als den Menschen. In der Zauberei aber liegt eben nicht die Vorstellung von einem göttlichen, von einem sitt-

lichen Glauben, sondern sie stellt dar, dass der Mensch die höchste Macht ist, dass er sich allein befehlend gegen die Naturmacht verhält." — Wäre das richtig, so wäre die Zauberei nicht nur „nicht eigentliche" Religion, sondern wäre das schlechthin Anti-Religiöse, und es wäre durchaus nicht einzusehen, wie der Mensch bei solcher grossartigen Vorstellung von sich selbst und seiner übernatürlichen Macht dazu kommen könne, sich unter „ein Höheres" als er selbst ist, wieder zu beugen. Es wäre die Religion dann ein Sinken, nicht ein Heraufwachsen des menschlichen Bewusstseins. Aber jene Auffassung, welche die Zauberei nicht durch das Bewusstsein des Göttlichen vermittelt sein lässt, sondern sie demselben vorangehen lässt, widerspricht nicht nur dem Entwickelungsgang des menschlichen Geistes in der Geschichte, der allmählich erst sich aus der Knechtschaft zur Freiheit heraufarbeitet, sondern auch der allgemeinen Erfahrung bei den rohen Völkern. Je geringer dort das religiöse Bewusstsein ist, um so weniger tritt auch die Zauberei hervor; und nicht an sich selbst schon hat der Mensch die Zauberkraft, sondern er erwirbt sich dieselbe erst, lässt sich dieselbe von der im Gebet angerufenen und im Opfer erreichten Gottheit verleihen; durch Verneinung der eignen Selbstheit, durch Selbstpeinigung und selbst durch das zeitweise Aufgeben des Bewusstseins in der Ekstase gelangt der Mensch erst dazu jene Macht zu empfangen; und grade das sich vordrängende subjective Bewusstsein ist ein Hinderniss der Zauberei. Nicht die Starken im Volke, die Vertreter der geistigen und körperlichen Kraft sind die Zauberer, wie es nach Hegels Ansicht nothwendig wäre, sondern grade die Schwächlichen, besonders häufig die Frauen und die alten Weiber. Nur durch das passive, entsagende und hingebende Verhalten gelangt der Mensch zur Zaubermacht; sie ist daher nicht die Offenbarung seiner subjectiven Kraft, sondern die einer empfangenen.

Die Ausübung der Zauberei findet sich bei allen rohen Völkern, die nur irgend ein religiöses Bewusstsein haben; am höchsten aber steigert sich dieselbe und bis zu einer förmlichen Kunst bei den Dämonen-Verehrern, weil hier die göttlichen Naturmächte sich von den sinnlichen Naturdingen selbst am schärfsten gesondert, und in der willkürlichen Selbstbestimmung ein subjectives Element in sich aufgenommen haben, und darum dem Menschen näher stehen, und gleichsam handhablicher sind als die Gottheiten der früheren Stufen.

*) Rel.-Philos. 2. Aufl. I, 283, Philos. der Gesch. I, 91.

§ 85.

Die Zauberei ist, wenn man das zu bezaubernde Object, die Natur, ins Auge fasst, von doppelter Art. Einmal nämlich sind die Naturmächte selbst das Ziel der Zauberei, sie sollen sich dem menschlichen Willen fügen, ihm dienen, sich nach seinem Belieben verändern. Diess ist die unmittelbare Zauberei, die Zauberei im gewöhnlichen Sinne. Aber es kann auch die Natur nur als bezaubertes Mittel dienen, um durch sie zu dem hinter ihr Liegenden zu ge-

langen. Es ist Etwas, was sich der Macht der einzelnen Gottheiten schlechterdings entzieht, und darum auch der durch sie vermittelten menschlichen Zaubermacht, — das ist jener dunkle, nicht gewusste, aber geahnte, nicht verehrte, aber gescheute Hintergrund des Daseins, jenes stumme unnahbare Schicksal, in welchem unerkannt und fremd die erste noch ganz ferne Ahnung einer Einheit des göttlichen Daseins in die wirkliche Religion herüberleuchtet. (§ 60.) Könnte der Mensch auf dieses irgend eine Einwirkung ausüben, er griffe mit beiden Händen darnach; — aber scheu und von einer unverstandenen Ahnung ergriffen macht er nie auch nur den leisesten Versuch, einen Finger zu rühren; er wagt es nie, gegen das übergöttliche Schicksal die Stimme der Beschwörung zu erheben, und mit den Zauberstäben es erschüttern zu wollen. Eins aber will er, es soll nicht stumm bleiben, er will einen Blick thun in das stille Weben der dunklen Macht; wissen will er, was er nicht ändern, nicht bewegen kann. Darum zwingt er zaubernd die Natur, dass sie ihm offenbare, was sie Unabwendbares und Ewiges in ihrem Schoosse birgt, sie soll ihr Inneres ihm erschliessen, damit er schaue die Fäden seines Schicksals, die er nicht nach seinem Gefallen knüpfen kann. Die durch den Zauber bezwungene Natur wird so zu einem Mittel zur Erkenntniss dessen, was da geschehen soll; und aus dem durch Zaubermacht zerspaltenen und zerklüfteten Naturboden blinkt ihm das Geäder der Geschichte entgegen. Aber es bleibt die Geschichte diesen Völkern ein ungehobener Schatz; der Mensch hat den Bannspruch noch nicht gefunden, der ihm die verborgenen Schachte wirklich öffnete. Ohne Geschichte fortwandelnd wird er nur elektrisch durchzuckt von dem in ihr waltenden Geiste; — und diese Augenblicke sind die, wo er in der Ahnung einer tieferen Wahrheit sich wahrsagen und weissagen lässt von den bezwungenen Naturmächten.

Die früher erwähnte Weissagung aus Vorzeichen verhält sich zu dieser Wahrsage-Kunst wie unmittelbares Schauen zur vermittelnden Kunst; jene ist ein blosses Ablesen der von selbst am Hintergrunde der Natur erscheinenden Schrift, diese ein künstliches Hervorlocken der an sich unsichtbaren vom Schicksal eingeschriebenen Züge aus dem leeren Grunde. Der Mensch lauscht hier nicht mehr bloss auf die draussen sich kundgebende Stimme, sondern er fragt die Natur und die göttliche Macht, und erringt sich eine Antwort, und er zeichnet selbst den Weg vor, auf welchem die Antwort geschehen soll. Und in dieser Weise die Natur und die Geistermacht zu befragen und eine Antwort ihr abzudringen liegt eben die Kunst des Wahrsagens. Hier ist die Natur nicht das Ziel, nur das Mittel der Zauberei; der Mensch will hier nicht die Na

tur, sondern was **hinter** ihr ist; er will nicht sie selbst eigentlich schauen, sondern sie soll sich nur aufthun, dass er durch sie **hindurch** schauen könne. Das ist also eine **mittelbare** Zauberei im objectiven Sinne. Die Wahrsagekunst erreicht ihren Gipfelpunkt natürlich bei den Völkern, bei denen das subjective, dämonische Element der gegenständlichen Natur mehr in den Vordergrund tritt, wo die göttliche Macht mehr dem menschlichen Geiste verwandte Seiten darbietet und den Verkehr in Frage und Antwort leichter macht, — bei den Dämonenverehrern.

Bei den nördlichen mongolischen und finnischen Völkern macht die Wahrsagerei die Hauptseite des religiösen Lebens aus; die absichtlich hervorgerufene Ekstase ist ihr wichtigstes Element, und die höchste Stufe der Kunst. Die Dämonen werden citirt, in den Dienst des Menschen gerufen, und müssen durch den Mund des Zauberers offenbaren, was dieser begehrt. Ausserdem aber hat man die verschiedensten Kunstgriffe und Mittel, um die Natur zur Offenbarung des in ihr verborgenen Schicksals zu nöthigen. Die Tungusen u. A. bringen sich durch tolles Lärmen, Springen, Toben, Schwitzen und Rauchen in einen betäubten Zustand, in welchem dann die Weissagungen erfolgen, meist allgemein und vieldeutig oder unsinnig. Andere weissagen aus den Linien, welche auf den ins Feuer geworfenen Schulterblättern der Schaafe durch Zerspringen sich bilden, oder aus der Leber und dem Blut geschlachteter Opferthiere [1]). — Die Neger werfen eine Menge kleiner Stäbe oder Nüsse oder Würfel etc. auf den Boden und weissagen aus den zufällig so entstehenden Figuren [2]). — Ein eigenthümliches Mittel der Weissagung ist die bei fast allen nord-asiatischen und finnisch-europäischen Völkern verbreitete **Zaubertrommel** [3]); ein breiter hölzerner Reif oder ein paukenartig ausgehöltes Holz, mit einem Fell überspannt, auf welchem mannigfaltige symbolische Figuren, Sonne, Mond und Sterne etc. gemalt sind, wird mit einem Schlegel geschlagen, und aus der Bewegung und der Lage, in welche dadurch eine Menge an der Trommel angereihter Ringe etc. gebracht werden, wird nun gewahrsagt.

Bei allen rohen Völkern ist selten ein für den Einzelnen oder für den Stamm wichtiger oder zweifelhafter Fall, wo nicht das Zeichen des Schicksals gefordert und befragt wird. Der Mensch hat gleichsam seine Vernunft noch nicht in sich, sondern ausser sich, aber auch noch nicht in den einzelnen Göttern, sondern noch jenseits ihrer, in jenen Fernen, von denen er eigentlich gar nichts weiss.

[1]) Georgi Beschreibung 392. Dess. Bemerk. 285. Hammer, goldne Horde, S. 206. [2]) Winterbottom, Sierra Leona S. 179. Lichtenstein II, 518. [3]) Georgi Bemerk. S. 281. Pallas, R. durch das Russ. R. III, 62. Mone Heidenthum im nördl. Europa I, 30. 40. Scheffer, Lapponia, 125. Klemm III, tab. 3.

§ 86.

In Beziehung auf das nähere oder entferntere **Ziel** der Zauberei ist diese also entweder eine unmittelbare, — Zauberei im engeren

Sinne, — oder eine mittelbare, wobei die bezauberte Natur nur gezwungen wird, Etwas, was noch hinter ihr liegt, zu offenbaren; — die Wahrsagekunst; jene hat einen mehr realen, diese einen mehr ideellen Charakter; jene bietet dem Menschen etwas Wirkliches, diese nur ein Wort; dort will der Mensch herrschen, in dieser nur hören; dort stellt sich der Mensch über die Naturdinge, hier stellt sich das Object als höhere Weisheit und Macht über den Menschen; dort ist er activ, hier passiv; die eigentliche Zauberei ist daher mehr Sache der Männer, die Wahrsagekunst mehr die der Weiber; dort herrscht der Wille, hier die Einsicht.

Nach der subjectiven Seite hin bieten sich aber auch die zwei Weisen der unmittelbaren und mittelbaren Zauberei; entweder nämlich ist der Mensch allein der Träger der mitgetheilten göttlichen Zaubermacht, und das blosse Wort, der menschliche Wille, das unmittelbare Handeln des Menschen bewirkt den Zauber, — oder die göttliche Macht haftet auch an andern Dingen, macht sie zu Zaubermitteln, die kraft der empfangenen Macht auch von denen angewandt werden können, welche selbst nicht mit der übernatürlichen Kraft erfüllt sind.

a) Die unmittelbare Zauberei, oder Beschwörung. Der durch die Aufnahme der göttlichen Macht gehobene menschliche Wille ist an sich die bestimmende Macht für die äussern Naturdinge; die noch in der Weise vernunftloser Willkür auftretende Freiheit beherrscht kraft der in den Menschen getretenen aus der Natur entquollenen höheren Macht die Natur selbst, so dass diese, welche in der Anschauung dieser Völker des inneren vernünftigen Gehaltes noch ganz entbehrt, durch die Bezauberung einen höheren Zweck erhält, in ihrem Werthe gesteigert wird. Wind und Wetter hausen nicht mehr ohne Verstand und Ziel, sondern der Mensch giebt ihnen Regel und Zweck, weist ihnen ihr Maass und ihre Bestimmung an, sie werden nun erst brauchbar; es soll in die Anarchie der Natur eine Zweckmässigkeit nach den einzelnen Bedürfnissen der Menschen kommen. Und die Naturgeister sollen auch nicht mehr nach Willkür und in rücksichtsloser Weise schalten, sondern sich dem Menschen nützlich machen; nicht bloss Mächte, sondern heilbringende, verständig wirkende Mächte sein; — und da sie an sich nur tumultuarische Willkür zeigen, noch nicht vernünftiger Geist sind, so muss der Mensch sie zu einer erspriesslichen und nützlichen Wirksamkeit anhalten und lenken; nicht als ob der Mensch die höhere Einsicht wäre, aber er weiss doch selbst am besten, was er bedarf, und die Geister wissen diess nicht, und müssen erst zum Handeln und Einwirken berufen und beschworen werden. Die bösen Mächte vollends dürfen nicht ungestört mit dem

Menschen schalten und walten, sondern dieser tritt ihnen mit seiner errungenen Zaubermacht entgegen, übernatürliche Kraft gegen übernatürliche Kraft; und die Zauberei gegen die bösen Dämonen ist ein völliger ebenbürtiger Kampf, der besonders bei Beschwörung der immer von bösen Naturmächten oder Dämonen gewirkten Krankheiten eintritt, — gleichsam das Gegenstück zum Opfer. Nachdem der Mensch durch Verneinung des an sich Unwahren zu höherer Wahrheit und Macht sich aufgeschwungen, hält er den göttlichen Mächten gegenüber Stand, ist ihnen gleichberechtigt und beugt sich vor ihrer Laune nicht. Der Mangel vernünftigen Waltens der Gottheit wird durch die Zauberei der Menschen einigermassen ergänzt. Der zaubernde Mensch wird gradezu ein Spiegelbild und eine Wiederholung des Göttlichen in einer andern Gestalt; das Zaubern ist nur eine Fortsetzung, eine Erweiterung der schaffenden und welterhaltenden göttlichen Thätigkeit, die hier noch keinen einigen Mittelpunkt gefunden, sondern sich in viele Punkte regellos zerstreut hat. Die höhere, bei den Göttern nur schwach angedeutete, beim übergöttlichen Schicksal tiefer geahnte waltende Gerechtigkeit wiederholt sich zaubernd in dem Segen und Fluch, die beide nicht blosser Wunsch oder Gebet, sondern wirkende Beschwörungen sind; und wie bei diesen in vereinzelter Selbstheit überall sich mehr verneinend als schaffend sich verhaltenden Völkern auch das Schlimme mehr empfunden wird als das Gute, die bösen Mächte mehr beachtet werden als die guten, der Krieg mehr gilt als das innere friedliche Gemeinleben, — so tritt auch der Fluch bedeutend mehr hervor als der Segen. Die wilde Natur der rohen Menschen vernichtet lieber als dass sie erbaut.

Regen, Wind und Krankheiten werden bei fast allen hierhergehörigen Völkern beschworen; letztere oft auch mit Anwendung von natürlichen oder Zaubermitteln, und sowohl herbeigerufen als vertrieben. Bei den Bidschuanen sind besondere Regenmacher, welche bei ihrem Beschwören Ochsen schlachten, das Talg verbrennen etc.[1]) Bei den nord-asiatischen Völkern werden bei Krankheiten die Geister durch Gesang und Trommeln herbeigerufen, welche, um zu heilen, in die Eingeweide des Kranken fahren sollen; und es werden allerlei Gaukeleien mit Murmeln, Schreien, Tanzen, Convulsionen dabei getrieben; man bläst dem Kranken in die Ohren, um den Dämon auszutreiben etc.; bei bösem Wetter gehen die Zauberer ins Freie, machen Feuer, schlagen mit den Händen gegen den Wind und schreien entsetzlich, damit das Wetter sich ändere[2]). Neger machen ausser den Wetter- und Krankenzaubereien sich auch unverwundbar; und wenn sie eine Reise unternehmen, sichern sie sich vor allem Unglück, indem sie dreimal auf einen in den Weg geworfenen Stein spucken. Brasilianische Stämme rufen durch Beschwörung

die Seelen Gestorbener herbei, die unsichtbar, aber unter grossem Getöse und Thiergeschrei erscheinen und auf die vorgelegten Fragen antworten[3]). Das Bezaubern durch Verfluchen ist überaus häufig, und oft grauenhaft; die Wuth des Hasses offenbart sich da mit einem wahrhaft diabolischen Erfindungstalent, und steigt bis in die grässlichste Obscönität herab. Ein Fluch auf den Tonga-Inseln beginnt z. B. so: „Grabe deinen Vater bei Mondenlicht aus, mache Suppe aus seinen Gebeinen, backe Brot aus seiner Haut, nage seinen Schädel ab, verschlinge deine Mutter, grabe deine Muhme aus und schneide sie in Stücke, kaue das Herz deines Grossvaters, verschlucke die Augen von deines Vaters Bruder, iss die knorplichen Glieder deiner Kinder, sauge deiner Grossmutter das Gehirn aus, ziehe die Haut deines Vaters an, und binde sie mit den Gedärmen deiner Mutter etc."[4])

[1]) Campbell zweite Reise in Süd-Afrika 1828, S 150, 236. [2]) Georgi Bemerk. 282. Sarytschew II, 141. 146; Cochrane Fussreise. 227. [3]) Eschwege Journal von Brasilien I, 132. [4]) Mariner, Tonga Inseln S. 490.

§ 87.

b) Mittelbare Zauberei. Die auf den Menschen theilweise übergehende göttliche Macht kann auch auf andere Dinge übertragen, in sie eingeschlossen werden. Der begeistigte Mensch, der Zauberer, welcher die jenseitige Naturmacht in sich aufgenommen hat und darüber nun willkürlich verfügen kann, beschwört die Dinge, segnet sie gewissermassen ein, wie der Priester das Weih- oder Taufwasser, trägt weihend die höhere Macht auf dieses einzelne Ding über, bannt sie dahinein, so dass sie selbst Zauberdinge werden. Die in dem Zauberer concentrirte Macht vertheilt derselbe nach Willkür in andere Dinge, gleichsam zum bequemen Handgebrauch, und jeder Mensch, mag er Zauberkraft haben oder nicht, kann nun mittelst dieser Zaubermittel eine übernatürliche Wirkung ausüben, und dem Zauberer selbst dienen sie zur Erleichterung seines Wirkens. Die Zaubermittel haben also an sich gar keine ungewöhnliche Bedeutung, sondern sie empfangen dieselbe erst; sie sind nur von dem eigentlichen Magnet magnetisirt worden, und haben nur eine geliehene Kraft. Sie sind also nicht mit den Fetischen zu verwechseln, welche an sich selbst, unbeschworen und unbesprochen, wirkliche Träger der göttlichen Macht sind. Wenn die Zauberdinge zum Schutze ihres Besitzers dienen sollen, so sind es Amulete.

Das erste beste Ding kann bezaubert, zu einem Träger der Zauberkraft gemacht werden; meist aber sind es kleine, handhabliche Dinge, ein Stein, Knochen, ein Stück Holz oder Leder, ein Vogelschnabel, Schlangenkopf, ein Zahn, eine Feder, eine Wurzel, eine Kürbisschaale, oder auch Bilder in Menschengestalt; ein Beutel mit buntfarbigen Steinen etc. — die göttliche Zaubermacht im Taschenformat. Die Lappen haben zum Wettermachen einen Strick mit drei Knoten; wenn ein Knoten aufgelöst wird, so ent-

steht sanfter Wind, wenn zwei, ein starker, wenn alle drei, ein Sturm; auch werden dadurch Schiffe auf dem Meere festgebannt, und können nur, wenn sie mit dem Blut einer Jungfrau bestrichen werden, wieder frei werden. Sie haben ferner blaue Zauberfliegen, welche, wo sie hingelassen werden, Schaden anrichten, und aus Wolle gemachte kleine Zauberbälle, so gross wie eine Wallnuss, die mit Blitzesschnelle an jeden beliebigen Ort geworfen werden können [1]). Manche Neger hängen sogar den Hausthieren Zauberdinge um [2]). Andere bezaubern Fleisch und andere Nahrungsmittel und suchen es ihren Feinden beizubringen, wodurch ein unvermeidlicher Tod herbeigeführt wird [3]). — Auf Nukahiva glaubt man einen Menschen dadurch binnen 20 Tagen zu tödten, wenn man dessen Speichel oder Excremente mit einem Zauberpulver vermischt und in die Erde gräbt [4]). — Zur Erläuterung der Bedeutung der Zauberdinge erwähnen wir noch aus einer verderbten Form des Buddhaismus eine eigenthümliche Art von Übertragung göttlicher Macht auf ein Naturding. Die Buräten lassen das Bild des Buddha, der hier in eine Art Fetisch umgewandelt ist, in einem messingnen Spiegel sich abbilden, und giessen dann Wasser über den Spiegel und das Bild; so hat das Wasser das Bild und den Gott in sich aufgenommen und ist nun geweihtes und zauberhaftes Wasser [5]).

[1]) Scheffer, Lapponia 144—148. [2]) Isert, 135. [3]) Bosmann Guinea S. 179. [4]) Krusenstern, Reise I, 194. [5]) Erman in Berghaus Annalen I, S. 93; Ritter Erdk. III. S. 119.

§ 88.

Die Voraussetzung der Religion der gegenwärtigen Stufe ist der Gegensatz zwischen dem menschlichen Subject und dem göttlichen Object; das sind zwei schlechthin ausser einander liegende, einander an sich fremde Dinge. Die Religion selbst aber besteht wesentlich darin, diesen Gegensatz aufzuheben, zu versöhnen. Diese Versöhnung ist aber hier nur eine annähernde und eine theilweise; Alles was ist und geschieht, ist hier kein Ganzes, kein Vollendetes, immer nur ein Einzelnes, ein Beschränktes; die Versöhnung ist keine durchgreifende, allgemeine, immerwährende; sie ist nur punktweise. Sie ist nun theils ein Werdendes, theils ein Gewordenes; sie wird durch das göttliche Thun in der Traumoffenbarung und der Ekstase, und durch das menschliche Thun im Gebet und im Opfer; — sie ist eine gewordene und wirksame in der Zauberei.

Sowohl das göttliche als das menschliche Thun als auch die Zauberei sind aber Handlungen, die, eben weil sie in der inneren Beziehung, Verbindung und Versöhnung des Göttlichen und des Menschlichen bestehen, sich wesentlich unterscheiden von dem, was der Mensch an sich, der nicht religiöse, nicht mit Gott verbundene, der bloss natürliche Mensch thut; sie sind keine natürlichen profanen Handlungen, sondern heilige, sind ein priesterliches Thun,

und Alles, was zu diesen Handlungen gehört, trägt einen heiligen, priesterlichen Charakter, ist über das Gewöhnliche, Ungeweihte, Natürliche erhaben, und von demselben unterschieden. — Der Dinge aber, welche bei diesen Handlungen in diese höhere göttliche Beziehung treten, sind nothwendig drei: das menschliche Subject, welches mit Gott in Verbindung tritt, der Ort, wo, und die Zeit, wann diess geschieht; also heilige Personen, heilige Orte, heilige Zeiten.

Der Unterschied dieser drei von dem natürlichen Menschen, dem natürlichen Ort und der natürlichen Zeit ist allerdings kein durchgreifender. Indem es das Wesen der Vernünftigkeit, der Religion ist, den Gegensatz des Menschlichen zum Göttlichen aufzuheben, die Versöhnung vollkommen zu machen, kann bei der Vollendung der religiösen Idee jener Unterschied gar nicht mehr bestehen, da muss das ganze menschliche Leben ein heiliges sein; wo die Religion des Geistes in der Geschichte durchbricht, da muss die ganze religiöse Gemeinde ein priesterliches Volk sein, da ist die Zeit da, wo wir weder nur auf diesem Berge noch zu Jerusalem den Vater anbeten, und nicht in dieser Stunde und an jenem Tage, sondern allezeit und überall im Geist und in der Wahrheit. Ehe aber diese Zeit des Heils gekommen ist, besteht noch eine scharfe Unterscheidung des Heiligen und des Profanen in Menschen, Orten und Zeiten. Auf der gegenwärtigen Stufe ist die Versöhnung schlechterdings nur eine theilweise, und es sind überall nur einige Menschen, einige Orte, einige Zeiten, welche vorzugsweise in jene versöhnende Thätigkeit hineingezogen sind, und als heilige sich unterscheiden.

Bei den allerniedrigsten Völkern ist aber in diese Unterscheidung noch keine Ordnung, keine Bestimmtheit getreten; es ist da noch ganz zufällig, welcher Mensch opfert, träumt, wahrsagt, zaubert, und wo oder wann: — der Unterschied von dem Profanen liegt nur darin, dass die heilige Handlung eben nur dann und wann und nur bei Einigen eintritt; es ist aber noch völlige Anarchie in den religiösen Handlungen und Erscheinungen. So wie sich aber das Bewusstsein nur einigermassen abklärt, scheiden sich auch bestimmte priesterliche Personen oder Zauberer, bestimmte Orte, an welchen die heiligen Handlungen zu geschehen pflegen, und bestimmte Zeiten derselben, und zwar geht die Unterscheidung der Personen am tiefsten, die der Zeiten dringt nur wenig unter die Oberfläche, ist am wenigsten durchgeführt, weil Ordnung der Zeiten ein geschichtliches Thun ist, diese Völker aber noch unter der Geschichte stehen.

a) Die Priester oder Zauberer sind die dem Göttlichen vorzugsweise zugewandte, mit ihm am meisten in Verbindung getretene, von ihm am tiefsten durchdrungene Seite der Menschheit; — insofern sie das Göttliche am meisten in das Menschliche hinein ziehen und das Menschliche in das Göttliche hineinführen, sind sie die Vermittler zwischen dem natürlichen Menschen und der Gottheit: Priester; — insofern sie die in den Menschen einge-

tretene göttliche Macht nach aussen wirken lassen, sind sie Zauberer. Je höher auf dieser Stufe das Göttliche gefasst wird, je mehr sich seine übernatürliche Macht und Bedeutung unterscheidet von dem bloss natürlichen Menschen, um so gewaltiger wird auch das Ineinandertreten des Menschlichen und Göttlichen, um so schärfer unterscheidet sich der gottgeweihte Mensch von dem natürlichen, um so bestimmter tritt ein besonderer priesterlicher Stand dem Laien gegenüber als der Träger des Gottesbewusstseins und Vertreter der auf das Göttliche sich beziehenden Thätigkeit des Volkes. Ob Mann, ob Weib, ist gewöhnlich einerlei. Die priesterlichen Zauberer werden vorzugsweise der Traumoffenbarung theilhaftig, und in der Ekstase des Gottes voll; ihre Thätigkeit umfasst das Gebet, das Opfer, die Zauberei, besonders die ärztliche Kunst, die Geisterbeschwörung und die Wahrsagerei. Schwere Vorbereitung durch Selbstpeinigung, oft auch thatsächliche Beweise ihrer höheren Macht führen in die priesterliche Würde ein, deren Ansehn mit dem sich höher entwickelnden Gottesbewusstsein steigt, oft aber gefährlichen Anforderungen unterliegt.

Tiefstehende Völker haben keine bestimmten Priester; nur der Zufall und die Willkür macht die Einzelnen vorübergehend zu Zauberern; bei den meisten aber sondern sich diese bestimmt von dem Volke, erlernen die Zauberei und werden meist zu ihrem Amte geweiht. Die asketischen Vorbereitungen, Fasten, Selbspeinigungen etc. sind oft sehr grausam. Bei den Warrau-Indianern in Guiana erbt die Würde der Zauberer fort; der neu antretende Erbe aber muss sich erst dadurch legitimiren, dass er eine bedeutende Menge Tabackssaft austrinkt, ohne Schaden zu nehmen [1]). Das Ansehn der Zauberer ist oft gross; dafür aber müssen sie auch sorgsam wachen, es nicht durch Beweise ihrer Nichtigkeit zu gefährden. Wenn bei den Kaffern die Beschwörung der Krankheit nicht anschlagen will, so sagen die Zauberer oft, ein mächtigerer Zauberer habe die Krankheit verursacht, und können sie diess wahrscheinlich machen, so wird die bezeichnete Person vertrieben oder getödtet. Wenn sie Regen beschwören und versprechen, und binnen einem Monat derselbe nicht erfolgt, so wird der unglückliche Zauberer mit Keulen todtgeschlagen, und ein Missionär, von dem die Kaffern, weil er mit Gott in Verbindung stände, forderten, er solle Regen herbeizaubern, musste sich vor ihrem Zorne flüchten [2]). Weiber, besonders alte, verrichten theils vorzugsweise, theils neben den Männern, Zaubergeschäfte, vor Allem das Wahrsagen, bei den Amerikanern und Afrikanern, und bei den Nord-Asiaten [3]). — Auf den Tonga- und Sandwich-Inseln ist ein organisirter Priesterstand, an dessen Spitze ein Oberpriester, der noch grösseres Ansehn als der König hat, aber nicht in das Weltliche sich mischt; auf den Sandwichinseln und bei höher stehenden Negern ist die Priesterwürde erblich [4]). Die priesterliche Tracht ist meist sehr auffallend; geschmacklose Überladung mit seltsamen Behängen, Klappern etc. unterscheidet sie von dem gewöhnlichen Anzug; indianische Zauberer sind oft als Bären verkleidet, mit Hörnern und langem Schweif. Es ist kein

andrer Zweck dabei, als die über das gewöhnliche Alltagsleben sich erhebende Zaubererwürde recht grell vor das Auge zu führen; es ist weder Schönheit noch Symbolik darin.

b) Heilige oder priesterliche Orte, an welchen vorzugsweise Opfer gebracht, Zaubereien verrichtet werden, pflegen nur bei den mehr sesshaften Völkern vorzukommen. Es ist da noch kein Bau, keine Kunst, nur ein Zeichen, dass hier ein heiliger Ort sei, ein Haufen Steine, eine Stange mit einigen Lappen, ein Kreis von Todtenköpfen, einige zusammengebundene Büsche, ein Baum etc.[5]) machen das ganze Heiligthum aus. Solche Orte werden heilig gehalten, dürfen durch nichts Gemeines und durch keinen Mord etc. entweiht werden; in ihrem Umkreise darf kein Holz gefällt, kein Wasser geschöpft werden[6]). Besondere Hütten für Fetische finden sich bei den höher gebildeten Negern. Nur auf den Südsee-Inseln finden sich unbedeutende tempelartige Gebäude, viereckig, aus Holz.

c) Heilige Zeiten werden nur wenig beachtet. Am häufigsten noch sind Jahresfeste. Bestimmte Wochen-Feiertage zu gottesdienstlichen Zwecken finden sich hier noch nicht; die Kultushandlungen hängen noch mehr von Zufälligkeiten ab, es ist noch keine feste Ordnung darin. Bei den Fantih-Negern ist monatlich ein Fest mit Menschenopfern[7]); bei andern Negern hat jeder einzelne Mensch einen wöchentlichen Privat-Feiertag, den Tag seiner Geburt[8]).

[1]) Schomburgk in Frorieps Fortschritten, 347, No. 35. [2]) Alberti, Kaffern, S 74. Lichtenstein, I, 410. [3]) Alberti, Kaffern 74; Bowdich, 374; Steller 278. [4]) Cook, dritte R. II, 323; Kotzebue, II, 115; Bowdich, 360. [5]) Max von Neuwied, N.-Am. II, 187. 259. [6]) Pallas Reise d. d. R. R. III, 61; Mariner Tonga-Ins. 210. [7]) S. § 82. [8]) Bowdich, 362.

Zweiter Abschnitt.

Intelligenz und Kunst.

§ 89.

Haben wir in der allgemeinen Einleitung (§ 25) das Gottesbewusstsein als den Mittelpunkt des Geisteslebens, als die Quelle, aus welcher alle übrigen Lebensoffenbarungen des Menschen fliessen, insoweit dieselben vernünftig sind, aufgefasst, und das menschliche Leben nach seiner ideellen und praktischen Seite, als Erkenntniss wie als Thun, auf jenen Mittelpunkt des vernünftigen Bewusstseins zurückgeführt, so müssen wir bei den rohen Naturvölkern, die eben nur die embryonische Möglichkeit, noch nicht die Wirklichkeit der Vernünftigkeit darstellen, von einer solchen inneren Organisirung, einem wesentlichen Zusammenhang des geistigen Lebens mit dem Gottesbewusstsein absehen. Wie das Gottesbewusstsein selbst erst in der oberflächlichsten zerstreutesten Weise auftritt, so dringt es auch noch

nicht in das Innere des Lebens ein, färbt nur dessen Oberfläche, hat noch nicht die Macht, die Starrheit des wirklichen Lebens zu überwinden, es mit seiner Kraft zu durchglühen. — Die Zauberei allein ist es eigentlich, in welcher das Gottesbewusstsein praktisch wird, eine objective Erscheinung gewinnt. Das Gottesbewusstsein strömt hier noch wie ein magerer Steppenfluss durch die Wüste des Lebens, und nur die unmittelbar von demselben bespülten Ufer erzeugen ein Pflanzenleben, während der Boden weiter ins Land hinein dürre und wüste liegt, nur von vereinzelten Oasen unterbrochen, deren befruchtende Quellen in keinem sichtbaren Zusammenhange stehen mit jenem das Land durchziehenden Strome. Das ist das Bild des geistigen Lebens der rohen Naturvölker. Die Zauberei ist diese Uferstrecke, auf welcher das von dem Strome des Gottesbewusstseins bewässerte Land einen gedrängten Pflanzenwuchs hervortreibt; in die Zauberei fasst sich das bewusste und mit dem religiösen Bewusstsein wirklich zusammenhängende Leben zusammen. Das Wissen der Zauberei umfasst eigentlich alle Wissenschaft, ihre Ausübung die Kunst und die Sittlichkeit. Das ganze übrige Leben ist mehr noch ein zufälliges Nebeneinander, noch kein organisches Ganze, noch nicht von Bewusstsein durchdrungen, sondern aus der unbewusst zu Grunde liegenden, aber noch nicht offenbar gewordenen vernünftigen Geistigkeit hervorgetrieben, ohne dass sich der Mensch über das Wie und Warum und Was irgend wie Rechenschaft geben könnte. Das Ganze des Lebens ist noch nicht ein Baum, bei welchem aus einem Stamme sich alle Zweige, Blätter und Blüthen entfalten, sondern es hat überall nur einen strauchartigen Charakter, und die verschiedenen Zweige wachsen ohne einen sichtbaren Zusammenhang aus der verborgenen Wurzel hervor. Die innere Vernünftigkeit, welche noch nicht zum Bewusstsein gekommen ist, treibt unter der Erde fortwuchernd nur hier und da Wurzelsprossen, ohne dass ein wirklicher Zusammenhang offenbar würde.

Die verschiedenen Lebensrichtungen der rohen Naturvölker entspringen zwar alle mehr oder weniger aus jenem dunklen Hintergrunde der Vernünftigkeit, welche als innere treibende Macht sich bewährt, aber nicht in der Weise der bewussten Vernunft, sondern des blinden Vernunfttriebes. Der Mensch treibt sein Leben noch nicht mit Vernunft, sondern die Vernunft treibt ihn, ohne dass er es weiss. — Es ist daher wirklich in allen Lebenskreisen auch der rohesten Völker eine Vernünftigkeit, aber eine noch schlummernde, unbewusste; und diese Vernünftigkeit kommt keineswegs rein und ungetrübt zur Erscheinung, wie etwa in dem Naturtrieb der Thiere, sondern das wirklich vorhandene Bewusstsein des Menschen, dieses in sich zerfahrene und verwirrte, von der Sinnlichkeit in Besitz genommene, nur in der Weise der sinnlichen Vorstellung auftretende, durchkreuzt und stört nach allen

Seiten hin jene aus dem Hintergrunde hervordrängende Vernünftigkeit. Weit entfernt also, dass das erkennende und praktische Leben der Wilden, im Wissen, in Kunst, Sittlichkeit, Staat und Geschichte, ein zwar bewusstloser, aber doch reiner Ausdruck der treibenden Vernunft sei, ist alles diess vielmehr nur die von der Sinnlichkeit verworrene und verderbte Offenbarung derselben, so dass das Vernünftige selbst darin oft kaum noch zu erkennen ist. Diese in das Leben selbst weniger hineinleuchtende, als vielmehr nur aus dunkler Ferne herüberdämmernde Vernünftigkeit hat in Beziehung auf das menschliche Leben eine ganz ähnliche Bedeutung, wie in dem Bereich des göttlichen Daseins das ferne, räthselhafte Schicksal. So wie dieses jenseit des wirklich erkannten Göttlichen ist und als der vernünftige, aber noch unerkannte dunkle Hintergrund desselben erscheint, an welchem die bunten von dem Lichte der Sinnlichkeit beleuchteten einzelnen Göttergestalten hervortreten, — so ist die Vernunft im menschlichen Leben ein solcher unergründeter Hintergrund, der aber unter dem bunten Treiben des sinnlichen Lebens vor demselben oft ganz verschwindet.

Jene ausser der Zauberei wie Oasen in der Wüste zerstreut liegenden Gebiete des menschlichen Lebens haben unter einander eben so wenig einen wirklichen Zusammenhang, wie in sich eine organische Gestaltung. Wie die göttliche Welt in eine zusammenhangslose Vielheit auseinander gesprengt ist, so ist auch das menschliche Leben selbst in eine zufällige Vielheit zerstreut; nirgends ein in sich geschlossenes, in sich abgerundetes Dasein. Es hat darum auch für die innere Geschichte der Menschheit wenig Interesse, die ganze Masse zufälliger Erscheinungen auszubreiten. Wir dürfen uns billig auf Hervorhebung der Hauptgesichtspunkte beschränken, und nur bei dem enger mit dem Religiösen verbundenen sittlichen Gebiete etwas genauer in das Einzelne eingehen.

§ 90.

Die Kenntnisse der rohen Naturvölker gehen sehr selten über die handgreifliche Erfahrung des Zunächstliegendem hinaus; sie haben auch keinen Sinn für geistige Beschäftigung; in dem Sinnlichen ist ihr Gedankenkreis beschlossen. Scharfe Beobachtung dessen, was in die Sinne fällt, aber wenig Denken über die Beobachtung hinaus; Versunkensein in die Gegenwart, Vergessen der Vergangenheit, nur dämmernde Lichtblicke aus ferner Urzeit hier und da. Am höchsten stehen die Hirtenvölker und die geistig geweckten Südsee-Insulaner.

Denken ist für die meisten Wilden sehr schwer; wenn man sie über irgend geistige Dinge fragt, so klagen sie sehr bald über Ermüdung und Kopfschmerz [1]). Am tiefsten stehen wohl die Buschmänner, deren Denkthätigkeit auch bei den kindlichsten Begriffen erlahmt, und in Stumpfsinn übergeht [2]). Die verhältnissmässig ge-

bildeteren Abiponer haben nur Zahlen bis 3; 4 summiren sie aus 3 und 1; 5 bezeichnen sie durch die Finger einer Hand, 10 durch beide Hände, 20 durch Hände und Füsse; was mehr als 20 ist, wird durch einen Haufen Sand, den sie in die Hand nehmen, bezeichnet. Die süd-afrikanischen Coranna können mit Anstrengung nur wenig über 3 zählen[3]); ein Guinea-Volk zählt bis 5[4]); einige Brasilianer zählen bis 4, was darüber ist, ist viel[5]). In Nord-Amerika können manche Indianer durch Striche bis 1000 zählen. Bei 20 pflegt sonst das Zählen der meisten Wilden aufzuhören, was darüber ist, ist viel, und die wenigsten Erwachsenen wissen daher ihr Lebensalter anzugeben. Einige afrikanischen Völker haben statt des Decimalsystems die 5 oder 6 zur Grundzahl, so dass also $5+2$ oder $6+1 = 7$[6]). — Die Zeit pflegt nach den Jahreszeiten, nach dem Monde und den Tagen in ungenauer Weise eingetheilt zu werden; bei Manchen weiss man über die Tage hinaus keine Zeiteintheilung. Der Tag selbst wird nur nach dem Sonnenlauf in drei oder vier unsicher begrenzte Theile getheilt.

Von Geschichte wissen die meisten dieser Völker Nichts. Bei einigen sind nur vereinzelte Kriegsthaten der Vorfahren in Erzählungen und Liedern, aber auch diese Erinnerungen reichen nicht weit hinauf. Die wilden Völker leben meist alle so geschichtslos, als ob sie das erste, eben erst geschaffene Menschengeschlecht wären. Die ziemlich geweckten Grönländer haben statt der Geschichte nur Ahnenreihen, manchmal von 10 Geschlechtern[7]); ähnliche, aber nicht weit hinaufreichende Namenreihen finden sich auch bei Negern, Indianern und in der Südsee, nirgends aber wirkliche Geschichte auch nur um einige Generationen hinauf. Den Völkern ist überhaupt die Vergangenheit sehr gleichgültig, und den geweckteren sind Mährchen lieber als Geschichte.

Bei diesem gänzlichen Mangel an einer Geschichte ist es in hohem Grade merkwürdig, dass bei nicht wenigen Völkern Erinnerungen an eine grosse Fluth, selbst an einen Sündenfall in einer Urzeit vorhanden sind, in denen sie sich an die Ähnliches erzählenden Völker der geschichtlichen alten Welt anschliessen, so wie bei den Amerikanern Erinnerungen an eine Einwanderung aus fernen Ländern in uralter Zeit. Nord-amerikanische Indianer erzählen, dass sie aus einem andern Lande über einen sehr grossen See voller Inseln, wo immer Eis und Schnee war, nach dem Kupfermienenflusse gekommen seien. Sibirien erscheint nach allen ihren Angaben als ihre und der Eskimo frühere Heimath[8]). Bei andern Stämmen des nördlichsten Amerikas (am Bärensee) ist die Sage, sie seien von Westen aus einem ebenen Lande gekommen, wo kein Winter herrsche, sondern Bäume und grosse Früchte wüchsen, und das von vielen seltsamen Thieren bewohnt sei, darunter eines mit menschenähnlichem Gesicht; in jenem Lande seien sie von einem Manne besucht worden, welcher die Kranken heilte, die Todten erweckte und viele andere Wunder verrichtete; er habe sie belehrt, wie man gut leben solle, und dass man die Eingeweide der Thiere nicht essen dürfe; er sei ebenso unbekannt verschwunden, wie er ge-

kommen. Sie seien aus jenem Lande durch eine Wasserfluth vertrieben worden und an der Meeresküste nach Norden gezogen, bis sie an eine Strasse kamen, über welche sie auf einem Flosse setzten, die aber nachher zugefroren sei[9]). Die Hindeutung auf Ost-Asien und auf die Behringsstrasse ist augenscheinlich; ob jener Wundermann ein buddhistischer Priester gewesen, ist zweifelhaft, eine Erinnerung an christliche Mittheilungen nicht grade undenkbar; die Zeit der Wanderung würde jedenfalls in das frühere Mittelalter fallen, vor die Einwanderung der Mexikaner. — Merkwürdiger noch ist folgende bei den Hundsrippen-Indianern verbreitete Sage. Der erste Mensch gab seinen Kindern schwarze und weisse Früchte; von jenen verbot er ihnen zu essen, machte dann eine Reise, und fand bei seiner Rückkehr sein Verbot übertreten; erzürnt verhiess er ihnen, dass ihnen fortan die Erde schlechte Früchte bringen, Krankheit und Tod ihr Loos sein werde. Der erste Mensch war an sich unsterblich und konnte nur lebenssatt den Tod dadurch erlangen, dass er sich einen Biberzahn in den Kopf schlagen liess. Derselbe oder ein andrer Mensch baute sich ein grosses Wehr, um Fische zu fangen, die aber in übergrosser Anzahl den Strom hemmten und eine Fluth verursachten; — der Mensch stieg mit seiner Familie in ein Kanot und nahm alle Arten von vierfüssigen Thieren und Vögeln mit sich, und schickte, nachdem das Wasser viele Tage auf der Erde gestanden, einen Biber aus, um Land zu suchen, der aber ertrank, nachher eine Bisamratte, die nach langer Zeit matt zurückkam und etwas Erde in den Pfoten mit zurückbrachte. Der Mensch nahm diese Erde, formte sie und legte sie aufs Wasser, worauf dieselbe immer grösser und zu einer Insel wurde, auf welcher er nach einem Jahre ausstieg; — es war Amerika[10]). — Wir haben hier augenscheinlich einen ins Amerikanische übersetzten Sündenfall Adams und eine Noachische Fluth vor uns, und diess bei Völkern, die von ihrer nächsten Vergangenheit fast Nichts wissen. Die Fluthsage findet sich bei vielen Stämmen Nord-Amerikas[11]). Bei den sonst sehr rohen Kamtschadalen ist eine sehr bestimmte Sage von einer Fluth, aus welcher sich die Menschen nur auf Flössen retteten, die nachher auf Bergen sitzen blieben[12]). Auf Tahiti ist eine Sage, dass eine Gottheit, erzürnt über die Sünden der Menschen, die Erde ins Meer geworfen habe, so dass nur die höchsten Berge noch hervorragten; nur ein paar Menschen blieben am Leben, die in einem grossen Nachen mit vielen Thieren zusammen sich retteten[13]). Ein brasilianischer Stamm hat eine alte Sage, dass am Anfang der Welt ein hohes Haus gen Himmel gebaut worden sei, durch dessen Einsturz die Vielheit der Völker entstand[14]).

[1]) Burchell Reise II, 307. [2]) Ebendas. I, 338. [3]) Campbell, 71. 281. [4]) Bowdich, 642. [5]) Eschwege, 1, 168. [6]) Winterbottom S. 230. [7]) Cranz I, S. 261. [8]) Mackenzie, Reise, S. 188. 579. Franklin, 1. R. 173. [9]) Franklin, 1. R 352. [10]) Franklin, 1. R. 79; 2. R. 308. [11]) Beechey, Reise II, 143. [12]) Steller, 273 [13]) Malten Weltkunde 1845, I, S. 259. [14]) Spix und Martius, 807.

§ 91.

Die Sprachen der rohen Naturvölker zeigen dieselbe Zertrüm-

merung wie ihr ganzes geistiges Leben. Die Sprache verbindet den Menschen mit dem Menschen als Geist, sie ist eine Offenbarung der Liebe; wo ein Geist ist, da ist auch eine Sprache; wo der Geist zersplittert, die Liebe zerrissen, da wuchert der Sprachen Vielheit in buntem Gewirre auf. Die Selbstsucht, welche die Menschheit zerstreut, hat der zerstreuten auch die trennenden Schranken der Sprachenvielheit geschaffen. Der Wilde ist nur Einzelwesen, wie seine göttliche Macht, nicht organisches Glied eines geistigen Ganzen; — vereinzelt stehen die Stämme neben einander, ohne das geistige Band der Sprache um sich geschlungen zu sehen. Oft reich an Klang und Formen bieten die Sprachen der wilden Völker für Geistiges wenig Worte; entwickelungsfähig, sind sie doch nicht entwickelt.

Schriftliche Bezeichnung der Sprache, die Grundlage aller höheren Bildung, das wesentlichste Unterscheidungszeichen der wilden von den geistigen Völkern, fehlt jenen gänzlich. Willkürliche Erinnerungszeichen für einen sehr beschränkten Kreis von Vorstellungen und Zeichnungen einzelner Dinge sind bei den höher stehenden Völkern dieser Stufe ein schwacher Ersatz für die wirkliche Schrift.

In Amerika hat fast jeder kleine Stamm eine eigne, von den andern sehr verschiedene Sprache. Prinz Max v. Neuwied giebt [1]) allein aus seiner Erfahrung Proben von 23 verschiedenen Sprachen der nord-amerikanischen Indianer. In dem ehemalig spanischen Nord-Amerika sind über 20, und in Amerika überhaupt gegen 500 von einander oft völlig verschiedene Sprachen [2]). Ebenso bunt ist die Sprachenwelt der Neger [3]). Die amerikanischen Sprachen, meist reich an grammatischen Formen und Zusammensetzungen, aber arm an Inhalt, weil die Gedanken fehlen, sind eine so weiche Masse, dass einer äusseren Trennung von Familien und Horden meist auch alsbald eine merkliche Abweichung der Sprache folgt [4]). Die Negersprachen sind zum Theil sehr mangelhaft; so hat die Sprache von Akra und Fantih nur sechs Conjunctionen, keine Adverbia und Präpositionen, nur ein Geschlecht, keinen Comparativ, kein Passivum etc. [5]) Die sehr vokalreichen Sprachen der Südsee-Insulaner zeigen grossentheils eine sehr mangelhafte Ausbildung.

Die Indianer in Nord-Amerika, wahrscheinlich aber nicht unberührt von den später zu erwähnenden hochgebildeten Tolteken, wissen Jagd- und Kriegsnachrichten durch ziemlich sinnreiche Zeichen, die auf Rinde oder in Bäume eingeschnitten werden, auszudrücken, und führen oft auch die Unterhandlungen mit den europäischen Kaufleuten durch solche leicht fassliche Zeichen; um eine Anzahl Biberfelle z. B. auszudrücken, wird ein Biber hingezeichnet, — und die Zahl durch dahintergesetzte Striche bezeichnet. Symbole und Zeichen mannigfacher Art vertreten die Stelle der Schrift bei den Verhandlungen indianischer Stämme unter einander; ein weisser Gürtel z. B. bedeutet Friede, ein

schwarzer Krieg, und wenn dem Gürtel eine Rolle Tabak hinzugefügt ist, Aufforderung zu einem Bündniss etc. Auf den Südsee-Inseln werden Zeichen durch Knotenschnüre gemacht, wie in Peru. Die Schrift der ohnehin mit den Weissen stammverwandten Battaer auf Sumatra[6]) ist ohne Zweifel, wie viele Spuren höherer Bildung bei ihnen, nicht auf dem Boden der Wildheit erwachsen.

[1]) R. in Nord-Amer. II, S. 455—645. [2]) Humbold Essai polit. I, p 352; Adelung und Vater, Mithridates, III, 2, 370. Max v. Neuwied, Brasil. II, S. 302; Beechey II, 139. [3]) Bowdich, 454. [4]) Max v. Neuwied, Brasil. II, S, 213. [5]) Bowdich, 470. [6]) Junghuhn II, 255.

§ 92.

Industrie so wenig wie die **Kunst** haben eine Heimath bei den rohen Naturvölkern. Jene fehlt, weil sie nicht **arbeiten**, diese, weil ihnen die Idee des freien, persönlichen Geistes fehlt, Geniessend die sinnliche Gegenwart, nicht arbeitend für die Zukunft, und keine Idee zur Wirklichkeit hervorbildend, bleibt der Wilde fast ganz im blossen Natursein befangen, prägt der Natur zwar an vereinzelten Punkten sein subjectives Gepräge auf, aber nicht den Charakter der freien Geistigkeit. An die Stelle der Industrie tritt nur hier und da eine nicht sowohl ernste als vielmehr spielende **Geschicklichkeit** in der Benutzung der Naturstoffe; nur bei den von den geschichtlichen Nationen nicht unberührten Völkern findet sich **Bergbau, Metallarbeit** und **Ackerbau** in rohester Form. — Die aus dem dunklen Hintergrunde der verborgenen Geistigkeit aufdämmernden schwachen Spuren der **Kunst** tragen überall den Charakter geistloser Unfreiheit, der Plumpheit und einer am Grellen sich ergötzenden kindisch-rohen Phantasie.

Die Werkzeuge der rohen Naturvölker zur Jagd und Fischerei und zur Bereitung der Speisen, und der Wohnung[1]) sind fast die einzigen Gegenstände der Technik, und mit Ausnahme der am Zierlichen Gefallen findenden Südsee-Insulaner meist sehr plump; und an dieser plumpen Form behagen sie sich so, dass sie bisweilen bei den von den Weissen eingehandelten Messern das Heft abbrechen, und die Klinge zwischen rohe Hölzer einklemmen, um **ihre** Form dieser Werkzeuge herzustellen. Die **Webekunst** findet sich ziemlich ausgebildet bei manchen Negern, deren baumwollene Gewebe aber nur schmal sind (4—6 Zoll breit)[2]). — **Bergbau** und metallene Werkzeuge finden sich unter den rohen Völkern nur in der alten Welt, bei den Negern schon in **sehr** alter Zeit; die Kaffern und Hottentotten bearbeiten Eisen, die nördlichern Neger besonders das **Gold**, welches ausgewaschen oder gegraben und zu feinen Arbeiteh benützt wird[3]). Wie viel dabei auf Rechnung fremden Einflusses kommt, ist nicht wohl anzugeben. Die Bidschuanen, die Gebildetsten unter den Kaffern, haben Schmieden mit Blasbälgen aus Ziegenfellen, und machen geschmiedeten Kupferdraht, sogar elfenbeinerne Armringe aus

einem Stück, indem sie das Elfenbein vorher in saurer Milch einweichen und dann mit dem Messer bearbeiten[4]).

Die Wohnungen dieser Völker gehören sämmtlich nicht in das Gebiet der Kunst, sondern der blossen Technik. Die meisten Wilden haben blosse Hütten aus Zweigen, mit grossen Blättern bedeckt, leicht erbaut, meist von den Weibern, und leicht wieder abgebrochen. Feste Hütten finden sich bei den Polarvölkern, die nothgedrungen grösseren Schutz suchen; Moosstopfung ist meist die Füllung der Wände. Die Eskimo haben Hütten aus Eisstücken gebaut, in denen sogar die Lagerstelle aus Eis und Schnee; und selbst die darin herrschende Hitze ist nicht im Stande den Krystallpallast zu schmelzen. Die Wohnungen der Neger sind Zelte oder Hütten, letztere meist rund aus Holz und Flachwerk mit Lehm oder Thon. Auf den Südsee-Inseln hat der edlere und hellere Menschenstamm (die Eries) viereckige Hütten mit geneigten Dächern, die Wände aus Flechtwerk, innen ohne Abtheilungen; auf Neu-Seeland finden sich auch kleine Gebäude aus Stein mit Befestigungen. Die Eries stammen aber auch von höherer Kultur als die der Wilden. — Die Fahrzeuge der das Wasser befahrenden rohen Völker sind meist nur aus einem ausgehöhlten Baumstamm bestehende Kanots. Grönländer und Eskimo bauen sich kleine, schmale, lange, oft nur für einen Mann eingerichtete Kähne, welche mit Fellen wasserdicht überzogen und auch oben bedeckt sind; in solchen Kähnen sind Eskimo in früherer Zeit, freilich unfreiwillig, bis an die europäische Küste gekommen[5]). Auf den Südsee-Inseln finden sich Kanots mit Mast und Segel. Die Schlitten der Polarvölker sind äusserst einfach; die Eskimo machen sich dergleichen sogar aus grossen gefrornen Fischen oder auch von grossen, schaalenförmigen Eisstücken.

Von der Kunst finden sich nur verkümmerte Ansätze vor. Die meiste wendet der Wilde an seinen eignen Körper, um ihn über die blosse Natürlichkeit zu einem von menschlicher Geistesthätigkeit zu einem höheren und schöner gebildeten zu erheben, im Putz. Der Putz ist die unterste und nächste Weise der Kunst; und mag derselbe noch so sehr ein Zerrbild des Schönen, abenteuerlich und grauenhaft sein, so erhebt sich doch der Mensch grade im Putz schon über das Thier und die blosse Natürlichkeit; er will nicht das sein, wozu ihn, wie das Thier, die Natur gemacht; seine Gestalt soll geistig gebildet, durch das freie Thun des Menschen umgebildet, zu einem Kunstwerk, zu einem Schönen gemacht werden. Die wirkliche Idee des freien Geistes und mit ihr das Schöne noch entbehrend, drückt der Mensch dieses Streben, sich geistig zu gestalten, den Körper zu einem freien Kunstwerk, zu etwas über die Natur Erhabenem zu machen, vorherrschend in verneinender Weise aus; der Mensch will eben seinen Körper nur anders als er von Natur ist, und die Veränderung desselben als solche ist ihm schon Zierde. Das verzerrte Ohr und die plattgedrückte Nase und die durchbohrte Unterlippe sind dem Wilden nicht darum schön, weil diese Gestaltungen das Abbild und der Ausdruck einer Idee wären, sondern einfach darum, weil diess eine andere Gestalt ist als die natürliche, und

weil sie durch ihn selbst hervorgebracht ist. Der Mensch fühlt, dass er von der Natur unterschieden ist, weiss nur nicht recht, worin diese höhere Geltung besteht; darum hält er vor Allem den Gegensatz zur Natur fest, will nicht blosses Naturprodukt sein, und die höchste sittliche Aufgabe des vernünftigen Geistes, sich in eigner freien Selbstbestimmung zu einem vernünftigen mit der ewigen Idee harmonischen Wesen, zu einem Schönen zu bilden, erscheint hier unter der kindisch rohen Form, dass der Mensch seine natürliche Gestalt möglichst verändert, je greller, um so besser, um so schärfer tritt der Unterschied des Menschen von dem blossen Naturdinge hervor. Von diesem Gesichtspunkte aus erhalten die verschrobensten Putzweisen der Wilden ihren guten Sinn; und wir müssen es anerkennen, dass der Wilde, der sich der Schönheit wegen verunstaltet, einen höheren geistigen Werth hat, als der, der seinen Körper völlig unverändert und putzlos lässt. Wir wollen nur wenige Beispiele geben. Die Neu-Holländer und viele Neger und Südsee-Insulaner durchbohren sich die Nasen, sehr viele Amerikaner und Afrikaner die Ohren, und stecken Hölzer oder Gehänge, auch wohl Blumensträusse hinein. Die Botokuden stecken in die allmählich erweiterten Ohrlöcher Pflöcke von 4½ Zoll Durchmesser, und durchbohren, wie noch viele andere Süd-Amerikaner die Unterlippe in solcher Ausdehnung, dass sie in das Loch Scheiben leichten Holzes von drei Zoll Durchmesser stecken; die weit herabhängende, manchmal sogar zerrissene Unterlippe bei älteren Personen macht das Gesicht grauenhaft; und ein wahres Scheusal ist ein altes nacktes Botokuden-Weib, mit lang herabhängender Lippe, über welche beständig der Geifer fliesst. Ähnlich machen es einige Neger und die nördlichen Eskimo. Die Bewohner der Osterinsel dehnen oft ihre Ohrlöcher so weit aus, dass ihre Ohrläppchen hinter dem Kopfe aneinander gebunden werden können. Eskimo, denen Franklin Angelhaken und Ahlen schenkte, hatten nichts Eiligeres zu thun, als sich dieselben sofort durch die Nase zu stecken. Manche Völker drücken den Kindern den Oberkopf platt oder mit Brettern von der Seite breit; manche Neger feilen sich die Vorderzähne spitzig. Die Buschmänner-Frauen tragen zusammengedrehte Gedärme als Halsband, oder ein Pflaster von Kuhmist als Zierde auf der Stirn. — Das Bemalen des Körpers mit möglichst grellen Farben und mit Fratzenbildern ist sehr allgemein, besonders bei Kriegern. Eine Neu-Holländerin wusste einem Europäer der ihr gefiel, nicht besser ihre Gunst zu bezeigen, als dass sie ihm schnell das Gesicht mit Kohle schwarz machte. Die Bidschuanen bestreichen den Körper mit Glimmersalbe, und ein Negerkönig liess sich den mit Fett eingeriebenen Körper mit Goldstaub bestreuen. Das in der alten wie in der neuen Welt, von Sibirien bis Süd-Amerika weit verbreitete, bei den Südsee-Insulanern fast zu einer wirklichen Kunst ausgebildete Tätowiren ist nur die höhere Fortsetzung der Körpermalerei [6]); die vollständige Tätowirung vornehmer Südsee-Insulaner dauert oft mehrere Jahre, und ist so schmerzhaft, dass ein Indianer, dem ein Arm durch einen Wundarzt abgelöst wurde, den dabei empfundenen

Schmerz für weit geringer als den bei dem Tätowiren erklärte[7]). Einige Indianerstämme reissen dem 6—12 Monate alten Kinde alle Haare aus den Augenbraunen, erweitern alle Hautöffnungen, aus denen die Haare ausgerissen sind, mit spitzigen Dornen, und reiben nun ein schwarzes Pulver ein, und ebenso zerstechen und schwärzen sie die Lippen, Backen, das Kinn, so dass das Gesicht ein wahrhaft scheussliches Ansehn erhält.

Die Darstellung der Schönheit in der Bewegung, der Tanz, entspricht nur selten auch den niedrigsten Anforderungen der Grazie; allgemein zwar verbreitet zeigt sich der Tanz meist nur roh, unschön, wild, sehr oft unsittlich in Geberde und Wirkung, mehr Leidenschaften und Sinnlichkeit als das Gefühl der Schönheit ausdrückend. Die Kriegstänze sind oft von grauenhafter Wildheit, und die Lusttänze von schmutziger Gemeinheit, oft mit Unzucht sich endigend. Letzteres bei den asiatischen und amerikanischen Nordländern und besonders bei den Negern.

Musik und Gesang sind eintönig, bei kriegerischen Veranlassungen oft in thierisches Geheul übergehend, sonst gewöhnlich in klagenden Tönen sich bewegend[8]), gleichsam ein unbewusster Ausdruck des unter die Rohheit geknechteten vernünftigen Geistes.

Die Poesie erscheint in schwachen Anfängen, am meisten noch in der lyrischen Form, in Liedern, die Leidenschaften, besonders des kriegerischen Hasses, seltner die sanften Gefühle der Liebe aussprechend. Die epische Seite der Poesie erhebt sich fast nirgends über das Mährchen, dieses aber, meist in kindisch-träumerischer Phantasie wirr und ohne Geist hin- und herflatternd, ist bei den geistig regsameren Völkern sehr beliebt[9]), bei den Indianern in Nord-Amerika finden sich auch Erzählungen ernsterer Art, und viele Anlage zu feuriger, in sehr sinnlichen Bildern sich bewegenden Beredsamkeit.

Malerei zeigt sich nur hier und da in rohen, bisweilen aber ziemlich geschickten Umrissen; Indianer und Eskimo können von einer Gegend eine Art Karte aufzeichnen, und bei ihrem Tauschhandel durch Zeichnung der Handelsgegenstände sich verständigen. Am geschicktesten ist noch die im Tätowiren und sonstigen Verzierungen bei den Südsee-Insulanern ausgeübten Zeichnenkunst. — Die Spuren plastischer Kunst bei den Wilden sind einer genaueren Beschreibung nicht werth. Götterbilder bei den nördlichen Asiaten, bei Negern und auf den Südsee-Inseln sind weiter nichts als Fratzen, deren menschliche Bildung nicht eine Spur von Geist verräth, und den Thieren oft ähnlicher als dem Menschen ist. Am meisten findet sich davon auf den Südsee-Inseln, und auf der Oster-Insel waren ehemals Steinbilder bis 14 Fuss hoch[10]).

Was von Werken der Baukunst auf einigen Südsee-Inseln vorkommt, eine Stufen-Pyramide von 40 Fuss Höhe, und 87 und 267 Fuss Grundlinien auf Tahiti, ist wohl schon dem fremden auf diesen Inseln vorhandenen Einfluss zuzuschreiben. Die eigentlich wilden Völker bauen nie um ein Kunstwerk zu schaffen, sondern nur um sich ein Dach zu verschaffen.

[7]) Die Tafeln bei Klemm, Bd 1—4. [8]) Klemm III, 269. [9]) Römer, 97. 148.

[4]) Lichtenstein II, 522. 536 Campbell, R. in S.-Afr. 1823. S. 117. 139. [5]) Al. v. Humboldt, Krit. Unters. über die histor. Entwick. etc. I, 470. [6]) Langsdorf, I. tab. 7—9, [7]) Franklin, I. Reise, 77. [8]) Klemm III, 127. etc.; IV, 402. [9]) Mungo Park, 249. Klemm III, 129. 388. [10]) Beechey, R. I, 78.

Dritter Abschnitt.

Das sittliche Leben.

§ 93.

Bei den rohen Naturvölkern hat der Mensch in seinem Verhältniss zur Menschheit noch nicht einen vernünftigen Zweck, noch keine Idee; er weiss sich noch nicht als Glied eines grossen geistigen Ganzen, weiss sich in keinem sittlichen Verhältniss zu der Menschheit; er ist nur Einzelwesen, noch nicht Geist; er hat nicht eine vernünftige Idee zu verwirklichen; es ist keine da, die er im Leben selbst erringen und erarbeiten möchte; nicht in der Zukunft liegt ihm ein hohes, ein vernünftiges Ziel, an welches er seine Kräfte setzen müsste, sondern der Gegenwart gehört sein Leben. — Der Idee entbehrend hat er kein Maass, an dem er sein Streben und sein Thun messen könnte; er führt fast Alles auf seine augenblickliche Befriedigung, auf den Genuss zurück, und gut oder böse unterscheidet sich ihm nicht wesentlich von nützlich oder schädlich, von Lust oder Unlust in dem beschränkt sinnlichen Sinne. Seine sittliche Gesinnung entbehrt mit der sittlichen Idee auch des Schwerpunktes und schwankt rathlos hin und her. Das sogenannte allgemein menschliche Gewissen, eigentlich jener dunkle unbewusste vernünftige Hintergrund, bricht nur in vereinzelten Punkten matt aus der Fülle verschrobener Meinungen hervor, ausser Stande, dem sittlichen Urtheil Festigkeit und Sicherheit zu geben, und edle zarte Züge sind umschlungen von grauenvollen Verirrungen des sittlichen Urtheils. Der menschliche Geist hält keine bestimmte sittliche Richtung ein, weil er nur einen festen Punkt hat, sich selbst nämlich, der andere aber, der sittliche ewige Zweck des menschlichen Thuns, ihm noch fehlt. Kein sittliches Ringen, weil nicht ein zu erringender Preis; kein vernünftiges Arbeiten, weil nichts zu erarbeiten ist. Ruhe und sinnlicher Genuss sind die höchste Glückseligkeit, Arbeit das grösste Unglück und an und für sich schon eine Pein. Von dem Fluche: „Im Schweisse deines Angesichtes sollst du dein Brot essen“, wissen die Wilden fast nichts. Der Acker trägt ihnen nicht Disteln, nicht Dornen, denn sie haben und bauen keinen; sie leben fort und fort in einem Zerrbilde des paradiesischen Zustandes, und essen zwar nicht von dem Baume des

Lebens, aber von dem der sinnlichen Natur, ohne dass zur Erkenntniss des Guten und des Bösen ihnen die Augen geöffnet würden. Sie nehmen Alles aus den Händen der Natur unmittelbar, sie pflücken, jagen, fischen, melken, schlachten, aber sie graben nicht in die Erde, um die menschliche Arbeit in sie zu versenken, durch menschlichen Fleiss die Natur für den Menschen zu bilden.

An die Stelle des Sittlichen tritt oft nur die Unterscheidung von Angenehmen und Unangenehmen oder willkürlicher der Sittlichkeit ganz gleichgültiger Dinge; bisweilen ist eine Stumpfheit gegen alles sittliche Bewusstsein überhaupt vorhanden. Die Einwohner von Labrador halten weiter Nichts für böse als die Ermordung eines Unschuldigen[1]. Die Kamtschadalen halten nur das für eine Sünde, wodurch man Schaden hat, z. B. wenn man an heisse Quellen nahe herangeht, weil da Geister kochen, wenn man sich ausserhalb der Wohnung den Schnee von den Schuhen abkratzt, oder mit nackten Füssen im Winter aus der Wohnung geht, weil daraus Sturmwind entsteht; wenn man beim Tabackanzünden die Kohle anders als mit den blossen Fingern anfasst, den ersten gefangenen Fuchs in die Hütte trägt, in eines Bären Fusstapfen tritt etc.[2]. — Die Buschmänner wussten einem Europäer auf die Frage, was sie für gut und was sie für böse hielten, gar keine Antwort zu geben und wussten gar nicht, was er damit meinte, und ein Brudermord wurde von ihnen als etwas ganz Harmloses erzählt[3].

In der Scheu vor jeder Arbeit einander gleich, unterscheiden sich die Amerikaner durch ihre unbegrenzte Sucht nach Ruhe von den Afrikanern und Polarvölkern, welche lieber in Spiel und Genuss sich versenken. Die Indianer thun weiter Nichts als was sie durchaus thun müssen; nach der Jagd stete Ruhe in der Hangematte; die wenige nöthige Arbeit gehört der Frau, und die künftige Seligkeit besteht im ungetrübten Müssiggang. Ein Indianischer Häuptling sagte zu einem Weissen[4]: „Ach mein Bruder, du wirst nie wie wir das Glück kennen lernen, Nichts zu denken und Nichts zu thun; diess ist nächst dem Schlafe das Allerentzückendste; so waren wir vor der Geburt, so werden wir nach dem Tode sein; — und mit einem verächtlichen Hinblick auf die rastlose Thätigkeit der Weissen fuhr er fort: „wir dagegen leben nur der Gegenwart; die Vergangenheit ist nichts wie Rauch, den der Wind vertreibt; die Zukunft aber, wo ist die? da sie noch nicht gekommen ist, werden wir sie vielleicht nie sehen. Lasst uns also den heutigen Tag geniessen, morgen wird er schon weit von uns sein.“ — In diesen bezeichenden Worten spiegelt sich die Sittlichkeit der meisten rohen Naturvölker. — Munterer, aber nur im ernstlosen Spiel und sinnlichen Genuss ein dämmerndes Dasein verbringend, sind die Südsee-Insulaner, die Neger und die Polar-Menschen. Die ersteren scheuen jede ernste Arbeit, und die Vornehmen lassen sich sogar beim Essen die Bissen einzeln in den Mund stecken[5]; und als auf Tahiti die Missionäre das Tuchweben einführen wollten, verliessen nach wenig Tagen alle zum Lernen desselben herbeigekommenen Mädchen die Arbeit und

sagten: „warum sollen wir arbeiten? haben wir nicht so viel Brotfrüchte und Cocosnüsse als wir essen können? Ihr, die ihr Schiffe und schöne Kleider braucht, müsst wohl arbeiten, aber wir sind zufrieden mit dem, was wir besitzen“[6]). Sorglos und aufgeweckt, nie ohne Zwang arbeitend, ausgelassen selbst im Unglück sind die Neger; „sie spielen und sind lustig bis ins Grab und tanzen in den Tod[7]).“ — Geschlechtslust und Völlerei sind höchste irdische Seligkeit bei fast allen Naturvölkern. Die Gefrässigkeit der asiatischen Nordländer ist grossartig. Bei den Jakuten verzehren drei Menschen ein Rennthier auf eine Mahlzeit, selbst den Koth in den Gedärmen dazu; Einer ass auf ein Mal 28 Pfund Mehlbrei mit drei Pfund Butter[8]); und wenn die getauften Kamtschadalen sich an die heidnische Vergangenheit erinnern, so sagen sie: „Was haben wir jetzt für lustige Tage? vormals spieen wir täglich drei bis vier Mal über die ganze Wohnung hinweg; jetzt kommen wir selten und kaum einmal dazu. Vormals gingen wir bis an die Knöchel im Gespeie, jetzt macht man sich die Fusssohle nicht nass[9]). — Die mit den religiösen Ekstasen zusammenhängende Berauschung ist schon früher erwähnt. (§ 75.) Aber der Hang zum Trunk ist auch ausserdem unter den Wilden weit verbreitet. In ganz Mittel- und Südamerika sind schon seit alter Zeit berauschende Getränke im Schwang, meist aus gekauten und gegohrnen Pflanzen bereitet; die Nord-Amerikaner sind, seit sie den Branntwein kennen, leidenschaftliche Säufer, und bereiten sich dadurch selbst ihren Untergang. Die Fischer-Völker sind hierin mässiger.

[1]) Nachr. aus der Brüdergem. 835, No 5. [2]) Steller, 274. [3]) Burchell, Reise, I, 338. 340. [4]) Crevecoeur, 362. [5]) Forster, Bemerk. 206. [6]) Beechy, Reise I, 337. [7]) Bosmann Guinea, S. 148. [8]) Cochrane Fussreise, S. 155. 156. Sarytschew Reise I, S. 129. [9]) Steller, S. 286.

§ 94.

Als Einzelwesen andern Einzelwesen gegenübergestellt, ohne Bewusstsein eines vernünftigen Zusammenhanges im Dasein, ist der Mensch an sich nicht in dem Stande des Friedens mit der Aussenwelt, sondern in dem einer feindseligen Spannung. Natur wie die Menschen sind ihm eben weiter nichts als ein Anderes als er, ein Fremdes; es ist keine Liebe in der Welt, und in seiner von keiner Idee eines vernünftigen geistigen Ganzen getragenen, liebeleeren Vereinzelung zieht sich ihm alles Gute, alle Tugend in den einen Punkt zusammen, sich selbst der Aussenwelt gegenüber zu erhalten, nicht durch Anerkennung derselben, durch friedliches Sicheinfügen in ein geistiges Ganze, sondern durch Entgegensetzung, durch den Trotz der Einzelheit, als solche sich festhalten, das Andere von sich abwehren und brechen zu wollen. Die Tugend der rohen Naturvölker hat viel weniger einen bejahenden, als einen verneinenden Charakter; das dunkle, noch unbewusste Gefühl der Persönlichkeit offenbart sich nur in dem wildem Trotze, sich nicht

unter eine fremde äussere Macht, sofern diese nicht eine göttliche ist, beugen zu wollen. Und dieser Trotz hat zwei Seiten, eine passive und eine active. Wo die äusserliche Macht den Menschen überwältiget, so zeigt dieser seine ungebeugte Selbstheit in der Verachtung der Leiden, in der jeden Schmerz durch eine bewusste und errungene Fühllosigkeit aufwiegenden Festigkeit, in einem stummen, den Qualen höhnend entgegentretenden, kaltblütigen Ertragen; — wo aber der Mensch seine Selbstheit andern Menschen, den Feinden, gegenüber thätig durchsetzen kann, da zeigt er die Tugend ungebändigter Kriegs- und Vernichtungslust. Der Krieg dieser Völker hat selten einen Gedanken zum Grunde, oder einen verständigen Zweck, sondern ist der kaum einer oberflächlichen Veranlassung bedürfende instinktartige Ausdruck der verneinenden Tugend der Wilden; man führt Krieg, um die Tugend zu beweisen, um den innern Drang nach Vernichtung des Andern befriedigen zu können; in kleine Stämme zertheilt, sind besonders die Jägervölker im Zustande eines fast beständigen Krieges, und die Reste des vernichteten Feindes sind höchster Ehrenschmuck. Durch des Landes Natur und mehr noch durch die Art ihrer Beschäftigung gezwungen, machen die Hirtenvölker eine Ausnahme; aber wenn sie zum Kampfe veranlasst sind, sind sie, wie die Mongolen gezeigt, eine verheerende Lawine.

Die leidende Tugend, der Stoicismus der Wilden, erreicht einen für uns oft unglaublichen Grad von trotzigem Dulden, dem allerdings eine natürliche Abgestumpftheit gegen körperliche Schmerzen und oft strenge Übungen sehr zu Hilfe kommen. Bei einigen Indianern werden dem acht- bis neunjährigen Knaben giftige Ameisen in die Ärmel gesperrt, und diess bis ins vierzehnte Jahr oft wiederholt, und wenn er dann keine Spur von Schmerz mehr verräth, wird er zum Manne erklärt und darf heirathen[1]). Bei andern muss der achtjährige Knabe einen Tag lang fasten, und wird dann von alten Weibern durch Stechen gemartert, und die Arme ihm mit einem spitzigen Knochen durchbohrt; dabei darf er keinen Klagelaut vernehmen lassen[2]). Die Wilden in Paraguay lassen in der Jugend zum Beweis der Standhaftigkeit die grausamsten Zerfleischungen an sich ausüben, ohne ein Zeichen von Schmerz zu zeigen. Bei den Bidschuanen in Süd-Afrika werden die Knaben zur Prüfung furchtbar gegeisselt, und dürfen dabei keinen Laut von sich geben[3]). Ein Indianer, gefangen an einen Pfahl gebunden und mit Feuerbränden umgeben, höhnte seine Feinde, dass sie ihn nicht besser zu quälen wüssten; er liess sich eine Tabackspfeife geben, setzte sich ruhig schmauchend nackt mitten in die Feuerbrände, und ein feindlicher Anführer, diese Festigkeit bewundernd und lobend, schlug ihn, um seine Qualen zu enden, mit dem Tomahawk nieder. Die Meisten singen, an den Pfahl gebunden, unter den Todesmartern den Kriegsgesang[4]). Bei den Neu-Holländern werden die Jünglinge wehrhaft gemacht, indem man

ihnen unter Feierlichkeit einen Vorderzahn ausbricht, wobei sie keinen Schmerz zeigen dürfen.

Die thätige Tugend der Tapferkeit zeigt sich vielfach als eine leidenschaftliche Vernichtungslust. Nicht um einen höheren bestimmten Zweck zu erreichen, sondern um Menschen als Feinde behandeln und bewältigen zu können, sucht der Wilde den Kampf, und als tugendhaft und als Mann gilt nur, wer Feinde erlegt hat und die Siegeszeichen trägt. Die Indianer machen sich bei jeder Erlegung eines Feindes ein Zeichen an den Körper, oder hängen sich einen Wolfsschwanz an, oder die Kopfhaut des Feindes mit dem Haarbüschel. Das Skalpiren ist in ganz Amerika Sitte; mit grosser Geschicklichkeit wird rings um den Kopf die Haut durchschnitten, und heruntergezogen, sehr oft bei dem noch lebenden Menschen, und dann fast immer tödtlich; nur Wenige haben es glücklich überlebt. Oft nehmen die Indianer den ganzen Kopf des Feindes oder Stücke Fleisch als Siegeszeichen, oder machen aus dem Schädel Trinkbecher[5]). Wenn kein Krieg ist, so machen die ehrsüchtigen Jünglinge auf eigne Faust Streifereien, um Feinde zu suchen und zu skalpiren[6]). Gefangene werden gewöhnlich getödtet[7])..

[1]) Spix und Martius, Reise, 1820. [2]) Azara II, 98. [3]) Campbell, 239. [4]) Adair Gesch. der amerik. Indianer 1782. S. 309. 302. Charlevoix Journal hist. 1744. p. 358. 367. [5]) Max v. Neuwied, N.-Am. II, 196. Heckewelder, 371. 377. Adair, S. 300. [6]) Max v. Neuw. a. a. O. [7]) Mackenzie S. 139. Franklin, erste R. 128.

§ 95.

Da, wo das Bewusstsein einer Feindseligkeit nicht walten kann, wo sich der Mensch nicht als ein solcher, der die Selbstständigkeit des Andern möglicherweise beeinträchtigen könnte, dem Wilden naht, sondern als ein der Hilfe bedürfender Fremdling, da ist der rohe Natur-Mensch oft eben so edelmüthig als er sonst grausam ist; Gastfreundschaft ist eine sehr verbreitete, aber nicht allgemeine Tugend dieser Völker; und sie können da, wo man ihnen anspruchslos und vertrauensvoll entgegentritt, oft grosse kindliche Gemüthlichkeit zeigen; so besonders bei den Südsee-Insulanern, bei denen aber eine gemüthliche Liebenswürdigkeit Hand in Hand geht mit einer wüsten Grausamkeit. Die Liebe bricht überhaupt nur an einzelnen Punkten und in einzelnen Augenblicken hervor, und Züge hochherziger Treue und edler Dankbarkeit sind selbst bei den roheren Völkern nicht selten; im Allgemeinen aber zeigt der rohe Natur-Mensch eine kalte Gefühllosigkeit gegen fremdes Leiden, die in eine wilde Lust an unmenschlicher Grausamkeit übergeht, und vor Allen ist es das Weib, bei welcher diese Lust einen wahrhaft teuflischen Charakter anzunehmen im Stande ist.

Die Indianer, im südlichen Amerika aber weniger als im nördlichen, sind gegen Fremde meist freundlich und gastfrei, und schlafen oft selbst, dem Gaste die Hütte einräumend, unter freiem Himmel[1]). In Afrika thun sich die Hottentotten durch Gast-

freundschaft und Wohlwollen hervor, und bei ihnen, wie bei manchen andern Negerstämmen werden Fremde nicht allein sehr gut bewirthet, mit Herzlichkeit behandelt, sondern man bietet denselben sogar die Weiber und Töchter zu Genossinnen während ihres Aufenthaltes an[2]). In der Süd-See ist die Gastfreundschaft fast allgemein; jedoch sind die Europäer auch manchmal sehr übel empfangen worden[3]).

Im Gegensatz zu diesen dem wehrlosen und hilfsbedürftigen Fremdling bewiesene Freundlichkeit ist in andern Fällen Lieblosigkeit und Grausamkeit noch allgemeiner. Mit Thieren kennen die Wilden, die Hirtenvölker ausgenommen, kein Mitleiden. Prinz Max v. Neuwied sah, wie die brasilianischen Puri ein viel verwundetes Schwein lebendig über dem Feuer absengten, und über seine Schmerzenstöne sich sehr belustigten[4]). Mit den Menschen wird noch schlimmer verfahren. Burchell sah in einem wohlhabenden Bidschuanen-Stamm einen Sklaven-Knaben von 6 Jahren, den sein Herr zum Skelett ausgehungert hatte und ihn sehr bereitwillig für ein Schaaf verkaufen wollte; Mitleiden mit dem Jammer der Armen gilt als Schwäche[5]). Die Battaer auf Sumatra berauben, tödten oder fressen jeden Fremden, der ihr Gebiet betritt[6]). Die Indianer in Nord-Amerika binden den Kriegsgefangenen an einen Pfahl, befestigen an den Füssen ein schwarzes Bärenfell und über dem Kopf einen Feuerbrand; diess ist das Zeichen des Todesurtheils, welches nun von den Weibern vollstreckt wird; diese schlagen den Gebundenen mit Ruthen und Stöcken, während dieser meist ruhig den Kriegsgesang singt, greifen ihn dann mit brennenden Fackeln an, oder lassen die Knaben mit Pfeilen nach ihm schiessen, oder verbrennen ihn von unten auf; oft reisst sich der von Schmerz rasend Gemachte los, wird aber mit den Fackeln zurückgetrieben, und wenn er halb verbrannt ist, wird er mit kaltem Wasser übergossen; dann beginnen die Martern von Neuem, bis er bewusstlos niedersinkt; nun wird er skalpirt, in Stücke geschnitten, und die Stücke im Triumph umhergetragen. Von Mitleid ist nie eine Spur zu sehen, und die Kinder und Weiber zeigen nur Hohn und Freude[7]). Tapfere Gefangene höhnen ihre Peiniger und zeigen keinen Schmerz. Einmal spottete ein so Gemarteter über seine Feinde, dass sie ihn nicht besser zu martern verständen; er verstehe das besser und wolle es ihnen zeigen, wenn sie ihm einen im Feuer liegenden glühenden Flintenlauf in die Hand gäben. Die Indianer stehen verdutzt, geben ihm den Flintenlauf, er fasst den glühenden, schlägt sich durch die ihn umstehende Menge mittelst desselben hindurch, stürzt sich von einem hohen Felsenufer in den Strom, schwimmt hindurch und entkommt[8]). — Die feindlichen Leichen selbst werden nicht geschont, sondern skalpirt und auf alle Weise gemisshandelt, besonders lassen, bei Indianern und Negern, die Weiber ihre Wuth an den Geschlechtstheilen aus; und oft werden die Leichen Monate lang als Zielscheiben beim Schiessen gebraucht[9]). — Die Buschmänner martern bisweilen die Gefangenen auf die schauderhafteste Weise zu Tode[10]). — Bei vielen Negern wird den erlegten Feinden der Kopf abgeschnitten, bisweilen geräuchert

und als Siegeszeichen um den Hals getragen; mit den Knochen des Kopfes werden Trommeln und Hörner verziert. Die Gefangenen werden entweder zu Sklaven gemacht oder gemordet; bisweilen lässt man sie tanzen, und zerfetzt sie dabei mit Waffen, oder sie werden, wie bei den Aschanti, in lange Reihen gebunden aufgestellt mit vorgestrecktem Halse, und dann zum öffentlichen Schauspiel reihenweise geköpft[11]). Gegen Fremde, seien sie Neger oder Weisse, sind die Neger meist ohne alles Mitgefühl. Jeder, meinen sie, hat nur den Seinigen zu helfen. Verirrte oder Schiffbrüchige verfallen der Plünderung, Sklaverei oder Ermordung; unter einander sind sie oft leidenschaftlich in Hass und Rache, und ewige bis zum Mord sich steigernde Feindschaft wird gewöhnlich durch gemeinsames Zerreissen eines Blattes angekündigt[12]). Die im gewöhnlichen Verkehr heitern, kindlichen und wohlwollenden Südsee-Insulaner sind gegen ihre Feinde von leidenschaftlicher Grausamkeit. Ein Neuseeländer, welcher als Matrose auf einem europäischen Schiff einmal Schläge erhalten hatte, überfiel bei seiner Rückkehr in seiner Heimath mit seinen Genossen das Schiff, und tödtete den Kapitän und 73 Passagiere[13]). Auf Nukahiwa trinkt der Sieger das Blut und das Gehirn aus dem Hinterkopf des gefallenen Feindes aus, und trägt den abgeschnittenen Kopf am Gürtel als Ehrenschmuck[14]). Auf den Tonga-Inseln werden Gefangene in lecken Kähnen aufs Meer gefahren und ersäuft, oder nackt an Bäume gebunden und der Sonnenhitze und dem Hungertode überlassen; dabei werden ihnen oft Speisen vorgehalten, um sie noch mehr zu quälen; Knaben misshandeln sie, stossen ihnen Holzsplitter in den Leib, bis die Unglücklichen in 3—8 Tagen sterben[15]).

[1]) Max v. Neuwied, Nord-Am. I, 574; Mackenzie, 106; Franklin, erste Reise, 70. [2]) Alberti Kaffern, S. 126; Mollien, Reise, 82. 316; Winterbottom, Sierra Leona, S. 275. [3]) Beechy, R. n. d. stillen Ocean I, 70. [4]) R. nach Bras. I, 142. [5]) Reise in Süd-Afr. II, 460. Campbell, 223. [6]) Junghuhn II, 111. [7]) Adair Gesch. d. Ind. S. 302; Heckewelder, S. 374; Charlevoix, Journal 357. [8]) Adair, 308. [9]) Prinz Max v. Neuwied I, 613. II, 284. [10]) Burchell I, 286. [11]) Isert, 72. Monrad, 119. [12]) Monrad, Guinea, 92. [13]) Nicholas I, 147. [14]) Langsdorf I, 129. [15]) Mariner, 87. 189. 194. 259.

§ 96.

Der letzte Fortschritt der Auffassung des Menschen als eines rein sinnlichen und natürlichen Einzelwesens ohne eine höhere geistige Bedeutung ist der, dass der menschliche Körper einerseits zwar als das Wesentliche des Menschen betrachtet und die feindselige Grausamkeit darum grade an ihm ausgelassen wird, — dass aber andererseits der Leib, eben weil er nicht als das Organ eines höheren geistigen Daseins erscheint, ohne alle höhere Weihe ist, und von dem übrigen materiellen Dasein nicht wesentlich unterschieden wird, dass also der menschliche Körper ganz in die Reihe der thierischen Körper tritt, und seinen Werth nicht von dem Geiste, sondern von sich selbst, von seinem Stoffe, vom Fleische erhält, und als Nahrungsmittel dient. Im Menschenfressen offenbart sich

vollständig der Mangel der Idee einer freien geistigen Persönlichkeit in der Sittlichkeit der Wilden, und es erscheint dasselbe nicht bloss als Ausdruck des vernichtenden Hasses, indem der Mensch den ganzen Feind, und grade in seinem Wesentlichsten, im Körper, vernichten, und in sich selbst aufgehen lassen will nach Art der Raubthiere, sondern auch, und zwar in den meisten Fällen, als reine Nahrungsweise, als Leckerei; der Mensch gilt da als Schlachtvieh, dessen Werth eben nur im Fleische besteht. — Diese grauenvolle bei den roheren Naturvölkern fast allgemein geltende Sitte ist nichts als der volle Ausdruck der materiellen und sinnlichen Weltanschauung überhaupt, und nur in der Form, nicht aber im Wesen unterschieden von dem bloss sinnlichen, durch keine höhere Liebe, durch keine Geistigkeit getragenen Geschlechtsgenuss, wo der Mensch auch nicht als Persönlichkeit, als ein Glied eines ewigen Reiches des Geistes, als ein Wesen von unendlicher geistiger Bedeutung betrachtet wird, sondern auch eben nur fleischlichen Werth, nur als Thier, als rein sinnlicher Gegenstand Bedeutung hat. Dem sinnlichen Wüstling gilt die Buhldirne grade nur soviel, als dem Wilden der Mensch überhaupt, als ein sinnlich und fleischlich zu Geniessendes, und es ist zwischen dem Menschenfressen und der Hurerei kein anderer Unterschied, als dass dort nur das zu verzehrende, hier das durch Nervenreiz zu geniessende Fleisch, dort das todte, hier das lebendige gilt; die Gemeinheit ist das Wesen von beiden; der Mensch ist dort wie hier nur Thier, und das Grauen des sittlichen Gefühls müsste bei einem reinen Herzen dort wie hier gleich gross sein. Seltner ist der Fall, dass der Mensch aus Liebe gefressen wird.

Mit Ausnahme der meisten Hirtenvölker sind wenige Völker, bei denen sich nicht Spuren der Menschenfresserei finden. Die süd-amerikanischen Wald-Indier sind fast durchweg Menschenfresser; die Botokuden essen das Fleisch mit Ausnahme des Kopfes und Bauches; sie schälen es von den Knochen ab, kochen und braten es; den Kopf stecken sie auf einen Pfahl, tanzen, singen und heulen um ihn herum, und schiessen mit Pfeilen nach ihm. Den Getödteten saugen sie zuerst das Blut aus; Neger fressen sie lieber als Weisse; bei Überfluss schneiden sie nur die Waden und den Handteller als das Leckerste aus[1]). Andere Brasilianer stecken den abgeschnittenen Arm eines getödteten Feindes in ihr Getränk und saugen dann an demselben[2]). Andere mästen erst ihre Gefangenen und schlagen sie dann mit schön geschmückten Keulen todt, wobei die Weiber sich wieder am thätigsten zeigen[3]). So oft ein Indianer der brasilianischen Provinz Goyaz einen Menschen frisst, macht er sich einen Schnitt auf seine Brust, und ein Häuptling hatte solcher Zeichen mehr als 100[4]). In neueren Zeiten hat die Menschenfresserei in Süd-Amerika sehr abgenommen; und die Wilden gestehen sie oft nur ungern ein. Der Kannibalismus der Karaiben ist bekannt. In Nord-Amerika

findet er sich nur bei einigen Stämmen, wie bei den Arkansas, Mohawks, Irokesen, während andere sich bestimmt davon fern halten[5]). Nach einer Irokesen-Sage stellte ihr Manitu die Menschen einst wegen des Menschenfressens zur Rede; sie entschuldigten sich damit, dass es aus Hunger geschehe und zugleich die Rache befriedige; das Menschenfleisch sei besser als das Büffelfleisch, und warum solle man es den Thieren zur Beute lassen; wenn sie Hunger hätten, so gingen sie weit von hier, und erschlügen den ersten Menschen, der ihnen in den Weg komme[6]). Man sieht, dass hier noch ein besseres Bewusstsein im Hintergrunde ist und beschwichtigt werden soll. Von der Menschenfresserei der Mexikaner werden wir später sprechen. Bei den west-afrikanischen Negern werden die gefallenen Feinde, zum Theil auch die Gefangenen gebraten und verzehrt[7]); in Congo und östlich vom Senegal soll Menschenfleisch auf den Märkten verkauft worden sein[8]); bei einem Volke in Süd-Guinea, wo Thiere im Überfluss, werden nicht nur die Gefangenen, sondern sogar die Leichen der Ihrigen gefressen und das Fleisch verkauft[9]); und manche Guinea-Neger zeigen einen solchen Heisshunger nach Menschenfleisch, dass sie ihren Genossen manchmal ganze Stücke aus den Waden beissen[10]). In Badagry an der Guinea-Küste werden die Gefangenen unter einen heiligen Baum geführt, und dort, während man sie Rum trinken lässt, von hinten mit einer Keule niedergeschmettert, dann wird ihnen der Kopf abgeschlagen, und das Blut in einer Flasche aufgefangen; das aus der Brust gerissene Herz wird noch zuckend dem Könige und dann dessen Weibern und den Grossen gereicht; Jeder von ihnen beisst ein Stück ab, verzehrt es und trinkt von dem Blute[11]). Hier hat der Kannibalismus offenbar einen religiösen Hintergrund und ist mit dem Opfer verbunden. (Vgl. § 82). Bei den sonst sanften und wenig rohen Bidschuanen muss jeder siegreiche Krieger ein Stück aus dem Bauche seines erlegten Feindes ausschneiden und bei dem feierlichen Siegesfeste in glühender Asche braten und verzehren; und es kam vor, dass ein Krieger, der kein solches Siegeszeichen erlangen konnte, seinen eigenen Sklaven tödtete und ihm ein Stück aus dem Bauche herausschnitt, um es beim Feste zu verzehren[12]). Auf den Südsee-Inseln ist oder war bei grossem Überfluss an Lebensmitteln das Menschenfressen ganz allgemein, und selbst die Einführung des Christenthums konnte noch nicht sobald alle Spuren dieser Gräuel vertilgen; meist sind die Kriegsgefangenen die Opfer*). Auf Neu-Holland ist die frühere Menschenfresserei meist verschwunden. Die Freundschafts-Insulaner fressen ebenfalls die Gefangenen, nachdem sie diess von den Fidschi-Insulanern gelernt haben[13]). Auf Nukahiwa werden die eignen Landsleute, wenn sie nur dem gemeinen Volk angehören, ohne Weiteres auf der Jagd eingefangen und rein des Wohlgeschmacks wegen geschlachtet und gefressen[14]). — Bei den Batta auf Sumatra, die sonst über die Stufe der Wildheit sich erheben, ist das Menschenfressen gesetzlich anerkannt. Bei Verrätherei im Kriege, und bei Ehebruch oder Bruch eines Bundeseides wird der Schuldige hingerichtet und aufgefressen. Feinde, die mit den

Waffen in der Hand gefangen genommen werden, werden unter Feierlichkeiten lebendig aufgefressen. Der Häuptling schneidet zuerst von dem an einen Pfahl gebundenen Gefangenen ein Stück Fleisch los, röstet es ein wenig am Feuer und verzehrt es. Sodann schneiden sich gierig die Übrigen Stücke von dem noch Lebenden heraus und fressen sie; von Mitleid keine Spur; Alle zeigen ausgelassene Fröhlichkeit und Wohlbehagen. Der Unglückliche stirbt gewöhnlich binnen einer Viertelstunde, an den Gliedern als Skelett dastehend, denn von Armen und Beinen wird das Fleisch als das wohlschmeckendste zuerst losgeschnitten. Die Batta erklären das Menschenfleisch für die grösste Delikatesse. Die Feinde gehören meist dem in viele kleine Stämme zerspaltenen Battavolke an. Jeder Fremde, der sich auf dem Gebiete eines Stammes betreten lässt, gilt als Feind und ist in Gefahr gefressen zu werden. Vor einigen Jahren traf diess Loos auch zwei christliche Missionäre. Es kommt auch vor, dass Häuptlinge ihre eigenen Sklaven schlachten und fressen. So die authentischen Nachrichten von Junghuhn[15]. Nach andern Berichten werden bei den Batta auch alte Leute von den Ihrigen verzehrt. Wenn bei ihnen ein Mensch alt wird, so ladet er bisweilen seine eignen Kinder ein, ihn zu essen. Er steigt dann auf einen Baum, ringsumher versammeln sich die Seinigen; sie schütteln den Baum und singen: „die Jahreszeit ist da, die Frucht ist reif und muss herab.“ Er steigt nun herunter und wird sofort aufgefressen[16]. Junghuhn leugnet das Vorkommen dieser Sitte, und auch Marsden weiss nichts davon. Aber merkwürdigerweise berichtet Marco Polo aus dem Mittelalter dasselbe von einem Volke in Sumatra. Sobald, sagt dieser Bericht, der bei einer Krankheit befragte Zauberer den Ausspruch thut, der Kranke werde nicht mehr genesen, so lassen die Verwandten dem Leidenden durch besonders dazu eingeübte Leute den Mund verschliessen und so ersticken. Dann schneiden sie den Leichnam in Stücken, richten ihn zum Mahle her, und essen ihn in festlicher Versammlung ganz auf, nicht einmal das Mark in den Knochen übrig lassend, weil sonst die Seele des Verstorbenen viel leiden müsste. Die Knochen werden dann in Höhlen beigesetzt. Wenn sich irgend ein Fremder in ihrem Gebiet betreffen lässt, und sich nicht auslösen kann, so wird er sofort aufgefressen[17]. Diese grauenhafte Sitte war also im dreizehnten Jahrhundert ganz so wie der erwähnte neuere Bericht sagt, und es mögen ähnliche Dinge wohl auch in neuerer Zeit vorgekommen sein. Ähnlich erzählt Herodot[18], dass die Issedonen in Mittel-Asien das Fleisch ihrer verstorbenen Eltern mit Schaaffleisch vermischt essen, und deren vergoldete Schädel als festliches Trinkgefäss gebrauchen, und dass zwei indische Völker, die Padäer und Kalatier, ebenfalls die Ihrigen verzehrten, wenn sie alt und krank wurden. Letztere sind nicht germanische Indier, sondern gehören zu den schwarzen Ureinwohnern, von denen noch in neuerer Zeit Menschenfresserei berichtet wird[19]. Von den Massageten wurde Ähnliches erzählt[20]. Von einem der vielen in China ursprünglich wohnenden wilden Völker erzählt M. Polo[21]: „Sie essen Menschenfleisch, das sie für delikater als irgend ande-

res halten, wenn nämlich der Mensch nicht an einer Krankheit gestorben ist; — und wenn sie ihre Feinde in der Schlacht erschlagen haben, so trinken sie gierig ihr Blut und verschlingen nachher ihr Fleisch.“ Ähnlich berichtet derselbe Reisende, dass Einwohner von Japan gefangene Feinde, die sich nicht loskaufen können, schlachten und bei einem Gastmahl verzehren, und das Menschenfleisch für das wohlschmeckendste in der Welt erklären; so wie, dass wilde Insulaner des Bengalischen Meerbusens Fremde aufgreifen und fressen[22]). Der Gesandte Ludwigs IX. an den Tataren-Khan 1253 hörte von einem Augenzeugen, dass in oder bei Tübet ein Volk wohnte, wo die Kinder ihre gestorbenen Eltern auffassen, indem sie es für Kindesliebe hielten, ihnen kein anderes Grab als ihren Leib zu geben; später hätten sie diese Sitte aufgegeben und nur aus den Schädeln der Eltern Trinkbecher gemacht[23]).

[1]) Prinz v. Neuwied Brasil. I, 160. II, 44. 48. 50. Eschwege. Journal von Brasil. I, 89. [2]) Eschwege I, 201. [3]) Hans Staden, wahrh. Historie etc. 1556. I, c. 28. 32. 39. 43. II, 28. [4]) Ausland 1848 S. 812. [5]) Mackenzie, 144. Adair, S. 300; Franklin, erste R. 84. [6]) Klemm Kult. Gesch. I, 307 II, 28. [7]) Zucchelli, R. a. Congo, 278. Des Marchais, I, 324. [8]) Proyart, Loango, 268; Mollien, 332. [9]) Bowdich, 543. [10]) Römer, 18. [11]) R. Lander, Records, 1830, II, 249. 260. [12]) Lichtenstein II, 540. [13]) Mariner, S. 189. [14]) Langsdorf I, 128. [15]) Die Batta-Länder, 847. II, S. 22. 87 111, 147. 154. etc. Vgl. Marsden Gesch. a. Sumatra, S. 385. [16]) Leyden in Asiat. Res. X. p. 202. [17]) M. Polo III, c. 11. 14. [18]) IV, 2526 III, 99. 97. 38. [19]) Ritter, Erdkunde IV, 1, 446; 2, 519. Lassen, Indisch. Alterth. I, 389. [20]) Barth, Urgesch. Deutschlands I, § 87. zweite Aufl. [21]) Reisen, II, c. 73. [22]) III. c. 3. 18. [23]) Rubruk, ed. Paris, 1839, p. 98. Forster, Bemerk. 288. Beechey, R. I, 282. 327.

§ 97.

Da der rohe Naturmensch den Menschen noch nicht als Geist, sondern wesentlich als Natur erfasst, so trägt auch das geschlechtliche Leben des Menschen noch vorherrschend den Charakter der Natürlichkeit; und das höhere geistige und persönliche Element taucht hierbei nur als dunkle, noch nicht zu bewusster Geltung gekommene Ahnung auf. Weil der unendliche Werth der Persönlichkeit noch nicht erkannt ist, der Mensch vielmehr sich und Andern fast nur als lebendiges Einzelwesen gilt, so steht auch das Weib dem Manne nur als Einzelwesen gegenüber, hat für ihn nur einen natürlichen Werth, nur insofern also, als das Weib in einer sinnlich-geschlechtlichen Beziehung zu ihm steht. Die Ehe hat daher keine andere Aufgabe als diese rein natürliche, sie ist noch von keiner höheren über die natürliche Gegenwart hinausgreifenden Idee getragen; und sie dehnt sich so weit aus, als diese sinnlich-geschlechtliche Aufgabe erfüllt werden kann. Was ihr an innerer geistiger Bedeutung fehlt, das sucht sie durch äusserliche Ausdehnung zu ersetzen, die geringe Qualität durch die grössere Quantität auszugleichen; je schwächlicher die Seele, um so massenhafter das Fleisch. Das Weib gilt dem Manne nicht sowohl als Seele, als vielmehr als natürlicher Körper; und erfüllt ein Weib nicht das körper-

liche Vermögen des Mannes, so erfüllt sie auch nicht die Ehe, die erst dann zu ihrer Vollendung kommt, wenn die Zahl der Weiber der sinnlichen Zeugungskraft des Mannes genügt. Vielweiberei ist bei der Ehe der rohen Naturvölker nicht bloss eine Erlaubniss, sondern ein wesentliches Recht des Ehemannes. So lange überhaupt die über das Natürliche erhabene Bedeutung des persönlichen Geistes noch nicht zum Bewusstsein gekommen, so lange der Mann im Weibe nicht die unsterbliche Persönlichkeit sucht und findet, so lange ist auch die Ehe mit einem Weibe ein blosser Nothstand, nicht das innere, unverbrüchliche Wesen der Ehe. Diese aber hat schlechterdings ihre wahre Geltung erst im Christenthum. Alle andern Religionen, die Vielweiberei empfehlend oder gestattend, begreifen die heilige, ideale Bedeutung der Ehe nicht. Monogamie und Monotheismus fordern und bedingen einander gegenseitig, und selbst der noch unentwickelte Monotheismus der Hebräer und der abgestorbene der Mohamedaner ist nicht im Stande die geistige Bedeutung der Ehe mit einem Weibe zu erfassen. So lange die eheliche Verbindung mit mehr als einem Weibe auch nur möglich ist, so lange ist die Ehe von der Beischläferei nur dem Grade und dem Anstand, nicht dem inneren Wesen nach unterschieden. — Alle rohen Naturvölker haben Vielweiberei, nicht bloss als Erlaubniss sondern als Ehrensache, als Beweis der Kraft, des Ansehens, des Reichthums; nicht die Idee, nicht die Sittlichkeit, nur die Schwäche, die Armuth, die Noth steckt eine Gränze. Je mehr Weiber, um so mehr Besitz; und die bei fast allen diesen Völkern vorhandene Überzahl des weiblichen Geschlechts kommt der Sitte entgegen. Es bedarf diess keines Nachweises; wir heben nur einige Besonderheiten hervor.

Vornehme und Fürsten prahlen mit der Menge der Weiber; der König von Aschanti hat deren 3333, von denen jedoch selten mehr als sechs als eigentliche Weiber im Pallaste leben; die andern gelten als Luxusartikel, werden verschenkt etc., aber die Vollzahl immer wieder ergänzt, oft durch Mädchen, die noch Säuglinge sind [1]). — Bei den Abiponern in Süd-Amerika, die sich durch ein keusches Leben hervorthun, ist Vielweiberei selten; wer aber der Frauen mehrere hat, vertheilt sie in weit von einander gelegene Wohnsitze. Bei den Charruas in Amerika verlässt oft eine der vielen Frauen den Mann, um sich einem noch unverheiratheten anzuschliessen. In Neuholland verlobt sich oft ein Mann mit der Frau eines andern für den Fall, dass sie Wittwe wird. Auf den Südsee-Inseln macht bisweilen ein Mann mit zwei Mädchen zugleich Hochzeit [2]). Bei den Indianern und Grönländern hat ein Mann oft zwei Schwestern oder Mutter und Tochter zugleich zur Ehe [3]). — Die Hochzeit hat, weil die religiöse Bedeutung der Ehe fehlt, selten einen religiösen Charakter; Geisterbeschwörungen bei denselben sind nur ein Sicherheitsmittel; statt

frommer Weihe sind häufiger wilde Ausschweifungen. Bei vielen Negern, bei den Grönländern, Eskimo, Tungusen, einigen Brasilianer u. A. werden schon die Kinder verheirathet, die nun ungehindert mit einander umgehen, und eine Festlichkeit findet meist erst dann statt, wenn das Mädchen sich Mutter fühlt[4]). — Die Buschmänner und Bidschuanen verloben die Mädchen fast immer schon in früher Kindheit[5]).

[1]) Bowdich, 387. Isert 234. [2]) Mariner, 157. [3]) Mackenzie, 107. Franklin, 1. R. 347. [4]) Georgi, Bemerk. auf einer Reise etc. S. 265 Franklin, 1 R. 319. Cranz, Grönl. 192. Caillié, voy. I, 213. Bowdich, 404 Pohl, Reise in Brasilien, II, 195. [5]) Burchell, Reise II, 74, 474.

§ 98.

Das Weib, weil nicht Person, sondern Sache, ist nicht Gattin, sondern Magd. Des Mannes Recht ruht nicht auf dem Geist, sondern auf der natürlichen Stärke. Das Weib ist erstes Hausthier, muss arbeiten, während der Mann nur jagt oder faullenzt; sie ist ein Besitz, daher fast immer durch Kauf zu erringen, ohne selbst Wahl oder Weigerungsrecht zu haben. Gegenstand des Besitzthums, nicht der Liebe, ist sie, ausser dem Zweck und der Zeit der sinnlichen Lust, ein unberechtigtes, gleichgültiges Wesen, oft selbst den eignen Kindern gegenüber rechtlos, von den religiösen Handlungen ausgeschlossen, oft selbst als etwas Unreines vom heiligen Orte ferngehalten, und beim Tode oft nicht der Trauer werth geachtet. Nur sehr selten daher dürfen Weiber fürstliche Macht erringen.

Die Indianer zeigen meist grosse Gleichgiltigkeit, selbst Verachtung gegen ihre Weiber; unter sich selbst gesellig, sind sie gegen die Weiber kalt und schweigsam. — Gehen sie auf lange Jagdzüge, so nehmen sie von ihnen nicht Abschied, und kehren sie wieder, so begrüssen sie sie nicht, und alle schweren Arbeiten und Lasten fallen den Weibern rücksichtslos zu, und ihre Behandlung ist oft überaus grausam. Oft sieht man bei wandernden Indianerfamilien den Mann nur sein Gewehr tragen, die Frauen und Töchter so schwer bepackt, dass sie die Last, wenn sie dieselbe niederlegen, nicht wieder aufheben können; und da der Mann sich zur Beihilfe hierbei nie herabwürdigen wird, müssen sie, ohne abzulegen, mit dem Rücken gegen einen Baum gelehnt, ausruhen. Auf dem Lagerplatze müssen die Frauen allein die Zelte aufrichten, während der Mann seine Pfeife rauchend müssig zuschaut[1]). Während bei einigen Stämmen in Süd-Amerika die gestorbenen Männer von ihren Angehörigen schmerzvoll betrauert werden, indem sich dieselben mit Waffen zerfleischen, Finger abhauen etc., zeigt der Mann bei des Weibes Tod nicht Schmerz, nicht Trauer. Bei vielen Negern, selbst bei den Sklaven, auf vielen Südsee-Inseln, in Guinea und auf den Karaiben darf die Frau nie mit dem Manne zusammen essen, und erhält nur den Überrest, während sie alle Arbeiten verrichten und die schwersten Lasten tragen und sich misshandeln lassen muss[2]); bei einigen Negern müssen die Frauen ihre Männer sogar knieend bedienen und bei

allen gelten sie nur als Mägde[2]); und die Gebildetsten unter den so milden Kaffern, die Bidschuanen, betrachten sie ausdrücklich nur als Thiere[4]). Wenn bei den westlichen Negern eine Frau vor der Entbindung stirbt, so wird sie als mit Schmach behaftet unbegraben den wilden Thieren zur Beute aufs Feld geworfen[5]). Bei den Aschanti wird der Frau, die ein Geheimniss des Mannes verräth, die Oberlippe abgeschnitten, und wenn sie unerlaubt horcht, ein Ohr[6]). Bei einigen Stämmen auf Sumatra müssen die Frauen alle Arbeit verrichten, während die Männer nur die Kinder warten[7]); die Grönländer machen es ebenso[8]). Ein Weib zu nehmen ist solchen Ansichten entsprechend natürlich nur ein Geschäft wie jeder andere Kauf oder Tausch, und die Mädchen werden dabei gewöhnlich gar nicht erst gefragt, oft mit Gewalt zur Ehe gezwungen[9]). Bei Hirtenvölkern ist meist Vieh der Kaufpreis. Bei den Negern werden oft schon Säuglinge verlobt, ja bedingungsweise schon die noch nicht Gebornen[10]); es kommt ja bei der Ehe hier nicht auf die Person, sondern eben nur auf ein geschlechtliches Einzelwesen an. — Ausgeschlossen sind die Weiber von den religiösen Feierlichkeiten und von den dazu bestimmten heiligen Plätzen als etwas Unreines, Unheiliges, bei Indianern[11]) und bei sibirischen und den finnischen Völkern[12]). Bei vielen Indianern dürfen sie die Felle der Bären und Wölfe nicht berühren, weil diese dadurch entweiht würden, und ein Kahn, auf welchem ein Weib sich befunden, wird untüchtig zu einer wichtigen Unternehmung[13]). Die Buräten setzen sich nicht dahin, wo ein Weib gesessen, und ein von einer Frau gebrauchter Sattel muss erst durch Räucherung mit Tannenreisig wieder gereinigt werden, ehe ein Mann auf ihn sich setzt[14]). Wenn bei den Samojeden ein Weib über vergrabene Rennthieraugen hinwegschreitet, so wird die Jagd verdorben; die Weiber sind überhaupt unrein, müssen sich, ehe sie in eine Hütte treten, erst durch Räuchern mit Rennthierhaaren reinigen, dürfen nicht queer durch einen Schlittenzug hindurchgehen, sondern nur unter den Schlitten hindurchkriechen, dürfen nicht mit dem Manne zusammen essen und erhalten von der Mahlzeit nur den Überrest. In der Hütte haben sie einen angewiesenen Raum, den sie nicht überschreiten dürfen; zur Zeit ihrer monatlichen Reinigung müssen sie sich wiederholt durch Räuchern und indem sie über Feuer schreiten, reinigen[15]).

Beispiele, dass die Weiber so viel Achtung geniessen, dass sie sogar Herrschermacht erringen können, sind sehr vereinzelt; so fand Schomburgk[16]) in Guiana eine Frau als Fürstin; häufiger sind diese Fälle auf den höher gebildeten Südsee-Inseln[17]). Vereinzelt ist die Sitte in Aschanti, dass die Schwester des Königs sich ihren Mann selbst wählt, und dass dieser, wenn seine Frau stirbt, verpflichtet ist, sich selbst zu tödten, indem er als ihr Sklave betrachtet wird[18]).

[1]) Mackenzie S. 108. 185. 304. 305. Franklin, 1. R. 72. 191. 344. 360. [2]) Winterbottom, Sierra Leona S. 192. Beechey, R. I, 131. 278. 285. Forster, Bemerk. 365. [3]) Caillié, voy. à Temboctou, I, 448. II, 69; Bosman, 464; Mungo Park, Reise, 240. Monrad, 52. [4]) Burchell II, 550. Campbell, 184. [5]) Monrad, 53. [6]) Bowdich, 405. [7]) Junghuhn II, 84. [8]) Cranz, 199. [9]) Mackenzie, S. 135. 138. Mungo Park, 239. [10]) Isert, 206. Monrad, 46. Bowdich 438. [11]) Mackenzie, 116.

Franklin, 1. R. 88. [12]) Georgi, Bemerk. 315. 599. [13]) Mackenzie, 188. 315. [14]) Georgi, Bemerk. 315. [15]) Pallas, R. d. d. R. R. III, 70. [16]) R. i. Guin. S. 114. [17]) Klemm IV, 331. [18]) Bowdich, 388.

§ 99.

Wenn auch der gänzliche Mangel einer Ehe als einer dauernden Verbindung nur bei einigen noch unter den Stand der blossen Rohheit herabgesunkenen Völkern vorkommt, so ist doch, weil eben die Idee der Persönlichkeit fehlt, auch bei den übrigen rohen Völkern die Ehe nur mehr äusserlich durch eine gewisse Beständigkeit und durch geordnete Schliessung des Bandes und Anerkennung gewisser Rechte, nicht aber innerlich in ihrem geistig-sittlichen Wesen von der blossen Beischläferei unterschieden, und beide verschwimmen oft ununterscheidbar in einander. Die Ehe hat hier, wie die Religion, noch nicht die Form und das Wesen der Vernünftigkeit sondern der blossen Willkür und Zufälligkeit; es ist zwischen Mann und Weib noch kein geistiges, persönliches, vernünftiges Verhältniss, keine Einigung unsterblicher Seelen, die darum selbst unsterblich, unvergänglich ist. Das Wort Christi: „wer sich von seinem Weibe scheidet, der bricht die Ehe", hat hier noch keinen Sinn. Das Weib ist nur des Mannes Besitz, und gefällt ihm der Besitz nicht mehr, so weist er ihn von sich; es wäre auf diesem Standpunkt etwas Unerhörtes, wenn ich, der Besitzende, durch das, was in meiner Gewalt ist, gebunden und verpflichtet sein sollte. Die Trennung der Ehe, richtiger das Entlassen der Frau, ist das unverkümmerte Recht des Mannes, und dabei Rücksichten, hemmende Gesetze entgegenzuwerfen, wäre ein Eingriff in des Mannes Recht, das sich hier schlechterdings nur als Willkür offenbart; der Mann entlässt die Frau, weil er es so will, weil er sie nicht mehr mag; das ist der einzige und zureichende Grund. Von der inneren unauflöslichen Nothwendigkeit der die Personen einigenden Ehe kann hier ebensowenig Rede sein, wie von der Ausschliesslichkeit. Seine Frau anderen Männern, besonders Gästen zeitweise zu überlassen, ist sehr allgemein Pflicht und Beweis der Höflichkeit und Gastfreundschaft.

Die Buschmänner, welche für Mädchen, Jungfrau und Weib nur ein Wort haben, leben oft wie das Vieh mit einander ohne wirkliche Ehe, oder die Männer tauschen unter einander ihre Weiber in häufigem Wechsel aus [1]). Ähnlich ist es bei den Californiern und auf einigen Südsee-Inseln. — Bei den andern rohen Naturvölkern schliesst man die Ehe eigentlich nur auf unbestimmte Zeit; die Scheidungsfreiheit ist, natürlich nur von Seiten des Mannes, völlig unbeschränkt, und die Frau hat kein Recht, dagegen Einspruch zu erheben, wiewohl sie hier und da sich das Recht nimmt, unter Umständen auch dem Manne davonzulaufen.

Strenger wird die Ehe bei einigen Brasilianern bewahrt, und die Ehescheidung erschwert[2]), während andere Stämme wieder die Frauen manchmal fünf Mal in einem Jahre wechseln[3]). Mehr noch als diese fast allgemeine Schrankenlosigkeit der Ehescheidung offenbart sich die innere Unwahrheit der Ehe in der erwähnten sehr verbreiteten Sitte, dass die Männer ihre eigenen Weiber anderen Männern aus Höflichkeit oder Gastfreundschaft zeitweise anbieten, verleihen, als Pfand überlassen etc. So bei den Negern, Kaffern, Hottentotten, bei den Polarvölkern, Indianern, Südsee-Insulanern[4]) und bei den Hunnen[5]). In dem Gebiete von Khamil (Hami), östlich vom Thian-Schan-Gebirge, herrschte nach Marco Polos Bericht früher dieselbe Sittenlosigkeit. Fremde wurden sehr freundlich aufgenommen, und während sich die Männer ganz aus dem Hause entfernten, so lange die Gäste da waren, wurden die Frauen und Töchter denselben vollständig zur Verfügung gestellt, und sie betrachteten die Annahme dieser Gastfreundschaft als eine Ehre, und glaubten dadurch den göttlichen Segen für ihr Haus zu erlangen. Die Weiber waren den Befehlen ihrer Männer in dieser Beziehung sehr gehorsam. In Folge eines strengen Verbotes dieser Unsitte von Seiten des Mongolenherrschers Mengku liessen die Leute drei Jahre lang von derselben ab „in Ärger und Trauer". Da sie aber in dieser Zeit fanden, dass die Erde ihnen nicht mehr die gewohnten Früchte bot, und dass viele unglückliche Ereignisse über ihre Familien kamen, so schickten sie eine Gesandtschaft an den Grosskhan mit der dringenden Bitte, dass er ihnen gestatten möge, die Gewohnheit wieder anzunehmen, die ihnen feierlich durch ihre Väter von ihren Vorfahren aus den ältesten Zeiten überkommen wäre, und vorzüglich darum, weil, seit sie die Ausübung der Pflichten der Gastfreundschaft und Zuvorkommenheit gegen Fremde vernachlässigt hätten, das Wohlergehen ihrer Familie gelitten hätte. Der Grosskhan antwortete ihnen: „da ihr so besorgt seid, in eurer eigenen Schmach und Schande zu verharren, so sei euch gewährt, was ihr bittet. Geht, lebt fort in euren unwürdigen Sitten, und fahrt fort, eure Weiber den Lumpenlohn ihrer Entehrung empfangen zu lassen." Mit dieser Antwort kehrten die Gesandten nach Hause zurück, zu grosser Freude alles Volkes, welches bis auf den heutigen Tag seine alte Gewohnheit beibehalten hat. So Marco Polo[6]). Ähnliches berichtet derselbe Reisende von einem Volke im südlichen China oder nördlichen Hinter-Indien. Wenn da Fremde ankommen, sucht jeder Hausvater einen Gast bei sich aufzunehmen, der sich sofort als Herr des Hauses zu betrachten hat, indess jener während dessen Anwesenheit sich entfernt hält. Die Frauen, die dem Fremden in Allem zu Dienst und Willen sind, hängen ein Zeichen über die Thür, nach dessen und des Gastes Entfernung erst der Hausherr wieder zurückkehrt. Auch dieses Volk glaubt von dieser Art von Gastfreundschaft den Segen der Götter zu ernten[7]). Fast ganz dieselbe Sitte bezeugt der im 16. Jahrhundert lebende mohamedanische Geograph Aaschik von einem türkischen weiter nach Norden wohnenden Stamme[8]). — Dahin gehören auch die hier und da bei der Hochzeit getriebenen

Ausschweifungen, die das geistige Wesen der Ehe völlig aufheben. Auf Nukahiwa gehört die Braut zwei bis drei Tage lang allen männlichen Gästen an [9]).

[1]) Lichtenstein, II, 376. Campbell, Reisen in Süd-Afrika 13. [2]) Pohl, Reise II, 195. [3]) Spix und Martius, Reise I, 380. Eschwege, I, 200. [4]) Bowdich, 556; Lichtenstein, I, 487. 450; Alberti, Kaffern, 126; Cochrane, Fussreise, 214; Mackenzie, 107. 303. 363. 413. 497. [5]) Priscus, in der Pariser Ausgabe der Excerpta de Legat. p. 56. [6]) Reise I, c. 37. [7]) Ebendas. II c. 38. [8]) Hammer, goldne Horde. S. 419. [9]) Langsdorf, I, 132.

§ 100.

Der Ehebruch ist also etwas mit der Natur dieser Ehe Vereinbares. Eben weil das Weib nicht eine wahrhaft sittliche Person, sondern das Besitzthum des Mannes ist, so muss der Mann auch über sie zu verfügen haben, und er hat nothwendig das Recht, sie zu dem, was wir Ehebruch nennen, Anderen zu bewilligen. Wenn wir trotzdem bei fast allen hierher gehörigen Völkern den Ehebruch, natürlich nur von Seiten der Frau, als ein Verbrechen betrachtet finden, welches oft mit den grausamsten Strafen geahndet wird, so hat da dieser verbrecherische Ehebruch eine ganz andere Bedeutung. Bei uns ist der Ehebruch nicht sowohl ein Verbrechen gegen den Gatten, als vielmehr gegen die heilige Idee der Ehe selbst, und der Mann ist dieser ebenso verpflichtet wie das Weib. Hier aber hat diese höhere Idee noch keine Geltung; das Weib hat nur Verpflichtung gegen den Mann, dem sie gehört; sie ist nicht persönliche Gattin, sie ist sein Besitz; und während sie daher mit seinem Willen zu fremder Umarmung nicht bloss ermächtigt, sondern gradezu verpflichtet ist, so begeht sie, wenn sie ohne seinen Willen mit einem andern Manne zu thun hat, den Ehebruch, d. h. sie verletzt das Eigenthumsrecht des Mannes an sie. Der Ehebruch hat hier also gar keine religiöse, sondern allein eine rechtliche Bedeutung, er zerstört nicht sowohl die Heiligkeit der Ehe, sondern verletzt das Recht des Besitzes, ist ein Raub, eine Veruntreuung dessen, worüber der Mann allein und zwar ganz nach Gutdünken zu verfügen hat. Nicht auf die Idee der Ehe, sondern auf die Bewilligung des Mannes kommt es an, wenn es sich um den Ehebruch handelt; die Frau kann gar nicht ehebrechen, wenn der Mann ihr die Erlaubniss zu fremdem Umgang giebt, der Mann aber kann eben desshalb überhaupt gar nicht gegen seine Frau den Ehebruch begehen, weil sie kein Besitzrecht an ihn hat.

Bei den Indianern wird der Ehebruch der Frau durch Abschneiden der Haare oder der Nase, Abbeissen der Nase, selbst durch den Tod bestraft [1]), oft aber auch durch eine Bezahlung abgebüsst oder gar erkauft [2]). Bei den Negern muss der Verführer eine Strafe an Geld oder Sklaven bezahlen oder sich selbst

als Sklave hergeben; und manche Männer schöner Frauen treiben mit denselben eine oft sehr weitgehende Spekulation, indem sie dieselben zur Verführung anderer Männer anhalten, und diese dann in Strafe nehmen, die übrigens bei den dänischen Negern in neuerer Zeit nur vier Thaler betrug[3]). Nur wer einer Königsfrau beiwohnt, wird entmannt oder mit dem Tode bestraft, gewöhnlich lebendig begraben[4]). Bei den Widah-Negern wird der Mann, der mit einer Königsfrau Ehebruch getrieben, über einer mit Feuer gefüllten Grube lebendig verbrannt, die Frau aber von den andern Königsfrauen in einer Grube mit kochendem Wasser übergossen und so getödtet[5]). Auch hat jeder Mann das Recht seine ehebrecherische Frau zu tödten, und bisweilen wird eine solche an den Armen aufgehängt und von den andern Frauen des Mannes zu Tode gepeitscht oder auch ersäuft[6]); bei den Aschanti darf der Mann die untreue Frau tödten oder ihr die Nase abschneiden[7]). Auf den Südsee-Inseln wird die Untreue der Frau mit Schlägen, oft mit dem Tode geahndet[8]). Bei einem tungusischen Volke tödtete der Mann seine ehebrecherische Frau, zugleich aber auch den, der ihm den Ehebruch angezeigt, wesshalb selten ein solches Vergehen bekannt wurde[9]); bei andern Tungusen muss ein Ehebrecher, der eine erwachsene Tochter hat, dieselbe dem beleidigten Gatten zur Frau geben und erhält dafür die ehebrecherische Frau[10]). Bei den Tschuktschen darf der Mann seine ehebrecherische Frau tödten, aber sie auch, wenn er keine Kinder hat, zum Ehebruch zwingen[11]).

[1]) Mackenzie, S. 107. Spix und Martius, 480. [2]) Franklin, erste Reise, 72. [3]) Bosmann, 242. 248. Isert, Guinea, 222. Monrad, 61. [4]) Monrad, 65. [5]) Des Marchais II, 65. [6]) Monrad, 61. [7]) Bowdich, 354. [8]) Nicholas, voy. I, 185. [9]) Klaproth, tableaux hist. S. 86. [10]) Georgi, Bemerk. S. 278. [11]) Cochrane, Fussreise, 214.

§ 101.

Da die Ehe wesentlich eine Vereinigung eines geschlechtlichen Gegensatzes bezweckt, dieser Gegensatz aber da am wenigsten hervortritt, in seiner geringsten Spannung erscheint, wo die verschiedenen Geschlechter von denselben Eltern erzeugt, einander blutsverwandt sind, so widerspricht es dem Wesen der Ehe, dass nahe Verwandte sich ehelichen. Wir finden daher die Vermeidung oder das Verbot der Ehen unter Blutsverwandten auch bei den meisten Naturvölkern, aber diess Verbot ist nicht eigentlich aus dem sittlich-religiösen Bewusstsein hervorgegangen, sondern beruht auf einem natürlichen dunklen Gefühle, über welches sich die Menschen keine Rechenschaft zu geben wissen. Wo wir dieses Gesetz der Scheu verletzt sehen, da liegt entweder eine sittliche Versunkenheit der Völker zu Grunde, oder, wie bei den Peruanern, eine über das unverstandene Gefühl mit Bewusstsein hinwegschreitende bloss verständige Erfassung bestimmter politischer Zwecke.

Die Buschmänner und Californier kehren sich nicht an die

Blutsverwandschaft; die meisten Indianer dagegen vermeiden streng die Ehen zwischen Geschwistern und zwischen Eltern und Kindern; doch wird bei Manchen auch viel Blutschande getrieben[1]). Die Gattin des Jnka in Peru war immer seine leibliche Schwester, damit das Königsgeschlecht ganz rein erhalten würde. Bei den Negern ist die Ehe unter Geschwistern untersagt[2]). Der Hunne Attila soll ausser hundert andern Weibern sich noch mit seiner eigenen Tochter vermählt haben, und diess nach hunnischer Sitte überhaupt erlaubt gewesen sein[3]); wir bezweifeln diese Nachricht; das Entsetzen vor den Hunnen machte sie zu körperlichen und sittlichen Scheusalen, und alle Nachrichten über die Hunnen sind vorsichtig zu gebrauchen. Bei den Aleuten vermischen sich Geschwister, Kinder und Eltern ohne Unterschied, und sie berufen sich dabei auf das Beispiel der Seehunde[4]); sie beurtheilen damit ihre Sitte allerdings richtig als eine viehische.

[1]) Eschwege I, 121. Mackenzie, 108. [2]) Monrad, 61. [3]) Priscus in den Excerpta de legationibus Paris. 1648, p. 55. [4]) Langsdorff, Reise, II, 58. 43.

§ 102.

Die Idee der Ehe und die Tugend der Keuschheit bedingen einander schlechterdings. Der natürliche Geschlechtstrieb findet seine geistige, sittliche Bedeutung nur in der Ehe. Je höher diese in ihrer sittlichen Vernünftigkeit erfasst ist, je geistiger das Ziel und das Wesen des geschlechtlichen Triebes uns bewusst wird, um so schärfer scheidet sich diese geheiligte Verbindung der Personen von der bloss natürlichen, ungeweihten Vereinigung der Geschlechter, von der Unkeuschheit. Die Ehe der Wilden erhebt sich nur sehr wenig über die blosse Natürlichkeit, hat nur einen schwachen, leicht verwischbaren Anflug von geistiger Weihe, und erscheint, an der höheren Idee der Ehe gemessen, selbst so sehr mit dem Charakter bloss natürlicher Vermischung behaftet, dass bei allen diesen Völkern die aussereheliche Geschlechtsverbindung sich von der Ehe selbst nicht eigentlich dem Wesen sondern mehr dem Rechtstitel nach unterscheidet. In der Ehe gehört das Weib dem Manne als sein unbedingtes Eigenthum, — ausser der Ehe hat er kein Recht an sie; das ist der ganze Unterschied. Die aussereheliche Vermischung erscheint daher den meisten dieser Völker gar nicht als Unkeuschheit; und es ist gar kein Widerspruch, dass oft bei demselben Volke die Weiber sehr streng gehalten und bei Untreue sehr hart bestraft werden, die Mädchen dagegen ohne alle Schande, oft selbst mit Ehre und Ruhm in der wildesten Buhlerei leben. Das untreue Weib wird grausam verstümmelt oder getödtet, denn sie ist des Mannes Besitz; gegen die Hurerei ist kein Gesetz, keine Strafe, keine Schande, denn keines Mannes Recht ist verletzt, und die verletzte Idee hat noch kein Recht. Die, weil die heilige Idee

der Ehe noch schlummert, als berechtigt erscheinende Unzucht schreitet oft bis zum Grauenvollen vor. Die Tänze der Wilden sind grossentheils unsittlicher Art. Keuscher Geist selten, und dann nur beruhend auf dunklem Gefühl, nicht auf religiösem Bewusstsein.

Erst wo der Mensch als Geist, als Person sich fühlt oder weiss, weist er die blosse Natürlichkeit als das Unwahre von sich, erst da schämt er sich seiner Blösse. Wo noch kein Gegensatz zwischen Geist und Natur, zwischen Ehe und Hurerei, da ist auch noch keine Scham, und der Mensch geht nackt, oder seine Kleidung dient nicht der Schamhaftigkeit. Die Nacktheit der Wilden ist nicht die der Unschuld, sondern die der Schamlosigkeit.

Ganz nackt gehen viele süd-amerikanische Wilde, die Botokuden, Puris und andere, die meisten Neu-Holländer, bei sehr vielen Südsee-Insulanern beide Geschlechter oder wenigstens die Männer. Einige Indianerstämme haben die Kleidung nur gegen die Witterung und lassen die Scham unbedeckt[1]); selbst die Kamtschadalen gehen im Sommer zu Hause fast nackt, und auch bei andern Sibirischen Völkern[2]) trifft man Männer und Frauen oft völlig im Stande der Natur; die Neger tragen dagegen, die Knaben ausgenommen, fast immer einen Schurz. Doch sind die nackten Völker nicht grade die am wenigsten keuschen. Bei den Amerikanern thaten sich nur die Abiponer durch eine grössere Sittlichkeit hervor. Die andern Indianer leben meist in wüster Sinnlichkeit; Mädchenkeuschheit ist ihnen keine Tugend; und den Kindern wird früh das Geschlechtsgeheimniss bekannt gemacht und von ihnen ausgeübt[3]). Die Missouri-Indianer treiben die Buhlerei als Ehrensache; die Jünglinge tragen als Ruhmeszeichen Bündel verzierter Stäbe, von denen jeder eine genossene Umarmung bezeichnet[4]). Die Nadowessischen Mädchen leben ganz zügellos, und es wird einer Ehefrau zu hohem Ruhme angerechnet, wenn sie als Mädchen wüste Buhlerei getrieben. Brasilianische Indianer feiern Trinkfeste, bei denen ein Mädchen für Alle durch das Loos erwählt wird[5]). Selbst Sodomiterei ist bei einigen Stämmen sehr verbreitet[6]). Die Brasilianerinnen sind berüchtigt durch ihre Hingebung an die Neger, mit denen sie in Berührung kommen. Bei den Kaffern ist ziemlich viel äussere Ehrbarkeit der Frauen, den Mädchen aber ist Hurerei nicht Schande[7]). Bei den Negern haben die Mädchen eine fast unbeschränkte Freiheit, die sie auch sattsam anwenden; selten bleibt ein mannbares Mädchen lange Jungfrau[8]). An der Guinea-Küste sind in jedem Dorfe drei bis vier öffentliche Dirnen, welche durch Feierlichkeiten eingeweiht werden, und ein Nahrungszweig für ihre Herren sind, denen ihr Erwerb angehört; sie sind den Negern unentbehrlich und werden von der Gemeinde geschützt; aber wenn sie krank oder alt werden, werden sie verstossen und müssen oft im Elend umkommen[9]). Die Hochzeitsfeste der Neger sind oft mit den grössten Ausschweifungen verbunden; ihre Tänze, Lieder und Unterhaltungen sind vorzugsweise unzüchtiger Art[10]). Selbst die Negersklaven überlassen sich, wenn sie von den Händlern auf die

Märkte getrieben werden, den zügellosesten Ausschweifungen, und selten kommt eine Sklavinn unberührt in des Herrn Hände. Bei einem alten Neger-Volke in Indien vermischten sich die Geschlechter ganz öffentlich wie das Vieh[11]). Schwelgend in sinnlicher Üppigkeit stehen die Südsee-Insulaner in der Unzucht wohl obenan. Das Preisgeben der Bräute auf Nukahiwa haben wir schon erwähnt. Die Mädchen auf fast allen Inseln sind wahrhaft zügellos. „Sehr frühzeitig überlassen sich diese Insulaner schon der zügellosesten Unzucht. Ihre Gesänge, ihre Tänze und Schauspiele athmen Wollust"; wozu Forster, der diess anführt, als Vertreter des „philosophischen" Jahrhunderts die naive Bemerkung macht, es dünke ihm, „dass schwerlich ein Volk unter einer liebenswürdigeren Gestalt aus den Händen der rohen Natur hervorgegangen sei[12])." Auf Tahiti wurden die Mädchen zur Buhlerei durch unzüchtige Tänze völlig erzogen[13]); und die an den Inseln landenden Europäer wurden mit unzüchtigen Gunstbezeugungen überhäuft, ohne dass sich oft auch nur ein Zeichen von Schamhaftigkeit kund that[14]). Grauenvoll war auf Tahiti und den benachbarten Inseln der Bund der Arreoi, der in verschiedenen Abstufungen und Graden die Unzucht als Ehrensache pflegte; schrankenlose, täglich wechselnde Gemeinschaft der Geschlechter, sofortige Ermordung der etwa geborenen Kinder, raffinirte Ausbildung zur Wollust waren die Zwecke dieser diabolischen Gesellschaft, von der sich auch auf den Pelew-Inseln[15]) Anklänge finden. Von Insel zu Insel ziehend verführten die Männer überall Frauen und Mädchen; zügellose Tänze endeten in allgemeiner Unzucht; die Fürsten beschützten den Bund[16]). Die Einführung des Christenthums und äusserst strenge Gesetze haben die Üppigkeit zwar beschränkt, aber die frühere Neigung zur Wollust bricht dennoch vielfach durch alle Gesetze hindurch, und der strengen Askese geht immer noch offenkundige Unsittlichkeit zur Seite[17]). — Von einem Volke in Tübet berichtet aus dem Mittelalter Marco Polo[18]), dass man dort keine Jungfrauen heirathen mag. „Wenn daher eine Karawane ankommt und die Fremden Zelte für die Nacht aufschlagen, so führen die Mütter ihre heirathsfähigen Töchter herbei, und jede streitet dabei um den Vorrang und bittet die Fremden ihre Tochter zu nehmen und sich ihrer Gesellschaft zu freuen, so lange sie in der Nachbarschaft weilen. Die sich durch Schönheit empfehlen, werden natürlich gewählt, und die Andern gehen unzufrieden und ärgerlich nach Hause; jene aber weilen bei den Reisenden, bis diese wieder abreisen. Die Fremden stellen sie dann ihren Müttern wieder zu. Man erwartet jedoch, dass die Kaufleute ihnen Geschenke mit Putz, Ringen und andern Zeichen des Dankes machen, welche die Mädchen mit nach Hause nehmen. Wenn sie nachher heirathen wollen, tragen sie diesen Schmuck um ihren Hals, und diejenige, welche am meisten solchen Tandes hat, wird als die beste und reizendste betrachtet und steht daher in höherer Schätzung bei den jungen Männern, welche sich ein Weib erwählen wollen; auch kann sie ihrem Eheherrn keine angenehmere Mitgift bringen, als eine rechte Menge solcher Gaben. Bei ihrer

Hochzeitsfeier entfaltet sie ihren Reichthum vor der Versammlung, und der Bräutigam betrachtet dieselben als einen Beweis, dass die Götter seine Erwählte holdselig vor den Augen der Männer gemacht haben. Von da an darf kein Mann sich mehr mit der befassen, die das Weib eines andern geworden, und diese Regel wird niemals gebrochen." — Auf Sumatra und Jav ist unnatürliche Wollust allgemein, und die Schamlosigkeit der Battaer verziert selbst die Särge und Gräber mit den obscönsten Bildern, die allerdings eine symbolische Bedeutung haben[19]); und während Ehebrecher bei den Battaern gefressen werden, ist der wilde Umgang der Unverheiratheten ohne Makel[20]).

Die nördlichen Hirten- und Fischervölker zeigen selten strenge Grundsätze, meist viel Ausschweifungen. Die Tungusen haben üppige Tänze, die mit Abwerfen der Kleider und mit Unzucht endigen[21]), und unsittliche Tänze sind durch ganz Nordasien verbreitet[22]). Die Grönländer und Eskimo sind übel berüchtigt: viehisch aber war ehedem das Leben der Kamtschadalen; alle ihre Gedanken und ihre Phantasie waren auf Unzucht gerichtet, der sich schon die kleinen Kinder zur Freude der Eltern ergaben; Ehebruch ganz allgemein, und die Weiber rühmten sich dessen; Fremdlinge mussten alle Dienste durch Beischlaf bezahlen, und Männer und Weiber trieben unnatürliche sodomitische Unzucht[23]). Daher ein entnervtes Geschlecht; und die Syphilis war nach eigener Aussage der Einwohner schon lange vor Ankunft der Europäer dort einheimisch[24]). Eben so ausschweifend sind die Aleuten.

Anm. Was man von einigen sehr selten vorkommenden Fällen von Vielmännerei erzählt, wie auf der Oster-Insel, den Sandwich-Inseln[25]), bei den Eskimo und Pescheräs, ist weiter nichts als uneheliche Vermischung, Buhlerei. Es widerspricht nicht nur auch dem oberflächlichsten Begriff der Ehe, sondern auch allen Vorstellungen der rohen Völker schnurstracks, dass ein Weib in wirklicher Ehe mit mehreren Männern leben, Eigenthum mehrerer sein sollte. Es müsste hier nothwendig das Weib eine gewisse höhere Bedeutung über den Männern haben, müsste sie eigentlich besitzen, aber das Weib ist bei allen diesen Völkern völlig untergeordnet, ist Sache und Besitz; und wir haben hier wie anderwärts die sogenannte Polyandrie unbedenklich in die blosse Hurerei zu verweisen.

1) Mackenzie, S. 541. 2) Cochrane, Fussreise, 198. 3) Franklin, erste R. 72. 78. Eschwege, I, 132. 4) Max v. Neuwied, N.-Am. II, 131. 5) Eschwege I, 96. Pohl Reise II, 449. 470. 6) Mackenzie, 108. Spix und Martius I, 381. 7) Lichtenstein I, 487; II, 506. 8) Isert, 223; Monrad, 58. 59. 9) Bosmann, S. 254. 10) Bosmann 231; Monrad, 50. Mollien, 189. 11) Herodot III. c. 101. 12) Bemerk. S. 207. 13) Hawkesworth Seereisen II, 204. 14) Forster Bemerk. 340. 372. 374. Langsdorff I, 79. 15) Chamisso, III, 187. 16) Forster, Bemerk. auf einer Reise um die Welt, S. 357. etc. Hawkesworth, II, 205. 17) Beechey, Reise I, 332. 335. 18) Reisen II, c. 37. 19) Junghuhn, Batta-Länder II, 157. 241. 140. 20) Ebend. 147. 21) Ermann, Reise um die Erde, II, 36. 22) Cochrane, Fussreise, 298. 23) Steller Kamtschatka 287. 350. 24) Ebend. 357. 25) Forster Bemerk. 371. Beechey II, 161.

§ 103.

Wie das Weib nicht eine freie, an sich berechtigte Persönlich-

keit ist, sondern nur ein Einzelwesen, welches der Mann im Besitz hat, so gilt dasselbe noch mehr von den Kindern. Das Kind ist eben auch nur ein lebendiges Einzelwesen, hat nicht persönliche Geltung, hat nicht ein Recht für sich, sondern ist rein ein Besitzthum der Eltern, mit welchem sie machen können, was sie wollen, gegen welches sie keine Pflicht haben. Selten ist eine wahre elterliche Liebe gegen das Kind, die über die Liebe der Thiere zu ihren Jungen hinausreicht; und wenn es ungelegen kommt, wenn es die Eltern nicht mögen, so wird es getödtet; und die schauderhafte Sitte des Kindermordes ist so allgemein, dass diess allein hinreicht, um die so häufigen sentimental-idyllischen Tiraden über das unverdorbene Leben der Naturvölker vollständig zunichte zu machen. Dass vor Allem fast allgemein die Säuglinge mit der gestorbenen Mutter begraben werden, wird durch die Noth nicht entschuldigt.

Dass die Neger manchmal ihre Kinder als Sklaven verhandeln, ist bekannt. Ein Begleiter des Prinzen Max v. Neuwied handelte mit einem Puri (in Brasilien) um seinen Sohn, und bot ihm mancherlei Dinge dafür; die Weiber berathschlagten laut, zum Theil mit betrübten Geberden, aber bald war der Handel abgeschlossen; der Knabe wurde erstanden für ein Hemde, zwei Messer, ein Tuch und einige Spielereien. Als er sein Urtheil hörte, blieb er völlig gleichgiltig, veränderte keine Miene, nahm von den Seinigen keinen Abschied und zog mit den Fremden munter fort; und als er nach einigen Tagen wieder mit seinem Stamme zusammentraf, waren ihm Eltern und Verwandte ganz fremd, sie würdigten ihn kaum eines Blickes, und er sah sich auch nicht weiter nach den Seinigen um [1]). Eine Südsee-Insulanerin wollte für ein Stück Eisen ihr Kind von der Brust weggeben. Bei den Buschmännern werden, wenn es an Nahrung fehlt, kleine Kinder ertränkt [2]). Die Ermordung der neugeborenen Kinder und das Abtreiben der Frucht findet sich, nicht als Unrecht, sondern als Recht der Eltern bei fast allen rohen Naturvölkern. Die Guanas in Amerika begraben ihre Kinder lebendig, besonders die Mädchen, um diese seltner und gesuchter zu machen. Bei den sonst sittlichen Abiponern ist Kindermord sehr häufig, weil die Mutter ihre Säuglinge sehr lange, oft drei Jahre hindurch stillen, und sie so lange sich der ehelichen Gemeinschaft enthalten müssen [3]). Die Knistenos in Nord-Amerika ermorden besonders die Töchter, und treiben sich sehr allgemein die Frucht ab [4]). Bei den Coroados in Brasilien werden alle nicht vollkommen gestalteten Kinder getödtet; z. B., wenn ein Kind sechs Finger oder einen krummen Fuss hat etc. [5]); die Guaykurus in Brasilien verhindern durch Abtreiben der Frucht jede Geburt vor dem dreissigsten Jahre der Frau [6]). Die Hottentotten tödten besonders die Mädchen, indem sie sie lebendig begraben oder an einen Baum binden oder ins Gebüsch werfen [7]). Bei den Betschuanen in Süd-Afrika wird von Zwillingen immer das eine Kind getödtet [8]). Bei einem westlichen Negerstamme wird immer das zehnte Kind lebendig begraben [9]).

Bei den Südsee-Insulanern werden ganz allgemein die Neugebornen getödtet, sobald noch ein älteres der Pflege bedürftiges Kind da ist, und die Säuglings-Periode dauert sehr lange. Besonders werden die Kinder der Weissen getödtet, nächstdem die einheimischen Mädchen, und eine Mutter ass mit ihren andern Kindern das geschlachtete auf[10]). Fehlgeburten werden erzwungen. Auf den Radack-Inseln darf die Mutter überhaupt nur drei Kinder erziehen, alle übrigen müssen lebendig vergraben werden; nur die Familien der Häuptlinge sind ausgenommen. Auf Neu-Seeland werden die Kinder durch Zusammendrücken des Kopfes getödtet. Auf Nukahiwa werden sie in der Noth geschlachtet und gegessen. Der oben erwähnte Bund der Arreoi auf Tahiti macht es allen Mitgliedern zur Pflicht, jedes Neugeborene zu tödten, und manche Mutter hat zehn oder mehr Kinder getödtet, gewöhnlich geschlachtet, erstochen, erstickt, auch lebendig begraben. Die Batta auf Sumatra ermorden die gebornen und ungebornen Kinder[11]). Die Kamtschadalischen Weiber trieben sich gewöhnlich die Frucht ab, oder erdrosselten die Neugeborenen und warfen sie den Hunden und wilden Thieren vor; und es gab besondere Weiber, die mit dem Erdrücken der Frucht im Mutterleibe ein Gewerbe trieben[12]). — Viel allgemeiner als jene nur den Charakter der Ruchlosigkeit tragende Abtreibung oder Ermordung der Kinder ist die durch die Noth verursachte Sitte, mit der gestorbenen Mutter auch ihr hungerndes Kind zu begraben, weil bei den Wilden eine Frau fast nie ein fremdes Kind säugt. In Neu-Holland erschlägt der Vater den Säugling erst mit einem Steine.

[1]) R. in Brasil. I, 141. 146. [2]) Campbell, 230. [3]) Klemm II, 85. [4]) Mackenzie, Reise, 108. [5]) Eschwege, Journal II, 274. [6]) Ebend. I, 162. [7]) Kolbe, Vorgeb. der guten Hoffnung S. 444. [8]) Campbell, 242. [9]) Bowdich, 352. [10]) Ausland 847. No. 179; Magazin für die Litt. d. Ausl. 847. No. 80. [11]) Junghuhn, II, 58. 128. [12]) Steller, S. 349. 294.

§ 104.

Es ist zwischen Eltern und Kindern nur ein natürliches, nicht ein wirklich sittliches Verhältniss. Die Kinder sind so wenig persönlicher Geist als die Eltern, haben nicht einen geistigen vernünftigen Zweck ihres Daseins. Der Geist hat noch keine Geltung in der Menschheit, sie hat noch keine Geschichte. Die Wurzel und die ursprüngliche Form der Geschichte aber ist die Erziehung. Jeder Mensch arbeitet an der Geschichte zunächst nur im Familienkreise, indem er den blossen Naturstand der Kinder aufhebt, sie zu einem geistigen Leben hinführt, die Natürlichkeit in die Zucht des Geistes nimmt, einen geistigen Zweck in sie setzt, das Kind zu einem vernünftigen Wesen macht, indem er es erzieht. Der Wilde hat weder für sich noch für seine Kinder einen solchen übernatürlichen geistigen Zweck; der Mensch ist da, was er sein will, schon von Natur, der Geist hat an ihm nichts zu arbeiten, hat die Natürlichkeit nicht zu brechen, sondern sie nur gewähren zu lassen. Der

Natur-Mensch, eben weil er nicht dem Geist, sondern der Natur angehört, will und bedarf ausser einiger Unterweisung in Äusserlichkeiten keiner Erziehung, er überlässt die Kinder sich selbst und ihrer Natur; — die Philanthropen finden hier ihr pädagogisches Ideal. Darum haben aber auch die Kinder kein wahrhaft sittliches Verhältniss zu ihren Ältern, und kindliche Ehrfurcht ist mehr Ausnahme als Regel.

Die Indianer strafen meist ihre Kinder gar nicht; ja sie freuen sich oft, wenn die Mutter von den Kindern geschlagen wird und sie selbst keinen Gehorsam finden; „das wird einst ein tüchtiger Krieger werden", sagen sie. Strenges Anhalten zum Gehorchen und Achtung der Ältern von Seiten der Kinder ist selten [1]). Bei den Kamtschadalen haben die Kinder nicht die geringste Achtung vor den Ältern, noch Liebe zu ihnen; sie bitten nie die Ältern um Etwas, sondern nehmen es ohne Weiteres; und wenn sie nach langer Trennung ihre Ältern wiedersehen, so zeigen sie die gleichgiltigste Kälte; von Zucht ist keine Rede [2]). Die Grönländer lieben ihre Kinder zärtlich, und lassen ihnen unbedingt ihren Willen, schlagen sie nie, und sind entrüstet über die Grausamkeit der Europäer, welche ihre Kinder bei Ungehorsam züchtigen; bis ins sechste Jahr pflegen die Kinder sehr wild und unbändig zu sein, dann aber gutmüthig und sanft zu werden, wobei man natürlich niemals ihrem Willen entgegentritt [3]). Bei den Tungusen sind oft Zweikämpfe zwischen Vater und Sohn, die nicht selten mit Tödtung endigen [4]). Auf den meisten Südsee-Inseln ist keine Ehrfurcht und Liebe; Kinder misshandeln ihre Mutter, und werden dazu angehalten [5]). Nur bei den von der Geschichte nicht unberührt gebliebenen Kaffern findet sich etwas mehr Erziehung und ein gemeinsamer Unterricht der Kinder in körperlichen Übungen und Anhalten zur Arbeit [6]). Bezeichnend für den pädagogischen Standpunkt der Wilden ist es, dass die Arekuna in Guiana Kinder und Affen gleichmässig „erziehen"; die Affen gehören zur Familie, essen mit ihr, werden von den Weibern gesäugt und lieben ihre menschlichen Ammen dann zärtlich; man sieht da manchmal Weiber mit einem Kinde und einem Affen an der Brust, die sich mit einander raufen [7]).

[1]) Max v. Neuwied, N.-Am. II, 129; Mackenzie R. 106. Franklin, erste R. 78, Eschwege I, 121; Spix und Martius, R. I, 380. [2]) Steller, 353. [3]) Cranz, 196. [4]) Georgi, Bemerk. S. 249. [5]) Forster, R. I, 384. [6]) Lichtenstein I, 424. Burchell II, 555. [7]) Rich. Schomburk, im Ausland 1848, No. 288.

§ 105.

Dem rohen Natur-Menschen fehlt die Liebe zum Menschen, weil er die Persönlichkeit, den Geist, und seine unendliche Bedeutung nicht kennt. Der Mensch ist ihm wesentlich nur ein Natürliches, Nicht-Geistiges, ein Endliches, er hat nur einen vorübergehenden Werth. Diese der Liebe zum Geist entbehrende sittliche Richtung findet ihren letzten und höchsten Ausdruck in der Art,

wie der Mensch des Lebens Ende betrachtet und behandelt. Der Mensch hat nur so lange Werth und eine Wahrheit, als er ein kräftiges Naturwesen ist, die Welt geniessen kann. Sobald aber die körperlichen Kräfte schwinden, wenn er alt oder siech wird, so bedeutet der Mensch nichts mehr, er hat seinen Werth verloren, ist überflüssig, und es ist Recht und Pflicht, diesem überflüssigen, werthlosen Dasein möglichst bald ein Ende zu machen. Die während des ganzen Lebens schon in den blassen Hintergrund gedrängte Geistigkeit kann jene gesunkene Naturkraft nicht aufwiegen, sie hat in dem Gebiete dieser Völker keine Geltung. Verehrung des Greisenalters ist Wesen und Charakter der geistigen Völker, Missachtung desselben an sich und Andern ist allgemein bei den rohen Natur-Völkern. Der Altersschwache und Sieche gehört nicht mehr ins gegenwärtige Dasein, er muss entfernt werden; und mordend legt er die Hand an sich selbst, oder wird von den Seinen getödtet. Diess die letzte, ziemlich häufige Folgerung aus der bloss natürlichen Bedeutung des Menschen, die hier und da in eine Sucht übergeht, auch die geringeren Unannehmlichkeiten des Lebens durch Selbstmord zu durchschneiden. — Betrauert wird nicht der Alte, sondern der in voller Kraft dahingeraffte Mann, selten die Frau; die der Innerlichkeit meist entbehrende Trauer wirft sich lieber nach aussen, und der trauernde Wilde martert sich selbst, um Schmerz zu zeigen.

Die Nord-Amerikaner lassen bei Wanderungen die Greise und Schwache, die ihnen nicht folgen können, oft hilflos zurück [1]; und bei sehr vielen, vielleicht den meisten Indianerstämmen in Nord- und Süd-Amerika werden Alte und Sieche von den Ihrigen und ohne dass sie selbst sich dessen weigern, getödtet; ruhig setzt sich der Lebensmatte in sein Grab, und die Hände seiner Kinder oder nächsten Verwandten ziehen die Schlinge um seinen Hals zu, oder geben ihm mit dem Tomahawk den Todesstreich [2]). Bei den Tschippewa in Nord-Amerika lassen sich die Greise gewöhnlich selbst von ihren Söhnen tödten; wenn sich aber der gebrechliche Vater weigert, auf diese Weise zu enden, so wird er auf einer verlassenen Insel ausgesetzt, ein Kahn, Pfeil und Bogen und ein Trinkgeschirr ihm gegeben, ein Festmahl gefeiert, wobei die Friedenspfeife geraucht wird mit dem Gesange: „wir wissen, dass der Herr des Lebens uns liebt; wir übergeben ihm unsern Vater, dass er sich vergnügt fühle im andern Lande, und im Stande sei zu jagen." Nach einem Tanze schlägt der älteste Sohn den Vater mit dem Tomahawk nieder; man begräbt sogleich die Leiche und baut von Rinde eine Hütte über dem Grabe [3]). Ähnliches bei andern Indianern. Wenn bei den Camakan in Brasilien Jemand krank wird, so lässt man ihn ruhig liegen, ohne ihm zu helfen, und wenn er nicht mehr gehen oder kriechen kann, muss er hilflos umkommen. [4]). Ein anderer brasilianischer Stamm soll seine Alten tödten und selbst aufessen [5]). Die grässliche Sitte auf Sumatra haben wir früher schon erwähnt (§ 96). Bei einigen

Negervölkern werden Kranke, die für unheilbar gelten, durch Hin- und Herwerfen, Pressen und Ersticken getödtet[6]). Bei den Bidschuanen werden Greise geringer geachtet als das Vieh und dem Elende erbarmungslos preisgegeben[7]). Die benachbarten Coranna werfen die Alten den wilden Thieren hin, weil sie ja, wie sie sagen, nichts nützen und nur Andern die Nahrung wegessen[8]). Bei den Buschmännern schleppen manchmal Töchter ihre alten Mütter aufs Feld und lassen sie von den Wölfen zerreissen, und Söhne ermorden ungerügt ihren Vater[9]). Die Kamtschadalen warfen ihre Kranken oft aus den Häusern und den Hunden vor[10]). Ein wildes Volk im alten Indien warf seine Kranken in die Wüste und liess sie hilflos umkommen[11]). Bei den Grönländern und Eskimo werden alte kranke Wittwen oft lebendig begraben und kränkliche Greise lässt man oft gleichgiltig verschmachten[12]). Beispiele von zärtlicher Pflege des Alters sind selten, aber finden sich doch auch bei ziemlich rohen Völkern, wie bei einigen wilden Brasilianern[13]). Indianer in Nord-Amerika trugen ein altes blindes Weib wechselsweise auf dem Rükken[14]), und Neger zeigen oft viele Zärtlichkeit für ihre Mutter, weniger für den Vater[15]).

Der Selbstmord ist bei vielen rohen Naturvölkern sehr allgemeine Sitte. Als ein Indianerstamm in Nord-Amerika von den Pocken heimgesucht wurde, rief die Furcht vor denselben und ihren Folgen eine allgemeine Sucht des Selbstmordes hervor. Viele erschossen sich, schnitten sich die Kehle ab, stürzten sich ins Wasser oder ins Feuer; Väter versammelten ihre Kinder um sich, und forderten sie auf, sich selbst zu tödten, oder sie bohrten selbst den Dolch in die Brust der Ihrigen; ein durch die Pocken entstellter Häuptling wollte in dieser Verunstaltung nicht leben, und als er von den Seinigen fest bewahrt und bewacht wurde, rannte er mit dem Kopf gegen die Wand und tödtete sich endlich dadurch, dass er sich ein spitziges Stück Holz in den Hals stiess[16]). Bei den Negern ist der Selbstmord sehr verbreitet und wird durchaus nicht als Unrecht betrachtet; Viele ermorden sich aus Rache, indem der, den sie als Veranlassung des Selbstmordes angeben, der Blutrache der Angehörigen verfällt oder sich auch selbst tödten muss. Sklaven tödten sich oft durch Hunger, besonders indem sie sich die Zunge abbeissen, oder auch, indem sie einen mit Pulver gefüllten Pfeifenkopf in den Mund nehmen und sich so den Kopf sprengen; und es ist vorgekommen, dass Sklavenherren seltsam genug den Versuch des Selbstmordes mit Aufhängen bestraften[17]). Die Kamtschadalen und Aleuten schreiten bei den geringsten Unannehmlichkeiten, oft bei blossen Drohungen, zum Selbstmord, indem sie sich erhängen, ersäufen, zu Tode hungern oder mit Messern tödten; ein Vater liess sich, weil er nichts mehr nütze sei, von seinem Sohne aufhängen, und als der Strick riss, schalt er erzürnt den Sohn ob seiner Ungeschicklichkeit; dieser hing ihn sofort an einem doppelten Stricke auf[18]).

Die Trauer um die Gestorbenen ist oft zwar sehr laut und sichtbar, trägt aber meist den Charakter der Oberflächlichkeit,

Geringer im Innern, tritt der Schmerz mehr nach aussen; der Seelenschmerz wird gewissermaassen durch die äussere freiwillig übernommene Qual abgekauft oder ersetzt, man beruhigt sich leichter, wenn sich der natürliche geistige Schmerz in den selbstgeschaffenen Leiden concentrirt, und wenn der Mensch in diesen äussern Qualen sich und andern einen sichtbaren Beweis giebt, wie gross sein Schmerz um den Verlornen sei. Man martert und verstümmelt sich und hat darin eine Symbolik des inneren Schmerzes, der sich eben nach aussen wirft, wie in den Thränen. Es liegt dieser Martersymbolik derselbe Gedanke zu Grunde, wie wenn die Morgenländer in zerrissenen Kleidern und in der Asche sitzen, sich an die Brust schlagen und das Haar ausraufen, oder wenn wir unsere Trauer durch düstere, schmucklose Kleidung, durch Enthaltung von aller Lustbarkeit bezeichnen. — Bei vielen amerikanischen und australischen Völkern und bei den Buschmännern schneidet man sich bei schwerer Trauer einen Finger oder ein Glied eines Fingers ab, und Manche sind daher an der Hand ganz verstümmelt. Andere geisseln und verwunden sich bis aufs Blut, oder schlagen sich die Vorderzähne aus[19]. Besonders ergehen sich die Weiber pflichtmässig in Jammer und Geheul, und Klageweiber, die in besonderer Virtuosität die Trauerklage darstellen, finden sich selbst bei ziemlich rohen Völkern. Die bis zum freiwilligen Tode der Wittwen und Freunde fortschreitende Trauer ist früher schon erwähnt. Grauenvoll ist die Sitte der alten Bewohner von Paraguay, die Schädel verstorbener Töchter als Trinkbecher bei ihren Trauergelagen zu gebrauchen[20]. Bei den Ostjaken macht man von den Gestorbenen oft hölzerne Bilder, welche bei Erinnerungsmahlzeiten den Ehrenplatz einnehmen, und Speisen erhalten; Wittwen putzen die Bilder ihrer Männer und nehmen sie mit sich ins Bett[21].

[1]) Mackenzie, 481; Franklin, erste Reise, 192; zweite Reise 91. [2]) Robertson, Gesch. von Amerika, I, 466. Mackenzie, 481. [3]) Heckewelder, S. 278. Vergl. Mackenzie, 143. [4]) Max v. Neuwied, II, 221. [5]) Spix und Martius 574. [6]) Cavazzi, hist. Beschr., 150. [7]) Campbell, R. 49. 245. [8]) Ebend., zweite Reise 258. [9]) Ebend. 272. [10]) Steller, 271. [11]) Herod. III, c. 100. [12]) Cranz, 201; Beechey II, 394. [13]) Pohl, Reise II, 171. [14]) Mackenzie, 455. [15]) Mungo Park, S 287. [16]) Adair, Gesch. d. Indianer, S. 38. Mackenzie, S. 17. [17]) Monrad, Guinea, 24. Bowdich, 352. [18]) Steller, S. 298. [19]) Beechey II, 159. 179 Burchell, Reise, II, 78. [20]) Sepp, bei Charlevoix Gesch. von Parag. I. p. 21. [21]) Pallas Reise durch d. Russ. R. III, 59.

Vierter Abschnitt.

Das staatliche Leben.

§ 106.

Die Sittlichkeit der rohen Völker ist noch keine bewusste, sondern mehr eine durch verborgenen Vernunfttrieb in vereinzelten Punkten bewusstlos hervorbrechende. Sie sind für ihre Tugenden wie für ihre Unsittlichkeit nicht recht zurechnungsfähig; sie stehen noch nicht im Gebiete des freien und bewussten Geistes. Das Sittliche ist nur ein dunkles, mystisches Drängen und Treiben des inwohnenden aber nicht offenbaren Geistes von innen heraus, aber es kommt nicht zu einem wirklichen Durchbruch; die äussere natürliche Oberfläche und Decke des menschlichen Daseins erhebt sich nur an einzelnen Stellen, aber lässt den Geist nicht aus sich hervorbrechen; er wird nicht frei, kommt nicht zu einer offenbaren Gestaltung, zu einem wirklichen selbstständigen Leben, bleibt nur ein mystischer Trieb, wird nicht bewusster Gedanke. — Das Sittliche aber ist die Seele des menschlichen Gemeinlebens; und wie jenes nur punktweise, unbewusst und ungeistig auftritt, so kann auch das Gemeinleben der rohen Naturvölker überhaupt noch kein geistiges, kein vernünftig gestaltetes sein. Das Volksleben ist noch nicht ein geistiger Organismus. Der Geist ist noch in zufällige Punkte zerstreut, er schwebt noch über den chaotischen Massen des Völkerlebens, ist noch nicht in sie eingedrungen, wird nicht in die Wirklichkeit geboren. Es ist noch ein Traumleben, nur dann und wann von einzelnen Augenblicken eines schläfrigen Erwachens unterbrochen. Es ist da noch kein wirklicher Staat, noch keine geistige, nur eine mechanische Einheit; das Volk trägt keine Idee in sich; und wir können auf dieser Stufe die einzelnen Formen des Gemeinlebens nicht organisch aus einander entwickeln. Sie ragen nur in ihren höchsten Spitzen zusammenhangslos aus dem allgemeinen geistigen Chaos hervor.

Während das Thier in den beschränkten Kreis seines Naturtriebes festgebannt ist, hat der Mensch die Möglichkeit einer unendlichen Entwickelung und Erweiterung seines Daseins; er zieht kraft seiner wenn auch noch unbewussten Geistigkeit die äussere Welt zu sich heran, macht sie zu seinem Kreise des Daseins, zu dem Seinigen, zu seinem Eigenthum. Zu einem bestimmten wird das Eigenthum aber erst in dem Gemeinleben; erst wenn des Andern Besitz den meinigen berührt, ihm als das, was mir nicht gehört, gegenübertritt, erhält mein Besitz einen bestimmten, von dem andern unterschiedenen Inhalt. Wäre ich allein auf der Welt, so

gehörte mir Alles, was ich erfassen könnte! — aber grade in dieser nebelhaften Unbestimmtheit würde wieder der eigentliche Begriff des Eigenthums zerfliessen; erst durch den Gegensatz erhält das Meinige eine rechte Bedeutung und einen Werth. Besitz und Gemeinleben gehören durchaus zu einander, sie fordern einander; der Besitz scheidet und bindet zugleich; er macht den Menschen selbstständig, knüpft ihn aber zugleich an die Gesammtheit und begründet das Gemeinleben, weil nur in diesem der Besitz, diese zweite, erweiterte Leiblichkeit des Menschen, zu einem sicheren und wirklichen wird. — An dem Besitz misst sich die Bildungsstufe des Volkes; denn in ihm schafft sich der wachsende Geist seinen Körper. Die Diogenesweisheit ist nicht die der Weltgeschichte; und die Pyramiden sind wirklich noch etwas Besseres als die Tonne des griechischen Sonderlings. Die Philosophie der Geschichte lautet nicht: „Nichts bedürfen ist göttlich", sondern „Nichts besitzen ist thierisch." Ohne Besitz sind nur die auf die Stufe der Thierheit gesunkenen Stämme der Buschmänner, Pescherä etc.; und mit der Bildung steigt der Besitz, bis er in den Hirtenvölkern seine höchste Ausdehnung bei den rohen Naturvölkern erreicht.

Der lebendig gewordene, begeistete Besitz, der **Handel**, ist auch bei roheren Völkern, am höchsten bei den Hirtenvölkern; aber diese **Sprache** des Besitzes hat noch kein Organ, keine Zunge gewonnen, hat noch nicht **Geld**; es ist nur eine unmittelbare Mittheilung, durch **Tauschhandel**, der nur hier und da durch besondere Tauschmittel, Muscheln, Zeuge, Waffen, Gold etc., erleichtert wird.

Die Buschmänner haben fast gar kein Eigenthum. Wenn sie eine Heerde Vieh geraubt haben, so wird so viel als möglich gefressen; das Übrige wird todt liegen gelassen. Keiner würde auch dem Andern etwas gönnen; Alles gehört Allen oder Niemandem [1]). Der Besitz der wilden Jäger geht nicht über die Waffen und einige Werkzeuge hinaus. Die Fischer sind schon mehr auf dauernden Besitz angewiesen; ihre Lebensweise bedingt mehr Werkzeuge, Kähne etc., sie müssen Vorräthe sammeln; aber noch schwankt der Begriff des Besitzes, und oft genug herrscht eine Art Gütergemeinschaft, wie auf der Oster-Insel. Das Leben der Hirten **ruht** bereits auf dem Eigenthum; beweglich oder unbeweglich ist dieses das Wesen des Gemeinlebens, und erbt in der Familie fort, die so ein äusserliches, bleibendes Band gewonnen hat. Die Neger hängen mit Gier am Besitz und Alles ist ihnen feil, selbst die Kinder, und das Verbrechen wird meist durch Gold und Vieh gesühnt. Die Hirten ausgenommen, ist bei den Wilden der Begriff des Besitzes noch ein sehr unsicherer, und Stehlen oder Rauben daher bei den meisten Völkern kein Unrecht; die Sache gehört dem, der sie findet oder ergreift, und Stehlen ist nur eine Art Erjagen. Unter einander meist ehrlich

aus Billigkeit und Freundschaft haben die Wilden gewöhnlich nicht gleiche Verpflichtung gegen die Fremden; und gewöhnt, in Wald und Wasser Alles sich anzueignen, was sie ergreifen können, dehnen sie das freie Jagdrecht fast immer auch auf die Kisten, Schiffe und Zelte der Europäer aus. Das ist keine ehrlose Gesinnung, sondern eine communistische Folge ihrer Begriffe vom Besitz, ist für sie nicht Unsittlichkeit, sondern die Ausübung eines Rechtes, die eher Ruhm als Schande bringt. Die Schwester des Königs auf einer hochgebildeten Südsee-Insel stahl ohne Weiteres auf Cooks Schiff im Einverständniss mit ihrem Bruder ein Paar eiserne Nägel[3]), — und ein altes Eskimo-Weib war so naiv, dass sie einer Engländerin den ihr gestohlenen silbernen Fingerhut wiederbrachte, weil er ihr nicht passe. Das geordnete Recht des Besitzes ruht nur auf dem Staate; dieser aber ist nicht bei den Wilden, darum ist auch Diebstahl nicht an sich etwas Unrechtes.

[1]) Lichtenstein II. 321. 83. [2]) Nach la Perouse, Beechey, I, S. 78. [3]) Forster, Bemerk. S. 338.

§ 107.

Das öffentliche Recht, welches die Beziehung des Ganzen im Gemeinleben zu dem Einzelnen ausdrückt, ist nur in schwachen Spuren vorhanden. Bei den niedrigeren Völkern vertritt die Gesammtheit das Recht gar nicht, es ist da reine Privat-Angelegenheit; der Beleidigte muss sich selbst Recht verschaffen; bei höher gebildeten erlangt die hergebrachte Gewohnheit die Bedeutung eines Gesetzes, und die gesteigerte Fürstenmacht wird das Organ des gemeinsamen Rechtes. Aber weder Gesetz noch Richter sind etwas Bestimmtes, Festes, sondern noch ganz zufällig und willkürlich. Es ist die Rechtspflege des unbewussten Triebes, nicht die des Bewusstseins.

Bei den amerikanischen Indianern ist weder Gesetz noch Richter; Niemand hat das Recht zu strafen, als der Beleidigte selbst; die Häuptlinge haben hierbei keine ausübende Gewalt, wenn auch ihre Meinung von grossem Gewichte ist. Die Blutrache ist die Form dieser Privat-Justiz. Bei den Negern ist diese eine unerlässliche Pflicht; und wer einen Mord oder eine unfreiwillige Tödtung nicht rächt, wird verachtet[1]). Ausserdem ist bei den höher gebildeten Negern der Fürst der Richter, oft noch mit Hinzuziehung von Ältesten[2]). — Die Bestrafung des Vergehens ist, wo der Beginn eines Rechtes, meist roh und grausam. Bei den Negern müssen Verbrecher bisweilen sich selbst tödten, oder der Kopf wird ihnen senkrecht durchgesägt, das Fett des Leichnams geschmolzen und in Lampen gebrannt, — oder sie werden bis an den Kopf in die Erde vergraben und dann mit Knütteln todtgeschlagen, oder nackt an einen Pfahl gebunden und der Verschmachtung und den Qualen durch Tausende von Insekten Preis gegeben; der Frau, welche Geheimnisse ausplaudert, wird die Oberlippe abgeschnitten, und, wenn sie horcht, ein Ohr; boshafte Zauberer werden zu Tode gemartert[3]). Bei den Kaffern wurde ein Dieb in seiner Hütte lebendig verbrannt[4]). — Die kannibalischen Strafen

der Batter und die Strafen des Ehebruchs sind früher schon erwähnt. Gewöhnlich aber werden bei den Negern die Verbrechen durch Strafe am Besitz oder durch Sklaverei bestraft. Bei den Indianern in Nord-Amerika werden Verbrechen oft nur durch Verhöhnung in öffentlichen Versammlungen bestraft; Diebe z. B. werden wegen ihrer Ehrlichkeit gerühmt, Feige wegen ihrer Tapferkeit[5]). Bei den Tungusen ist der Mörder nur schuldig, die Familie des Getödteten zu ernähren.

[1]) Monrad, 90. [2]) Winterbottom, S. 170. Mungo Park, S. 16. [3]) Monrad, 98. Hutton, voy. 290. [4]) Burchell II, 519. [5]) Adair, Gesch. der Indianer, S 373.

§ 108.

Das wirklich gewordene Gemeinleben als ein Ganzes im Staate ist bei den rohen Naturvölkern nur andeutungsweise vorhanden, und bei den niedrigsten fehlen sogar die schwächsten Spuren eines Verbandes. Die meisten haben von dem Staate weiter nichts als das Moment der Einheit; sie sind eben nur ein Volk, oder ein Stamm; darin geht die ganze Bedeutung ihres Staates auf. Die Vielheit der Menschen eines Stammes tritt zu einer Gesammtheit zusammen, aber diese Einheit ist noch keine lebendige, noch nicht in sich unterschieden, noch ganz abstract und todt; der Staat ist noch kein Organismus, sondern nur eine unorganische Kugel, ein Knäuel, in dem weiter keine Unterschiede vorhanden sind. Es ist da noch keine wirkliche Unterscheidung des Mittelpunktes von dem Umkreise, so wenig wie in der bloss ruhenden Kugel zwischen dem Mittelpunkte und den andern Kugelpunkten ein andrer als ein ideeller Unterschied ist; erst wenn die Kugel sich um sich bewegt, wird dieser Unterschied ein wirklicher, indem der Mittelpunkt ruht, während alle andern Punkte sich bewegen. So ist es auch mit dem Staate der Wilden; im Stande der Ruhe, des Friedens, ist eigentlich vollständige Gleichheit; Einer gilt so viel als der Andre, oder so viel, als seine Faust ihn gelten lässt; aber wenn dieser Volksknäuel in Bewegung kommt, zu Thaten, zum Kampfe fortschreitet, tritt der Mittelpunkt des Staates, der Häuptling, als etwas Wirkliches hervor, da ist er Führer und Befehlshaber, tritt aber sofort wieder in seine nur durch ideelle und moralische Bedeutung sich unterscheidende Gleichartigkeit mit den übrigen Männern zurück, sobald das Volksganze wieder zur Ruhe kommt. Der Häuptling ist nicht Regent, nicht Fürst, nur Führer der Heerde, nur Herzog; ist nur primus inter pares, nicht wesentlich, sondern nur zufällig von den Anderen verschieden, etwa als der Stärkste oder Grösste etc. Die Unterscheidung des Mittelpunktes vom Umkreise, des Häuptlings vom Volke, ist nicht eine innere, bleibende, sondern vorübergehend und äusserlich. Der Staat ist noch kein lebendiges Ganze, nur ein Zu-

sammenballen vieler Einzelwesen; die wegen dieses Mangels innerer wesentlicher Einheit nur in kleinen Stämmen, nicht in grösseren Staaten erscheinenden Völker sind nicht einmal Krystalle, sondern nur ein loses, in sich gleichartiges, formloses Sandsteingerölle. So ist das kaum kennbare, im Familien- und Stammleben sich darstellende Staatsleben der Wilden bei den niedrigeren Naturvölkern.

Die Buschmänner haben keine Spur irgend eines staatlichen Verbandes; sie leben in zufälligen Horden[1]). Die Neu-Holländer haben nur Anführer bei Kämpfen, ähnlich mehrere ganz wilde Stämme in Süd-Amerika. Bei den übrigen Indianern sind zum Theil auch im Frieden Häuptlinge, wie bei den Abiponern, sogar oft erblich, immer aber ohne wirkliche Macht, nur als Ordnungshalter von moralischem Gewicht; sie haben keine Macht zu strafen, sondern dürfen nur rathen und ermahnen, niemals Abgaben erheben oder den Gehorsam als ein Recht beanspruchen. Bei wichtigen Angelegenheiten, wie bei der Unternehmung eines Krieges, berathen die Familienhäupter und Krieger; des Häuptlings Meinung gilt nur als die eines Erfahreneren, und die Theilnahme an der Ausführung des Beschlusses ist immer nur eine freiwillige[2]). Bei den ziemlich gebildeten Batta hat der Häuptling nur eine moralische Macht; die Befolgung seiner Befehle hängt von dem Belieben eines Jeden ab[3]). Bei den Grönländern und Eskimo geht das Gemeinleben nicht über das Familienleben hinaus. — Die innere Gleichartigkeit des Volkes wird nur wenig gestört durch die hier und da auftauchenden Spuren einer Art Adels, denn auch hervorragender Geschlechter Ansehen bleibt nur ein bloss moralisches. Und dieser Adel ist meist nur eine nicht erbliche, nur durch schwere Muthsproben zu erringende Kriegerwürde, entsprechend der früher erwähnten Wehrhaftmachung aller Jünglinge, nur in einem höheren Grade. So müssen bei den Abiponern in Süd-Amerika die in diese Würde eintretenden Jünglinge drei Tage lang streng fasten, kein Wort sprechen, eine Kugel auf der Zunge haltend, dann werden sie von zaubernden Frauen unter grossen Feierlichkeiten und unter Änderung ihres Namens in den Stand aufgenommen.

[1]) Burchell II, 543. [2]) Adair, Geschichte der Indianer, 370, Mackenzie, 110, 141. [3]) Junghuhn II, 97.

§ 109.

Die ursprüngliche Gleichartigkeit der Menschen verschwindet aber sofort und geht in eine innere wesentliche Unterscheidung über, wenn das feindliche Zusammenstossen der Stämme mit der Unterwerfung des einen endigt und dieses Verhältniss ein dauerndes wird. Vorzüglich tritt diess ein, wenn die beiden Völker nicht in sich gleichartig, sondern von sehr verschiedener geistiger Kraft sind. Es tritt so der Unterschied eines herrschenden und eines unterworfenen Stammes in demselben Volke hervor, ein innerer Gegensatz, welcher den früheren Staat wesentlich verändert. Es erscheint ein

activer und ein passiver Theil des Volkes, und die frühere Bedeutung des Weibes, zu dienen und zu arbeiten, geht nun auf einen ganzen Stamm über, dessen Bestimmung im Staate es ist, zu arbeiten und zu leiden, der willenlose Körper für den Geist zu sein, den der siegende und herrschende Stamm vertritt, die gehorsame Peripherie für das ruhende und herrschende Centrum. Die Arbeit des bezwungenen, dienenden Stammes aber erhöht nothwendig die Kraft und die Macht des herrschenden und erweitert so von selbst die Kluft immer weiter zu einem Sklaven- und Herrenstand; der letztere, der körperlichen Arbeit entbunden, aber ihre Früchte verzehrend, zu geistiger Thätigkeit Musse geniessend und als Herr auf sie hingewiesen, führt die geistige Bildung der Menschheit weiter; aber die Kluft klafft immer weiter auseinander, weil die Liebe fehlt, welche die Brücke schlägt. Die ursprüngliche Aufgabe jedes Menschen, zu arbeiten und zu geniessen, körperlich und geistig zu wirken, tritt hier in zwei Seiten auseinander, und die Trennung bildet den Fortschritt, weil die Kräfte sich auf das Eine hin verdichten, — aber der Frieden und das sittliche Band des menschlichen Gemeinwesens ist im Innersten angegriffen. Was im vernünftigen Zustand das Ergebniss ruhiger, friedlicher und liebender Entwickelung sein soll, der Unterschied der Stände, das trägt hier das Gepräge roher, liebloser Feindseligkeit.

Dieser Dualismus tritt bereits bei mehreren amerikanischen Völkern hervor, aber in seiner ganzen traurigen Schärfe bei den Südsee-Insulanern. Hier herrscht ein weniger zahlreicher Menschenschlag, von heller Farbe, schön, gross, kräftig, geistig, regsam und muthig, über einen dunklen, negerartigen, hässlichen, körperlich kleineren, schlaffen Volksstamm, welcher nur in Neu-Holland, Neu-Guinea und Neu-Kaledonien selbstständiger erscheint. Der hellere Stamm, unter dem Namen Eries bekannt, ist der alleinige Träger der höheren Bildung auf den meisten Südsee-Inseln und ursprünglich gar nicht in die Reihe der rohen Naturvölker gehörig; — der andere, zu denen die Papuas gehören, sind von den hellen in strengster Unterwürfigkeit gehalten, selbst da, wo jene die überwiegende Mehrzahl sind; es ist die Knechtschaft des Stumpfsinnes unter dem Geist. Der dienende Stamm hat keine Rechte, ist ganz in die Willkür der Herren gegeben, und es wird ihm oft geradezu das eigentliche Wesen der Menschheit, die Seele, abgesprochen. Meist haben die Gemeinen kein Eigenthum, alle ihre Arbeit ist für die Edlen, sie sind die rechtlosen Knechte, die Parias.[1]) Ein König auf den Tonga-Inseln liess einst zu seinem Vergnügen einen Menschen von dem Mast eines Schiffes herunterschiessen und sagte, als man ihm darüber Vorstellungen machte, lachend, es sei ja nur ein gemeiner Mensch gewesen, dessen Leben oder Tod gleichgiltig sei, der ja nicht einmal eine Seele habe[2]). Selbst die Religion ist eine Sache der Edlen.

Die Neger, seit uralten Zeiten die Sklaven der Weissen, sind es auch bei sich selbst. Drei Viertheile aller Neger sind sicher Sklaven[3], und diese einheimische Sklaverei ist, wenn auch begünstigt durch langdauernde fremde Einflüsse, doch nicht aus der Fremde gekommen, sondern auf dem Boden der afrikanischen Menschheit selbst erwachsen. Der stärkere Stamm knechtet den besiegten zu seinem Sklaven, und die zur Natur des Volkes gegewordene Leibeigenschaft, begünstigt durch die unersättliche Habgier der Neger und durch das bereitwillige Entgegenkommen der Weissen, sendet nach allen Seiten hin die nahrungsuchenden Wurzeln aus; Kriege werden zum Zweck der Sklavenvermehrung geführt, völlige Menschenjagden veranstaltet, Schulden und Verbrechen durch Sklaverei bestraft, von Eltern die Kinder, von Männern die Frauen, wenn sie ihrer überdrüssig sind, von Fürsten die Unterthanen verkauft; Nothleidende verkaufen sich selbst[4]. Die an die Türken und nach Amerika verkauften Neger sind fast immer schon vorher Sklaven und wechseln nur den Herrn. Die Behandlung der Sklaven, sofern sie nicht Kriegsgefangene sind, ist von Seiten der Neger nicht gerade immer grausam zu nennen; bei einigen Stämmen haben sie das Recht, sich einen anderen Herrn zu wählen[5]; bei den Mandingo stehen sie unter dem Schutze der Gesetze, dürfen nicht getödtet und nicht willkürlich verkauft werden und erhalten oft eigenes Land zu ihrer Benutzung; die Kriegsgefangenen sind auch hier rechtlos der Willkür preisgegeben[6]. Grauenhaft aber ist die Behandlung der Unglücklichen, wenn sie von den Negern gebunden und an einander gekettet zum Verkauf geschleppt werden. Neugeborne Kinder werden den Müttern gewöhnlich sofort weggenommen und aufs Feld hingeworfen, wo sie bald umkommen oder von wilden Thieren gefressen werden; und selbst europäische Sklavenhändler werfen sehr oft die Säuglinge fort, wenn diese bei dem Kauf der Mutter verhehlt wurden oder nachher geboren werden. Auch den dienenden Sclavinnen werden nicht selten die Kinder genommen und weggeworfen; den Sklaven, die man eines körperlichen Fehlers wegen nicht gut verkaufen kann, wird manchmal sofort der Kopf abgeschnitten[7]. — Von den Gräueln der weissen Sclavenhändler beim Übersetzen der gewinnreichen Waare nach Amerika und der Sklavenherren in Amerika und Afrika[8]) müssen wir hier schweigen. Die Zahl der aus Afrika ausgeführten Sklaven betrug nach Buxton in der letzten Zeit noch jährlich gegen 200,000.

[1]) Labillardière, II, 171. Cook, 3te Reise, II, 319. Forster, Bemerk. p. 203. [2]) Mariner, S. 64. [3]) Mungo Park, S. 20. 257. [4]) Mungo Park, S. 223. 262. Winterbottom, 169. Monrad, 113. 298. Mollien, Reise, 80. Cavazzi, 82. [5]) Bowdich, 355. [6]) Mungo Park, 20. 257. Mollien, 83. Caillée, II, 38. [7]) Monrad, 104. 302. Lyon. travels, p. 297. [8]) Ebend., 106. 309. Buxton, der afrikan. Sklavenhandel, 1841, S. 91.

§ 110.

Die in der Unterscheidung eines herrschenden und eines geknechteten Standes zu Tage kommende innere Scheidung der Volkselemente führt nothwendig weiter. Der Dualismus, welcher den

Gegensatz nur auseinander legt, nicht eint, kann nicht bleiben; der im Wesen des Staates liegende Gegensatz von activem und passivem, regierendem und regiertem, centralem und peripherischem Element offenbart sich in dem Auftreten der Sklaverei als ein grausames, feindseliges Auseinandertreten. Das regierende centrale Moment ist aber die Einheit des Staates und muss wesentlich als Einheit erscheinen. Bei den Indianern war diese Einheit die matteste, kaum hervortretende, im Häuptling; es war Alles noch gleichartige Masse. Diese Gleichartigkeit ist jetzt aufgehoben; das Volk ist in sich unterschieden, aber nicht wie Centrum und Peripherie, sondern wie zwei concentrische Kreise, von denen der innere, centrale, herrschende, sich erst noch seinen Mittelpunkt sucht. So wie aber dieser eintritt, erscheint er in ganz anderer Weise, als jener machtlose, schattenhafte indianische Häuptling. Die unbedingte Macht des Menschen über den Menschen in demselben Gemeinleben hat sich in jenem Dualismus bereits heraufgerungen, und im Mittelpunkt laufen alle Strahlen zusammen; der Häuptling wird zum machtvollen Fürsten, der in seinem ganzen Wesen die schrankenlose Willkürherrschaft der Sklavenherren darstellt und bei den höher entwickelten Negerstaaten oft das Bild wilder Despotie gewährt.

Mit dem festen und starken Mittelpunkt des Staates ist aber auch der Anhaltspunkt für gesteigerte Bildung gewonnen; der Sklave wird zur Arbeit gezwungen; freiwillig arbeitet der rohe Naturmensch nicht; — und zum ersten Male wird der Acker gebaut; Reichthum und Macht häufen sich in der Mächtigen Händen und bieten die Möglichkeit zu grossen Unternehmungen, die Wohnsitze erweitern sich zu Städten, und diese zu Heerden der Macht und der Bildung. Aber noch schwebt vernunftlose, ungebändigte Wildheit auch über der äusseren Macht und schlägt jeden aufkeimenden Trieb einer wirklichen Geschichte, einer geistigen Entwickelung nieder. Das wilde Gestein der Naturvölker überzieht sich nur mit blattartigen Flechten, aber treibt keinen blühenden, fruchttragenden Pflanzenwuchs aus sich heraus. Der Anhauch europäischer und asiatischer Bildung macht die Wildheit nur wilder und grausamer.

Die Fürsten sind hier meist schon erblich; auf den Südsee-Inseln bilden die Edlen oft noch einen Rath um den König, und auf den Tonga ist der Kriegsanführer von dem Fürsten verschieden; meist aber hat der Regent unbeschränkte Macht. — Die erblichen Fürsten der Kaffern sind machtvoll; sie entscheiden über Leben und Tod der Verbrecher und erhalten als Abgabe sämmtliche Elephantenzähne, Tigerfelle, einen Antheil an jedem geschlachteten Thiere etc. Sind die Kaffern mit ihrem Regenten nicht zufrieden, so machen sie eine friedliche Revolution, indem sie ihn verlassen und sich einem anderen Stamme und dessen Fürsten anschliessen [1].

Bei den Bitschuanen, welche Städte bis zu 5000 Einwohnern haben, ist die Macht des erblichen Fürsten am grössten; er ist unbeschränkter Richter, entscheidet ohne Gesetze nach seinem Gutdünken über Verbrechen und führt selbst das Urtheil aus, prügelt den Dieb oft bis zum Tode und vollzieht die Hinrichtung durch Erstechen mit der Lanze[2]). — Die Negerkönige sind, oft selbst in festen Burgen wohnend, meist arge Despoten, weil Krieg und Unterwerfung anderer Stämme meist die Bedingung der grösseren Macht ist; nicht immer erblich; oft wählt der Fürst, bisweilen auch die Vornehmen, seinen Nachfolger aus seiner Familie[3]); einige Reiche, wie Loango und Aschanti, haben eine sehr ausgebildete Despotie; Vasallen stützen des Fürsten Macht; das Leben und Eigenthum der Unterthanen ist in seiner Hand; er kann die obersten Beamten ohne Weiteres zu Sklaven verkaufen oder ihren Kopf fordern; dem Aschantikönig gehört alles Gold und alles unbebaute Land[4]). Doch darf nicht ausser Acht gelassen werden, dass in Afrika, selbst bei den Kaffern, die Berührung mit den Weissen, besonders den Muhamedanern, vielfach eingewirkt hat.

[1]) Alberti, S. 132. Lichtenstein II, 538. 589. [2]) Lichtenstein II, 537. Campbell, Reisen, 93. 246. [3]) Winterbottom, 166. [4]) Degrandpré I, 184. Bowdich, 341. ff Monrad, 66. 97.

§ 111.

Das Verhältniss der einzelnen Stämme zu einander ist, wenn nicht ein gleichgiltiges, fast durchweg ein verneinendes und zerstörendes, ein Verhältniss des Kampfes. Der Krieg macht bei vielen Wilden neben der Jagd ihre einzige, wenig unterbrochene Beschäftigung aus. Die Völker stehen eben nicht als Glieder eines grossen geistigen Ganzen neben einander, sind nicht die Kinder und Träger eines Geistes, sondern stehen als sich ausschliessende Einzelwesen einander feindselig gegenüber. Wie das Raubthier kein anderes in seinem Bereiche leidet, so finden auch die Wilden zu einander keine andere Beziehung als die feindselige. Nicht durch Anerkennung des Andern können sie sich erhalten, sondern durch Ausschliessung, die, wenn nicht Raum oder Klima die Trennung schafft, im Kriege sich kund thut; und der Krieg wird meist mit wilder Leidenschaft geführt; denn nicht um eine Idee wird der Kampf geführt, sondern um das natürliche Bestehen. Nur sehr vereinzelt erscheinen Spuren von völkerrechtlichen Grundsätzen, die als ein den Völkern gemeinsames, also der Menschheit gehöriges Recht erscheinen, feste Grundsätze über Ausforderung zum Kriege, über Waffenstillstand und Frieden und Verträge, über Unverletzlichkeit der Gesandten etc.

Die völkerrechtlichen Grundsätze treten am meisten bei den Kaffern hervor; jedem Kriege gegen andere Stämme geht eine Kriegserklärung voran; der Kampf selbst wird offen und ehrlich geführt, und wenn die Nacht die unentschiedene Schlacht unter-

bricht, so wird bis zum Morgen strenge Waffenruhe beobachtet. Weiber und Kinder werden, wenn sie gefangen werden, zurückgegeben und die Gesandten heilig gehalten[1]) Bei den Bidschuanen und den eigentlichen Negern sind die Kriege wilder und treuloser, und Weib und Kind werden gemordet[2]). Die Gesandten werden auch meist bei den Indianern unverletzlich gehalten, und die nicht seltene Entscheidung des Streites durch Zweikämpfe und die Beachtung unverletzlicher Orte als Asyle[3]) sind auf völkerrechtlichem Gesetze begründet.

[1]) Alberti, S. 144. [2]) Campbell, 251. [3]) Heckewelder. 540.

Fünfter Abschnitt.

Die Geschichte.

§ 112.

Die Frucht des ganzen geistigen Lebens eines Volkes, das Meer, in welches alle seine geistigen Ströme münden, ist die Geschichte. Die Geschichte eines Volkes macht seinen Geist, gleichsam seine Persönlichkeit aus. Aber wie das Kind noch keine Persönlichkeit hat, weil noch kein Selbstbewusstsein, und darum auch noch keine wirkliche Erinnerung, keine Geschichte, so haben auch die rohen Völker noch keine Geschichte, weil noch kein Selbstbewusstsein. Die dürftigen Bäche ihres geistigen Lebens verrinnen im Sande, bilden keinen geschichtlichen Strom. Diese Völker haben keine Vergangenheit, nur eine ewige Gegenwart; sie blicken nicht rückwärts, sondern wie das Thier nur auf das unmittelbar Nahe, — auch nicht vorwärts, sie haben keine Zukunft, keinen idealen zu erreichenden Zweck ihres Daseins. Sie sind nur eine menschliche Pflanzenwelt; die einzelnen Menschen und Stämme entstehen und vergehen spurlos, ohne die Errungenschaft einer Vergangenheit in sich zu tragen, ohne den künftigen Geschlechtern ein geistiges Erbtheil zu hinterlassen. Sie leben allerwege nur in den Tag hinein, — und aus dem Tage wieder heraus; sie bringen es zu Nichts, wie sie selbst zu Nichts gebracht sind. Desshalb sind sie auch nicht Geschichtsvölker, sondern Naturvölker; der Geist der Geschichte lebt nicht in ihnen, sondern ist in ihnen erstarrt. Sie sind die versteinerten Überreste vorsündfluthlicher Organismen in der Geschichte. Sie wissen von ihrer Vergangenheit fast nichts zu sagen, weil sie nichts zu sagen haben. Sie streifen nur die Geschichte, ohne selbst eine zu haben; aber ihre Berührungen mit den geschichtlichen Völkern sind die Keime ihres Todes, und selbst ihre seltenen Siege über jene waren die grössten Niederlagen ihres Geistes; die Sieger beugten sich unter

den höheren Geist, und die Mongolen, ohnehin schon durch fremden Geist in den Kampf getrieben, wurden in China von dem chinesischen Geiste völlig bezwungen, wurden Chinesen. Die rohen Naturvölker haben den Völkern der Geschichte gegenüber keine Waffen, es ist ihnen unheimlich in ihrer Nähe; sie versengen sich an dem Lichte der Geschichte wie die Motten ihre Flügel; und wie merkwürdiger Weise die Berührung der Indianer mit den Weissen verderblichen natürlichen Einfluss hatte und ungekannte Krankheiten verheerend über jene brachte, so ist auch der Geist der Weissen für ihren rohen Naturgeist ein vernichtender. Von einem dunklen Gefühle getrieben, strecken sie oft, auch in der Übermacht, vor dem Volke der Bildung die Waffen; das zahlreiche Volk der Kamtschadalen liess sich von einer Handvoll dreister Kosaken unterjochen und aufs Unerhörteste tyrannisiren, und selbst der hochgebildeten Peruaner und Mexikaner Unterjochung durch wenige Abenteurer zeigen des geschichtlichen Geistes besiegende Übermacht.

Die Naturvölker nehmen von den geistigen Völkern keine Geschichte an, sondern gehen in sie unter. Die seit uralter Zeit mit den Weissen in Berührung und Verkehr stehenden Neger haben dadurch nur wenig Bildung, fast gar keine geschichtliche Entwickelung gewonnen, sondern sich dem höheren Volke nur als Sklaven hingegeben, einander an dasselbe verkauft. Selbstmörderisch legten sie die Hand an das eigene Dasein, opferten ihr eigenes Volk fort und fort den Weissen, und ihr jahrtausendlanger Verkehr mit den Völkern der Geschichte ist ein eben so lange dauerndes, leidenschaftlich getriebenes Selbstverzehren zu Gunsten der Fremden. Die geistigen Völker lassen die ungeistigen nicht neben sich bestehen, sondern ziehen und saugen sie wie ein Schwamm in sich hinein.

Die Übergangsstufen von den wilden zu den geschichtlichen Völkern.

I. Die Finnischen oder Uralischen Völker.

§ 113.

Ohne eine besondere Stufe in der Geschichte der Menschheit zu bilden, schweben in unklarer Halbheit zwischen Rohheit und Bildung, zwischen passiven Naturvölkern und activen geschichtlichen Völkern, aber im Ganzen mehr in die Geistesniedrigkeit der ersteren sich versenkend, nebelhaft die den nördlichen Streifen der alten Welt einnehmenden Finnischen oder Uralischen Völker, bei den Slaven meist mit dem unbestimmten Namen Tschuden, d. i. Fremde, bezeichnet. Ihre älteste Heimath ist allen geschichtlichen und sprachlichen Spuren nach das Ural-Gebirge[1]). An sich dem weissen Menschenstamme angehörig, tragen sie doch schon in ihrem Äusseren eine auffallende Hinneigung zu dem gelben oder mongolischen, und bilden eigentlich den Übergang des einen Stammes in den andern. Das Gesicht geht mehr in die Breite, die Backenknochen treten hervor, das Gesicht ist oft sehr bräunlich, das Haar straff und schwarz, die Schultern breit. Der Charakter dieser Völker hat meist etwas Rohes und Grobes, eine Abneigung gegen die höhere Gesittung; und das Eingreifen dieser Völker in die Geschichte ist daher meist nur ein wüstes Hereinstürmen und Zerstören ohne einen positiven Gehalt. — Die Uralischen Völker nehmen einen grossen Theil des nördlichen Asiens und Europas ein, und ziehen sich, mit Slavischen und Germanischen Elementen vielfach vermischt, bis nach Ostpreussen hinein, und sind jedenfalls in den europäischen Ostländern die ältere Einwanderung vor den Germanen und Slaven, und von diesen bei deren Eindringen fast überall zurückgedrängt oder bewältigt, die Völker schlaffer und geistloser Rohheit besiegt von den Völkern der geschichtlichen That. Es gehören zu diesem weit verbreiteten, aber in der Geschichte gar nicht oder nur roh auftretenden Volksstamme die eigentlichen Finnländer, die Esthen, Lappen, Lieven, alle diese viel mit germanischen Elementen vermischt, Mordwinen, Tscheremissen, Permier, Wogulen, Ostjaken etc. Sie sind wahrscheinlich die Hauptmasse der alten Skythen[2]). — Die Altpreussen und Litthauer enthalten, mit den Slaven verwandt, bedeutende finnische Elemente. Die Magyaren treten abgesondert, und von fremden Elementen sehr stark durchzogen, erst spät auf, und gehen bald in die christliche Geschichte

ein; sie tragen überhaupt ein von den übrigen Finnen geistig und körperlich vielfach abweichendes Gepräge.

Wir brauchen uns bei diesen Völkern um so weniger lange aufzuhalten, als der ursprüngliche und reine Charakter ihres Geistes sich aus den vielen fremdartigen Beimischungen schwer herauslösen lässt, und das mühsam Errungene nicht als eine wesentlich andere Stufe der Geistesentwickelung erscheint als die der rohen Naturvölker. Die religiösen Anschauungen fallen durchweg in das Gebiet des Dämonen-Kultus und sind bereits berücksichtiget worden. Das finnische Schamanenthum unterscheidet sich von den anderen Formen desselben nur durch die höhere Ausbildung der zu Grunde liegenden Gedanken, durch die grössere Ordnung und Gliederung der dämonischen Mächte. Die Geister gruppiren sich, und concentriren sich gleichsam zu einzelnen hervorragenden Wesen, neben und unter denen aber viele andere sind. Die Geisterwelt gerinnt zu einzelnen dichteren Massen, die aber eine über das Schamanenthum hinausreichende Bedeutung nicht erlangen können. Die vorzugsweise im Dämonen-Kultus ausgebildete Zauberei hat bei den finnischen Völkern ihre höchste Entwickelung gewonnen, und ohne Zweifel auch in das Slaven- und Germanenthum hinein sein Wurzelausläufer getrieben [3]). — Die religiöse Gedankenwelt der finnischen Völker, durchweg in das Gebiet der sinnlichen Naturreligion, genauer in das der Dämonen-Verehrung fallend, gewährt denselben keine besondere Stelle in der Geistes-Geschichte der Menschheit; — und wir würden sie hier nicht besonders anführen, wenn sie nicht kraft ihrer activen Natur sich zeitweise über den ungeschichtlichen Zustand der rohen Naturvölker erhoben und selbstthätig in die Geschichte eingegriffen hätten. Freilich haben sie keine wirkliche Geschichte sich errungen und durch ihre Thaten nichts Positives erbaut; sie sind vielmehr nur als ein brausender Strom verheerend in die geschichtliche Welt hereingebrochen, und haben grollend dieselbe theilweise in Trümmer geworfen; — aber dass sie überhaupt auch nur vorübergehend zu einer geschichtlichen Macht sich emporrangen, dass sie als ein grosses wohlorganisirtes und lebendiges Ganzes handelnd auftraten und mit ganz bestimmten weit über den Gesichtskreis der Wilden hinausreichenden geistigen Zwecken, mit dem Streben nach Weltbeherrschung in die vorhandene Geschichte eingriffen, — das rückt sie wenigstens in einem Punkte über die rohen Naturvölker hinaus. Diese Geschichte ist jedoch nur ein wildes Aufflackern des thatkräftigen Geistes des activen Menschenstammes, welches aber ohne innere geistige Haltung sofort wieder verlischt und wie ein glänzendes Meteor schnell vor der geschichtlichen Atmosphäre vorüberflimmert und zerstiebt.

Die Finnen treten geschichtlich handelnd auf als **Hunnen** im vierten und fünften Jahrhundert. Von der West- und Nordseite des Kaspischen Meeres her brachen sie unter Anführung Balamir's 374 nach Europa herein, setzten über den Don, verdrängten die Alanen und Gothen, und liessen sich zunächst im südlichen Russland, in Polen und Ungarn nieder. Das Hereinbrechen der Hunnen ist die Hauptursache der grossen Völkerwanderung, welche die alte Geschichte zu Grabe trägt, und für die christliche Gestaltung der neuen Geschichte den Boden bereitet. Das Ost-Römische Reich hielt nur durch Tribute die Hunnen eine Zeit lang von sich ab. 444 tritt Attila, nach Ermordung seines Bruders als Alleinherrscher des Hunnenreiches auf, welches aber ausser den Hunnen noch viele mongolische, türkische und germanische Völker umschloss. An der Spitze eines Heeres von 700,000 Kriegern betrachtete er sich als Herrn der Welt; verwüstend bis an die Thore von Constantinopel vordringend liess er sich nur durch schweren Tribut zur Umkehr bewegen. Die furchtbare Schlacht auf den Katalaunischen Feldern 451 gegen die vereinigten Römer und Westgothen drängte ihn zwar aus dem von ihm verwüsteten Gallien zurück, aber in Italien bis Ravenna vorgedrungen, liess er nur durch Geld und Demüthigung der Römer sich von dem Marsche auf Rom abhalten. Der plötzliche Tod Attila's befreite Europa von dieser „Gottes-Geissel", das mächtige Reich zerfiel sehr bald, und die entzweiten Hunnen-Horden wurden, besonders durch deutsche Völker, meist nach Asien zurückgedrängt. Zu den wenigen an der Theiss und untern Donau zurückgebliebenen Resten kamen im neunten Jahrhundert aus dem südlichen Ural neue finnische oder hunnische Stämme, die **Ungarn** oder **Magyaren**, die, mit fremden, besonders türkischen Elementen vermischt, im Wesentlichen als die Nachkommen der Hunnen zu betrachten sind.

Die Hunnen sind zunächst **nicht** die in der vorhunnischen Periode im mittleren Hochasien wogenden **Hiongnu**, welche China vielfach bedrängten, und gegen welche die chinesische Mauer errichtet wurde. Diese Annahme Deguignes beruht auf keiner einzigen sicheren Thatsache, ist vielmehr mit der Geschichte der Hiongnu unvereinbar. Die Hiongnu gehören zu den **türkischen** Völkern; die Namen der Hunnen Attilas sind aber den Türken völlig fremd und für sie zum Theil gar nicht aussprechbar[4]). Die Lebensweise der Hiongnu und der Hunnen ist in wesentlichen Dingen verschieden. Die Hunnen sind ebensowenig **Mongolen**, wie es die verbreitetste Meinung ist. Die Schilderungen der alten Gesshichtsschreiber von dem Aussehen der Hunnen scheint freilich den mongolischen Charakter auszusprechen[5]). Da erscheinen sie von dunkler Farbe, unförmlich wie ein Klotz, das Gesicht wie ein Klumpen, die Augen nur wie zwei Punkte,

überhaupt sind sie durch und durch hässlich; Manche machen völlige Scheusale aus ihnen. Attila wird als besonders hässlich geschildert[6]; klein, breite Brust, grosser Kopf, kleine Augen, spärlicher Bart, platte Nase, dunkle Farbe. Da meint man nun das vollständige Bild von Mongolen zu haben. Zunächst aber muss schon das vielfache Karikiren der für die Römer, Griechen und Germanen allerdings sehr fremdartigen und wilden Gestalten gegen die Schilderung etwas vorsichtig machen. Zweitens waren viele mongolischen Horden ohne allen Zweifel in die Heere der ihnen benachbarten Hunnen gemischt. Drittens sind die finnischen Völker die Übergangsstufe des weissen zum gelben Menschenstamme und haben augenscheinliche Ähnlichkeit mit den Mongolen[7]. Viertens ist die Hässlichkeit der Hunnen, besonders auch die platte Nase sehr leicht erklärlich, wenn wir erfahren, dass den hunnischen Knaben schon als Säuglingen das Gesicht mit Messern zerschnitten, und die Nase platt gedrückt wurde[8]. Fünftens lässt sich kein einziger der hunnischen Namen in der mongolischen Sprache nachweisen oder aus ihr sicher erklären[9]. Sechstens wissen die Mongolen von ihrer ihnen zugeschriebenen Rolle unter Attila nicht das Geringste; und solche Thaten vergessen sich nicht. Endlich widerlegt die Verwandtschaft der Hunnen mit den Ungarn die mongolische Abstammung. Davon einiges Genauere. Die armenischen Geschichtsschreiber setzen die alten Hunnen nördlich vom Kaukasus, zwischen die Wolga und den Don, und nennen sie Hunk[10]; Jene Gegenden und der südliche Ural sind aber bestimmt auch die Heimath der Ungarn. Die byzantinischen Schriftsteller erklären die Ungarn ohne Weiteres für die Hunnen, und ebenso die alten ungarischen Chroniken[11]. Die ältesten Sagen der Ungarn behaupten allgemein ihre Abstammung von den Hunnen[12], und in gleichem Sinne wird im Mittelalter Ungarn und Hunnen für gleichbedeutend gebraucht. Rubruk, welcher 1253 nördlich vom Kaspischen Meer reiste, sagt von dem nördlich vom Uralfluss gelegenen Lande Pascatir oder Pascatur: „Idioma Pascatur [verwandt mit Baschkir] et Ungariorum idem est et sunt pastores sine civitate aliqua. — De illa regione Pascatur exierunt Huni, qui postea Hungari“[13]. Die hunnischen Namen finden sich im Ungarischen theils wieder, theils lassen sie sich leicht aus demselben erklären[14]. Das Land östlich von der Wolga und am Ural hiess im Mittelalter Gross-Hunnien oder Gross-Ungarn, Ongaria oder Ugar[15]; die Ungarn selbst aber, Ugry oder Ungri oder Hungarn genannt, wandern im neunten Jahrhundert aus jener Gegend in die Theiss- und Donauländer[16]. Nach Theophilakt wurden die Hunnen auch Türken genannt[17]; diese Verwechselung ist wohl möglich, wenn die Hunnen finnisch, aber schwer erklärlich, wenn sie mongolisch waren. — Zu den hunnischen Völkern gehörten auch die Avaren, deren Name sich jetzt noch bei einem mit den Ungarn verwandten Stamme der Lesghier im Kaukasus wieder findet, welcher auch in seiner Sprache eine merkwürdige Ähnlichkeit mit der hunnischen zeigt, und die meisten der hunnischen Namen, wie, Attila, Balamir etc. als ganz gewöhnliche bei sich hat[18]; in den Kaukasus aber hatten

sich die Hunnen zurückzogen[19]. Die Bulgaren sind ebenfalls hunnisch-finnischen Ursprungs[20]. Fast alle diese Reste der ehemaligen Hunnen sind aber mit fremden Elementen vermischt.

[1]) Klaproth, Asia polygl S. 182. F. H. Müller, der ugrische Volksstamm. [2]) Klaproth, S. 183. [3]) Genaueres über die Religion der Finnischen Völker findet man bei Mone Gesch. des Heidenthums im nördl. Europa, 1822, Bd. I. und Scheffer, Lapponia. [4]) Klaproth tabl. hist. p. 101. 241. [5]) Jornandes de rebus Geticis c. 24. Ammian Marcellinus XXXI. Sidonii Apollinaris carmen II, v. 245 etc [6]) Jornandes, c 35. [7]) Klaproth, a. a. O. 246. [8]) Jornandes; Sidonius a. a. O. [9]) Klapr.. 239. [10]) Klapr., 235. [11]) Ebend. 243. [12]) Puztay, die Ungarn. 1843, I, 8 [13]) Relat. des voy. de Rubruk. Paris 1839, p. 79. [14]) Klapr. p 244. [15]) Plan Carpin, c. 4. [16]) Klapr. 273. 275 [17]) In d Excerpta de legat. Par. 1648, p. 151. [18]) Klapr. 245. [19]) Ebend. 281. [20]) Ebend. 260.

§ 114.

Die Hunnen Attilas erscheinen in ihrer ganzen Bildung und Lebensweise als roh und wild, ziemlich auf gleicher Stufe mit den Mongolen stehend. Von ihrem geistigen Leben haben wir fast gar keine Nachricht; es dürfte auch wenig davon zu sagen sein. Die Geschichtschreiber wissen, von Grauen erfüllt, nur die furchtbare Äusserlichkeit ihres Seins und Thuns zu beschreiben und lassen wenig Blicke auf das Innere thun. Das religiöse Leben scheint sich über das Schamenenthum nicht erhoben zu haben und tritt bei diesem kriegerischen Volke sehr in den Hintergrund.

Ackerbau wurde von den Hunnen selbst nie, wenig nur von den Kriegsgefangenen getrieben, Zubereitung der Speisen war ihnen fast unbekannt, das Fleisch wurde roh gegessen, nachdem es unter dem Sattel mürbe geritten war. Bei ihrer Ankunft in Europa kannten sie keine Hütte, sondern hatten ihre Familie nur in bedeckten, von Ochsen gezogenen Wagen bei sich. Die Männer lebten fast immer auf ihren Pferden, assen und tranken und schliefen selbst oft auf ihnen. Attilas Residenz an der Theiss war nur ein rohes Hüttenlager, und sein Pallast war nur aus Holz gebaut. Ihre rohen Kleider wurden wie bei den Mongolen nie gewechselt, nie gereinigt, bis sie in Stücke zerfielen. Die Schreibekunst blieb ihnen unbekannt, und alle ihre Unterhandlungen mussten mündlich geschehen[1]. Ihre Kriegskunst war der mongolischen sehr ähnlich. Heftige Reiterangriffe, bei standhaftem Widerstand schnelle und zerstreute Umkehr, um bald wieder von Neuem anzustürmen. Wilde Verheerung war ihre Freude, und Wüsten und Schutthaufen die Denkzeichen ihrer Züge. Roh in Gesittung, schaamlos und wollüstig, tragen sie den sittlich kräftigen deutschen Völkern gegenüber das scharfe Gepräge der Wildheit. (Vgl. § 101.)

[1]) Klaproth, S. 248.

§ 115.

Die Hunnen stehen an der **Grenze** der geschichtlichen Völker, schneiden auch roh in die Geschichte selbst ein, ohne aber in diese einzutreten. Der Gedanke der Weltherrschaft erscheint bei Attila

noch ganz plump; es ist da keine höhere Idee, kein vernünftiger Zweck. Es wird die Welt der Bildung angegriffen, eben nur um sie der Rohheit zu unterwerfen; Attila will keinen geistigen Organismus schaffen. Das Hunnenreich ist nicht einmal eigentlich ein Staat, sondern nur ein Heer, und steht darum weit hinter der Mongolengeschichte unter Tschingiskhan zurück. Das Hunnenreich war nur eine zusammengeballte Lawine, welche sofort zerfiel und zerschmolz, als sie nach Attilas Tode zur Ruhe kam; es hatte keinen Kern, keinen Lebensgeist, und hat daher auch keine andern Spuren zurückgelassen, als Brandstätten und Leichenfelder. Die Hunnengeschichte war nur der Beginn des Brandes, der die alte baufällige und faule Stadt der alten Geschichte in Asche legte, um für einen höheren und geistigeren Bau Raum zu machen. Die Hunnen sind nicht geschichtliche Bauleute; sie haben nur den vorhandenen Bau zusammenstürzen helfen, sind nur geschichtliche Handlanger; und ihre Thaten sind der Wintersturm, der den vertrockneten Herbst der alten Zeit unter die Grabesdecke des Schnees legte, um einen schöneren Frühling vorzubereiten. Sie gehören, an sich des Geistes entbehrend, der vorgeschichtlichen Kulturperiode an, aber sie griffen, im Unterschiede von den eigentlichen Wilden, ohne zu wissen wie und warum, convulsivisch in das Räderwerk der Geschichte ein, und beschleunigten so den letzten Pendelschlag des morsch gewordenen Uhrwerks.

---

§ 116.

Höher als die Hunnen an Kraft und That, tauchen an der Grenzregion der ungeschichtlichen und geschichtlichen Völker in der Geschichte der Menschheit Übergangsgestaltungen auf, die, ohne wirklich eine bestimmte und klar ausgesprochene Stufe in der Entwickelung der Menschheit zu bilden, ohne eine wirkliche durchgeführte innere Geschichte zu haben, doch einen Anlauf zu einer solchen nehmen und vorübergehend in die wirkliche Geschichte eingreifen, ohne darum ein organisches Glied derselben zu bilden, — Völker, die, ihrem inneren Wesen nach passiv und der ungeschichtlichen Menschheit angehörig, doch durch äusseren Anstoss zu einer kurzdauernden geschichtlichen Macht und Bedeutung gelangt sind, um nachher wieder aus der Geschichte fast spurlos zu verschwinden, — Völker, welche nur wie die Sternschnuppen leuchten, wenn sie in die Atmosphäre der geschichtlichen Völker gedrängt werden, und wie die fliegenden Fische sich nur kurze Zeit über dem

Wasser schwebend erhalten, um dann sofort wieder in das Element der Wildheit zu versinken oder in andere Völker unterzugehen, — Völker, welche nicht durch eigene Kraft, sondern durch den Einfluss geschichtlicher Völker oder Persönlichkeiten zu geschichtlichen Gestalten geworden sind, indem solche Stämme oder einzelne Männer, welche der höheren, geschichtlichen Menschheit angehörten, als ein belebendes Ferment in die an sich ungeschichtlichen Völker eintraten oder sich als leitende Macht an ihre Spitze stellten, sie bildeten und ihnen eine Geschichte machten, und ihnen, wie Platos Gott der trägen gestaltlosen Materie das Gepräge ihrer Ideen eindrückten.

Wir haben hier also noch keine wirkliche Geschichte vor uns, sondern nur Ansätze dazu, — Völker, die keine eigene Bewegung haben, sondern wie eine Lawine durch eine äussere Macht von ihrem ruhigen Lager abgelöst sind und fortrollend eine kurze, zum Theil verheerende geschichtliche Bewegung haben. Die rohen Naturvölker, ihrer eigenen Kraft überlassen, sind wie die Menschen des Prometheus, sie können ihr Haupt nicht emporrichten, aber der geschichtsbildende Geist holt sich das Feuer vom Himmel der hellen Menschenstämme herab und haucht es jenen rohen Gebilden ein, um sie emporzurichten. Eben aber, weil bei diesen Völkern die Geschichte nicht von innen heraus, sondern von aussen in sie hinein gebildet ist, sind sie nicht organische Glieder in dem grossen geschichtlichen Organismus der Menschheit, sind Anomalien in demselben, und können daher schlechterdings nicht in denselben lebenskräftig eingefügt werden; wo sie mit der wirklichen geschichtlichen Welt in Berührung kommen, zerstören sie entweder dieselbe oder werden selbst zerstört. Die lebendige Geschichte verträgt sich einmal nicht mit diesen neben ihr sich emporringenden abenteuerlichen Gestalten, die halb wild, halb geschichtlich, halb Mensch, halb Fisch, ohne geschichtliche Vergangenheit urplötzlich eine unheimliche Macht gewinnen. — In der alten Erdhälfte nehmen diese durch das Eintreten eines activen Völker-Elementes in ein an sich wildes und passives Volk, inmitten schon gebildeter geschichtlicher Gestalten nothwendig ein feindseliges, verneinendes Verhalten zu diesen an, die ihnen schlechterdings ungleichartig sind, — es ist das geschichtliche Auftreten der Mongolen, vergleichbar dem Aufbrausen bei dem Zusammentreten einer Säure mit einer Basis; das mongolische Volk ist die Basis, — das active Element, welches das Volk in Bewegung setzt, ist die Säure. In der neuen Welt, inmitten lauter wilder, ungeschichtlicher Völker, nehmen diese aus doppeltem Menschenstamm entsprossenen geschichtlichen Erscheinungen einen ruhigeren und friedlicheren Verlauf, treten ihrer inneren Doppelheit gemäss selbst in zwei verschiedenen Formen auf, — um bei der ersten Berührung mit einem

geschichtlichen Volke sofort vom Schauplatze der Geschichte abzutreten, — die Mexikaner und Peruaner. Verwandte, aber geringfügigere Erscheinungen finden sich noch auf den Südsee-Inseln. Die Dauer des geschichtlichen Meteorlebens bei jenen drei Völkern ist so ziemlich dieselbe und umfasst wenig mehr als zwei Jahrhunderte.

Das Wesen dieser halbgeschichtlichen Erscheinungen ist das Eintreten eines activen, geschichtsbildenden Menschenstammes in ein wildes, passives, ungeschichtliches Volk, welcher dasselbe als innere treibende Macht durchglüht und zu einem vorübergehend geschichtlichen bildet. Diese Völker sind nicht geschichtliches Vollblut, nur Halbblut, sind nicht in rechtmässiger Ehe erzeugt, sondern geschichtliche Bastarde. Die Söhne Gottes, die activen Völker, sahen nach den Töchtern der Menschen, die passiven und wilden Völker, und zeugeten ihnen Kinder, und es wurden daraus Gewaltige in der Welt und berühmte Leute. (1. Mos. 6.)

II. Die Mongolen.

§ 117.

Die im Mittelalter lawinenartig über die geschichtliche Welt herstürzenden Mongolenhorden sind nur der eine die Eigenthümlichkeit seiner Rasse am schärfsten an sich tragende Zweig des gelben oder mongolischen Menschenstammes, von dem ein anderer edlerer Zweig ein eigenes und hochgesteigertes geschichtliches Leben entwickelt hat, als einziger wirklich weltgeschichtlicher Vertreter der passiven oder gefärbten Menschheit, die Chinesen. — Zu den hässlichsten Menschen gehörig, kurzhalsig, dickköpfig, mit breitem Gesicht und kleinen schief liegenden Augen, straffem, glänzend schwarzem Haar, gelber Gesichtsfarbe und kümmerlichem Bart, waren die Mongolenhorden den Weissen nicht nur ein Schrecken, sondern auch ein Grauen. Die in China durch die geistige Macht der Bildung verschönerten Rassenzüge treten hier, durch die Rohheit gesteigert, in ihrer ganzen Hässlichkeit auf.

Auf den mittel-asiatischen Hochebenen zwischen dem Altai und seinen Verlängerungen, Corea, China, Tübet und dem Kaspischen Meere bewegen sich in wechselndem Hin- und Herwogen seit uralter Zeit drei verschiedene nomadische Völkerschaften: — im Westen die zur weissen Rasse gehörigen Turk, im Osten die zur gelben Rasse gehörigen, aber mehr an die weisse, besonders in deren finnischen Form sich annähernden Tungusen, zu denen auch die Mandschu gehören, — und zwischen beiden in der Mitte, an den Rändern der Gobi-Wüste, die eigentlichen Mongolen oder Tataren[1]). — Die Türken (Turk), ursprünglich wahr-

scheinlich in den Bergländern des Altai heimisch, sind die zahlreichste Völkerfamilie in Mittelasien; sie zogen sich aus ihren früheren Wohnsitzen zwischen dem Altai, dem Baikalsee und China allmählich weiter nach Westen, reichten aber in der Zeit vor unserer Zeitrechnung westlich noch nicht über die heutige kleine Bucharei hinaus [2]). Zu ihnen gehören die weit nach Osten hin vorgeschobenen, lange Zeit am Südrande der Gobi hausenden, kriegerischen und für China gefährlichen Hiongnu, gegen welche am Ende des dritten Jahrhunderts vor Christi Geburt die chinesische Mauer errichtet wurde, und die oft nach dem Vorgange Deguigne's fälschlich für die Hunnen Attila's gehalten wurden [3]). — Die türkischen Stämme aber wie die mongolischen waren in einem grossen vom Baikal-See beginnenden, am Rande des Hochlandes nach Westen bis zum Balkasch-See sich hinziehenden, von da südlich bis zum Paropamisus sich erstreckenden, also nach Westen hin sich wölbenden Bogen von blonden indo-germanischen Völkern eingeschlossen, welche um Christi Geburt alles Gebiet nördlich vom Kaukasus, vom kaspischen Meer und dem Oxus füllten. Einzelne ihrer Stämme wohnten selbst am oberen Hoangho und bis nach China hinein [4]). Dass die Mongolen vielfach mit diesen germanischen weissen Völkern in Berührung kommen mussten, liegt in der Natur der Sache; und ihre Sprache zeigt in Worten und Fügungen vielfache indo-germanische Elemente [5]). Die Mongolen sind von den Tataren nicht verschieden, der letztere Name ist der ältere und umfasste den ganzen in Mittel-Asien nomadisirenden der Sprache nach von den Tungusen verschiedenen Volksstamm, während der erst im zehnten Jahrhundert sich geltend machende Name „Mongole", welcher so viel als „tapfer und stolz" bedeutet, zunächst nur einen Zweig des tatarischen Stammes bezeichnete, später aber auf den ganzen Stamm übertragen wurde [6]). Der Ruhm des Namens bewog auch die türkischen Stämme, sich Tataren zu nennen, und dieses Schwanken der Namen hat manche Verwirrung veranlasst [7]).

[1]) d'Ohsson, hist. des Mongols, 1834, I, p. 1 etc. Ritter, Erdkunde, 2te Aufl. III, 378. 408 [2]) Klaproth, tableaux historiques de l'Asie. 1826, p. 101 161. [3]) Klapr. p. 101. 191. Abel Rémusat, Rech. sur les langues Tart. p. 11. Ritter II, 190. 192. 241. [4]) Klapr. 161. Ritter II. 432. 1122. [5]) Klapr. 162. [6]) Klapr. 158. Schmidt, Ssanang Ssetsen, 379. Hammer, Gesch. der goldnen Horde, S. 34. [7]) Klapr. tabl. p. 154. Dess. Asia polygl. 202.

§ 118.

Dieser seiner Natur nach der passiven, gefärbten Menschenrasse angehörige und an sich geschichtslose Volksstamm der Mongolen oder Tataren ist nicht nur durch ein überaus rauhes Klima und eine grosse Schwierigkeiten darbietende Landesbeschaffenheit [1]) zu grösserer Thätigkeit und Willenskraft aufgefordert, sondern auch, im Norden, Westen und Süden von weissen Völkerschaften eingeschlossen und wie diese selbst unruhig hin und herwogend, von der höheren geschichtlichen Lebenskraft der Weissen in mannigfacher Weise berührt und getränkt. Ohne ein eigenes geschichtliches Bewusst-

sein treten sie doch an vielen Punkten in die Wirkungssphäre der activen Völker, und die an sich dunkle Masse des Mongolenstammes erscheint unter der Beleuchtung der türkischen und indo-germanischen Stämme in grell hervortretender Färbung, die nur eben nicht die ihr eigene, sondern eine geliehene ist. Der weiche, fügsame Stoff dieses Volkes war empfänglich für die von aussen empfangenen Eindrücke, und liess sich zur geschichtlichen Gestalt durch Andere bilden, ohne selbst organisch dazu erwachsen zu sein. Das in die Geschichte störend eingreifende Mongolenvolk ist kein lebendiges sich selbst bestimmendes Wesen, sondern nur eine Maschine, furchtbar wirkend unter der leitenden Hand des sie bemeisternden Führers.

Die Mongolen treten ohne Geschichte in die Geschichte. Vor Tschingiskhan ist Alles wüste und leer; nur traumartige Klänge klingen vereinzelt aus der Öde herüber. Wäre das Auftreten der Mongolen im Mittelalter wirklich ihre eigene, aus ihnen selbst hervorgegangene Geschichte, — so wäre die Erscheinung einzig in der ganzen Weltgeschichte, dass ein Volk ohne alle frühere Geschichte, ohne alle Entwickelung plötzlich mit dem Gedanken der Herrschaft über die ganze Welt auftritt, und diesen so rein idealen Gedanken, der einem ganz rohen, nur in den Genuss versenkten Volke ganz fern liegt, auch durchzuführen riesenhafte Anstrengung macht; — diese Erscheinung wäre ein geschichtliches Räthsel, welches seinen Ödipus schwerlich finden dürfte. Das zu der passiven Menschheit gehörige Volk beginnt die Lösung einer nur dem kühnsten Mannesmuth des weissen Menschenstammes mögliche Aufgabe, die Unterwerfung der ganzen Welt. Früher ein ruhiges Hirtenvolk, höchstens ideenlose nur auf Plünderung berechnete, aber kein positives Ziel im Auge habende Streifereien ausübend, ganz in der Weise der Wilden, — ein Volk ohne ein Volksbewusstsein, ohne eine gemeinsame religiöse Idee, nur einem vagen Dämonen- und Fetischdienste ergeben, entbehrend aller geistigen Bildung, — tritt es unter Tschingiskahn auf einmal mit dem Anspruche auf, die ganze geschichtliche Welt sich selbst zu unterwerfen, und aus der Vielheit der Völker ein einiges grosses Volk zu erschaffen. Das ist eine der Rohheit eines wilden nomadischen Mongolenstammes so fernliegende Idee, dass wir von vornherein Anstand nehmen müssen, dieselbe sofort als die geschichtliche Errungenschaft des Geistes der Mongolen anzusehen. Ihr ganzes Auftreten in der Geschichte, und ihr ebenso schnelles Verschwinden aus ihr, ihr gänzlicher Mangel an geistigem Besitz, so wie ihre Unfähigkeit fremde Bildung sich anzueignen, die auffallende Erscheinung, dass die grossartige Geschichte ihrer Khane, das Staatsleben und die sehr bedeut-

same Gesetzgebung, fast ohne eine Spur in der weichen, nachgiebigen Masse zurückzulassen, an ihnen vorübergegangen ist, und dass sie nach dem Abtreten des Herrschergeschlechts in ihre frühere Geschichtslosigkeit zurücksanken und kaum noch die Erinnerungen an ihre grosse Thaten bewahrten, — das Alles sieht beim ersten Blick so aus, als sei die Geschichte nicht aus ihnen heraus, sondern in sie hineingekommen, als sei sie ihnen gegeben worden, als habe ein geschichtlicher Geist das Netz der Geschichte über sie geworfen und sie ohne ihren Willen und ohne ihr Bewusstsein in die Geschichte hineingeführt, und sich der rohen aber starken Masse nur als seines Körpers bedient. Da sie unfähig waren, das geschichtliche Leben, in welches sie hineingedrängt wurden, zu bewahren, konnten sie noch weniger fähig sein, aus eigener Kraft eine so grosse Geschichte zu erzeugen. Das nomadisch umherschwärmende Reitervolk, dessen Boden eigentlich das Pferd ist, hält der Geschichte nicht Stand; und wie die Mongolen in der Schlacht nur tobend heranstürmen und ihre Pfeile abschiessen, und sofort in hastiger Eile wieder davonjagen, so ist auch ihre ganze geschichtliche Erscheinung nur ein wilder Angriff auf die geschichtliche Welt, nach welchem sie alsbald spurlos wieder verschwinden, und sie haben jetzt, ruhig ihre Heerden weidend, nur dunkle Erinnerungen davon, dass sie einst die Eroberer der Welt waren.

[1]) Ritter Erdk. III, S. 878.

§ 119.

Das religiöse Leben der Mongolen bildet keine besondere geschichtliche Stufe, sondern fällt, so weit nicht fremde Elemente sich einmischten, vollständig in den Gedankenkreis der wilden Naturvölker, bei dessen Betrachtung wir das hierher Gehörige schon erwähnten. Es beweist diess eben nur wieder, dass dieses Volk, eben weil es seinem höchsten Bewusstsein, dem religiösen, nach ganz in die Sphäre der rohen Naturvölker fällt, auch nicht ein wirklich geschichtliches sein könne; und dass sie, wenn sie dennoch eine geschichtliche Rolle spielen, diese nur unter fremder Leitung unternehmen und durchführen konnten, — dass sie an ihrer Geschichte ganz unschuldig waren. Ihr welteroberndes Auftreten ist in völligem Missverhältniss zu ihrem Bewusstsein, welches nicht über das der andern geschichtslosen Völker hinausreicht. — Wir haben daher das tatarische Gottesbewusstsein nicht besonders zu entwickeln, sondern nur einfach davon Act zu nehmen.

Dieses religiöse Bewusstsein ist ein wirres Durcheinander von Natur- und Geister-Verehrung; die willkürlichen Vorstellungen der einzelnen Stämme laufen bei der späteren Vereinigung derselben zu

einem Volke bunt durch einander. Diese ganz rohen und verwirrten Vorstellungen konnten in ihrer innern Hohlheit natürlich dem höheren Bewusstsein der andern von den Mongolen unterworfenen Völkern keinen Widerstand leisten; und die welterobernden Tataren können ihr religiöses Bewusstsein vor der höheren Macht des fremden nicht schützen; stark durch das Schwert, schwach am Geist, beugen sie sich vor dem Stärkeren; und wie das gestaltlose Wasser die Form der Gefässe annimmt, in welche es fliesst, nimmt auch das mongolische Bewusstsein sehr bald die Form des fremden an. In China nehmen die Mongolen ohne Bedenken die chinesische Religion an, in Tübet den Buddhaismus, im Westen den Islam und das Christemthum. Daher ist das wirkliche religiöse Bewusstsein der Tataren zur Zeit ihrer Weltmacht ein buntes Mosaik von fast allen damals bekannten Religionen, wie ja auch am Hofe und im Dienst der Khane Götzendiener, Chinesen, Buddhaisten, Juden, Christen und Muhamedaner waren. Von einer gemeinsamen Religion ist da noch weniger die Rede als in ihrer früheren Periode. Die Mongolen waren tolerant gegen alle Religionen. Aber diese Toleranz ist nicht Stärke, sondern Schwäche des eigenen religiösen Bewusstseins. Die Religion der Heiden ist wie ihr ganzes Volksleben ausschliessend; ihre Beziehungen zu andern Völkern sind wesentlich verneinend, finden ihren rechten Ausdruck im Kriege, in der Ablehnung; und eine heidnische Religion, welche gutmüthig andere Religionen bei sich und in sich aufnimmt, ist nicht stark, sondern schwach; und wenn die Mongolen, welche kein Volk neben sich duldeten, alle andern über den Haufen warfen, und über Trümmern hinweg sich ihre Wege bahnten, gegen fremde Religionen duldsam waren, wenn Tschingiskhan als Regierungsgrundsatz die unbeschränkteste Religionsfreiheit vorschrieb[1]) und verlangte, dass in seinem Reiche jeder nach seiner Façon selig werden dürfe, — so zeigt diess eben nur die gänzliche Ohnmacht des religiösen Bewusstseins und ist ein Beweis, dass bei den Mongolen in ihrer Macht nur der Staat, nicht das religiöse Bewusstsein etwas galt, und dass jener mit diesem überhaupt in keiner inneren Beziehung stand. Die Religion war hier ganz gleichgiltig, weil die geschichtliche Erscheinung der Mongolen überhaupt nicht auf dem Bewusstsein des Volks beruhte, nicht eine innerliche Voraussetzung hatte, sondern nur einen äusseren Anstoss. Wegen dieser innern Haltlosigkeit konnten die Mongolen dem fremden Geiste keinen Widerstand entgegensetzen, und während sie die Bildung der asiatischen Welt zu vernichten drohten, die Städte zertrümmerten und die litterarischen Schätze zur Feuerung gebrauchten, wurden sie unvermerkt von dem höheren Bewusstsein der Fremden getränkt; und ihr Kreis von religiösen

Vorstellungen wurde ein wunderliches Mischmasch von eigenen und fremden Vorstellungen, und bestand zur Zeit ihrer Macht aus bunten Lappen von fast allen damals in Asien geltenden Religionen; und wir haben darüber eben nur ein Inventarium aufzunehmen. Die früheren Elemente lassen sich davon nur zum Theil absondern.

Die Religion der Mongolen zur Zeit ihres geschichtlichen Auftretens zeigt folgende Elemente:

1) Verehrung der Naturdinge, in mannigfacher Weise. Sonne, Mond, Sterne, Berge, Flüsse, die Elemente, Donner und Blitz galten ihnen als göttliche Mächte, welche sie durch Kniebeugung und Opfer verehrten[2]), oder, wie den Blitz als eine feindliche Macht beschworen. Sie schwuren bei dem Blute der geschlachteten Thiere, bei abgehauenen Baumstämmen, bei der in den Strom gestampften Erde, nicht aber bei dem Namen Gottes[3]).

2) Fetischismus, in der Verehrung von hölzernen oder filzenen oder seidenen Bildern[4]), wie noch heute bei den mongolischen Buräten[5]).

3) Dämonen-Verehrung wie im ganzen mittlern und nördlichen Asien, die eigentliche Steppen-Religion[6]). In den Stürmen der Gobi hausen die Geister, die durch Nachahmung von Menschenstimmen, von Waffenklirren etc. die Menschen irre führen[7]). Die bösen Dämonen wurden bei den Mongolen durch Opfer begütigt oder durch die Zauberer abgewehrt[8]). Die guten Geister erscheinen oft auch als die Seelen der Ahnen, als Familiengeister, stehen in besonderer Verbindung mit den Schamanen, entdecken das Zukünftige und Verborgene und erhalten Milch- und Speiseopfer und die Herzen geschlachteter Thiere[9]).

4) Buddhaistische Elemente sind sehr bereitwillig aufgenommen worden, und schon zur Zeit Tschingiskhans war der Buddhaismus bei den Mongolen in Ansehn. In der kleinen Bucharei war der Buddhaismus schon vor Christi Geburt[10]). Indisch-Buddhistische Gaukler finden wir schon an Kubilais Hofe[11]). In China war schon seit Jahrhunderten der Buddhaismus mächtig und die dort herrschenden Mongolen kamen unter seinen Einfluss; die chinesischen Khane begünstigten denselben, und der dort vorher bedrängte griff mächtig um sich; wer die Lamas beleidigte, dem wurde die Zunge ausgerissen[12]), und später verdrängte der Buddhaismus fast ganz die früheren Religionsformen der Mongolen. Die Litteratur der Mongolen ruht auf dem Buddhaismus, und ihre Geschichte ist mit indisch-buddhistischen Mythen gefüllt[13]). Kubilai selbst hielt sich zum Buddhismus[14]), wiewohl er ihn nicht streng beobachtete.

5) Die Religion des Kong-fu-tse hat nicht nur bei den in China waltenden Mongolen sich geltend gemacht, sondern es finden sich auch ausserhalb der chinesischen Grenzen Spuren ihres Einflusses. Ogotai, der Sohn des Tschingiskhan, liess sich selbst in der Lehre des Kong-fu-tse unterrichten, und ein späterer Khan dessen Schriften ins Mongolische übersetzen[15]).

6) Der Parsismus findet sich schon in früheren Andeutungen vor. Der Name eines sogenannten höchsten Wesens Hormusda[16]) ist offenbar der parsische Ormuzd (Ahura mazdao). Wahrscheinlich

gehört hierher auch die grosse Verehrung des Feuers, im Gegensatz zu dem als unrein geltenden Wasser. Die Reinigungen der Mongolen geschehen nicht durch Wasser, sondern durch Feuer, indem der, der von einem Verdacht oder einer Schuld oder von der Berührung eines Todten sich reinigen will, zwischen zwei Feuern hindurch geht[17]; sie baden sich fast nie, und die Kleider dürfen nie gewaschen werden. In jedem Hause wird das Feuer verehrt; das Feuer durfte durch Nichts entweiht, z. B. mit keinem Messer berührt werden[18]; und der jüngste Sohn hiess der „Feuerwärter", durfte nicht mit in den Krieg ziehen, sondern blieb zu Hause, um den Heerd zu schützen[19].

7) Die Monotheistischen Religionen des westlichen Asiens haben, wenn auch nicht grade grossen Einfluss, so doch bedeutende Achtung bei den Mongolen sich erworben. Das Schamanenthum zieht sich, seiner Schwäche sich bewusst, vor dem höheren Geiste scheu zurück und lässt ihn gewähren. Juden, Christen und Moslemin waren unter den Mongolen weit und zahlreich verbreitet, und in ihren Religionen ungestört, schwangen sie sich am Hofe oft zu den höchsten Ämtern empor[20]. — Tschingiskhan's Enkel, Berke, der Herrscher im Westreiche Kipdschak, trat bereits 1262 feierlich zum Islam über und befahl allen seinen Unterthanen, bei Todesstrafe für die sich Weigernden, Mohameds Glauben anzunehmen[21]; bald darauf nahm auch der Khan in Persien, Teguder, den Islam an[22].

Das Christenthum war schon früher in ganz Mittel- und Ost-Asien verbreitet; im siebenten Jahrhundert hatte es bereits festen Fuss in China gefasst[23]; sein Einfluss bei den Mongolen ist daher gewiss. Der mit den Mongolen verbündete Stamm der Kerait war schon vor Ts. durch nestorianische Priester zum Christenthum bekehrt, und ihr Fürst Owang-Khan gab die Veranlassung zu der im Mittelalter berühmten Sage von dem Priester Joannes[24]. Eine Gemahlin Tuli's (Sohns des Ts.) war eine nestorianische Christin aus dem Stamme der Kerait, Enkelin des Owang-Khans, und wurde nachher die Haupt-Gemahlin und beständige Rathgeberin ihres Stiefsohnes, des Khans Hulagu. Sie hatte im Lager ihre Kapelle mit Glockengeläute und Priestern, und war die Beschützerin der Christen im ganzen Reiche[25]. Die Khane hatten Christen in ihrer nächsten Umgebung und zu ihren Rathgebern; christlicher Gottesdienst wurde in unmittelbarster Nähe des Khans-Zeltes ungestört abgehalten[26]; aber die mit Bekehrungsversuchen beauftragten Abgesandten des Papstes und Ludwigs IX., Plan Carpin, Ascelin, Rubruk oder Rubruquis, waren ohne Erfolg. Die Khane liebten eine religiöse Vielseitigkeit. Mengku, dessen geliebteste Gemahlin und einer seiner Brüder Christen waren, liess sich von Christen, Mohamedanern und Buddhaisten nacheinander einsegnen und beräuchern, um den Segen möglichst sicher zu haben, besuchte mit seinen Frauen und Prinzen ehrfurchtsvoll den Gottesdienst aller drei Religionen und machte alle deren Gebräuche mit, ausserdem aber auch die schamanischen, befragte die ins Feuer geworfenen Knochen als Orakel etc.[27]. — In der mongolischen Hauptstadt Karakorum waren eine nestorianische Kirche, zwei

Moscheen und mehrere buddhistische Tempel[28]). — Mengku liess einmal die hervorragendsten Christen, Mohamedaner und Buddhaisten an seinem Hofe zu einer öffentlichen Disputation berufen, weil jede dieser Religionsparteien ihre Lehre und ihre heiligen Bücher für die einzig wahren ausgäbe, und er sich selbst von der Wahrheit überzeugen wolle. Drei Richter wurden aus allen drei Religionen ernannt, welche zugleich über den Vorgang ein Protokoll führten. Schmähungen und Beleidigungen des Gegners und Störung der Disputation wurden vom Khan bei Todesstrafe verboten. Der Franziskaner Rubruk disputirte mit einem chinesischen Buddhaisten über das Dasein eines allmächtigen Gottes; doch kam bei dieser merkwürdigen Verhandlung nicht viel heraus. Mengku liess nachher den Rubruk rufen und sprach sehr gnädig mit ihm. „Wir Moal [Mongolen],“ — sagte er dabei, „glauben, dass nur ein einziger Gott sei, durch den wir leben und durch den wir sterben, und auf ihn ist unser Herz gerichtet. Aber wie Gott der Hand verschiedene Finger gegeben, so gab er den Menschen auch verschiedene Wege. Euch gab Gott die Schriften, und ihr Christen befolgt sie nicht. Ihr findet nicht darin, dass Einer den Andern schmähen soll, findet nicht, dass der Mensch für Geld das Recht beugen dürfe; euch also gab Gott die Schriften und ihr befolgt sie nicht; — uns aber gab er die Wahrsager und wir thun, was sie uns sagen und leben in Frieden.“ Mit dieser bittern Bemerkung wurde der Franziskaner, der sich in dieser ganzen Sache sehr klug benahm, entlassen[29]). — Diese blasse Mischung verschiedener Religionselemente, wie Monotheismus und Schamanenthum, dieses vornehm tolerante Gefühl des Erhabenseins über die bestimmten Religionen ist der vorherrschende Charakter bei den Khanen; und doch gewährte Mengku dem Rubruk nicht die Bitte, als christlicher Sendbote wiederkehren zu dürfen, und doch liess er in demüthigem Gehorsam von den Wahrsagern sich gängeln. — Die anfängliche Hinneigung Hulagus zu den Franken in West-Asien und seine Verbindung mit den Kreuzfahrern gegen die Sarazenen wurde nur durch die Gewaltthätigkeiten der Christen gegen die Mongolen in Syrien wieder abgebrochen[30]). Ein Neffe des Khans Kubilai (Enkels des Tschingiskhan) war selbst Christ, und führte das Kreuz in seinem Banner[31]), und der Khan Kubilai selbst hielt das Christenthum sehr in Ehren, ohne sich aber zu ihm zu bekennen. In Kambalu (Peking), wo er seine Residenz aufschlug, befahl er am Osterfeste allen Christen vor ihm zu erscheinen und das Buch der vier Evangelien mitzubringen. Nachdem er diess Buch in feierlicher Weise hatte beräuchern lassen, küsste er es ehrfürchtig, und diess mussten auf seinen Befehl auch alle Grossen thun, die zugegen waren. So machte er es bei jedem Oster- und Weihnachtsfest. Und als sein Neffe, der das Kreuz im Banner führte, von ihm besiegt worden war, und die Juden und Sarazenen die Christen verspotteten, und die Christen sich darüber beim Khan beklagten, liess er die Spötter vor sich kommen und tadelte sie scharf. „Wenn das Kreuz Christi, sagte er, sich nicht günstig in der Sache des Neffen gezeigt hat, so war Grund und Gerechtigkeit in dem Erfolge, da jener ein Rebell war, und solchen Elenden

darf es keinen Schutz verleihen. Keiner soll es daher wagen, den Gott der Christen zu verhöhnen, der die vollkommene Güte und Gerechtigkeit selber ist[32]). Er sandte sogar an den Papst eine Gesandtschaft (die beiden Brüder Polo), und wünschte, dass ihm die Gesandten Etwas von dem heiligen Öl aus der ewigen Lampe am Grabe Christi mitbringen sollten. Gregor X. sandte ihm wirklich Briefe und Geschenke und das heilige Öl, welches der Gross-Khan sorgfältig aufzuheben befahl. Marco Polo begleitete diese Gesandtschaft[33]). Kubilai hütete sich aber in schlauer Vielseitigkeit wohl, sich wirklich zum Christenthum zu bekennen. Dem jüdischen und mohamedanischen Glauben erwies er gleiche Ehrfurcht. „Es giebt vier Propheten, sagte er, welche von den vier verschiedenen Geschlechtern der Welt verehrt werden. Die Christen betrachten Jesum Christum als ihren Gott, die Sarazenen Mohamed, die Juden Moses und den Heiden (Buddhaisten) ist Sagomombar-Khan [Sakhyamuni oder Buddha] ihr höchster Gott. Ich achte uud verehre alle vier, und bitte den, der in Wahrheit der höchste unter ihnen ist, dass er mir helfen wolle.“ Und als die Brüder Polo ihn dem Christenthum zuzuwenden versuchten, setzte er ihnen wie Pharao dem Moses die Zauberkünste seiner [indischen] Zauberer entgegen. „Warum soll ich ein Christ werden? Ihr selbst müsst erkennen, dass die Christen dieser Länder nicht wissen und können, was wunderbar ist, wogegen ihr seht, dass die Heiden thun können, was sie wollen. Wenn ich bei Tafel sitze, kommen die mit Wein und andern Getränken gefüllten Becher von selbst, und ohne dass eine menschliche Hand sie berührte, zu mir her und ich trinke daraus. (M. Polo berichtet solche Gaukeleien, wie es scheint, als Augenzeuge[34]). Die heidnischen Zauberer haben Gewalt über das böse Wetter etc. Ihr seid Zeugen, dass die Götzen der Heiden die Gabe der Rede haben und vorhersagen, was man von ihnen verlangt. Wenn ich mich nun zu Christi Glauben bekehrte und ein Christ würde, so würden mich die Fürsten meines Hofes und andere Leute, die nicht zu diesem Glauben neigen, fragen, was für Gründe mich bewogen hätten, mich taufen zu lassen? Und was für ausserordentliche Kräfte haben ihre Priester gezeigt, würden sie sagen, was für Wunder haben sie gethan? Wogegen die Heiden erklären, dass das, was sie bewirken, vollbracht werde durch ihre eigene Heiligkeit und den Einfluss ihrer Götzen. Darauf kann ich dann keine Antwort geben, und sie werden mich ansehen als Einen, über den ein grosser Irrthum Macht hat, während die Heiden, die vermöge ihrer tiefen Kunst solche Wunder bewirken, gar leichtlich mich ums Leben bringen könnten. Aber kehrt zu eurem Papste zurück und bittet ihn in meinem Namen, dass er 100 Männer herschicke, die wohlerfahren in euren Satzungen sind, damit sie den Heiden entgegengestellt werden können und ihre Macht zeigen, sie zurechtweisen und darthun, dass sie selbst mit ähnlicher Wunderkraft begabt sind, die sie aber nicht üben wollen, weil sie des Teufels Werk sind [nämlich jene kindischen Gaukeleien], und die Heiden in ihrer Gegenwart zwingen, von solchen Künsten abzulassen. Wenn ich dess Zeuge sein kann, so werde ich die Heiden und ihre Religion

mit dem Bann belegen und mich selbst taufen lassen[35])". — Diese schlaue und nicht ohne ironischen Anflug gesprochene Rede zeigt den echten mongolischen Staatsmann, der es mit keiner Religion verderben will, aber auch keine zur Grundlage seiner Wirksamkeit macht. — Auch mit den persischen Ilchanen waren die Päpste in freundschaftlicher Beziehung und sandten an sie und empfingen von ihnen Briefe und Gesandtschaften[36]).

[1]) d'Ohsson hist. des Mong. I, 412. [2]) Plan Carpin, voy. en Tartarie en 1246, p. 31 in Recueil de voy. 1729 (v. Bergeron). Rubruk, Itinerarium, 1253, v. Michel u. Wright, Paris 1839, p. 27; d'Ohsson I, p. 16. Mandeville voy. 1332, p. 22 in Recueil etc. [3]) Hammer, Gesch. der Ilchane I, 46. [4]) M. Polo I, c. 47. Plan Carpin, art. 3, p. 30. [5]) Ritter III, 126. [6]) Schmidt, Ssan. Ssetsen, 352; Stuhr, Rel. Syst. des Orients, 244. — Marco Polo, v. Bürk, S. 214. 215. [7]) Ritter III, 379. [8]) d'Osson I, 17. [9]) Plan Carpin, p. 30; d'Ohsson I, 15. 17; M. Polo, S. 248. [10]) A. Rémusat, Recherches, S. 214. [11]) Marco Polo I. c. 56. [12]) Gützlaff, Gesch. d. Chin., R. 415. [13]) Abel Rémusat, observ. sur l'hist. d. Mong., S. 15. 64. 79. [14]) Hammer, g. H. 203. — M. Polo II, 2. [15]) Gützlaff, S. 367. 415. [16]) Hammer Ilchane I, 46. Ssanang Ssetsen, p. 83. 95. 101. 283. 310. 353. 359. [17]) Plan Carpin, p. 5. 33 34. [18]) Ebend. p. 32. [19]) Hammer, g. H., 50. [20]) M. Polo II, 8. [21]) Hammer, G H. 150. [22]) Dess. Ilchane I, 322. [23]) d'Ohsson I, 48. Klaproth, tabl. hist. 208. [24]) Hammer, Ilch. I, 11; dess. G. H, 61; Ritter II, 256 Rubruk, p. 64. M. Polo I, c. 53. [25]) Hammer, Ilch I, 83. [26]) Plan Carpin, c. 11; Rubruk, p. 105. 124. 125. 143. [27]) Rubruk, p. 109. 117. 119. 120. 122. 150. [28]) Ebend. 150. [29]) Rubruk, p. 156—164. [30]) Hammer, Ilch. I, 197. 200. 206. [31]) M. Polo II, 1, S. 255—262 (Bürk). [32]) M. Polo II, 2; II, 1. [33]) M. Polo I, 1, 2. 3. 4. [34]) I, c. 56. [35]) M. Polo II, c. 2. [36]) Hammer Ilch. I, 313.

§ 120.

So ist das Mongolenreich ein buntes Conglomerat von allen möglichen Religionen; und diese schwächliche Toleranz und Verschmelzung folgt eben daraus, dass hier das religiöse Wesen überhaupt nicht die Grundlage des Volkslebens ist. Die Religion der Mongolen ist eine farblose Auflösung mannigfaltiger asiatischer Religionen, eine unbestimmte Mischung verschiedener Farben, die hier in ein fahles Grau verschwimmen. Die lebendigen Einzelgestalten werden in ein mattes Durcheinander abgeschwächt. Tschingiskhan selbst und seine nächsten Nachfolger hatten einen starken Anflug von monotheistischem Glauben, der aus dem nahen Islam herübergeweht sein mag. Die Proklamationen und Verfügungen der Khane haben meist den Namen Gottes als Nachdrucksformel; aber dieser Glaube an einen Gott ist mit so vielen widersprechenden schamanischen Schlingpflanzen umwuchert, dass man die Religion der Khane nur für eine charakterlose Mengung unverträglicher Elemente erklären kann. Dem nur auf weltliche Herrschaft gerichteten Streben fehlte das Interesse für religiöse Entwickelung. Das Religionsgewirre des Volkes steht noch viel tiefer. — Aber grade je mehr verschwommen und verblichen die wirkliche Religion der Mongolen ist, je weniger Charakter sie trägt, um so schärfer tritt aus diesem grauen Hintergrunde der jenseit der Volksreligionen schwebende Gedanke des Schicksals hervor. In den auch aus fremden Religionen

hastig ergriffenen Schicksalsdeutungen findet der auf grosses Thatenleben hingewiesene Mongole Ersatz für die kraftlose magere Religion; und gierig lauscht der von der lebendigen Gottheit verlassene Mongole auf die Verkündigungen der Träume, der Vögel, der Sterne, der im Feuer gebrannten Knochen etc. und unterwirft willig seinen Willen dem Ausspruche der Schicksalsdeutung.

Ts.'s Gesetzbuch beginnt mit dem Gebot, dass man glauben solle an einen Gott, den Schöpfer Himmels und der Erde, den Geber des Lebens, des Todes und des Reichthums, der Krieg und Frieden schickt und über Alles unbeschränkte Gewalt hat[1]). Einst unterhielt sich Ts. mit muhamedanischen Schriftgelehrten über den Islam, und lobte diese Lehre, indem er hinzufügte: „Ich bin der Diener Gottes, und sende täglich Gesandte, Gebote und Verbote in alle Länder und in alle Völker“[2]). Verfügungen der Khane in und mit dem Namen Gottes werden wir später noch zu erwähnen haben. Das Siegel Kujuk's, des Enkels Tschingiskhans, hatte die Inschrift: „Ein Gott im Himmel und Kujuk-Khan auf Erden; die Stärke Gottes und das Siegel des Beherrschers aller Menschen“[3]). Das Bekenntniss Mengku's ist vorher erwähnt. Indessen ist es mit diesem Gottesglauben nicht weit her, und die Mongolen befassten sich nicht sonderlich mit ihm, sondern blieben bei der rohesten Naturreligion.

Der Schicksalsglaube erscheint später besonders in der Form der Sterndeuterei, die vermuthlich aus Indien und China herüberkam. Die Sterne wurden vor jeder grossen Unternehmung erst befragt, und in Peking wurden nicht weniger als 5000 Sterndeuter auf Kosten des Grosskhans unterhalten[4]). Gute und böse Tage, theils kalendarisch feststehend, theils durch die Wahrsager festgesetzt, werden genau beachtet. Das Weissagen aus Träumen, aus dem Vogelflug, dem Zischen der Schlangen, besonders aus den Veränderungen der ins Feuer geworfenen Schulterknochen der Schaafe, spielt eine grosse Rolle[5]). Kein Krieg wurde unternommen ohne Bewilligung der Wahrzeichen; die beabsichtigte zweite Überfluthung des mittleren Europas wurde nur durch die ungünstige Zeichendeutung aufgehalten, und nicht nur das Volk sondern auch die Khane wurden von den Schicksalszeichen tyrannisirt[6]). Bei der Geburt eines Knaben mussten die Wahrsager sein Lebensschicksal verkünden, bei einem Todesfalle die Hinterlassenschaft des Gestorbenen durch Feuer reinigen, an jedem neunten Mai die weissen Pferde weihen, wobei christliche Priester räuchernd beistehen mussten[7]).

Die Zauberei, das Wettermachen etc. haben die Mongolen mit andern Religionen gemein. Als der Nachfolger des Tschingiskhan einst im Kriege gegen die Chinesen von den Feinden eingeschlossen war, liess er nach der Erzählung mitten im Sommer durch seinen Zauberer einen Schneesturm herbeiführen, der die Chinesen so erstarren machte, dass sie sehr bald geschlagen wurden[8]). Wenn den Zauberern die Wetterbeschwörung nicht gelingt, und sie den strengen Winterfrost nicht vertreiben können, so klagen sie wohl andere Leute als die an dem schlimmen Wetter

Schuldigen an, die dann sofort getödtet werden[9]). Sie beschwören Krankheiten, citiren Geister, sprechen mit ihnen, bewirken somnambulen Traumschlaf, vertreiben Sonnen- und Mondfinsternisse etc.[10]). Marco Polo[11]) erzählt von Kubilai's Zauberern, dass sie bei Gewittern auf das Dach des kaiserlichen Pallastes steigen und durch ihre Beschwörungen denselben von dem Andrang des ringsum tobenden Gewitters frei halten, und bei der Tafel des Khans Schwarzkünstlereien treiben, die Flaschen und Becher sich von selbst füllen, durch die Lüfte fliegen lassen etc. Der Beschreibung nach sind diese Zauberer ohne Zweifel indische Gaukler. — Die Wahrsager waren einigermassen organisirt, und ihr Oberster hatte zu Mengku's Zeit sein Zelt neben dem des Khans; sie benützten ihre Macht oft zu nichtswürdigen Ränken[12]).

Die mongolische Mischreligion zeigt nur die Schwäche, nicht die Kraft des Volksgeistes in dem religiösen Gebiet. In der dunklen Leere ihres Bewusstseins nisteten sich ungestört fremde Vorstellungen neben einander ein, und es ist da nach einem inneren Zusammenhange gar nicht erst zu fragen. Die „Spuren der ältesten und reinsten asiatischen Weissheit", und die „rein patriarchalische, wenn auch durch mongolischen Schmutz getrübte Lehre", welche Schlosser in der Mongolen-Religion findet, sind ganz einfach auf jenen oberflächlichen Anflug fremder und höherer Religionen, die aber nicht grade „Abrahamitisch" waren, zurückzuführen.

[1]) Petis de la Croix I, 6. Haiton, hist. orient. (1807) im Recueil de voy. p. 28. [2]) Mirchuand bei Hammer, G. H. S. 202. [3]) Plan. Carpin, c. 11. [4]) M. Polo II, 1, 2. c. 25. Hammer, Ilch. I, 146. [5]) Plan Carpin, p. 32. Rubruk, p. 122. 166. [6]) Rubruk, p. 166. [7]) Ebend. p. 168. [8]) Abulgasi, v. Messerschmid, p. 142. [9]) Rubruk, p. 170. [10]) Rubruk, p. 171. [11]) Reisen I, c. 56. [12]) Rubruk, p. 166.

§ 121.

Von geistiger Bildung kann bei den Mongolen nicht viel die Rede sein. Unter dem Niveau der geistigen Geschichte stehend haben sie weder Wissenschaft noch Kunst. Vor Tschingiskhan war ihnen die Schreibekunst fremd. Für das Schöne haben sie wenig Sinn, und was zur Zeit ihres Glanzes bei ihnen von Kunst vorkommt, ist Werk der Fremden, von denen sie selbst nichts lernten.

Die Wahrsager wussten, wahrscheinlich von China her, Sonnen- und Mondfinsternisse vorher zu sagen[1]). — Von Schmuck wussten sie wenig; ihre Kleidung war roh, aus Thierfellen bestehend; der offizielle Schmutz verdeckte das Gefühl für Schönheit. Sie entbehrten vor Tschingiskhan so sehr alles Luxus, dass nur die Fürsten eiserne Steigbügel hatten[2]). — Ihre Wohnungen waren Filzzelte; das unstäte Leben machte Häuserbau unmöglich. Die Schmiedekunst ist bei ihnen alt, aber roh[3]). Die Khane beförderten möglichst die Bildung durch Verwendung fremder Kultur. Künstler und Handwerker wurden oft in den eroberten Plätzen allein geschont und sie mussten als Gefangene in den Dienst der Khane treten. Die Stadt der Khane; Karakorum, am Nordwestrande der

Gobi gelegen, wurde, ursprünglich von Türken angelegt, von chinesischen Bauleuten und Künstlern ausgebaut, sehr ausgedehnt, aber sehr ärmlich, mit einem Erdwalle umgeben. Vor dem Pallaste des Khans war ein von einem französischen Goldschmied gearbeiteter Springbrunnen in Gestalt eines Baumes mit vier Löwen umgeben; aus Röhren flossen Wein, Stutenmilch, Meth und andere Getränke in Silberbecken; und oben auf dem mit silbernen Ästen und Blättern reichgeziertem Baume stand ein silberner Engel, der durch eine mit einem Blasebalge versehene Trompete Signale blies [4]). Rubruk [5]) fand dort Sarazenen, Russen, Alanen, Georgier, Armenier, Ungarn, Franzosen, Deutsche, Engländer etc, vermuthlich grossentheils durch die Mongolenkriege in Europa hierher verschleppt. Die Khane legten einigen Werth darauf, fremde Kunst und Geschicklichkeit zu ihrem Dienst zu gebrauchen; und Hulagu erbaute nach der Eroberung von Bagdad sogar eine Sternwarte für den Astronomen Nassireddin, der zu ihm übergegangen war [6]); und unter dem Schutze der Mongolenherrscher blühte die persische Litteratur; der grosse Ilchan Ghasan, Mohamedaner, hatte den grossen Geschichtsschreiber Raschideddin zu seinem Wesir, und der nicht minder berühmte Wassaf, der wie jener die Mongolengeschichte schrieb, wurde vom Khane hoch geehrt [7]). Die vielen Bauten Ghasans, unter denen besonders sein Grabmahl, 130 Ellen hoch, ein zwölfeckiges Kuppelgebäude, sich auszeichnet [8]), gehören nicht der mongolischen Kunst und Geschichte an. — Aber aller dieser fremde Anflug von Bildung drang nicht in das Volk selbst ein; es war eine nicht durch das Volk entwickelte, nur durch die Khane erzwungene äussere Bildung, die aber keine Wirkung im Volke zurückliess. Die Mongolen haben nicht Sinn für ein höheres geistiges Leben, und sie blieben trotz der Mühen ihrer Khane ein rohes Volk; und die Einwirkungen der Fremden sind in nicht langer Zeit fast spurlos verschwunden. — Die grossen Thaten der Khane erweckten keine Poesie; ihre bei der Tafel der Fürsten gesungenen Heldengesänge tragen das Gepräge geistesbeschränkter Rohheit. Sie rühmen von einem Khane seine gewaltige Stimme, die über sieben Hügel durch die Wüsten drang, seine Nägel, die gleich den Bärenklauen, seine Stärke, mit der er den stärksten Mann mit den Händen entzweiriss, sie rühmten, dass ihn glühende Kohlen, die ihm auf den Leib fielen, nicht aus dem Schlafe weckten, sondern von ihm nur für Mückenstiche gehalten wurden, dass er täglich ein Schaaf ass und einen Schlauch voll Milchbranntwein trank, ohne trunken zu werden etc. [9]).

[1]) Rubruk, p. 166. [2]) Hammer Goldne Horde; 40. [3]) d'Ohsson I, 22. [4]) M. Polo I, c. 32. Rubruk, p. 138. 149. Abel Remusat, Karakorum. [5]) p. 143. 172. [6]) Hammer Ilchane I, 161. [7]) Ebend. I, 3. II, 122. 150. [8]) Ebend. II, 152. [9]) Raschididdin bei Hammer, G. H. 211.

§ 122.

Der rohen und wirren Religion entspricht die **Sittlichkeit** der Mongolen, auf gleicher Stufe mit der der andern wilden Völker

stehend. Die Scheu vor jeder Arbeit, die Abneigung vor dem Ackerbau, charakterisirt sie als rohe Naturvölker. Ohne wahres Bewusstsein der freien Persönlichkeit entbehren sie eines lebendigen Ehrgefühls und der Ehrenhaftigkeit der indogermanischen Völker. Trunksüchtig, treulos und wortbrüchig in ihren Versprechungen, knechtisch gegen die Herren, hochmüthig gegen die Niederen, grausam gegen die Feinde, die Sittlichkeit nur in sinnlose Formen setzend, zeigen sie der Tugenden nur wenige: Gehorsam, Ausdauer, Tapferkeit, Gastfreiheit.

Prügel sind die Hauptmittel der Disciplin, und sie entehren Keinen, selbst für die Prinzen wurden sie verordnet[1]. In Ermangelung eines bestimmten sittlichen Bewusstseins wirft sich die Moral auf Äusserlichkeiten, die allerdings mit den religiösen Vorstellungen zusammenhängen. Sünde war es, ein Messer ins Feuer zu legen oder das Feuer damit zu berühren, Fleisch aus dem Topfe mit dem Messer zu ziehen, ein Pferd mit dem Zaume zu schlagen, Milch auf die Erde zu giessen etc. Wer im Frühling und Sommer in fliessendem Wasser badete, oder die Hände darin wusch, oder ins Wasser oder auf Asche oder in sein Zelt pisste, wurde mit dem Tode bestraft. Man durfte die Kleidungsstücke niemals mit Wasser waschen, sondern dieselben so lange ungereinigt tragen, bis sie vom Leibe fielen etc.[2]. Tschingiskhan bestätigte dergleichen Vorschriften durch seine Gesetzgebung. Merkwürdig ist, wie er, gegen ihre grosse Neigung zum Trunke[3] eifernd, und ihre schädlichen Folgen aus einander setzend damit schliesst: „Wenn man sich des Trunkes nicht enthalten kann, so soll man sich wenigstens bemühen, nicht mehr als dreimal monatlich betrunken zu sein; sich nur einmal zu betrinken, wäre noch besser, und noch besser wäre es, sich gar nicht zu betrinken; aber wo giebt es einen Menschen, der sich niemals betränke[4]?“ Man sieht, der grosse Khan ist human und fordert nichts Unmögliches. Auch that man sich keinen Zwang an. Rubruk's Dolmetscher betrank sich bei der Audienz vor dem Khan so, dass er nicht sprechen konnte, und der Khan und seine Gemahlin selbst waren oft stark betrunken[5], und Khan Ogotai betrank sich immer, wenn ihm der Tod seines geliebten Bruders in die Erinnerung kam, „zum Trost für mein betrübtes Herz“; und er starb auch an den Folgen des Trunkes[6]. Die Treulosigkeit der Mongolen war berüchtigt. Im Kriege pflegten sie den Belagerten bei der Ergebung Schonung des Lebens und des Eigenthums zuzusichern, hielten aber fast nie Wort, sondern metzelten dann Alles nieder[7]. Noch jetzt haben die Mongolen den Ruf der Treulosigkeit, der Kriecherei gegen Vornehme, der Unverschämtheit und des Mangels an Ehrgefühl. Ihre Grausamkeit und Gefühllosigkeit wurde der Schrecken Europas. Wir kommen nachher noch hierauf zurück. Dass die Mongolen auch gebratenes Menschenfleisch assen, ist nach den Nachrichten hierüber wohl unzweifelhaft[8]; und diese Erscheinung stellt dieselben vollständig in die Reihe der wilden Völker. —

Ihre wenigen Tugenden hängen nur wenig mit ihrer Religion zusammen; ihre Tapferkeit hat Asien und Europa empfunden[9]); die Gastfreundschaft wurde von Tschingiskhan selbst gesetzlich vorgeschrieben; sie mussten zu ihrer Mahlzeit Jeden einladen, der sich ihrem Tische näherte, und der Wirth musste die Speisen vor seinem Gaste kosten[10]), die freilich für uns nicht gerade immer verlockend sein möchten, denn bei ihrem Essen ekelhaft unreinlich, verzehrten sie auch Mäuse, Ratten, Hunde, Katzen, selbst Ungeziefer und Aas[11]). Unter einander lebten sie friedlich und wohlwollend[12]).

[1]) Hammer Ilchane I, 37. [2]) Plan Carpin, p. 32. Mandeville, p 23. d'Ohsson I, 409; II, 92. [3]) Plan Carpin, p. 36. [4]) Raschideddin b. Hammer g. H. 197. [5]) Rubruk, p. 110. 111. 121. [6]) d'Ohsson II, 59. 85. [7]) Plan Carpin, p. 36. d'Ohsson I, 397. [8]) Plan Carpin, p 37. Matthaei Parisii historia major, London 1684, S. 538. d'Ohsson I, 411. Hammer Ilch. I, 45. [9]) Plan Carpin, p. 35. M. Polo I, 47. [10]) Hammer g. H., S. 190. d'Ohsson I, 411. [11]) Rubruk, p. 33, Plan Carpin, p. 37. [12]) Plan Carpin, p. 35.

§ 123.

Das Familienleben der Mongolen erhebt sich nicht über das der andern rohen Naturvölker, Die Frauen sind unfrei und nur die rechtlosen Sklavinnen des Mannes; dass sie nach des Mannes Tode ihm ins Grab nachgesandt werden, ist häufig, Vielweiberei allgemein, der Ehe Bedeutung niedrig, die Unkeuschheit der Mädchen keine Schande, der Ehebruch vor Tschingiskhan sehr allgemein, durch ihn bei Todesstrafe verboten.

Die Mongolen nehmen so viel Weiber, als sie wollen und unterhalten können; die Weiber wohnen aber getrennt; den Eltern wird eine Anzahl Vieh als Kaufpreis der Tochter gegeben[1]). Tschingiskhan hatte gegen 500 Frauen und Beischläferinnen, unter denen fünf einen Vorrang hatten[2]). Der Sohn war verpflichtet, für des Vaters Wittwen zu sorgen, und oft heirathete er dieselben, seine eigene Mutter ausgenommen. War kein Sohn da, so musste der Bruder des Verstorbenen die Wittwe heirathen und wurde dazu allenfalls mit Gewalt gezwungen[3]). Die Verwandtschaft wurde bei der Ehe wenig beachtet, wie aus dem Erwähnten schon hervorgeht. Tschingiskhan hatte seine Enkelin zur Beischläferin[4]). Nur Mutter, Schwestern und der Eltern Schwestern waren bei der Ehe ausgeschlossen; jede andere Verwandtschaft war kein Hinderniss[5]). — Den Frauen lag die Arbeit ob, dem Manne die Jagd, die Heerde und der Müssiggang[6]). Die Frauen der Vornehmeren wurden oft den gestorbenen Männern nachgeschlachtet. Bei Tschingiskhan's Tode wurden 40 Beischläferinnen getödtet, und dem Hulagu wurden ebenfalls die schönsten seiner Frauen nachgeschlachtet; bei Ogotais Tode folgte ihm seine geliebteste Gattin freiwillig ins Grab[7]). Die im Allgemeinen anerkannte Keuschheit der Frauen[8]) ruht wohl eher auf ihrer Lage als auf ihrer Tugend, denn als Mädchen gilt ihnen die Keuschheit nicht viel, und

ein muhamedanischer Schriftsteller sagt, dass „die Tataren in der Liebe den Bestien ähnlich" seien[9]). In Peking war zur Zeit der Mongolenherrschaft die öffentliche Buhlerei von Staatswegen autorisirt und geordnet, die schon unter Ogotai unterstützt wurde. Marco Polo giebt die Zahl der öffentlichen Dirnen daselbst auf 25,000 an. Dieser allerdings den Chinesen zufallende Stand der Sittlichkeit wurde von den Mongolen sorgfältig erhalten und unter der Aufsicht von Staatsbeamten organisirt. Sobald fremde Gesandte ankamen, wurden sie in ehrenvollster Weise aufgenommen, und jeder der zu der Gesandtschaft Gehörigen erhielt jede Nacht zufolge der Anordnungen des Khans eine der öffentlichen Dirnen; und in diesem officiellen Dienst bestand die von diesen Dirnen an den Staat gezahlte Abgabe[10]). — Der Ehebruch wird in den Gesetzen des Tschingiskhan mit der Todesstrafe belegt, um die frühere Verbreitung desselben auszurotten[11]); auch werden die Frauen durch das Gesetz vor willkürlicher Misshandlung in Schutz genommen[12]); aber alle schwere Arbeit ist ihnen aufgebürdet. Sklavinnen standen ihrem Herrn immer zu Gebot.

[1]) d'Ohsson I, 14. Plan Carpin, p. 27. 38. [2]) Abulgasi, p. 96. [3]) Rubruk, p. 39. Plan Carpin, p. 27. 31. M. Polo I. c. 46. [4]) Hammer g. H. 70. [5]) M. Polo I, c. 46. Rubruk, p. 39. [6]) d'Ohsson, S. 14. M. Polo I, c. 46. [7]) Hammer g. H. 205. Ilch. I, 46. 48. 49. 229. [8]) M. Polo a. a. O. Plan Carpin, p. 36. [9]) Aaschik b. Hammer G. H. S. 416. [10]) Marco Polo II, c. 8. [11]) Rubruk, p. 40. Plan Carpin, p. 38. [12]) Hammer G. H. 189.

§ 124.

Das religiöse und sittliche Bewusstsein des mongolischen Volkes steht auf einer so niedrigen Stufe, dass dasselbe nicht die Macht hat, ein geschichtliches Leben aus sich zu erzeugen. Das geschichtliche Auftreten dieses Volkes beruht auch wirklich gar nicht auf diesem Bewusstsein. Der Staat und die Geschichte sind hier nicht aus dem Volksbewusstsein hervorgewachsen, sondern das Bewusstsein des Volkes entsteht hier eigentlich erst aus seiner Geschichte, in die es durch fremde Macht hineingedrängt wird. Das Volk hat nicht seine Geschichte gemacht, sondern die Geschichte hat erst die Mongolen zu einem Volke gemacht. Staat und Geschichte sind hier nicht naturwüchsig geworden, sondern dem Volke durch Tschingiskhan gegeben. Die Mongolen-Geschichte ist eine octroyirte. Tschingiskhan ist der Geist, der in die an sich todte Masse einging, sie belebte, bildete, und diese wilden elementarischen Mächte, die früher geschlummert, zum Kampfe gegen die geschichtliche Welt führte. Die Mongolen-Kämpfe sind der Titanenkampf der Weltgeschichte, das Anstürmen der rohen Naturgewalten gegen die Olympischen Götter der wirklichen Geschichte. Aber dieser Titanenkampf wird geleitet durch einen höheren Geist als der, welcher aus den Mongolenmassen hervorleuchten kann. — Die Geschichte der Mongolen vor Tschingiskhan ist in tiefe Dämmerung gehüllt;

nur wenige fabelhaft umhüllte hellere Punkte schimmern blass aus dem Dunkel hervor.

Nach einer alten Sage wurden die Vorfahren des Stammes, aus dem Tschingiskhan entspross, 2000 Jahre vor Tschingiskhan von andern Stämmen in einem Kampfe bis auf 2 Männer und 2 Weiber ausgerottet. Diese retteten sich in ein enges, ringsum umschlossenes Bergthal, Ergene-Kun genannt, welches den Umständen nach am Altai, wo die Türken ursprünglich wohnten[1]), zu suchen ist. Nach langer Zeit, 23 Geschlechter vor Tschingiskhan, also etwa im 4ten oder 5ten Jahrhundert nach Christo, und nach grosser Vermehrung des Stammes brachen sich die Eingeschlossenen den Weg aus diesem Thale, indem sie die Felsen durch Feuer sprengten. So trat das Mongolen-Volk auf. [2]). Merkwürdiger Weise erzählen die Türken von sich selbst eine sehr ähnliche Begebenheit. Es blieb bei ihnen in einem alten Kampfe nur ein einziges Kind übrig, welches von einer Wölfin gesäugt wurde und mit ihr dann durch eine Höhle in ein eingeschlossenes Thal kam, wo die Wölfin Junge warf, aus denen Krieger wurden; der herangewachsene Knabe hiess Assena oder Tsena, d. h. Wolf, und ein Wolfskopf wurde das Zeichen des ganzen Stammes; als das Thal ihnen zu eng wurde, brachen sie daraus hervor[3]). Der älteste bekannte Vorfahr des Tschingiskhan in dem aus Ergene-Kun hervorgebrochenen Stamme hiess in der alten Mongolensage Bürte-Tschino, d. h. der blaue oder helle Wolf, der Wolf im Winter. (Vergl. Tschino und Tsena.) Die Verwandtschaft beider Sagen ist offenbar. Die Türken werden im 6ten Jahrhundert zuerst bekannt; ihr Hervorgehen aus den Bergen des Altai fällt etwa in dieselbe Zeit, wie das der Vorfahren des Tschingiskhan[4]). — Ssanang Ssetsen, der im 17ten Jahrhundert die Geschichte der Ost-Mongolen schrieb[5]), leitet die Familie des Tschingiskhan aus Tübet ab, wie die spätere vom Buddhaismus getränkte Mongolen-Sage sich überhaupt mit den Buddhaistischen Sagen völlig vermischt; der Name Bürte-Tschino ist auch in dieser sonst sehr fabelhaften Erzählung[6]), und zu beachten ist, dass nach derselben auch der Stamm der Kirghisen in der genealogischen Gliederung der Familie auftritt[7]), welcher zu dem türkischen, aber stark mit indogermanischen Elementen vermischten Völkergeschlechte gehört[8]). Die frühe Beziehung der Mongolen zu den Türken erhellt auch aus ihrer feststehenden Schlachtordnung, welche ganz mit der türkischen übereinstimmt und schon vor Tschingiskhan eingeführt war[9]).

[1]) Hammer I, S. 5. [2]) Abulgasi, von Messerschmid 1780, S. 82. d'Ohsson I. p. 21. Hammer, g. H., S. 53. Klaproth, tabl. hist 157. 114. [3]) Klaproth tabl. I. 114. [4]) Hammer g. H. 54. Ilch I, 5., Klapr. a. a. O. [5]) Übers. v. J. J. Schmidt. Petersburg, 829. [6]) Ssan. Ss. p. 25. 57. 372. [7]) Klaproth tabl. 158. [8]) Ritter 1110. [9]) Hammer Ilch. I, 88.

§ 125.

Tschingiskhan, vielen Umständen nach nicht für rein mongolischen, wahrscheinlich für türkischen Ursprungs zu halten, das

Blut und den Charakter des weissen Geschlechtes in sich tragend, ist in eigener freier Thatkraft der Schöpfer und der Geist des mongolischen Staates und der mongolischen Geschichte, die beide mit dem Untergange der Herrscherfamilie in ihr altes Nichts, in den Zustand der wilden Naturvölker zurücktraten. Er machte die früher vereinzelten Stämme zu einem Volke, in demselben Augenblicke, wo er sie zu einem Staate machte und in die Geschichte einführte. Nicht der Geist der Mongolen, sondern der Geist des Tschingiskhan wirkt und schafft die Mongolengeschichte; sie bieten nichts als die rohe Masse, die lawinenartig sich fortwälzt, nachdem sie durch äussere Macht in Bewegung gesetzt ist.

Temudschin, 1155, nach J. J. Schmidt 1162 nach Christo geboren, verlor schon als Knabe seinen Vater, einen Häuptling seines Stammes, und musste viele Verfolgungen von seinen Familienfeinden erleiden. Einmal versteckte er sich auf der Flucht in einen Sumpf, nur mit der Nase über das Wasser emporragend; unter einem Haufen Wolle versteckt, wurde er von der Lanzenspitze der nachsuchenden Verfolger verwundet, aber schweigend blieb er unbemerkt; ein anderes Mal wurde er von 12 Pfeilen getroffen niedergestreckt und nur durch grosse Mühe wieder erhalten. Als 13jähriger Knabe erschlug er einen seiner Brüder mit Hilfe eines andern Bruders. Bald zeichnete er sich durch Heldenmuth aus, und nach vielen Kämpfen richtete er, 51 Jahre alt, 1206 das grosse Banner der neun weissen Rossschweife auf, unter dem sich nun alle Stämme der Mongolen vereinigten und nannte sich nun Tschingis-Khan (oder Tschengis-Khan). Er erobert in einem siebenjährigen Kriege einen grossen Theil von China, wendet sich dann nach Westen, stürzt das mächtige Reich der Khowaresmier, verheert Persien und die Länder zwischen dem kaspischen und schwarzen Meere; und in der furchtbaren Schlacht an der Kalka wird das Heer der Russen vernichtet, 1222, die nun zwei Jahrhunderte unter der Mongolenherrschaft blieben. Tschingiskhan starb 1227 [1]). Sein Sohn Ogotai vollendet Chinas Unterwerfung und breitet die Herrschaft weiter im Westen aus; Ogotai's Neffe, Batu, verwüstet Russland, Polen, Ungarn, Schlesien und einen Theil von Böhmen. Karakorum wird die Hauptstadt des Weltreichs. Auf Ogotai folgt 1241 sein bald durch Ausschweifungen zu Grunde gerichteter Sohn Gujuk oder Kujuk, dann dessen Vetter Mengku, und von 1259 dessen Bruder Kubilai, der schon ganz chinesisch gebildet ist. Dieser, im vollen Glanze des Weltherrschers, erweitert das Reich noch mehr, erobert das Birmanenreich, und an seinem Hofe treffen Gesandte von den südlichen Inseln, Schwarze und nordische Samojeden zusammen. Eine Landung in Java misslingt und zwei grosse Expeditionen nach Japan werden durch Sturm und durch einen Aufruhr vereitelt [2]). Unter dieser Regierung tritt bereits das Mongolenreich in Persien unter seinem Bruder Hulagu als ein von dem Ganzen sich abzweigendes auf, und die formelle Oberherrlichkeit eines Khans konnte das Zerfallen des Mongolenreiches in vier besondere Reiche nicht verhindern. Hulagu unterwirft fast das

ganze mohamedanische West-Asien, stürzt das Khalifat in Bagdad, dringt in Syrien vor; sein Feldherr Keitbugha aber wird von dem Sultan von Ägypten, Kotos, in der mörderischen Schlacht bei Aindschalut 1260 geschlagen, gefangen und getödtet. Die persische Herrschaft der Ilchane wurde im Anfang des 15ten Jahrhunderts durch die Turkomannen gestürzt. Das Reich der goldenen Horde in Kiptschack, d. h. in den Ländern nördlich vom Kaspischen und Schwarzen Meere bis tief nach Russland hinein, zerfiel bald wieder in mehrere selbstständige Reiche, die sich zum Theil bis ins 16te Jahrhundert erhielten. Das vierte Reich, zwischen dem Altai und dem Gihon, rief im 14ten Jahrhundert unter Timur eine neue Bewegung hervor, indem dieser im Westen bis an die Wolga und nach Klein-Asien, im Süden nach Persien und Indien bis an den Ganges vordrang und in einem Zuge gegen China nur durch seinen Tod unterbrochen wurde. Das Reich des Gross-Moguls in Indien war die spätere Fortsetzung dieses Reiches. Die zum Theil fanatisch ergriffenen Ideen des Islam hatten aber dieser Mongolenbewegung einen völlig anderen Charakter gegeben, als der bei Tschingiskhan zu Grunde lag, und der mongolische Volksgeist hat mit mit diesen Erscheinungen fast nichts mehr zu thun.

Müssen wir schon aus dem Umstande, dass der Mongolenstamm des Tschingiskhan gerade in einer Gegend seine Heimath hatte, wo auch die türkischen, selbst blondhaarigen Indogermanen hausten, und von denselben nach drei Seiten umgeben waren, eine vielfache Stammesvermischung nicht für unwahrscheinlich, einen geistigen Einfluss der activen weissen Völker auf die passiven Mongolen fast für nothwendig halten, — so weist die oben erwähnte Sage von dem Ursprunge der Mongolen sehr bestimmt auf eine innere Verwandtschaft der Familie Tschingiskhan's mit den Türken hin. Als Herren des Landes zwischen China und Sibirien in der Zeit vor Tschingiskhan waren die Türken aller Wahrscheinlichkeit nach auch die Herren der Mongolen, und dass die Mongolen-Khane von jenen abstammen, hält daher schon Klaproth für nicht unwahrscheinlich[3]). Hammer-Purgstall ist derselben Meinung[4]). Abulgasi, ein Nachkomme des Tschingiskhan, macht die Uiguren zum Stammvolk des Tschingiskhan[5]); diese aber sind Türken[6]). Die Uigurische Schrift wurde die der Mongolen. Wir erwähnen noch als zu beachtende Fingerzeige, dass nach der Mongolen-Sage der achte Ahne des Tschingiskhan von der Wittwe eines Häuptlings geboren wurde, die den Beinamen Goa, „die Weisse, Glänzende" hatte, und die auf übernatürliche Weise schwanger wurde, indem mehrere Male ein sonnenheller Glanz ihr erschien, und die Gestalt eines Jünglings von hellblondem Haar und schönen Augen annahm und ihr beiwohnte[7]); die Mongolen haben aber nie blondes Haar, während in den Gegenden am Altai blondhaarige Indo-Germanen sassen. Ferner die Schilderung des Kubilai, Enkels des Tschingiskhan, bei Marco Polo[8]): „Kubilai ist von mittler Grösse, seine Glieder sind wohl gebildet, und seine ganze Gestalt in den gerechtesten Verhältnissen. Er hat eine lichte Gesichtsfarbe, mit leichtem Roth überzogen, wie der liebliche Schein der Rose, was seinem Wesen viel Anmuth verleiht. Seine Augen sind dunkel

und schön, seine Nase wohlgezogen und vortretend." Man erkennt auf den ersten Blick die kaukasische Abstammung, welcher die mongolische so schroff und kenntlich gegenüber steht. So zeigen auch die Porträte der Gross-Moguls in Indien eine von der mongolischen Physiognomie sehr abweichende, sehr schöne und regelmässige Gesichtsbildung [9]). Nach den chinesischen Historikern war der erste Vorfahr des Tschingiskhan „ein Mann von hoher Gestalt und blauer Farbe", was durch die Bemerkung eines andern Chinesen erläutert wird, wonach dieser Ahne „ein blauer Wolf" geheissen, Bürte-tschino [10]), dessen Namen einen Wolf von heller, im Winter angenommenen Farbe bezeichne, und der sich mit einer Jungfrau, der „weissen Hirschkuh" vermählte [11]). Diese nicht selten vorkommende Erwähnung der blauen Farbe in der Bedeutung des Hellen oder Weissen im Gegensatz zu der dunklen, braunen Färbung der gefärbten Menschenstämme erinnert deutlich an ein mexikanisches Bild, auf welchem die Mutter des Menschengeschlechts ein Zwillingspaar bei sich hat, einen rothbraunen und einen hellblauen Knaben, offenbar auf die zwei Hauptstämme des Menschengeschlechts hinweisend [12]). Die rohen Völker lieben die bunten Farben; und das helle Blau steht, zumal im Gegensatz zum Röthlichen oder Braunen, der Reinheit des Weiss am nächsten, wie ja bei uns auch aus diesem Grunde die weisse Wäsche ihren Glanz durch Zusatz von Blau erhält. Diese so allgemeine Hindeutung auf die helle Farbe des Stammvaters macht die nichtmongolische Abstammung in hohem Grade wahrscheinlich. — Der Name der von Tschingiskhan eingeführten Gesetzsammlung, Jasa, ist nicht mongolisch, sondern türkisch, und diese selbst in türkischer Schrift geschrieben [13]). Zu beachten ist ferner, dass die Mongolen den rohesten Formen der sinnlichen Naturreligion huldigen, Tschingiskhan selbst aber den Glauben an einen Gott überall zur Schau trägt, ein Glaube, der auf den bei den Türken verbreiteten Islam hinweist; und Abulgasi nennt unter den Vorfahren Tschingiskhans mehrere Mohamedaner [14]). — Die Neunzahl ist in der Geschichte der Tschingiskaniden überall die heilige und feierliche Zahl. Tschingiskhan stammt im neunten Gliede von der übernatürlich geschwängerten Ahnfrau seines Geschlechtes ab; sein Panier ist das der neun Rossschweife; alle den Khanen gebrachten Geschenke waren in der Neunzahl und ihren Produkten (90, 99, 900, 9000); bei der Huldigung vor dem Khan warf man sich neun Mal zur Erde nieder; bei grossen Festen wechselten die Fürsten neun Mal die Kleider etc. Die Neunzahl ist aber bei den Türken gerade auch die heilige Zahl [15]). — Auch die grossartigen Falkenjagden der Khane, wovon später, sind ganz im türkischen Style eingerichtet, und die Namen der dabei vorkommenden Ämter sind meist türkisch, und gleichen Charakter haben die Namen und Einrichtungen der ältesten mongolischen Hofämter [16]). — Obgleich Tschingiskhan seine gewaltigsten Feinde in den muhamedanischen Völkern fand, und obgleich bereits unter ihm die Chinesen sich grossen Einfluss am Hofe erwarben, bevorzugte er dennoch die Mohamedaner so sehr, dass er den Mord eines solchen mit 40 Goldstücken, den Mord eines Chinesen nur mit dem Werth eines Esels

bestrafte[17]). Diese Bevorzugung scheint auf eine nähere Beziehung zu den türkischen Stämmen hinzuweisen.

[1]) Hammer, Goldn. Horde S. 57. ff. d'Ohsson I, 37. ff. Ssan. Ss. 63. 376. [2]) Gützlaff, Gesch. d. Chin. R. S. 393. [3]) Tabl. hist. S. 114; Asia polyglotta 265. [4]) Goldne Horde, 53. [5]) Abulg. v. Messerschmid, S. 18. [6]) Klaproth tabl. 169. [7]) Abulgasi, p. 64; d'Ohsson I, 23, nach Raschideddin. Vgl. Ssan. Ss. S. 59. [8]) II, c. 4. p. 273. [9]) Klaproth tabl. hist. 248. [10]) S. oben §. [11]) Klaproth tabl. hist. 59. Ssanang Ssetsen, p. 57. 372. [12]) Alex. v. Humboldt, Vues des Cord. tab. XIII, 2. [13]) Hammer, G. H. 188. 210. [14]) p. 15. 36. [15]) Hammer, G. H. S. 208. 229. [16]) Ebend. 238. 235. [17]) d'Ohsson, II, 96.

§ 126.

Das Auftreten des Tschingiskhan findet eine Parallele in dem Mohameds. Bei den Mongolen wie bei den Arabern erwuchs der Staat nicht aus dem Volke, sondern das Volk aus dem Staate, der bei beiden durch den Geist eines Mannes geschaffen wurde, aber nicht im Geiste des Volkes, sondern trotz desselben; bei beiden wurde ein vorher in nomadischer Zerstreutheit umherwogendes Volk durch einen krafterfüllten Mann zu einem Ganzen vereinigt und nach Jahrtausenden von geschichtsloser Ruhe plötzlich zu einem geschichtlichen Volke gemacht; beide vorher gleichgiltig neben der Geschichte weilend, selbst äusserlich kaum von ihren Strömungen in ihrer Ruhe gestört, traten umgewandelt als Welteroberer auf.

Der grosse Unterschied beider Erscheinungen ist aber der, dass die Mongolenbewegung eine mechanische, die der Araber eine lebendige war, dass bei jener der treibende Geist der rohen passiven Volksmasse äusserlich blieb, bei diesen in sie als innere treibende Kraft eindrang. Die Mongolenmasse wurde von dem Herrschergeiste Tschingiskhan's eben nur geschoben, und sie ruhte, sobald die treibende Macht von ihr abliess, und blieb todt wie sie vorher war. Die Araber nahmen Mohameds Geist in sich auf, und wenn auch die Macht, die zuerst den Anstoss gab, zurücktrat, so war inneres fortwachsendes Leben bereits gegeben. Tschingiskhan hatte als Geist nur eine todte Masse, einen Körper sich gegenüber, Mohamed einen empfänglichen Geist, und Flamme entzündete sich an Flamme. Die Araber traten als weisser, activer Menschenstamm mit Bewusstsein in die Geschichte ein, die Mongolen ohne Bewusstsein. Jene haben daher wohl eine Geschichte aufbewahrt und eine eigene Litteratur erzeugt, bei diesen hat Litteratur und Geschichtserzählung Ursprung und Charakter von Fremden gewonnen. Bei Mohamed ruht die Geschichte und der Staat auf einer religiösen Idee, hat einen inneren geistigen Kern; bei Tschingiskhan tritt das Religiöse ganz in den Hintergrund, der Staat allein hat Geltung, ist der alleinige Zweck; die Mongolengeschichte ist ohne inneren Gedanken, ist eine Schaale ohne Kern, eine Blase, die sofort zusammenfiel, als der

zufällig sie treibende Geist wich. Die Araber wussten, wesshalb sie die Welt erobern wollten, die Mongolen eroberten, um zu erobern; jene wollten eine Idee verwirklichen, wollten Etwas erbauen, diese wollten eben nur Alles haben, nur in dem Sinne, dass Andere Nichts haben sollten; sie hatten ihre Freude am Zerstören und Verheeren, denn ohne Idee erobernd, ohne einen vernünftigen Zweck realisiren zu wollen, musste ihre Weltherrschaft in Weltverwüsten umschlagen. Die Araber, weil sie von einer religiösen Idee erfüllt waren, deren Verwirklichung sie erstrebten, mussten derselben ausschliessliche Berechtigung zuerkennen; die ideenlosen, von keinem religiösen Gedanken geleiteten Mongolen waren tolerant, — weil sie eben keine religiöse Idee zu verwirklichen strebten, und die Eroberung nur auf dem Egoismus der herrschenden Persönlichkeit ruhte; nicht Anerkennung Gottes oder eines Propheten, sondern Anerkennung der rohen Macht der Tschingiskhaniden war Ziel und Streben. Die Geschichte des Islams ist darum unendlich höher als die der Mongolen. Jene hat, auch als der Wogenschlag zur Ruhe kam, ein bleibendes geschichtliches Resultat errungen, diese kein anderes als die Erinnerungen an die grössten Verwüstungen, welche je die Geschichte schaute; jene liess auf dem Wege ihres Vorschreitens Staaten und Bildung erblühen, prächtige Bauten entstehen, und Kunst und Wissenschaft sich neu emporschwingen; — der Weg der anderen waren rauchende Trümmer und Leichengefilde, und zur schaffenden Ruhe gelangte diese verheerende Macht erst da, wo sie selbst bewältigt wurde von fremder Geistesbildung, wo die mongolische rohe Kraft von chinesischem und mohamedanischem Geiste reichlich getränkt wurde. Aber da war die Kraft eine wesentlich andere geworden, und Timur war nicht mehr Mongole, sondern muhamedanischer Fanatiker, der seiner ganzen Stellung nach dem Lebenskreise des Islams angehört. Das Mongolenvolk hat eben nicht einen eigenen Geist, eine eigene Geschichte; es ist nur die rohe passive Masse, die in der Hand eines fremden Geistes furchtbar werden kann, aber dann eben auch in die Sphäre dieser fremden Geschichte fällt. Die Araber leuchten, von Mohameds Geist entzündet, in eigenem Feuer, die Mongolen bleiben eine dunkle Masse, die nur fremdes Licht zurückwirft.

§ 127.

Der Staat der Mongolen ist nicht ein Leben des Volks, sondern nur das Leben der Khane; er wird nicht getragen von dem Volke selbst, sondern nur von einzelnen Persönlichkeiten. Vor Tschingiskhan haben die Mongolen noch nicht ein eigentliches Staatsleben, wir finden da nur wilde Horden, die ohne gemeinsames Band, von Häupt-

lingen mit unbestimmter, oft unbeschränkter Macht, geleitet, nicht nur die Grenzen Chinas belästigen, sondern auch mit einander selbst in fast beständigem Streite sind[1]). — Tschingiskhan ist der Stifter des Staats und der Vereiniger der Stämme zu einem Volke; er ist auch der Gesetzgeber der Mongolen; die Gesetze (Jasa), enthalten zwar Vieles aus den herkömmlichen Gewohnheiten, sind aber im Ganzen nicht als das Werk des Volksgeistes zu betrachten, wie etwa die der Chinesen, sondern vielmehr als das des Tschingiskhan, der den Stämmen den Staat und den Geist erst gab. Der Staat ist nach Dasein, Form und Inhalt ein von einer einzelnen Persönlichkeit geschaffener und getragener, und Tschingiskhan ist sich dessen sehr wohl bewusst, und spricht es wiederholt aus. Tschingiskhan liess seine Gesetze niederschreiben und zu diesem Zweck vielen jungen Mongolen die Schrift (der Uiguren) lehren. Diese Gesetze wurden von seinen Nachkommen sehr in Ehren gehalten, und bei allen wichtigen Fällen befragt.

Der Entstehung des Staates entspricht sein Wesen. Der Mann, der ihn geschaffen, muss auch sein Herz, seine Seele sein; der Khan ist das Ein und Alles des Staates; neben ihm kann nicht irgend eine andere ihn beschränkende Macht oder Auctorität sein, selbst nicht die eines Gesetzes, denn dieses ruht in ihm; das Volk und sein Leben ist sein Werk, und der Schöpfer ist unbedingte Macht über seine Welt. Tschingiskhan verdankt nicht seine Macht dem Volk, sondern das Volk verdankt sein Dasein und seine Macht dem Tschingiskhan, und unbeschränkte Herrschergewalt über Alles ist Charakter der Tschingiskhaniden. Niemand hat dem Khan gegenüber ein Recht; denn alles Recht vereinigt sich im Khan. Alles Eigenthum und selbst die Frauen gehören dem Herrscher von Rechtswegen. Der Macht entsprechen ihre Symbole und ihre Formen. Die Thronfolge kann, dem Wesen der Würde gemäss, nicht auf des Volkes Wahl, selbst nicht auf einer festen Bestimmung des Gesetzes beruhen; der Wille des Khans und seiner Familie allein bestimmt aus der Familie den Erben.

Unbedingter Gehorsam, nicht sowohl gegen die Gesetze als gegen den Willen des Herrschers, blinde und sklavische Unterwürfigkeit war höchste Tugend der Mongolen unter Tschingiskhan[2]). — Bald nach seiner Thronbesteigung soll Tschingiskhan den sieben Häuptern der unter ihm vereinigten Stämme befohlen haben, ihre ältesten Töchter herbeizubringen und ihnen mit eigener Hand den Kopf abzuschlagen; und als er sie alle dazu bereit sah, erliess er ihnen die Vollstreckung[3]). — Der Khan hatte alles Recht, die Unterthanen keins; Leben und Tod jedes Mongolen stand in des Herrschers Hand. Tschingiskhan liess einen Vornehmen hinrichten, der die Hand seiner Tochter etwas unsanft zu-

rückwies, und als einst sein von ihm sonst sehr geehrter Bruder zu spät bei Tafel erschien, erklärte er dessen Nachkommen für alle Zeit der Thronfolge für verlustig[4]) Bei jeder Huldigung warfen die Prinzen und Fürsten ihre Mützen in die Luft, zum Zeichen, dass ihr unbedecktes Haupt nicht mehr frei sei und legten ihre Gürtel um den Hals, andeutend, dass sie auch den Kopf dem Khan zur Verfügung stellten. — Als Tschingiskhan's Leiche von den fernen Ostgrenzen seines Reiches in die Mongolei zurückgebracht wurde, tödteten die Begleiter der Leiche Alle, welche dem Zuge begegneten, mit den Worten: „Gehet hin und dienet unserm Herrn und Meister in der andern Welt“[5]). Ogotai liess nach des Vaters Bestattung aus den vornehmsten Familien vierzig der schönsten Mädchen auswählen, die, mit dem reichsten Schmuck bekleidet, getödtet wurden; „man sandte sie zum Dienst des Khans in die andere Welt“[6]). Bei Mengku-Khans Tode sollen bei dem Leichenzug gegen 20,000 Menschen geschlachtet worden sein[7]). Noch lange nach Tschingiskhan's Tode wurde er dadurch geehrt, dass man nach Süden gewandt, die Knie beugte, und ein russischer Anführer, der sich dessen weigerte, wurde todt getreten[8]). Die Khane galten als „Söhne Gottes“[9]). — Dem Khan gehörte eigentlich Alles. Alle Mädchen und Frauen standen dem Khan zu Gebot. Die Auswahl für den Harem geschah in sehr militärischer Weise. Man wählte alle zwei oder drei Jahre in jedem Stamme die schönsten Mädchen aus. Jeder Hauptmann besichtigte die in sein Revier gehörigen Mädchen und wählte die schönsten aus; diese Gewählten wurden dem Anführer von 1000 Mann vorgestellt, der nun aus jenen Schönen wieder die Schönsten wählte, aus denen dann zuletzt der Anführer von 10,000 Mann die letzte Auswahl der Schönsten machte, die nun als die Quintessenz mongolischer Schönheit dem Khane zur Verfügung gestellt wurden, der sie theils für sich behielt, theils den Prinzen gab, theils zur Bedienung seiner Frauen verwandte. Wenn der Khan Jemandes Tochter, Schwester oder Frau verlangte, so wurde sie ihm ohne Weigerung übergeben, und man hielt es vielmehr für ein unschätzbares Glück. Fünf der Mädchen oder Beischläferinnen hatten Tag und Nacht den Dienst um den Khan[10]). Als ein Stamm in der Furcht, der Khan wolle ihre Mädchen an einen andern Stamm verheirathen, schnell unter sich möglichst viel Ehen abschlossen, liess Ogotai alle Mädchen über sieben Jahr und alle seit einem Jahre verehelichten Frauen dieses Stammes versammeln, 4000 an Zahl, wählte in Gegenwart der Väter und Männer die schönsten Mädchen und Frauen für sich aus, Andere für seine Anführer, schickte Andere in öffentliche Häuser und in die Herbergen und erlaubte dann allen zufällig anwesenden Männern nach Belieben sich auszuwählen. Keiner der Angehörigen wagte zu murren[11]).

Die Pracht und die Zeichen der Herrschermacht waren, nach Tschingiskhan mit chinesischen Formen bereichert, überaus prunkend. Bei Kujuk's Thronbesteigung (1246) waren gegen 4000 Fürsten und Herren versammelt, darunter ein russischer Grossfürst und eine Gesandtschaft des Papstes unter Plano Carpini;

2000 Zelte waren für sie errichtet. Vor der Thronbesteigung erklärten die Fürsten: „Wir wünschen, bitten und bestehen darauf, dass du alle Macht über uns haben sollst." Kujuk antwortete: „Wenn ihr wollt, dass ich euer Khan werde, seid ihr entschlossen, mir in Allem zu gehorsamen? zu mir zu kommen, wenn ich euch rufe? zu gehen, wohin ich euch schicke? hinzurichten diejenigen, die ich zum Tode verurtheile?" Und als diess bejaht war und ihm die Fürsten die Welteroberung zugesichert, bestieg er den goldenen Thron, und alle Fürsten und alles Volk warfen sich dreimal vor ihm zur Erde nieder. Bei dem Gelage wurden Gold, Edelsteine und kostbare Stoffe an die Gäste vertheilt [12]). Über 500 Wagen waren angefüllt mit goldnen und silbernen Gefässen und seidenen Kleidern, die ihm als Geschenke gebracht waren [13]). Die grossartigen Verschwendungen einiger Khane dienten weniger der Wohlthätigkeit als dem Herrscherglanz. Als Ogotai bei Gründung seiner Hauptstadt zufällig seinen Schatz mit Silber gefüllt antraf, liess er bekannt machen, Jeder, der Geld haben wolle, brauche nur hinzukommen; und bald war durch die herbeieilenden bereitwilligen Hände der Schatz geleert. Als ihm auf der Jagd ein armer Mann drei Melonen anbot, und er grade kein Geld bei sich hatte, befahl er seiner Gemahlin, ihre zwei grossen Perlen aus den Ohrringen zu nehmen, und gab sie ihm. Bei der Anwesenheit eines persischen Gesandten, der ihm Perlen zum Geschenk brachte, liess er ein Kästchen voll Perlen in Wein schütten und traktirte die Gäste damit [14]). — Die Grossen, welche dem Khan Kubilai Trank und Speise reichten, mussten sich Nase und Mund mit Schleiern oder seidenen Tüchern bedecken, damit ihr Athem nicht die Speisen und den Wein berührte, und wenn der Khan den Becher an die Lippen setzte, so trat der Mundschenk drei Schritte zurück, kniete nieder und alle Anwesenden warfen sich sofort gleichfalls auf die Knie, und die Harfenspieler und andere Musiker spielten einen Tusch, so lange als der Khan trank [15]). Wer beim Eintritt in das Zelt des Khans oder seiner Grossen die Schwelle mit dem Fusse berührte, wurde mit dem Tode bestraft [16]). Fremdländische Schreiber waren beauftragt, alle bemerkenswerthen Worte des Khans aufzuschreiben [17]). Bei Jahres-Anfang (Februar) [18]) erhielt der Khan aus dem ganzen Reiche kostbare Geschenke an Gold, Silber, Edelsteinen, Tuch, Pferden, deren Zahl bei Kubilai an 100,000 hinanreichte. Alle seine Elephanten, gegen 5000, wurden mit gold- und silbergestickten Teppichen bedeckt zur Schau umhergeführt; jeder derselben trug auf seinem Rücken zwei Schreine, mit Gold- und Silbergeräthen gefüllt; ausserdem ein gleichbeladener Zug von Kameelen. Darauf folgte grosse Hof-Audienz, bei welcher alle Anwesenden sich begrüssend viermal zur Erde niederwarfen; bei der Tafel lag ein zahmer Löwe dem Khan zu Füssen [19]). — Bei den grossartigen Jagden, die mit mehr als 10,000 Menschen Jagdgefolge unternommen wurden [20]), sass Kubilai in einem von vier Elephanten getragenen Pavillon, der inwendig mit golddurchwirktem Tuch ausgeschlagen, von aussen mit Tigerfellen bedeckt war; auf seinem Ruhebette liegend schaute er den auf die Kraniche stür-

zenden Falken zu. Der Lagerplatz mit seinen Zelten glich einer volkreichen Stadt; das ungeheure, Tausende von Menschen fassende Zelt des Khans mit vielen Zimmern und Sälen wurde von vergoldeten Säulen getragen, von aussen mit Tigerhäuten bedeckt, inwendig mit Hermelin und Zobel ausgeschlagen; die Seile des Zeltes waren alle von Seide; auch die Damen nahmen mit ihren Falken an der Jagdlust Theil. Im ganzen Reiche aber durfte ausser den grossen Herren und Fürsten Niemand Falken oder Jagdhunde halten[21]). Schon Ogotai hatte für die Jagden einen zwei Tagereisen langen Thiergarten angelegt. Kubilai hatte einen Marstall von 10,000 weissen Pferden, von deren Milch nur die Nachkommen Tschingiskhans und ausserdem noch einer anderen Familie trinken durften; diese Pferde wurden so sehr geehrt, dass Niemand es wagte sich vor sie hinzustellen, oder sie in ihren Bewegungen zu hindern[22]). Später scheint der Herrscherpomp noch gestiegen zu sein; Mandeville, der drei Jahre am Tatarenhofe zu Kambalu (Peking) zubrachte (1333), spricht von 10,000 Elephanten zum Dienste des Khans und von 300,000 Menschen, die für den Hof beschäftigt waren, von 200 christlichen Ärzten, von grossartigen Thiergärten und Menagerien[23]).

Die Erbfolge des Thrones war zwar gesetzlich auf die Familie des Khans beschränkt, der Khan aber wählte aus den Prinzen oft einen anderen als den Erstgeborenen. Tschingiskhan hinterliess mit Ausschluss seines ältesten Sohnes dem drittgeborenen, Ogotai, den Thron. Gewöhnlich wurde aber der Nachfolger von der versammelten Familie aus ihr selbst gewählt[24]). Vormundschaftliche Regierung der **Mutter** für den noch unmündigen Thronfolger war gesetzlich erlaubt; und eine von Ogotai's Frauen führte für ihren Sohn vier Jahre lang die Regentschaft[25]). — Die übrigen Prinzen waren dem Khane unterworfen. Tschingiskhan ermahnte noch auf seinem Todtenbette dieselben dringend zu beständiger Einigkeit. Ausser der bekannten orientalischen Fabel vom Pfeilbündel gebrauchte er dabei noch das Gleichniss von den zwei Schlangen, von denen die eine mit vielen Köpfen und einem Schwanze bei eintretender Kälte erfror, weil die vielen Köpfe sich über den Weg nicht einigen konnten, die andere aber mit einem Kopf und vielen Schwänzen sich ohne Mühe rettete.

[1]) Dschuweini, b. Hammer, G. H. 40. 41. [2]) Plan Carpin, p. 45. M. Polo I, c. 47. Hammer Ilchane I, 37, [3]) Haiton, hist. orient. p. 28 in Recueil de voy. en Tart. [4]) Hammer, Ilch I. 17. 26. [5]) Marco Polo I, c. 54. d'Ohsson I, p. 381. [6]) Raschid. bei d'Ohsson II, p. 12. [7]) M Polo, a. a. O. [8]) Plan Carpin, art. 8, p. 31. [9]) Ascelin, p. 68. 70. Rubruk, p. 173. [10]) Plan Carpin, p. 45. Marco Polo II, 4; d'Ohsson I, 416. [11]) d'Ohsson II, 98. [12]) Plan Carpin, c. 7—9. Hammer G. H. 8. 131. Gützlaff Gesch. d. Chin. R. 368. [13]) Pl. Carpin, c. 12. [14]) d'Ohsson II, 87. [15]) M. Polo II, 10. etc. [16]) Plan Carpin, p. 32. Rubruk, p. 123. [17]) d'Ohsson II, 189. [18]) M. Polo II, 12. [19]) M. Polo II, 12. [20]) Hammer, G. H. 188. 232. [21]) M. Polo II, c. 16. [22]) Marco Polo I, c. 57. [23]) Voy. p. 19, in Reccueil des voy. etc. [24]) Abulgasi, 146. 148. d'Ohsson I, p. V; II, 188. 195. 247. [25]) d'Ohsson II, 87.

§ 128.

Weil der Mongolen-Staat nicht aus dem Volke erwachsen, die Khane nicht aus dem Volksbewusstsein hervorgegangen, nicht die

in die Höhe gehobene Spitze des Volkes sind, sondern sich und ihren Staat dem Volke als etwas Fremdes aufdrängten, so trägt auch der ganze Staat kein nationales Gepräge, und keine Mittelglieder sind zwischen dem Volke und dem Fürsten, keine concentrischen Kreise um den Thron, keine Stufen zu ihm hinauf. — Fremde waren an der Staatsverwaltung viel betheiligt und standen gewöhnlich in der nächsten Nähe des Gebieters; ein erblicher Adel war nicht vorhanden, noch eine Verschiedenheit der Stände; dem Herrn gegenüber war alles Volk gleich, Alle gleich sehr rechtlos[1]). Es ist da kein organisch sich im Fürsten gipfelndes Ganze von mannigfachen Gestaltungen und Abstufungen; das Volk ist eben die dem alleinigen Willen des Khans schlechthin unterworfene Masse. Die Khane hatten daher auch bei den eroberten Ländern einen natürlichen Widerwillen gegen alle berechtigten Stände, gegen Alles, was wie ein Adel aussah, und sie umgaben sich weniger gern mit den Grossen der unterworfenen Länder, als mit den niedrigsten und feilsten Kreaturen[2]). Alles Hervorragende war ihnen wie den Pariser Sanskulotten verhasst, sie wollten allgemeine Gleichheit — in der Niedrigkeit.

Die vielen Fremden am Hofe in Karakorum haben wir früher schon erwähnt. Marco Polo war selbst siebenzehn Jahre im Dienst des Khans und in sehr hohem Ansehn. Der unter Tschingiskhan und seinem Nachfolger als Rathgeber und Minister den Staat hauptsächlich organisirende Staatsmann war ein Mitglied der in China herrschenden tungusischen Khitan-Fürsten und völlig chinesisch gebildet[3]). Unter Ogotai war der Muhamedaner Abderrahman Pächter der Finanzen und nachher Finanzminister[4]); und Muhamedaner, Christen und Chinesen waren bei den meisten Khanen in der nächsten Nähe des Throns und in den wichtigsten Ämtern[5]); und im persischen Mongolenreich herrschte selbst ein Jude als Vezir mit fast unumschränkter Gewalt[6]). Männer der geschichtlichen Völker waren der ungeschichtlichen Mongolen vorzüglichste Führer.

[1]) Hammer Ilch I, 37. [2]) d'Ohsson I, p. VII. [3]) d'Ohsson I, 148; II, 14. 65. [4]) Hammer Ilch. I, 54. 58. [5]) Ebend. I, 115. d'Ohsson II, 189. 275. 375. M. Polo II, 8. [6]) Hammer, Ilch. I, 382.

§ 129.

Die mongolische Gesetzgebung (Jasa) trägt ganz das Gepräge eines mächtigen und freien schöpferischen Geistes, welcher wenig gebunden durch alte Gewohnheiten und Rücksichten aus dem Vollen schaffen kann, und von Fremden gern lernend ein den Stempel der originellen Persönlichkeit an sich tragendes Werk dem Volke fertig anbefiehlt. Auf keinem bestimmten religiösen Bewusstsein beruhend, tritt sie als reine Staatsgesetzgebung auf; das Religiöse hat mit dem Gesetz nichts zu thun. Streng, selbst grausam

in der Bestrafung der Widerstrebenden, sorgt das Gesetz väterlich und mild für die Unterthänigen. Das Volk soll gezwungen werden sich wohl zu befinden. Barbarische Härte geht da mit väterlichem Wohlwollen ebenso Hand in Hand, wie glückliche Gedanken mit verkehrten Einfällen.

Tschingiskhan wollte nicht nur der Gründer der Geschichte, sondern auch der Reformator der Sitten seines Volkes sein. Die Gesetzgebung des Staates übernahm die Zuchtruthe, welche die auf der niedrigsten Stufe stehende Religion zu führen nicht im Stande war. Tschingiskhan sagte selbst, dass vor ihm Diebstahl und Ehebruch ganz allgemein verbreitet waren, kein Gehorsam in der Familie, keine Unterstützung der Bedürftigen, und die Räuberei straflos; und er machte es zu seiner Aufgabe, Ordnung und Gerechtigkeit wieder herzustellen. Er setzte Todesstrafe auf den Mord, den Diebstahl, den Ehebruch, die Sodomie, auf dreimalige Veruntreuung anvertrauter Güter, auf Verbergung von flüchtigen Sklaven oder gefundener Sachen, auf Vorenthaltung der von einem Krieger im Kampfe verlorenen Waffen, auf Zauberei, die einem Menschen zu schaden angewandt wird, auf Spioniren, auf unberufene Unterstützung eines im Zweikampf begriffenen Kämpfers. Geringer Diebstahl und die meisten andern Vergehungen wurden durch Prügel bestraft[1]). Verschwörung gegen den Khan wurde mit dem grausamsten Tode an der ganzen Familie des Verbrechers bestraft. Mengku liess einst 70 vornehme Verschwörer, unter ihnen viele Prinzen hinrichten, indem man ihren Mund mit Steinen füllte und sie so erstickte. Die Prinzen wurden in seidne Teppiche gewickelt und darin zu Tode gerollt. Die Wittwe Kujuk's wurde in Filz eingewickelt ertränkt[2]). Als Grund zu der Hinrichtungsart von Prinzen, dass man sie, zwischen zwei Teppiche gelegt, zu Tode schüttelte und rollte, wurde angegeben, dass die Sonne und die Luft nicht Zeugen von dem Sterben eines Prinzen sein sollten[3]). Die Art der Strafen war meist der grausamen Willkür überlassen. Gewöhnliche Strafe bei vornehmen Verbrechern war es, dass man sie in eine frisch abgezogene Büffelhaut fest einnähte und in einer wüsten Gegend aussetzte; in der bald eng zusammengetrockneten Haut musste der Unglückliche elend umkommen[4]). Bisweilen wurden Menschen durch Fusstritte auf den Unterleib getödtet[5]), oder mit Feuerbränden gepeitscht[6]). Kubilai liess den Leichnam seines ehemaligen Ministers und Günstlings den Hunden vorwerfen und seine Söhne lebendig schinden[7]). — Der Angeklagte konnte, falls er nicht auf der That ertappt war, nur durch eigenes Bekenntniss für schuldig erklärt werden, dieses aber konnte, falls mehrere Zeugen waren, durch die Folter erpresst werden[8]). Die Achtung der Persönlichkeit, die in diesem Dringen auf das eigene Bekenntniss liegt, ist ein den weissen Völkern eigener Gedanke.

Sittliche Vorschriften, wie das Gebot der Gastfreundschaft, werden durch die Jasa zu Gesetzen des Staates[9]). Grösste Einfachheit in Wort und Sitte wird anbefohlen, alle Titel verboten; selbst der Khan durfte nur bei seinem Namen angeredet

werden, — und ein Schreiber, der ein ihm aufgetragenes Schreiben Tschingiskhan's mit rednerischen Floskeln ausgeschmückt hatte, wurde mit dem Tode bestraft[10]).

[1]) Rubruk, p. 40. d'Ohsson I, 407. [2]) d'Ohsson II, 259. 268. [3]) M. Polo II, 1, 2. S. 262. [4]) M. Polo III, c, 2. [5]) Plan Carpin, p. 81. [6]) Rubruk, p. 170. [7]) M. Polo II,c. 8. [8]) Rubruk, p. 40. 169. [9]) d'Osson I, 407. [10]) Ebend. 414.

§ 130.

Die Einrichtungen der Verwaltung entsprechen dem Wesen des mongolischen Staats. Centralisation des äusserlich zusammengefügten Völkergemenges ist Grundlage. Ohne eine wahre innerliche Einheit kann das grosse Reich nur durch Kunst und äusserliche, mechanische Banden zusammengehalten werden. Das Schema des Staates ist dem an sich formlosen und in sich nicht zusammenhängenden Völkerchaos wie ein Netz übergeworfen; und nicht durch innere nationale Cohäsionskraft, sondern nur durch äusseren Druck und äussere Bänder werden die losen Theile zusammengehalten. Der mongolische Staat ist kein naturwüchsiger, sondern ein Kunststaat. Abstracte Schemata treten an die Stelle von lebenskräftigen Organismen. Das Volk ist eine gleichartige Menge, die nur der Staatsmaschine zum Stoffe dient. Gradlinigt abgemessen wie ihre Städte[1]), sind auch die Staatseinrichtungen der Mongolen, die sehr früh schon von chinesischer Färbung deutliche Spuren tragen; chinesische Gelehrte wurden schon unter Tschingiskhan's Nachfolger in die meisten Staatsämter berufen. „Das Reich ist," sagte Ogotai's chinesischer und bei ihm Alles vermögender Minister, „zu Pferde erobert worden, aber es ist nicht möglich; es vom Pferde herab zu regieren"; sein Wille geschah, und des bezwungenen Chinas Geist wurde Herrschermacht im Mongolenstaat[2]). Kubilai's Staat in China ist eben nur China, dessen Herrscher zufällig ein Tschingiskanide ist, und China wird nicht mongolisch, sondern die Mongolen chinesich.

Ogotai richtete ein genaues Abgabensystem ein; die Heerdenbesitzer mussten jährlich Eins und die Feldbauer Zehn vom Hundert geben[3]); die unterworfenen Völker wurden viel höher besteuert. Die Diener aller Religionen aber, die Armen und die Ärzte waren schon nach einer Verordnung Tschingiskhan's[4]) von jeder Steuer frei. Die Abgaben wurden zum Theil zur Unterstützung der Armen verwendet. Kubilai sandte jedes Jahr Abgeordnete aus, um zu sehen, ob Unterthanen von ungünstigem Wetter, von Heuschrecken etc. gelitten hätten, und in solchen Fällen wurde ihnen nicht allein die Abgabe erlassen, sondern sie erhielten noch aus den sehr sorgfältig unterhaltenen Staatsmagazinen Getreide zum Unterhalte und zur Aussaat. Diese Getreidemagazine wurden im ganzen Reiche im grossartigsten Maassstabe eingerichtet, und bei Theuerung wurde aus denselben das Getreide oft für den vierten Theil des Marktpreises verkauft. Ähnlich wurde den durch Viehsterben Herunter-

gekommenen von Seiten der Regierung Unterstützung zu Theil. Des Khans persönliche Wohlthätigkeit wird von M. Polo sehr gepriesen; wo Noth war, war Kubilai's Hilfe bereit; täglich liess er 20,000 Schüsseln Reis, Hirse und Buchweizen an die Armen vertheilen. Er liess auch die Landstrassen mit Bäumen bepflanzen, um im Sommer Schatten, im Winterschnee Bezeichnung des Weges zu haben; in wüsten Gegenden traten Steine und Säulen an die Stelle der Bäume; und besondere Beamte beaufsichtigten die Erhaltung dieser Strassen[5]). Die leichte Verbindung aller Theile des Reichs war eine stete Sorge der Khane. Schon Tschingiskhan hatte auf den Hauptstrassen eine wohlorganisirte Postverwaltung eingerichtet, nicht nur für den Staatsdienst, sondern auch für andere gesetzlich dazu berechtigte Personen; die Pferde, Wagen und Nahrungsmittel mussten von den Einwohnern geliefert werden, und Sicherheitswachen schützten die Strassen vor Räubern[6]) Kubilai's an die chinesichen Einrichtungen sich anschliessende Postanstalten waren sehr grossartig; in der Entfernung einer Tagereise waren grosse Posthäuser mit Gastzimmern, und auf jeder Station der Hauptstrassen 400 Pferde[7]). Vom Khan ausgestellte Reisepässe führten die Reisenden sicher durch das ganze Reich[8]). Kubilai liess durch chinesische Gelehrte Schulen für die Mongolen einrichten und gründete selbst eine Akademie der vorzüglichsten Gelehrten China's[9]). Er nahm seine Residenz in China, und seine ganze Verwaltung trug wesentlich chinesisches Gepräge.

[1]) M. Polo II, 7. [2]) d'Ohsson II, 15. 72. [3]) d'Ohsson II, 14 63. [4]) d'Ohsson I, 412. II, 264. [5]) M. Polo II, c. 21. 22 24. [6]) d'Ohsson I, 406. II, 63. 71. [7]) M. Polo II, c. 20. [8]) M. Polo I, c. 1, 2. 4. 5 [9]) d'Ohsson II, 375.

§ 131.

Der ganze mongolische Staat ist das Werk weniger grossen Persönlichkeiten, mit denen er darum auch steht und fällt. Der Geist desselben drang in das unfähige Volk nicht ein, und das ganze schöne Gebilde ging unter, als die Familie der Tschingiskhaniden versank. Die Khane hatten den Grundsatz: „Alles für's Volk, Nichts durch das Volk“; aber nur was in dem Volke wahrhaft lebt, bleibt dem Volke, und ist für dasselbe. Die unmündigen Mongolen liessen sich zu einer weltgeschichtlichen Arbeit kommandiren, aber blieben eben unmündig, und nicht sie, nicht ihr Geist, nur ihre Fäuste haben an dieser Geschichte mitgearbeitet, die eigentlich nur eine Geschichte des Tschingiskhan und seiner Nachfolger ist, nicht eine Geschichte des mongolischen Volkes, welches nie der Vormundschaft entwuchs. Schnell wie diese geniale Schöpfung eines Staates emporwuchs, ging sie auch wieder unter, im schroffsten Gegensatz zu dem im Volke wurzelnden Staatsleben der Chinesen, von deren Geschichte man sagen kann: „Du bleibest wie du bist, und deine Jahre nehmen kein Ende“, und deren Staat derselbe bleibt, trotz aller guten oder schlechten Kaiser. Der chinesische Staat trägt den Kaiser,

aber die Mongolen-Khane tragen den Staat und das Volk. — Es ist dem mongolischen Volke wie den Tauben des Taschenspielers ein fremder Kopf aufgesetzt, und nur dieser ist der Träger des geschichtlichen Lebens.

Der Staat hat hier nicht das Wesen der Innerlichkeit, weil er den Mongolen eben von aussen gekommen ist, und selbst einzelne bewunderungswürdige Gesetze und Einrichtungen haben nicht sowohl den Zweck, das Innere des Volkes zu einem höheren geistigen Leben heranzubilden, als vielmehr das Volk äusserlich zusammenzuhalten, es zu einem künstlichen Ganzen zu machen; sie sind nur die Fäden eines Netzes, nicht die pulsirenden Adern eines lebendigen Organismus. Die chinesischen Einrichtungen Kubilai's gehören eben nicht mehr eigentlich der mongolischen, sondern der chinesischen Geschichte an. — Der Staat ist hier seinem Wesen nach ein Äusserliches; darum geht er auch in seiner Lebensbewegung nach aussen. — Die nicht von dem Mongolenvolk, sondern von den Tschingiskaniden geschaffene geschichtliche Bewegung hat nicht einen positiven innern Gehalt, sondern ist eben nur die losgebundene, noch nicht zu einem vernünftigen Gedanken zusammengeschlossene wilde Thatkraft, die in das Blaue hinein fortstrebt, nur immer weiter und weiter, ohne zur Ruhe zu kommen, ohne an irgend einem positiven Resultate sich zu befriedigen, ohne irgend eins zu erstreben. Es ist eben die Eigenheit des sich als etwas Unendliches fühlenden, aber noch nicht zum vernünftigen Bewusstsein gekommenen Geistes, statt der innern unendlichen Fülle die nach aussen sich endlos ausdehnende Vielheit zu setzen, und die Unendlichkeit des Geistes nicht darin zu suchen, dass der einzelne Geist sich in den absoluten Geist vertieft und in ihm und aus ihm seine Wahrheit findet, sondern darin, dass der vereinzelte subjective, noch ganz in beschränkten und endlichen Interessen vertiefte Geist sich zu einer äusserlichen Unendlichkeit auszudehnen strebt, das andere ausser ihm Vorhandene nicht anerkennt, sondern verneint und nur insofern gelten lassen will, als es sich ihm, dem einzelnen, subjectiven Willen unterwirft. Diese rohe, ungebändigte Subjectivität tritt an sich mit dem Anspruch der Weltbeherrschung auf, nicht in dem höheren Sinne, mit welcher am Ende des Heidenthums die Römer die weltliche, und nachher das Christenthum die geistige Weltherrschaft erstrebte, sondern in der ganz rohen Bedeutung der blossen Niederwerfung des ausser jenem Willen vorhandenen selbstständigen Daseins. Die römische Weltherrschaft war wesentlich von einer Idee getragen, und nicht einem zufälligen Eigenwillen eines wilden Gewaltherrschers sollten die Barbaren sich unterwerfen, sondern die geistige Kraft eines ganzen, in strenger Gesetzlichkeit selbst sich beherrschenden Volkes sollte der

geistig belebende und das Rohe bildende Mittelpunkt, das pulsirende Herz eines ganzen grossen Völkerkreises werden. Die Mongolenherrscher hatten keine Idee zu verwirklichen, sie wollten nicht als hochgebildete geistige Macht ihre geschichtliche Errungenschaft in die Fülle der Völker ausströmen lassen, sondern sie, die Barbaren, stürzten sich in neidischem Hass gegen die geschichtlich emporgestiegenen Völker; am Geiste und an der Bildung sich ärgernd, wollen sie nicht einem Gedanken, einer Idee Geltung verschaffen, sondern eben nur sich selbst, diese ungebändigte Selbstheit über die Welt ausbreiten, ihren nicht auf einer geschichtlichen Errungenschaft ruhenden Willen als das allein Berechtigte anerkannt wissen. Ihr Streben nach Weltherrschaft hat daher weniger einen positiven, als einen negativen Charakter; sie wollten weniger bauen als zerstören, und mit grimmiger Schadenfreude liessen sie die Denkmäler der Geschichte und der Bildung in Flammen aufgehen. Diese Kämpfe gehören in die Geschichte mehr darum, weil sie dieselbe zerstören, als weil sie sie fortführen.

Das Volk selbst hat an diesen Bewegungen keinen geistigen Antheil, höchstens den des grimmigen Hasses gegen die geschichtliche Bildung; das Volk ist für den die Weltherrschaft erstrebenden Willen Tschingiskhan's nur der Körper. Kein passives, kein der objectiven Weltanschauung angehöriges Volk hat je den Gedanken einer Weltherrschaft, selbst nicht in dieser rohen Form gefasst und zu verwirklichen gesucht. Die passiven Völker sind Naturvölker, sind an den Boden, der sie trägt, gefesselt, sie wandern höchstens, verdrängen zufällig andere Stämme, raffen sich aber niemals zu dem Gedanken einer Weltherrschaft zusammen. Sie haben für einen Gedanken überhaupt nicht Sinn, arbeiten nicht für die Zukunft, sondern leben von der Gegenwart. Der in eine endlosen Ferne hinausgreifende Gedanke einer Unterwerfung der ganzen Welt kann in keines Volkes Sinn kommen, welches der wilden und passiven Rasse angehört, wie die Mongolen. Das eben beweist wieder nur, dass wir es hier nicht mit einem Leben und einer Geschichte der Mongolen, sondern eigentlich nur der Tschingiskaniden zu thun haben. Und so roh dieses Weltherrschafts-Streben hier auch auftritt, so vorherrschend verneinend auch sein Charakter ist, so ist doch der Gedanke, dass die ganze Welt ein Volk ausmachen solle, unter der Herrschaft der Mongolen-Khane, ein dem Gedankenkreise der wilden und passiven Völker völlig entrückter; und wenn auch die Kämpfe der Mongolen wesentlich als zerstörend auftreten, so wollen sie doch nicht bloss zerstören, sondern es soll die Vielheit der Völker in eine grosse, wenn auch wenig organisirte Einheit zusammengefasst werden. Der Gedanke des Universalismus ist deutlich ausgesprochen, mag er

auch in noch so plumper, ungeleckter Gestalt auftreten; und dieser Gedanke allein erhebt die Mongolen unter Tschingiskhan über die Rohheit. Der Gedanke, dass die ganze Menschheit eine einige sei oder werden solle, kommt nirgends in der ganzen objectiven Hälfte des Menschengeschlechts vor; und die Chinesen, die grösste Weltmacht des Heidenthums, haben nie den Wunsch oder den Willen gehabt, sich die ganze Menschheit zu unterwerfen. Nur in dem activen, subjectiven Menschengeschlecht ist er heimisch, und Tschingiskhan's Geist hat an der Brust des weissen Geschlechtes gelegen.

§ 132.

Die ganze Menschheit soll eine sein, und ihr Mittelpunkt oder ihre Spitze der Tataren-Khan, — diese zwei Gedanken finden ihre Verwirklichung nur im Kampfe gegen die Welt, die zu der Anerkennung dieses einen Willens gezwungen werden soll. Die Khane haben jenen Gedanken mit Entschiedenheit ausgesprochen und mit unwandelbarer Consequenz verfolgt; der ganze Staat war auf den Weltkampf gerichtet, das ganze Volk ein wohlorganisirtes Heer, — und an der Spitze dieses von ihnen geschaffenen Staates und Volkes sind die Tschingiskaniden die grössten Eroberer der Weltgeschichte geworden; und während die Mongolenheere in Schlesien Deutschland mit dem Untergange bedrohen, wird im Osten China unterworfen, und bald darauf zu Japans Bewältigung grossartige Anstrengung gemacht, und während sie in Sibirien kämpften, verhandelten sie im Süden um den Besitz von Java. Kubilai's Reich war das grösste der Weltgeschichte; China, Tübet, ein grosser Theil von Hinter-Indien, mehrere südliche Inseln, das ganze mittlere Asien und der angrenzende Theil von Europa bis zum Dnieper, und Persien waren die Bestandtheile des ungeheuren Reiches, welches in China allein gegen 60 Millionen Menschen zählte [1]).

Unterwerfung der Welt ist ausdrückliches Ziel Tschingiskhan's. „Die grossen Fürsten und das ganze Heer sollen mit zu Gott gewandtem Herzen beten, bis sie mit göttlicher Hilfe die vier Weltgegenden unterjocht", so lautet das zehnte der „hinterlassenen Worte" Tschingiskhan's [2]). Vor seinem Auftreten als Alleinherrscher hörte Tschingiskhan, wie man erzählt, zwanzig Nächte hindurch im Schlafe eine Stimme, welche sprach: „Die Welt ist dein, geh, nimm sie ein" [3]). Bei seinem Kampfe gegen die Chowaresmier erliess Tschingiskhan folgenden Aufruf: „Befehlshaber, Grosse und Gemeine, wisset, dass mir Gott die Herrschaft über die Erde gegeben vom Morgen bis zum Abend. Wer sich ergiebt, der soll verschont werden; wehe aber denen, die sich widersetzen, sie werden erwürgt werden mit ihren Weibern und Kindern" [4]). Ein von den Mongolen unabhängiger Fürst durfte nicht anerkannt werden; es ist nur ein Herrscher, und die Welt ist sein Reich;

Friede ist nur mit den Unterworfenen [5]). Selbst Kaiser Friedrich II. soll von den Mongolen zur Unterwerfung aufgefordert und ihm die Übernahme eines Hofamtes beim Khan angeboten worden sein. Friedrich soll lächelnd geantwortet haben, er verstehe sich etwas auf die Falkenjagd und werde einen Falkenmeister abgeben können [6]). — Als vor Hulagu, dem Enkel des Tschingiskhan, die Gesandten des Khalifen von Bagdad erschienen, empfing er sie mit den Worten: „Gott hat dem Hause Tschingiskhan's die Herrschaft über die ganze Erde vom Osten bis zum Westen verliehen. Wer sich gänzlich uns unterwirft, dessen Gut und Familie wird sicher sein, wer nicht, wird nutzlos streiten" [7]). Die Inschrift auf dem Siegel der Khane: „Ein Gott im Himmel und der Khan auf Erden. Siegel des Herrn des Erdkreises" [8]) — bezeichnet die Politik der Mongolenherrscher. Der Feldherr Kujuk's, an welchen Papst Innocenz IV. eine Gesandtschaft schickte, sandte demselben mit der Aufforderung zur Unterwerfung die ihm vom Khan zugegangene Instruction, die so beginnt; „Auf des lebendigen Gottes Befehl spricht Tschingiskhan, der hehre und verehrungswürdige Sohn Gottes: wie Gott erhaben ist über Alles und unsterblich, so ist über den Erdkreis Tschingiskhan der alleinige Herr; wir wollen, dass diess kund werde allenthalben etc." [9]). Zu dem Gesandten Ludwigs IX. von Frankreich sprach Mengku: „So wie die Sonne ihre Strahlen überall hin sendet, so ergiesst auch meine Macht überall sich hin [10])". An Ludwig selbst schrieb Mengku: „Die Verkündigung des ewigen Gottes ist diese: ein ewiger Gott im Himmel und ein Herr auf Erden, Tschingiskhan. Thut es kund allerwärts, wo Ohren es hören, wohin Pferde gelangen können: Alle, so meinen Befehl vernehmen und nicht gehorchen, und sich rüsten wollen gegen uns, die werden Augen haben und nicht sehen, und wenn sie festhalten wollen, werden ihnen die Hände fehlen, und wenn sie gehen wollen; die Füsse. Diess ist Gottes ewige Verkündigung. Bei Gottes ewiger Macht ist die Botschaft Mengku-Khans an den Frankenherrscher, den König Ludwig und alle anderen Herrscher und Priester und an das grosse Reich der Franken, dass sie auf unsere Worte merken. — Und wenn ihr höret und glaubet und uns gehorchen wollt, so sendet eure Botschafter zu uns, und so werden wir gewiss werden, ob ihr Frieden mit uns haben wollet oder Krieg etc." [11]).

Die Heereseinrichtungen der Tataren unter Tschingiskhan waren sehr geordnet; das Volk ging in das Heer auf. Jeder Waffenfähige war Soldat; das Ganze nach dem Decimalsystem organisirt; je zehn Mann bildeten eine Reihe, von denen einer der Anführer war, und neun dieser Decurionen standen unter einem Centurio etc. bis zu den Anführern von 10,000 Mann. Die Bewaffnung bestand in Bogen und Spiess; die besser Bewaffneten hatten noch krumme Säbel, Helm und Kürass von eisenbeschlagenem Leder [12]). Unbedingter Gehorsam war durchgreifendes Gesetz; und wenn Tschingiskhan gegen einen Oberfeldherrn eine Strafe verhängen wollte, so schickte er wohl, und wäre es auch am anderen Ende des Reichs, den niedrigsten Unterthan, und der Feldherr unterwarf sich an der Spitze von Hunderttausenden ehrfurchtsvoll dem

Befehl, den der Bote brachte, legte sich allenfalls auf die Erde, um die Prügelstrafe zu empfangen, oder hielt seinen Nacken hin, wenn sein Kopf gefordert wurde [13]. Als Mengku in einem Feldzuge jede Plünderung verboten hatte, wurde ein Soldat, der einem Bauern eine Zwiebel stahl, hingerichtet. Die Krieger erhielten keinen Sold, mussten vielmehr ihrem Anführer jährlich eine bestimmte Anzahl von Pferden und andere Artikel liefern. Das Heer musste jeden Augenblick schlagfertig sein. Zu Jahres-Anfang mussten alle Hauptleute vor dem Khan erscheinen und seine Anordnungen entgegennehmen [14]. Waffenübungen waren schon für die Jugend verordnet; Ungeschicklichkeit der Führer wurde mit dem Tode bestraft; Geschicklichkeit, nicht die Geburt, befähigte zu den höchsten Stellen [15]. Vor jedem Kriegszuge versammelte Tchingiskhan die Anführer zu einem Kriegsrath, in welchem der Plan des Krieges berathen wurde. Das feindliche Land wurde von mehreren Seiten zugleich angegriffen, verheert und die festen Plätze mit Truppen, mit Verschanzungen und mit Verwüstung abgeschlossen; durch vorgeschobene kleinere Abtheilungen suchte man die Besatzung herauszulocken und dann durch Übermacht zu erdrücken. Grosse Schleudermaschinen zertrümmerten durch gewaltige Steine die Mauern; chinesische und persische Baukünstler wurden dazu verwandt. Die Gefangenen wurden an die gefährlichsten Punkte gestellt und zu den schwersten Arbeiten gezwungen, und beim Sturm würden sie und die im feindlichen Lande Aufgegriffenen an die Spitze gestellt und vorgedrängt [16]. Der einmal begonnene Angriff wurde mit Ablösung Tag und Nacht fortgesetzt, um die Belagerten durch Ermüdung kampfunfähig zu machen. Griechisches Feuer, Stauung der Flüsse und unterirdische Gänge wurden zum Verderben der Belagerten angewandt. Für das Schleudern von Naphthageschossen war eine besondere Truppe bestimmt [17]. Bei hartnäckiger Vertheidigung zogen sie ab und überfielen bald nachher plötzlich wieder die Sichergemachten; die unüberwindlichen Plätze wurden oft jahrelang eingeschlossen. In der offenen Feldschlacht suchten sie durch Übermacht zu siegen und den Feind durch die Schnelligkeit ihrer Bewegungen zu täuschen und zu verwirren; dem von allen Seiten eingeschlossenen öffneten sie oft die Rückzugslinie, um die verwirrten Reihen dann um so leichter zu durchbrechen. Oft zogen sie in verstellter Flucht den Feind hinter sich her, um sich dann, rüstiger als er, oft auf frischen Pferden, plötzlich wieder über den Ermüdeten zu werfen. Die Hauptwaffe blieb der Bogen; der Säbel wurde meist nur zu Ende beim Siegesgemetzel gezogen. Die Bewegungen der Reiterei waren wohl eingeübt und folgten bestimmten Signalen. Wer floh oder den Kampf verliess, um zu plündern, oder seine bedrängten oder gefangenen Gefährten im Stiche liess, wurde mit dem Tode bestraft [18]. Grosse Märsche machten die Mongolen mit Leichtigkeit; fast ohne alles Gepäck hatten sie in ihren Pferden Alles, was sie brauchten. Jeder Mann musste mehrere Pferde mit sich führen, die als Reitpferde gewechselt wurden, und deren Milch die vorzüglichste Nahrung war; bisweilen öffnete der Krieger auch eine Ader des Pferdes und trank das warme Blut [19]. Das Übersetzen über die grössten Ströme

war ihnen ohne Schwierigkeit; abgesattelt und an den Schweif des Pferdes sich haltend oder auf Lederkissen reitend schwammen sie ungefährdet hinüber[20]). An das rauheste Klima Hoch-Asiens gewöhnt liebten es die Mongolen, durch Winterfeldzüge die weniger abgehärteten Völker zu bewältigen. Tschingiskhan liess einst in der Gobi, wo die Winterkälte sich zwischen 15 und 30° R. hält, für den Winterkrieg seine Krieger doppelte Schaafspelze anziehen und die Pferde mit Filzdecken behängen[21]). In reguläre Truppen mit gleichmässiger Bekleidung und Besoldung wurden die Mongolenheere erst in Persien unter Ghasan verwandelt.

Anm. Man spricht vielfach von Kanonen im Mongolenheere. So behauptet Gützlaff[22]) als unzweifelhaft, dass die Mongolen eine Mischung von Schwefel und Salpeter gehabt, um Steine und Kugeln aus langen eisernen Röhren zu schleudern, dass sie bereits i. J. 1227 Kanonen gehabt, die fortan in stetem Gebrauch gewesen seien. Nun haben die Mongolen sicher Feuerwerkskundige bei sich gehabt und wandten sogar griechisches Feuer oder Naphthageschosse an, welches unter dem Wasser brannte; Marco Polo aber, der ein halbes Jahrhundert später an Kubilais Hofe war und an den Kriegen selbst Antheil hatte, weiss nicht das Geringste von Feuergeschützen. Bei der Belagerung von Sajanfu (um 1273) machten der Vater und der Oheim des Marco Polo selbst den Plan zu einer Maschine, um grosse bis 300 Pfund schwere Steine zu schleudern; das ganze Werk wurde von Zimmerleuten gemacht; von andern Geschossen ist keine Rede, vielmehr ist diese Schleudermaschine ausdrücklich als das einzige Mittel erwähnt, wodurch man die von Wasser umgebene Stadt bezwingen konnte[23]). Bei der durch Ogotai um 1228 unternommenen Belagerung von Nanking hatten die Mongolen 100 Katapulten, mit denen sie Mühlsteine u. A. schleuderten[24]); 1260 haben die Mongolen in Vorder-Asien nur Wurfmaschinen, um grosse Felsstücke zu schleudern, und Naphthageschosse[25]). Die Nachricht von einer Anwendung von Kanonen und Pulver bei den Mongolen in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts ist also irrig.

[1]) d'Ohsson II, 477. 482. [2]) Raschideddin b. Hammer, G. H. 194. Plan Carpin, p. 44. [3]) Hammer, G. H. 67. [4]) d'Ohsson I, 247. Hammer, G. H. 82. [5]) Plan Carpin, p. 55. 60. Ascelin, p. 80. [6]) Chronicon Alberici Mon. ed. Leibnitz II, 567. [7]) Raschideddin, hist. d. Mong. 1836. I, p. 239. [8]) S. oben § 120. Mandeville, p. 21, in Bergerons Recueil. [9]) Ascelin, p. 80; d'Ohsson II, 232. [10]) Rubruk, p. 111. [11]) Ebend. 173; d'Ohsson II, 306. [12]) Plan Carpin, p. 49. 50. [13]) d'Ohsson I, 388. Plan Carpin, p. 45. M. Polo I, c. 47. 48. [14]) Raschideddin b. Hammer, G. H. 194. 198. [15]) Ebend. 390. [16]) Plan Carpin, p. 54. 59. d'Ohsson I, 232. 276. 394. [17]) Raschideddin b. Hammer 214. [18]) Plan Carpin, p. 50—55. 63. 64. d'Ohsson I, 394. etc. M. Polo I, c. 48. [19]) M. Polo I, c. 48. Hammer, G. H. 51. [20]) Plan Carpin, p. 52. [21]) Petis de la Croix, p. 468. [22]) Gesch. des chines. Reichs, 1847. S. 358. 361. [23]) M. Polo II, c. 62. und Note, S. 446. d'Ohsson II, 389. [24]) d'Ohsson II, 35. [25]) Hammer, Ilch. I, 188.

§ 133.

Die Kriegszüge der Mongolen sind Verheerungs-Kriege; grauenhafte Grausamkeit und rohe Vernichtungslust sind der Charakter ihrer Geschichte. Die Mongolen, ohne Idee, nur von dem

ihnen fremden Willen der Khane in den Kampf geführt, haben kein Interesse an einem zu erringenden positiven Ziel, sondern einmal in den Kampf gegen die Welt losgelassen, versenken sie sich in den Krieg als ihre Natur, er ist ihnen nicht Mittel, sondern Zweck; der Verheerungskampf mit seiner ganzen verneinenden Macht ist ihr Element geworden, in welchem sie sich mit Wohlbehagen bewegen. Die wilden Völker, eben weil sie keinen durch Arbeit zu erringenden Zweck ihres Volkslebens kennen, haben immer nur ihre Gegenwart zu ihrem Zweck, und durch eine fremde Macht in eine ihnen an sich fremde Bewegung geworfen, betrachten sie eben diese dann als ihren Zweck; und so führten sie, von den Gedanken und Plänen ihrer Khane nnberührt, den Krieg um des Krieges willen, sie verwüsteten, weil sie die Verwüstung als ihre Aufgabe ansahen. Die activen Völker, wie etwa die Araber, die Germanen, sind stürmisch kriegerisch, aber edel und grossmüthig, auch ihre gewaltigsten Kämpfe sind von dem Geiste der Ehre durchhaucht; der Krieg ist ihnen überall nur Mittel zu einem höheren Zweck, niemals Zweck an sich. Die Araber kämpften für eine religiöse Idee, und selbst die wilden Türken setzten den Halbmond auf ihr Panier; die ritterliche Gesinnung sinkt nie zur rohen Barbarei herab; und der rauhe Tscherkesse zeigt edle Achtung vor der Tapferkeit und der Würde des Feindes. Der Mensch als Geist bleibt da überall über seinen Kämpfen. Aber die passiven Mongolen gehen völlig auf in das, was sie treiben, und die wilde Verheerung ohne Zweck und ohne Menschlichkeit wird ihnen zum Ergötzen. Der losgelassene Wilde wird zum dämonischen Verwüster, und das ruhige Hirtenvolk wird zur Furie. Ohne Ehre und Ritterlichkeit wird nur die Treulosigkeit und Gemeinheit bei ihnen im Feinde gelobt, Tapferkeit und Heldensinn entzünden bei ihnen nicht Bewunderung, nur Wuth; und wie sie über dem Vernichtungskriege keine höhere Idee kennen, ist ihnen jedes Mittel recht, und Wortbruch und Untreue gilt ihnen wie Tapferkeit. Die Khane selbst aber kämpfen nicht für eine höhere Idee, sondern allein um ihrer wilden Subjectivität überall Geltung zu verschaffen; sie suchen und begründen überall nur sich; darum vernichtender Hass gegen jedes selbstständige Volk.

Dem Angriff auf ein Land ging die Aufforderung zur Unterwerfung vorher. Wenn ein Fürst sich zum mongolischen Vasallen machte, so musste er Geiseln stellen, die Zahl seiner Unterthanen angeben, einen bedeutenden Tribut zahlen, meist den zehnten Theil aller Erzeugnisse, in welche die Menschen mit eingeschlossen waren, die zu Sklaven gemacht wurden. Die grenzenlose Willkür der mongolischen Herren kannte aber keine Verpflichtung. Bei einer Belagerung suchte man gewöhnlich zuerst zu unterhandeln, und versprach in feierlicher Capitulation den Belagerten alle

erwünschten Bedingungen, die aber nach der Übergabe ohne Scheu gebrochen wurden. Freiwillige Übergabe oder Erstürmung machte keinen Unterschied; die Einwohner wurden gewöhnlich niedergemetzelt; man wollte keinen Feind im Rücken lassen, und die Menschen galten nur als Schlachtvieh[1]). — Die wilde Grausamkeit der Mongolen wurde der Schrecken Asiens und Europas. Die erste Kriegesthat Temudschins gegen einen feindlichen Stamm wurde damit gekrönt, dass die Gefangenen in 70 Kesseln lebendig gesotten wurden[2]). In dem Kriege gegen die Chowaresmier, welche eine tatarische Karawane niedergehauen hatten, 1218, wurden unerhörte Gräuel verübt; einem Fürsten wurde auf Tschingiskhans Befehl geschmolzenes Silber in die Ohren und Augen gegossen; die Einwohner der eroberten Städte wurden niedergemetzelt; einem Feinde liess der Khan einst alle Glieder einzeln abschneiden. In Buchara ritt Tschingiskhan in die Moschee, stieg auf die Kanzel und ertheilte Befehl zur allgemeinen Plünderung mit den Worten: „Das Feld ist gemäht, gebt euren Pferden zu fressen.“ Zu den Vornehmen der Stadt sprach er: „Ich bin die Geissel Gottes, und wenn nicht grosse Schuld auf euch lastete, würde mich Gott nicht über euch hergesandt haben.“ Die Korane wurden unter die Füsse der Pferde getreten, und die heiligen Schreine dienten als Pferdekrippen; der Wein strömte in den Moscheen, die von rohem Gesange tatarischer Lieder wiederhallten, die hohen Geistlichen und die Grossen mussten die Dienste der Stallknechte thun; es folgte ein allgemeines Rauben, Morden und öffentliches Schänden der Frauen und Mädchen. In Samarkand wurden 30,000 Gefangene niedergemetzelt; in Nischabur, Nessa, Sebsawar, Merv wurden viele Hunderttausende von Menschen getödtet, Männer, Frauen und Kinder. Von den Köpfen der Geschlachteten errichtete man bisweilen grosse Pyramiden. Viele Tausende von Handwerkern und Künstlern wurden als Gefangene weggeschleppt. Als vor den Mauern Bamians ein Enkel Tschingiskhans fiel, wurde alles Lebendige in der Stadt gemordet, und das Kind im Mutterleibe getödtet[3]). Als die Mongolen in den Ländern südlich und westlich vom Kaspischen Meere tapferen Widerstand fanden, wurden in den eroberten Städten alle Einwohner getödtet, die Frauen geschändet und darauf erwürgt, den Schwangeren der Bauch aufgeschnitten und die Leibesfrucht herausgerissen und gemordet[4]). — Nach der furchtbaren Schlacht an der Kalka, durch welche Russland unter die Tataren-Herrschaft kam, wurden drei russische Fürsten unter Brettern erstickt und auf ihren Leichen hielt man einen Siegesschmauss[5]). Die Kriegsgefangenen wurden, mit Ausnahme der als Sklaven fortgeschleppten Handwerker und Künstler fast immer getödtet; sie wurden unter die einzelnen Abtheilungen zur Schlachtung vertheilt; nach jedem Zehntausend der Leichen wurde ein Leichnam als Trophäe aufgestellt, mit dem Kopfe zur Erde, mit den Füssen nach oben[6]). Einem gefangenen Feldherrn der ostasiatischen Kin, der sich vor dem mongolischen Anführer männlich seiner früheren Siege über die Mongolen rühmte und die Unterwerfung verweigerte, wurden die Füsse ab-

geschnitten und der Mund bis zu den Ohren aufgeschnitten[7]). In Russland wurden die Geistlichen und Nonnen erwürgt, den Frauen die Brüste abgeschnitten, Männern die Galle aus den Eingeweiden gerissen; Andere wurden geschunden, oder mit Nadeln gefoltert. Nonnen wurden in den Kirchen, Jungfrauen vor ihren Müttern und Brüdern geschändet[8]). In Moskau wurden die Bewohner alle gemordet und die Zahl der abgeschnittenen Ohren betrug 270,000[9]). Nach der Schlacht bei Liegnitz (1241) wurde jedem der gebliebenen Christen ein Ohr abgeschnitten, und neun Säcke voll Ohren an den Gross-Khan gesandt[10]). Als nach dem furchtbaren Gemetzel am Sajo das Ungarische Heer vernichtet worden war, und die Ebene zwei Tagereisen weit mit aufgeschichteten Leichenhaufen bedeckt war, zwangen die Mongolen einen Geistlichen einen Aufruf im Namen des ungarischen Königs an das Volk aufzusetzen, worin die Unterthanen aufgefordert wurden, ruhig in ihren Häusern zu bleiben, und die baldige Besiegung der Mongolen verheissen wurde; dieses Schreiben wurde mit dem erbeuteten Siegel des Königs untersiegelt, und die durch diesen Aufruf sicher gemachten Ungarn wurden nun in ihren Häusern überfallen und mit ihrer Habe eine sichere Beute der Mongolen. In Gross-Wardein wurden Mädchen, Weiber und Jünglinge in den Kirchen geschändet und dann gemordet. Bei der Belagerung von Perg wurden die gefangenen Ungarn und Russen beim Stürmen in die vordersten Reihen gestellt, die Weichenden niedergestossen und mit ihren Leichen die Gräben ausgefüllt. Dreihundert edle Frauen, die vor Batu erschienen, um ihr Leben flehend, wurden geköpft[11]). Die viehischen Ausschweifungen der Tataren und ihre diabolische Grausamkeit erfüllten ganz Ungarn und einen Theil von Österreich, und die Nachrichten, dass sie die weiblichen Gefangenen geschlachtet und gefressen[12]), mögen in der Ausdehnung übertrieben sein, sind an sich aber nicht unwahrscheinlich. Die Verwüstung Tübets durch Mengku war nach Marco Polo[13]) so gross, dass man in einer Weite von 20 Tagereisen nichts als zerstörte Städte und geschleifte Schlösser sah. — Bei der Belagerung von Bagdad 1258 begab sich der Khalif Moteaassim zu Hulagu, um seine Gnade zu erbitten. Dieser empfing ihn ruhig, und forderte ihn auf, den Einwohnern zu befehlen, die Waffen niederzulegen und zur Zählung herauszukommen. Diess geschah; die Unglücklichen wurden alle gemordet. Die Stadt wurde geplündert und niedergebrannt; die seit einem halben Jahrtausend dort aufgesammelten Schätze wurden rings um das Zelt des Khans aufgeschichtet; aber der pesthafte Leichengeruch zwang den Khan, sein Lager von der Stadt weiter zu entfernen. Der Khalif wurde in einen Teppich gehüllt und zu Tode gerollt, und unter den Füssen der Pferde zertreten[14]). — Einem gefangenen Fürsten in Mesopotamien liess Hulagu Riemen Fleisch aus dem Leibe schneiden und dieselben ihm in den Mund stecken; und einem andern liess er, das Gesicht auf den Bauch gebunden, in einen Filz einwickeln, in die Sonne legen und so umkommen, dessen dreijährigen Sohn aber mitten durchhauen und die zwei Hälften auf beiden Ufern des Tigris aufhängen[15]).

Wenn die Mongolen auf längere Zeit ruhig lagerten, so verwüsteten sie das Land in weitem Umkreise umher, um sicherer zu sein. Sie schwelgten dann, bedient von ihren Gefangenen beiderlei Geschlechts, die wegen ihrer Jugend oder Schönheit verschont worden waren. Fast nackt und halb erhungert wurden diese Unglücklichen wie das Vieh behandelt. Zahllose Schaaren von Mädchen und Frauen, oft von dem vornehmsten Geschlecht, dienten dem viehischen Haufen zu wilder Lust[16]). Milde gegen die Feinde und Gefangenen war durch das Gesetz verboten, und nicht selten wurden Feldherrn wegen geübter Milde zur Prügelstrafe verurtheilt[17]). — Nach solchen Vorgängen werden wir die Sprache in einer Botschaft Hulagus an den Sultan von Haleb zu würdigen wissen. Es heisst darin: „Ich bin ein Kämpe Gottes, den er erschaffen in seinem Grimme, um ihn loszulassen wider die, denen er zürnet. Wir erbarmen uns nicht des Weinens, und haben kein Mitleiden mit der Klage, Gott hat aus unserem Herzen gerissen die Barmherzigkeit. Wehe! und abermals Wehe denen, die nicht streiten auf unseren Seiten. Wir haben die Länder verheert mit Macht und die Kinder zu Waisen gemacht. Wir haben über die Erde Verderben gebracht. — Ihr werdet unsern Schwertern nicht enteilen, und habet keine Rettung vor unsern Pfeilen. — Unsere harten Herzen halten wie Berge Bestand, und die Zahl unserer Heere ist unzählbar wie der Sand. — Wehe und Furcht dem, der sich vor uns gross macht; und Sicherheit und Verzeihung dem, der erzittert vor unserer Macht etc.“ [18]).

Vollständige Verheerung des Landes, Zerstörung der Städte und Abschlachtung der Menschen machten das Wesen mongolischer Kriegskunst aus. Tschingiskhan schreibt in seinen Gesetzen ausdrücklich vor, alle Völker und alle Städte, die sich nicht ohne allen Widerstand unterwerfen, zu vertilgen, und den Krieg ohne Schonung des Eigenthums und Lebens der Feinde zu führen, weil die Frucht der Schonung nur Reue sei[19]). — Tschingiskhan fragte einst einen seiner Feldherrn, was seiner Ansicht nach wohl die grösste Lust eines Mannes sei. Dieser antwortete: „an einem Frühlingstage auf die Jagd reiten auf einem schönen Pferde, und auf der Hand einen Falken, und ihn seine Beute fangen sehen.“ „Nein, antwortete Tschingiskhan, die grösste Freude für einen Mann ist, seine Feinde zu besiegen, sie vor sich herzutreiben, ihnen zu rauben, was sie besitzen, die ihnen Theuren in Thränen gebadet zu sehen, auf ihren Pferden zu reiten, und ihre Töchter und Frauen zu umarmen[20]).“

Und dieses Volk, das in bestialischer Wildheit und diabolischer Vernichtungslust die schauervollen Abgründe des verdorbenen Menschen-Herzens mehr fast als irgend ein anderes Volk offenbarte, das Volk, das in Blut wie in seinem Elemente mit Wollust sich wälzte, — ist gezähmt worden durch die Religion des Buddha; diese Mongolen sind von einem anderen Geiste angeweht, sanft und mild geworden, friedlich und fromm; und die Schlächter der Menschheit tödten jetzt kein Thier, und dulden selbst nicht, dass Fremde in ihrem Gebiet irgend ein Thier tödten. Das ist die Macht einer Idee.

[1]) Plan Carpin, p. 54—56; Rubruk, p. 154. d'Ohsson I, 394. [2]) Abulgasi, p. 76. [3]) Abulgasi, p. 115. 117. 118. 132. 134; Abulfaradsch ed. Pocock, p. 290. 291. d'Ohsson I, 230. 269. 276. 286. 290. [4]) d'Ohsson I, S. 332. [5]) Hammer, G. H. 89. [6]) Raschideddin b. Hammer, G. H. 213. d'Ohsson I, 143. Gützlaff, Gesch. d. Chin. R. 355. [7]) d'Ohsson II, 29. [8]) Nikon'sche Russ. Annalen II, 372. [9]) Wassaf b. Hammer Ilch. I, Beil. 2. [10]) Hammer, G. H. 114. [11]) Ebend. 122. etc. [12]) Matthaei Paris. hist. major, 1684. S. 588. [13]) II, c. 37. [14]) Raschideddin, hist. d. M. p. 297. [15]) Hammer Ilch. I, 189. 195. [16]) d'Ohsson I, 401. [17]) Hammer Ilch. I, 243. [18]) H., Ilchane I, 175. [19]) d'Ohsson II, 46. [20]) d'Ohsson I, 404. Hammer, G. H. 200.

§ 134.

Das Mongolenvolk hat bei seinem Auftreten in der Weltgeschichte keine Geschichte hinter sich. Geharnischt und mit Schild und Lanze ist dieses Volk, wie die Athene aus dem Haupte des Zeus, aus dem Gedanken Tschingiskhan's entsprungen. Jedes Volk, welches durch die Geschichte geworden ist, und eine Geschichte hinter sich hat, hat ein Bewusstsein von sich und seiner geistigen Errungenschaft und ist seinem Wesen nach conservativ; es will sich in seinem Besitz und seiner Wesenheit erhalten. Das urplötzlich in die Geschichte hineingeworfene Mongolenvolk aber ist, wie ein wild aufstrebender, aber noch unreifer Jüngling, radikal; es hat Nichts zu erhalten, denn es hat noch Nichts errungen, und was Andere haben, daran ärgert es sich. Die Mongolengeschichte ist das Auftreten des absoluten Radikalismus in der Weltgeschichte; Nichts wird anerkannt als der zufällige Wille des Khans. Diese ganze Bewegung hat keinen conservativen Boden, nur einen zufälligen Anstoss. Das Volksleben ohne inneren geschichtlichen Halt ist ein Spielball wie seiner Khane so auch der fremden Einflüsse; und die Zerstörer der Kultur werden ohne ihr Wissen selbst von der fremden Bildung bewältigt. Der brausende Strom der Völkerfluth nimmt überall die Gestalt des Raumes an, in die er sich ergiesst; und ohne eigenes Licht leuchten fortan die Welteroberer überall nur in den Strahlen, die sie von dem Lichte der von ihnen unterworfenen fremden Bildung erhalten, und nehmen wie das Chamäleon überall die Farbe des Bodens an, auf dem sie sitzen. Die durch die rohe Gewalt Besiegten werden die geistigen Sieger über ihre Unterdrücker; und was die Mongolen seit Tschingiskhan in geistiger und socialer Hinsicht gewinnen, das ist fast Alles von aussen an sie gekommen; aber es hat sich das Fremde auch nur an sie angelehnt, sie sind von der Bildung nur angehaucht, ohne von ihr durchdrungen zu werden, und sie haben in China so wenig wie in Europa und Westasien Etwas gelernt. Sie haben sich wie die Motten mit fremdem Stoffe umsponnen, aber dadurch doch kein eigenes geistiges Leben gewonnen; und von dem, was sie gelernt, ist fast Nichts bei ihnen übrig geblieben. Von ihrer grossen Geschichte

haben sie Nichts gewonnen. Sie wurden von ihren Khanen in die Weltgeschichte hineingejagt, wie der Pudel ins Wasser, und das, was an ihnen hängen geblieben, haben sie, als sie wieder aufs Trockne kamen, sofort wieder abgeschüttelt.

Die Geschichte der Mongolen ist eine sehr kurze. Sie hört eigentlich überall da auf, wo sie aufhören zu würgen und zu verheeren, wo sie ein ruhiges Leben beginnen. Sie tauchen da sofort in das geistige Leben der fremden Völker unter, sie werden Chinesen, Mohamedaner etc. Kubilais Regierung z. B. gehört mit mehr Recht in die Geschichte Chinas als in die der Mongolen, denn nicht der Mongole hat über China, sondern der chinesische Geist über die Mongolen geherrscht. Der dritte Ilchan von Persien, Teguder, ist bereits Mohamedaner, und ebenso gehört der im Westen Süden und Osten erobernde Timur völlig in das Bereich der mohamedanischen Geschichte, wie ja auch seine Heere grösstentheils aus Türken bestanden[1]). Der rohe Riese des Mongolenvolkes ist dazu verurtheilt, Knechtsdienste in der Geschichte zu thun. Die Tataren leihen der Geschichte nur Arme, sind nicht ihre geistigen Träger; und die reichen Gewässer des mongolischen Volkes ergiessen sich nach kurzem Laufe sämmtlich in die grösseren Strömungen der schon vorhandenen Geschichte. Sie haben daher auch keine Geschichte in ihrem Bewusstsein; und ihre Geschichte ist fast nur von fremden Geschichtsschreibern aufbewahrt worden. Tschingiskhan ist der Anfänger und Vollender der Mongolen-Geschichte. Sein nächster Nachfolger ging wohl denselben Weg noch weiter, aber schon nach wenig Jahrzehnten zerfiel sein Reich in vier Reiche, die bald in fremdem Geist von dem mongolischen Wesen sich entfremdeten. Das Volk ohne inneres Leben geht eben auseinander, sobald der treibende Geist des Tschingiskhan von ihm weicht. Es ist da keine Idee, für die das Volk sich hätte begeistern können, keine Errungenschaft, die es als das Seinige hätte bewahren wollen; die Werke ihrer Geschichte waren Trümmerhaufen. Die grosse Geschichte der Mongolen war eben nur eine Familiengeschichte; und die in zahllose Prinzen zersplitterte Familie bekämpfte bald sich selbst, und der Untergang des Riesenreiches nahte in beschleunigtem Schritte. Schon 1262 ist Hulagu, Herrscher des persischen Mongolenreiches, mit dem von Kipdschak, Berke, in offenem Kriege, und letzterer im Bündniss mit dem Sultan von Ägypten, dem Sieger über Hulagu; und Kubilai muss mit seinem Bruder Arikbugha einen blutigen Krieg führen[2]). Die zwei westlichen Reiche gehen im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert unter; aus China werden die Mongolen 1370 vertrieben; das persische Reich zerfällt, nachdem es unter Ghasan, (†1304) seinen

Höhepunkt erreicht, durch Anarchie in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts. — Nach des für den Islam fanatisirten Timur und seiner Nachfolger Grossthaten treten die Mongolen von dem Schauplatze der Geschichte ab. So zerstiebt die gewaltige titanische Macht der Tataren, die durch den starken aber rohen Willen eines Mannes in Bewegung gesetzt, sich vernichtend auf die Völker der Geschichte und ihre Bildung warf, selbst bewältigt von dem höheren Geiste der Völker, die unter ihre rohe Gewalt sich beugen mussten, — mit eisernem Griffel die Lehre eingrabend in die Tafeln der Geschichte, dass die rohe ideenlose Willenskraft wohl zerstören, aber nicht erbauen kann, und unwiderstehlich anheimfällt der höheren Macht des Geistes, obgleich dieser nicht in gleicher Weise über die plumpe Kraft der rohen Masse zu gebieten im Stande ist. Das losgelassene wilde Thier verträgt nicht den Geistesblick des Menschen, und vor diesem Geistesblicke senkte der Mongole seine blutige Waffe.

[1]) Hammer Ilch. II, 203. [2]) Hammer, Ilch. I, 214. 221.

III. Die Völker von Mexiko.

§ 135.

Fast gleichzeitig mit den Mongolen tritt uns in der neuen Welt die Blüthe zweier mit einander nicht verbundenen, aber dennoch einander sehr ähnlichen Völker entgegen, welche wie die Mongolen, aber höher als sie, auf der Verbindung activer und passiver Völker-Elemente beruhen, also zu denselben dämmernden Übergangsgebilden zu rechnen sind, zu denen auch die Mongolen gehören. Wir finden hier wie dort passive Völker, getragen und geführt durch den Herrschergeist eines activen Stammes, künstlich emporgehoben über den ursprünglichen Zustand der Wildheit, deren Charakter sie aber noch in bedeutsamen Spuren an sich tragen, wie der noch nicht ganz entwickelte Frosch noch den Fischschwanz, und darum zu den halbgebildeten Völkern, zu der Übergangs-Periode gehören, — die Mexikaner und Peruaner, — beides für die Entwickelungsgeschichte der Menschheit sehr schwierige Völker, weil sie, ohne klare Beziehung zu der übrigen geschichtlichen Welt, räthselhaft in ihrem Ursprung, wie in ihrem Wesen, in sich vereinigend die Elemente hoher Bildung und roher Wildheit, noch ganz im geschichtlichen Halbschatten befangen sind. —

Amerika, meist den Völkern der Wildheit und der Geschichtslosigkeit angehörig, hat nur in seiner nach dem Ursitz der Weltgeschichte, Asien, zugewandten westlichen Seite an zwei Punkten eine

höhere Bildung entwickelt, beide innerhalb der Amerikas Westländer durchziehenden Anden-Gebirge und deren Ausläufer. Die Bergländer sind Heimath und Wiege der geschichtlichen Völker, in der alten wie in der neuen Welt; Amerikas Ebenen haben nur Wildheit aus sich erzeugt.

Der Schauplatz der halbgebildeten Völker Nord-Amerikas im Mittelalter ist nicht gross. Der See von Mexiko war der Punkt, um den sich die Bildung concentrirt, und warfen auch vereinzelte Strahlen ihr Licht weit hin nach Osten und Süden, so waren sie doch nicht im Stande, das eigentliche Bereich mexikanischer Bildung sehr zu erweitern. Die Blüthe der mexikanischen Herrschaft umfasste kein grösseres Gebiet, als den schmalen, von Gebirgen durchzogenen Landstrich vom 18—21ten Breitegrade am Atlantischen, und vom 14ten bis 19ten am stillen Ocean. Fast alle Klimata in sich vereinigend, bot es für eine reiche und mannigfaltige Entwickelung vielen Anreiz. Am stillen Meere heiss, weiter ins Land hinein gemässigt, erhebt es sich in den höheren Gegenden selbst bis zum kalten Klima. Das mittlere Tafelland, durchschnittlich etwa 6000 Fuss über dem Meere, hat das Klima von Mittel-Italien. Das früher durch üppige Fruchtbarkeit reizende Thal von Mexiko, in welchem sich alle Strahlen der Bildung vereinigten, hat nicht mehr als 67 Leguas (Stunden) im Umfange, und sein Flächenraum ist noch mit fünf jetzt meist eingetrockneten Seen verengt.

Die Mexikaner unterscheiden sich bedeutend von den übrigen Amerikanern. Von mittlerem Wuchs, niedriger Stirn, dickem, schwarzem, glänzendem Haar, schwachem Bart, oliven-bräunlicher Farbe, hervortretenden Backenknochen, etwas schief liegenden Augen, erinnern sie stark an die Völker des mittleren Hoch-Asiens, deren einige auch die hervorragende Nase mit den Mexikanern gemein haben. Die Schädelbildung der Mexikaner und der östlichen Asiaten ist sehr übereinstimmend [1]).

Die Mexikaner und die ihnen verwandten Völker sind nicht die ältesten Bewohner jenes Landes, in welchem sie geschichtlich auftreten; die Ureinwohner sind wilde Jagdvölker [2]). Im siebenten Jahrhundert nach Christo kommen aus Norden oder Nord-Westen, unbekannt ihrem Vaterland und ihrer Abstammung nach, die höher gebildeten Tolteken, ein friedliches, ackerbauendes, in mancherlei Künsten erfahrenes Volk, gründen in Anahuac, dem Bereiche Mexikos, mehrere Städte und ein bis ins 11te Jahrhundert blühendes Reich.

Das Vaterland der Tolteken hiess Huehuetpalan, von dem wir ausser dem Namen nichts wissen. Von dort vertrieben wandern sie langsam weiter, unterweges Getreide säend und erntend, Baum-

wolle pflanzend und Wohnungen bauend, so dass sie bis zu ihrer Ankunft im Lande Anahuac gegen 100 Jahre brauchten; in Anahuac gründen sie die Stadt Tula, nördlich vom Thale, in welchem Mexiko liegt; zu Cortes Zeit war sie bereits in Trümmern[3]). Die Tolteken brachten den Ackerbau und die Baumwollenkultur nach Anahuac; sie waren der Bilderschrift, des Bergbaues und der Metallarbeiten kundig, und die Ersten, welche Städte bauten und eine bestimmte Zeitrechnung hatten. Die merkwürdigen Ruinen von Palenque und Mitla sind nicht unwahrscheinlich Denkmäler ihrer Kunst, und ihre auf astronomische Beobachtung gegründete Zeitrechnung war so vollkommen, dass sie des Jahres Länge bis auf die Stunde genau wussten und durch Schalttage das Jahr regulirten[4]). In der Mitte des 11ten Jahrhunderts bricht eine verheerende Pest über das bereits von Hungersnoth heimgesuchte Volk herein, dessen flüchtende Reste sich meist nach Süden und Osten hin zerstreuen, Spuren der Kultur, wie es scheint, selbst bis Südamerika tragen, und nur ein geringer Theil bleibt im Lande zurück, den später herrschenden Stämmen unterthan[5]). Dass sie bis Peru vorgedrungen und das dortige Reich begründet, ist völlig grundlos; in Peru ist die bei den Tolteken allgemein bekannte Bilderschrift ganz unbekannt. Dagegen fand man bei einem ganz rohen Indianerstamm an den Ufern des Ucayale buchartig zusammengeheftete Blätter von feingewebtem Baumwollenzeug mit bunter Bilderschrift, in welcher alte Wanderungen und Kriege ihrer Urahnen angegeben sein sollen. Da dieser ganz rohe Indianerstamm selbst weder Malerei noch Schrift kannte, so sind das vielleicht Spuren toltekischer Wanderungen[6]). Nicht unwahrscheinlich sind auch die Skulpturen an Felswänden und andere Bildhauerarbeit, wie grosse steinerne Schlangen etc., im nordöstlichen Süd-Amerika und auf den Cordilleren inmitten völlig roher, aller Metallwerkzeuge entbehrender Völker, so wie manche Trümmern in den südamerikanischen Cordilleren, welche als solche bereits von den peruanischen Inkas aufgefunden wurden, auf die Tolteken zurückzuführen[7]).

[1]) Clavigero, Gesch. v. Mexiko, I, c. 15. Prichard Physical history I, p. 308. 3 ed. [2]) Clavigero I, c. 4.; Al. v. Humboldt, Vues des Cordilleres, S. 318. [3]) Clav. II, c. 1. Humb. V. d. Cord., S. 318. [4]) Clav. II, c. 2. Humb. V. d. Cord., S. 318; dess. krit. Untersuch. über d. histor. Entwickel. d. geogr. Kenntnisse v. d. Neuen Welt, 1836, I, S. 382. [5]) Clav. II, c. 3; III, 11. [6]) Humb. V. d. C., p. 72. [7]) Ebend p. 74.

§ 136.

Etwa hundert Jahre nach dem Untergange des Tolteken-Reiches brachen aus Nord-Westen neue Völkerstämme herein, und nahmen in kurz nacheinander folgenden Einwanderungen das Land Anahuac in Besitz. Zuerst erscheinen die viel weniger als die Tolteken gebildeten, des Ackerbaues unkundigen Chichimeken (1170); bald darauf, aus ihrer Nachbarschaft kommend, sieben Stämme der Nahuatlakas, zu denen die nachher herrschenden Azteken gehören. Diese gründeten 1325 auf einer Insel des Sees ihre Stadt Tenochtitlan oder

Mexiko. Anfangs Vasallen eines mächtigern Stammes, wurden sie unter ihrem vierten Könige selbstständig (1425) und bald Herren anderer Stämme. Der Anfangs aristokratisch, später fast unbeschränkt monarchisch regierte Staat verband sich mit Tezkuko, dem Staate der Akolhuaner an der Ostseite des Sees, zu einem engen und bis zuletzt treu bewahrten Staatenbunde. Durch wenig unterbrochene Kämpfe wurde das Reich bis zu seinem plötzlichen Untergange immer mehr erweitert.

Das Vaterland der Chichimeken, Amaquemakan, ist noch ein geschichtliches Räthsel, eben so die Heimath der nächstfolgenden Stämme, Teo-Acolhuacan oder Aztlan. Sie lebten nur von der Jagd und ungebauten Früchten; ihre Wohnplätze waren armselige Hütten, ihre Kleidung Felle, Pfeil und Bogen ihre Waffen[1]); von den im Lande zurückgebliebenen Tolteken lernten sie bald Ackerbau und Künste. Die nachfolgenden Wander-Völker waren höher gebildet. Da sie alle dieselbe Sprache redeten, müssen sie als Stämme desselben Volkes betrachtet werden und sind wahrscheinlich auch mit den Tolteken einigermaassen verwandt[2]). Das Jahr der Auswanderung wird verschieden angegeben; Clavigero setzt 1160, Gomara 1064, Humboldt's Berechnung aus einer Bilder-Chronik 1038[3]); auch die Zeit der Ankunft schwankt einigermaassen. Die Einwanderer sollen vielen alten Gemälden zufolge über ein grosses Wasser gekommen sein. Unterweges scheinen die Azteken und ihre Genossen bisweilen lange an einem Orte verweilt und grosse steinerne, zur Vertheidigung dienende, terrassenförmige Gebäude aufgeführt zu haben, wovon noch Spuren unter 29° Breite und weiter südlich[4]). 1196 kamen die Azteken nach Tula und erst 1216 in das Thal von Mexiko, nachdem sie sich schon früher von den übrigen Stämmen getrennt hatten. Ein halbes Jahrhundert führten die Azteken, von den ältern Bewohnern bedrängt, auf kleinen Inseln des Sees von Mexiko ein höchst elendes Leben, einige Jahre hindurch selbst als Sklaven eines verwandten Stammes. Die Reste toltekischer Bildung gingen in die schnell fortschreitende der neuen Ankömmlinge über.

Mexikos erstes Gebäude war ein Tempel des Kriegsgottes. Die Religion war die Grundlage der Stadt, wie des Staats. Schlechte Hütten von Schilf waren die ersten Wohnungen der später prächtigen Stadt, des Venedigs der neuen Welt. Furcht vor den Feinden war hier wie dort der Grund der insularischen Heimath. Durch Dämme wurden die Inseln verbunden und neues Land gewonnen, durch schwimmende Gärten aus Strauchwerk und Seeschlamm der See zum Träger eines künstlichen Bodens gemacht. Die Zahl der mexikanischen Könige ist elf. Fast gleichzeitig regierte der grösste König von Tezkuko, der hochgebildete Nezahualkoiotl (†1470) mit dem nicht minder grossen mexikanischen Könige Moctezuoma I. († 1464.)

[1]) Clav. II, c. 8. III, c 11. [2]) Clav. II, c. 18; VII, 41. Humb. a. a. O., S. 72. 819; Adelung u. Vater, Mithridates III, 3. 67. [3]) V. d. C., S. 229. 319. [4]) Clavig. II, c: 15.

Das religiöse Leben.

§ 137.

Die Religion der Mexikaner, höher zwar entwickelt, kräftiger, durchgreifender, reicher, bestimmter, geistiger, charaktervoller, selbstständiger als die der Mongolen, ähnelt dieser doch darin, dass sie nicht ein einiges, reines, folgerecht aus sich selbst entwickeltes, klares Gedankenwerk ist, sondern verschiedenartige, nicht immer organisch in einander gefügte, sondern zum Theil neben einander vorhandene Elemente in sich vereinigt; aber die fremden und sehr ungleichartigen sind doch wenigstens mit einem bestimmt ausgeprägten eigenthümlichen religiösen Bewusstsein umsponnen. Neben stark hervortretenden Elementen von Verehrung gewaltiger Naturmächte, wie Sonne, Mond, Erde, erhebt sich doch bei weitem überwiegend ein sehr entwickelter, bis zu wirklichen Persönlichkeiten sich steigernder Dämonenkultus; so dass wir hier an einzelnen Punkten einen Übergang der Dämonen-Verehrung in den eigentlichen Polytheismus, der es nicht mit jenen blassen Naturseelen, sondern mit persönlichen Geistern zu thun hat, anzunehmen berechtigt sind; — eine Andeutung mehr, dass wir hier ein mit activen Elementen durchathmetes Volk vor uns haben. Die von Einigen den Mexikanern zugeschriebenen monotheistischen Ideen sind zum Theil Anklänge aus fremden Religionen, grösseren Theils aber falsch gedeutete Gedanken aus dem Bereich des Dämonen-Kultus.

Auch Prescott[1]) findet bei den Mexikanern „einen höchsten Gott, den Gott, durch den wir leben, den Allgegenwärtigen, der alle Gedanken kennt, von dem alle Gaben kommen, ohne den der Mensch Nichts ist, der unsichtbare, unkörperliche, einzige Gott, von vollkommener Vollkommenheit und Reinheit;“ sein Name ist Teotl, offenbar verwandt dem griechischen θεος, dem indischen deva, dem persischen devs, dem römischen deus, dem germanischen Teut. Und wenn wir unmittelbar darauf hören, dass die Azteken ausser dreizehn Hauptgottheiten noch über 200 andere Götter hatten, welche eine sehr ausgebildete und feierliche Verehrung genossen, Feste, Tempel und Opfer in Übermaass hatten, — während jener „einzige und vollkommenste“ Teotl keinen Tempel, keine Feste hatte, keine Opfer erhielt und keine Gebete, wenn wir in dem Kultus nirgends eine Stelle für ihn finden können, vielmehr den Namen teotl als einen Gemeinnamen aller Gottheiten finden, so dürften wir doch wohl Anstand nehmen, einen so schneidenden Widerspruch den Mexikanern aufzubürden. — Die christlichen Berichterstatter schoben sehr gern ihre Auffassungen den ähnlich klingenden Vorstellungen der Fremden unter. — Der Gedanke eines einzigen und vollkommensten geistigen Gottes verträgt sich einmal nicht mit der Vielgötterei, und beides zugleich, so klar und bestimmt ausgesprochen, demselben Volke zuschreiben, ist geradezu eine Ungereimtheit.

Die Verehrung der Naturmächte war bei den Azteken die ursprüngliche, und allen verwandten Stämmen gemeinsam, und hat sich erst später zu einem hochgesteigerten Dämonen-Kultus entwickelt. Sonne und Mond wurden sehr früh verehrt; jene empfing auch in den späteren Zeiten noch täglich Opfer von Wachteln und Rauchwerk, wahrscheinlich auch Menschen-Opfer, und beide hatten bedeutende Tempel. Zwei grosse, vielleicht schon von den Tolteken erbaute Pyramiden-Tempel bei Cholula waren der Sonne und dem Monde gewidmet[2]). Die Volkssprache zeigt den alten Sonnenkultus in einzelnen Redensarten; wenn man eine bestimmte Stunde des Tages bezeichnen wollte, so zeigte man den Ort am Himmel, wo zu dieser Stunde die Sonne stehen müsste, mit den Worten: iz Teotl d. h. „dort würde der Gott sein[3]).“ Auch ein Tempel des Planeten Venus wird genannt[4]). — Die Fortbildung der Verehrung der sinnlichen Naturdinge zum Dämonenkultus geht gleichlaufend mit der geistigen Entwickelung des Volkes. Die göttlichen Mächte, welche zur Blüthenzeit des Volks verehrt wurden, und zum Theil einen stark hervortretenden personificirten Charakter tragen, waren sehr zahlreich, aber bei den einzelnen Stämmen verschieden; man darf da nicht an ein einiges durchgebildetes System denken. Vor Allem treten dreizehn höhere Gottheiten hervor, neben welchen noch gegen 260 geringere Mächte vereinzelte Verehrung genossen[5]).

[1]) Gesch. der Eroberung v. Mexiko. 1845, I, p. 44. [2]) Clav. VI, c. 6. 12. 15. 20. II, 2. Humb. V. d. C. p. 92. [3]) Humb, S. 128. [4]) Clav. VI, 11. [5]) Prescott, I. S. 47. Clavig. VI, c. 2. 7.

§ 138.

Die am höchsten verehrte Gottheit ist Huitzilopotchli, „der Schreckliche“, der Kriegsgott, furchtbar im Bild wie in der Bedeutung, aber segnend sein Volk als Schutzgott, zu dem die Frommen nach dem Tode kommen. Sein Tempel im Mittelpunkte der Stadt war auch Mittelpunkt des mexikanischen Volkes und die Stätte grausenhafter Menschen-Opfer.

Huitzilopotchli heisst auch Mexitli, und hiervon hat Mexiko selbst den Namen. Sein Kultus ist sehr alt, und die einwandernden Stämme brachten ihn bereits mit, wenn auch die verschiedenen Stämme ihn anders benannten. Die Mexikaner liessen auf ihrer Wanderung ein hölzernes Bild des Gottes auf einem Stuhle (teoiepalli, Stuhl Gottes) von vier Priestern tragen, wie die Israeliten die Stiftshütte. — Von ihm erzählt eine Sage, dass er von einer Frau ohne Zuthun eines Mannes geboren worden sei, — ob diess nur eine Menschwerdung des vorher schon lebenden Gottes oder eine Geburt des entstehenden Gottes selbst, bleibt zweifelhaft. Das Ganze erinnert auffallend an asiatische Sagen. Nicht weit von Tula sah eine fromme Frau in einem Tempel betend einen Ball von bunten Federn in der Luft schweben. Sie fing ihn auf und steckte ihn in den Busen und wurde davon schwanger. Die Kinder der Frau fürchteten der Mutter Schande und beschlossen sie zu tödten; aber eine Stimme in dem Leibe

der Geängstigten rief ihr tröstend zu: „Fürchte dich nicht, Mutter, denn ich will dich zu deiner grössten Ehre und zu meinem Ruhme retten.“ In dem Augenblick, wo die Kinder im Begriff waren, ihr Vorhaben auszuführen, wurde H. geboren, mit Schild und Spiess in den Händen, einen grünen Federbusch auf dem Kopf, das Gesicht hellblau, und an den Gliedern blau gestreift. Er bekämpft sofort seine Geschwister, erschlägt sie, plündert ihre Häuser und bringt den Raub seiner Mutter[1]). Die Menschwerdungen des ebenfalls blau erscheinenden Wischnu der Hindu, die Geburt der Athene, die vaterlose Empfängniss eines Vorfahren des Tschingiskhan und chinesische Sagen erinnern sofort an dieses Mährchen. Möglich, dass eine geschichtliche Persönlichkeit aus alter Zeit Veranlassung zu dieser Sage gab, — und wenn wir uns an die Zwillinge der Menschenmutter, der eine braun, der andere blau, in einem aztekischen Gemälde erinnern, von denen der blaue ohne Zweifel den weissen Menschenstamm bezeichnet[2]), so könnte hierin sogar eine Andeutung eines alten Kriegshelden vom weissen Stamme liegen. Jedenfalls ist der Gott Huitzil., wie er im Kultus auftritt, seinem Wesen wie seinem Ursprunge nach eine übermenschliche Macht.

H. ist nicht eine blosse Naturmacht, sondern hat eine geistige und sittliche Bedeutung, und gehört seinem Wesen nach nicht mehr ganz in das Gebiet des Dämonenthums und der objectiven Gottes-Idee überhaupt, hat vielmehr grosse Ähnlichkeit mit den persönlichen Göttern der subjectiven Völker; der semitische Baal oder Moloch erinnert auffallend an diesen blutigen Gott. H. ist nicht nur der göttliche Führer des Volkes auf der langen Wanderung nach Mexiko, sondern sein beständiger Schützer und Vater; und zu ihm versammeln sich einst seine Frommen nach dem Tode. In den letzten tragischen Stunden von Mexiko fragten die unglücklichen Azteken den Cortes, warum er sie als Sohn der Sonne nicht sofort alle tödte, denn sie sehnten sich zu sterben, um zum Himmel einzugehen, zu ihrem Ochilobus, [die spanische Verstümmelung von Huitzilopotchli], der sie erwarte, um für immer bei ihm auszuruhn[3]). — Dem H. waren die grössten Feste im Jahre geweiht; Wachteln, vor Allem aber Menschen wurden in grauenvoll-feierlicher Öffentlichkeit ihm dargebracht[4]). Alle Kinder wurden in ihrem ersten Jahre durch Einschnitte auf der Brust und am Leibe ihm geweiht[5]). In jeder Stadt hatte er Tempel, den grössten und prächtigsten im Mittelpunkte der Hauptstadt, eine etwa 115 Fuss hohe terrassenförmige, oben platte Pyramide, von deren Höhe grosse stets brennende Feuer weit ins Land hineinleuchteten. — Die Schlange ist das ihm geheiligte Thier und sein Sinnbild; die Tempelmauer war mit vielen steinernen Schlangen verziert; ein hölzernes Bild derselben wurde bei seinem Feste von Priestern getragen[6]). Seine Bildsäule ist ein sinnbildliches Ungethüm, nur auf Grauen für einen kindischen Sinn berechnet. Ein grosses Steinbild des H. war von Spaniern unter das Pflaster auf dem Hauptplatz von Mexiko vergraben worden, und wurde erst 1790 wieder aufgefunden, aber aus Furcht vor alten Sympathien bald wieder vergraben. Es ist ein neun

Fuss hohes unförmliches, fast gliederloses, klumpenförmiges Bild aus Basalt, an welchem nur oben zwei quastenförmige Anhänge entfernt an Arme erinnern. Der Kopftheil ist so breit wie der übrige Körper, und hat vorn wie hinten zwei kleine Augen, untern denen auf der Vorderseite ein breiter mit Zähnen besetzter Rachen erscheint. Der übrige Körper ist in ein Gewand gehüllt, in der Mitte mit verschlungenen Schlangen verziert; die Füsse ragen unten in Gestalt von Tiger-Tatzen, mit mächtigen Krallen bewaffnet, hervor. Auf der Brust sind vier abgehauene Hände angebracht, darunter ein grosser Todtenkopf, und unter diesem windet sich eine kolossale Schlange herab; um den Hals ein Halsband von menschlichen Herzen, Schädeln und Händen, mit Eingeweiden aneinander gefädelt. Das Ganze war mit lebhaften Farben bemalt, um den Eindruck noch furchtbarer zu machen[7]). — Nach Clavigero[8]) war das kolossale Bild des H. sitzend dargestellt, von vier fürchterlichen Schlangen umgeben; seine Stirne war blau, das übrige Gesicht mit einer goldenen Maske bedeckt; auf dem Kopfe trug er einen Busch, am Halse einen Kragen von zehn menschlichen Herzen; in der rechten Hand eine grosse blaue, schlangenförmig gewundene Keule, in der linken einen Schild, auf dem fünf Federbälle in Kreuzesstellung waren; sein Leib war mit einer grossen goldenen Schlange umgürtet und mit vielen kleinen Thieren aus Gold und Edelsteinen verziert. Diess ist also ein anderes, wiewohl ähnliches Bild, und wahrscheinlich das Hauptbild auf dem grossen Tempel. Cortes riss bei der Erstürmung des Tempels dem Götzenbilde eigenhändig die goldene Maske ab und die Edelsteine, und der ihm verbündete Tezkukaner-Prinz schlug dem Bilde den Kopf ab[9]). — Bei Festen wurden Bilder des H. aus Sämmereien, die mit Blut geopferter Kinder zu einem Teige vermischt waren, gemacht und dann gegessen[10]).

H. ist das verneinende Element in der heidnischen Gottes-Idee, die Gottesmacht, insofern sie dem **andern** Dasein gegenüber sich dadurch als **Macht** beweist, dass sie dieses Andere verneint, das Moment der Ausschliesslichkeit und Besonderheit. H. ist der Siva der neuen Welt, der verzehrende Baal der Semiten.

[1]) Clavig VI, c. 6. Prescott I, S. 47. [2]) S. §. 141. 125. [3]) Berichte des Cortes an Karl V, aus dem Span. von Koppe. 1834. II, c. 38. [4]) Clavig. VI, c. 32. 35. [5]) Ebend. VI, c. 321 [6]) Clavig VI, c. 10. 35. [7]) Humboldt, Vues d. C. tab. 29. Minutoli, Palenque, tab. 13, 1. Anhang, S. 55. etc. Bullock, sechs Monate in Mexiko; 1825. II, S. 65. [8]) VI, c. 6. [9]) Ixtlilxochitl, Cruautés horribles des conquérants etc. par Bustamante. in Ternaux-Compans, Voyages etc. 1838. S. 61. [10]) Clavig. VI, c. 35 8.

§ 139.

Wie Huitzilopotchli die verneinende Seite des heidnischen Gottesgedankens offenbart, so **Tetzkatlipoka** die bejahende. Er ist Bildner der Welt und ihre belebende Seele, waltende geistige, vielwissende und vergeltende Macht, das conservative Element des Göttlichen, das Zerstörende bekämpfend, das Leben befruchtend, sehr

geehrt durch Tempel und Feste, aber weniger als der die andern Völker niederschmetternde Krieges-Gott des kriegerischen Volkes.

Als die Seele der Welt stellt Tetzkatlipoka die immerdar jugendlich waltende Lebenskraft vor, desshalb wird er selbst in nie alternder Jugend vorgestellt, und seine Opfer sind schöne Jünglinge. Himmel und Erde sind von ihm gemacht, und er ist die leitende Kraft der Welt, die Vorsehung, und der Vergelter, wobei wir natürlich schon wegen seiner Beschränktheit als einer Nebenmacht nicht an die unendliche Bedeutung der entsprechenden christlichen Begriffe denken dürfen. Wohlthaten und Krankheiten theilt er aus an Gute und Schlechte. Er waltet im Himmel, soll aber einmal an einem Spinnewebenseil auf die Erde herabgestiegen sein, um den Quetzalkoatl zu vertreiben [1]). Er hat nach einem alten Gemälde eine grosse Schlange erlegt [2]), ein Bild, welches sich in der alten Welt vielfach wiederholt; Wischnu erlegt die Schlange Kaliga, Osiris, Herakles bekämpfen Schlangen, Zeus die schlangenfüssigen Giganten etc., — überall die Gottheit des geordneten Lebens im Kampfe mit den zerstörenden, wilden Mächten; die innere Verwandtschaft mit dem biblischen Bilde beim Sündenfluch tritt in die Erinnerung. Man kann den Tetzkatlipoka als die personificirte Sonne, insofern diese wohlthätig und belebend wirkt, betrachten. Daher wird das noch rauchende Herz der ihm geopferten Jünglinge zur Sonne emporgehalten, daher vielleicht trugen bei seinem Feste die Feiernden Kränze von dürrem Mais, zur Bezeichnung der Sommerhitze, daher sieht er wie der „Alles sehende Helios" Alles durch einen Spiegel, entdeckt das Verborgene, und erhört das Gebet. Bei dem Beginn seines Festes fielen daher die Schuldbewussten auf die Knie, und beteten um Vergebung und dass ihr Vergehen verborgen bliebe. An seinem Bilde aus glänzend schwarzem Steine war, wie bei den Sonnenbildern die Brust mit massivem Golde bedeckt, und vielleicht sind die früher erwähnten Bildsäulen der Sonne bei Cholula wirklich die des Tetzkatlipoka; sein Haar war mit einer goldenen Schnur zusammengebunden, — erinnernd an Apollo und Helios, — und ein goldenes Ohr hing, sein Aufmerken bedeutend, von derselben herab; in der linken Hand hatte er einen mit Federn besetzten, zu einem Spiegel polirten Fächer, worin er Alles, was in der Welt vorging, sah, was auf die strahlende und überall hinblickende Sonnenscheibe zu deuten scheint. Bisweilen erscheint er in rothem Gewand, mit Schild, Pfeilen und aufgehobenem Speer, [— die Pfeile des Sonnengottes?]. — Jährlich erhielt sein Bild ein neues Kleid [3]), — wie die Sonne alljährlich neu sich wandelt.

[1]) Clavig. VI, c. 2. Prescott, I, S. 60. [2]) Humboldt, V. d. Cord. p. 83. [3]) Clav. VI, c. 2. 31. 32.

§ 140.

Von ganz anderem Wesen als diese zwei Götter, und mit ihnen wenig zusammenhängend, räthselhaft in seinem Ursprung, unklar in seiner Bedeutung, ist Quetzalkoatl, der amerikanische Hermes,

der Urheber der Bildung und Freund des Friedens. Halb sagenhafte geschichtliche Persönlichkeit, Heros des Friedens und der Gesittung, halb himmlische Macht, ist er die interessanteste, aber für uns, wie vielleicht für die Azteken selbst, in Dämmerung gehüllte Erscheinung der religiösen Sage. An einen einst wohlthätig wirkenden Führer und Bildner des Volks, von fremdem und zwar weissem Stamme, lehnte sich in träumerischer Dankbarkeit der Nebel phantasievoller Mythenbildung an, der Mensch wurde zu einer vergangenen Gottes-Erscheinung in menschlicher Gestalt, deren Wiederkunft in glücklicher Zukunft wie ein prophetischer Hauch das mexikanische Bewusstsein durchzieht. Quetzalkoatl knüpft in der Vergangenheit wie in der Zukunft das Azteken-Volk an die Völker der Geschichte; — Geist und Bildung höherer Völker in den Naturboden der mexikanischen Völker einpflanzend, deutet er zugleich auf die Zukunft, wo eine höhere Geschichte über die Mexikaner hereinbrechen sollte; — und Cortes galt ihnen fast allgemein als der wiederkehrende Gott der goldenen Urzeit.

Quetzalkoatl war bei seiner geschichtlichen Erscheinung von schlanker Gestalt, heller Gesichtsfarbe, offener Stirn, grossen Augen, langen schwarzen Haaren und starkem Bart, — ganz entgegengesetzt der mexikanischen Bildung. Er trug stets ein langes Gewand und war hochverehrter Oberpriester bei den Tolteken in Tula. Er erfand oder verbreitete die Kunst des Metallschmelzens und Steinschneidens, hatte in allen Dingen die tiefsten Kenntnisse und gab vortreffliche Gesetze. Der Wohlstand während seiner Regierung wird mit den glühendsten Farben gemalt; er selbst hatte Palläste von Silber und edlen Steinen, alle Bürger waren reich und glücklich, alle Früchte wuchsen in üppigem Überfluss, die Ähren des Getreides wurden so gross, dass ein Mann daran zu tragen hatte, die Baumwolle wuchs in bunten Farben, und das Land war voll der lieblichst singenden Vögel. Tezkatlipoka suchte ihn aus unbekannten Ursachen zu verdrängen; als alter Mann ihm erscheinend, theilte er ihm mit, es sei der Wille der Götter, dass er in das — uns ganz unbekannte — Reich Tlapalla gehe; — [Quetzalkoatl war also damals noch nicht Gott]; — ein ihm vom Tezkatlipoka gereichter Trank, der ihm Unsterblichkeit verschaffen sollte, erzeugte ihm den heftigen Hang, nach Tlapalla zu gehen. In Cholula, östlich von Tula angekommen, wird er von den ihn ehrenden Einwohnern bewogen, die Regierung der Stadt zu übernehmen, führt in einer zwanzigjährigen Herrschaft Gesittung und Gesetze ein, lehrt den Cholulanern den Kultus, den Kalender und das Schmelzen der Metalle, und reist endlich nach Tlapalla ab, und indem er nahe an der östlichen Küste von seinen Begleitern Abschied nimmt und einst wieder zurückzukehren verspricht, endet sein geschichtliches Wirken, und man hat nichts weiter von ihm gehört. Abdrücke seiner Füsse und seiner Hände in Stein werden an mehreren Orten gezeigt, was sehr an die gleichen Spuren Buddhas erinnert. Hoch

gerühmt wurden seine milden Sitten, sein Abscheu vor jeder Grausamkeit; nur Früchte und Blumen befahl er zu opfern; und seine Friedensliebe war so gross, dass er nicht einmal den Namen des Krieges hören mochte [1]). — Sehr abweichend von dieser, wie es scheint, toltekischen Erzählung ist die Art, wie der König Moctezuoma nach Cortes Bericht von Quetzalkoatl sprach. Der König sagte zu Cortes: „Seit langer Zeit haben wir durch unsere Urkunden von unsern Voreltern Kenntniss, dass weder ich, noch alle jetzigen Einwohner dieses Landes Eingeborne desselben sind, sondern als Fremde und aus sehr entfernten Gegenden hierher gekommen sind. Ebenso wissen wir, dass unser Geschlecht durch einen Herrn hierher geführt wurde, dessen Vasallen sie alle waren, welcher dann nach seinem Vaterlande zurückkehrte, später aber wiederkam, aber erst nach so langer Zeit, dass unterdessen schon die Zurückgebliebenen mit eingeborenen Weibern sich verbunden und viele Kinder gezeugt und neue Ortschaften gebildet hatten, wo sie lebten; und als er sie wieder mit sich zurückführen wollte, wollten sie ihm nicht folgen und ihn nicht wieder als Herrn anerkennen, daher entfernte er sich wieder; und wir haben immer geglaubt, dass von dessen Nachkommen später einige erscheinen würden, dieses Land zu unterwerfen, und uns wieder zu ihren Vasallen zu machen; und nach der Gegend, aus welcher ihr gekommen seid, von Sonnen-Aufgang her, und nach euern Erzählungen von jenem grossen Herrn und König, welcher von dort euch sendet, glauben wir, und halten es für gewiss, dass derselbe unser angestammter Herrscher sei, besonders, weil ihr sagt, dass auch er von uns schon seit langer Zeit Kunde habe [2]).“ Und in der Versammlung seiner Vasallen, wo Moctezuoma die Unterwerfung beantragte, sagte er: „Ihr habt Erinnerung von euren Vorfahren her, wie wir nicht ursprünglich Kinder dieses Landes sind, sondern sie kamen hierher aus einem andern, sehr fernen Lande, und es geleitete sie ein Anführer, welcher sie hier zurückliess, und Alle waren dessen Vasallen. Derselbe kehrte lange Zeit nachher zurück und fand unsere Urväter schon angesiedelt und angesessen in diesem Lande und verheirathet mit Weibern dieses Landes und mit grossem Zuwachs von Kindern, wesshalb sie nicht wieder mit ihm zurückkehren wollten. Daher entfernte er sich wieder und liess sein Wort zurück, dass er einst zurückkehren oder Andere schicken werde mit solcher Macht, welche sie bändigen und wieder zu seinem Dienste zu zwingen im Stande wären [3]).“ — Hier erscheint also Quetzalkoatl völlig als Mensch, und ganz ausserhalb des mythischen Bereichs; er kommt zweimal ins Land, und scheidet als erzürnter Feind; wären die anderen Umstände nicht so gleichartig, so könnte man zweifeln, ob von derselben Person die Rede sei. Wie mit dieser Auffassung der Kultus des Quetzalkoatl bestehen könne, ist schwer einzusehen. Inwiefern der sonst sehr zuverlässige Cortes hier gut unterrichtet ist, müssen wir dahingestellt sein lassen. Die Sache bleibt jedenfalls sehr dunkel. Der Kultus kann sich nicht an die von Cortes berichtete, sondern nur an die früher erwähnte Auffassung anschliessen. Für die letztere

spricht sehr nachdrücklich die von Ixtlilxochitl, dem Tezkukaner-Prinzen selbst berichtete Thatsache, dass Cortes bei seiner Ankunft für Quetzalkoatl selbst gehalten, mit einem hohenpriesterlichen Gewande bekleidet und als ein göttliches Wesen verehrt wurde, ja dass der König in Mexiko vor Cortes Gefangene opfern und ihn und seine Begleiter mit deren Blut besprengen liess, weil sie Götter seien [4]). Die Sache klingt gar nicht unwahrscheinlich, und das Schweigen des Cortes über diesen Punkt ist sehr begreiflich. Diese Thatsache ist aber mit jener prosaischen Auffassung des Moctezuoma ganz unvereinbar, beweist aber, dass der Anblick der weissen und bärtigen Ankömmlinge mit den Sagen über das Aussehen des Quetzalkoatl übereinstimmen musste, dass Quetzalkoatl also ein Weisser war.

Quetzalkoatl war Schutzgottheit von Cholula, und hatte dort und in Tula Tempel, und als Gott der Luft wurde er bei allen Stämmen des Landes verehrt, und hatte auch in Mexiko seinen Tempel. Aber sein Hauptkult war in Cholula, und sein wahrscheinlich von den Tolteken dort erbauter grosser Pyramiden-Tempel wurde Wallfahrtsort. Seine Bedeutung als Luftgott ist unklar und tritt wenig hervor, und wie sie mit seinem früheren Auftreten zusammenhängt, ist schwer zu sagen. Sein Kult war mit strenger Askese, mit Fasten und Kasteiungen verbunden [5]). Sein Tempel in Mexiko, kleiner als der Tempel des Kriegsgottes, war rund, während fast alle mexikanischen Tempel viereckig waren, — ein Zeichen mehr für den fremdartigen Charakter dieses Gottes; der Eingang dieses Tempels stellte den mit Zähnen bewaffneten Rachen einer ungeheuren Schlange vor [6]). Die Bildsäule des Gottes auf der grossen Pyramide zu Cholula stellte den Gott mit finstern Zügen vor, den Kopf geschmückt mit Feuerfedern, um den Hals ein goldenes Halsband, Türkisringe in den Ohren, ein Scepter in der Hand und einen Schild [7]).

Dass die bildende Wirksamkeit eines Mannes von fremdem und und weissem Stamme die Veranlassung zu der Vorstellung dieses Gottes wurde, ist nicht zu bezweifeln. Die dankbare Erinnerung an diesen fremden Geist erhob ihn zu göttlicher Bedeutung. Die Spanier hielten ihn oft für den Apostel Thomas; sie fanden also doch auch den Charakter der geschichtlich-asiatischen Völker vor.

[1]) Torquemada 1723, II, c. 49; III, c. 7. 20; IV. 14. Clav. VI, c. 4. [2]) Cortes, drei Berichte I, c. 21. [3]) Ebend. c. 29. [4]) Bei Ternaux-Compans Voyages, relations etc. VIII, p. 1. [5]) Clavig. II, c. 2; VI, c. 4; Prescott I, S. 48. [6]) Clav. VI, c. 11. [7]) Prescott I, S. 387.

§ 141.

Die übrigen zahlreichen Götter treten weniger hervor. Sie stellen theils Naturmächte, theils Schutz-Dämonen über menschliche Verhältnisse dar. Wir finden da ein Götterpaar, welches die Wünsche und Bitten der Menschen zu erfüllen da ist, die männliche Gottheit für die Männer, die weibliche für die Weiber [1]), — eine Mutter des Menschengeschlechts, Cihuakoatl, die Eva Amerikas, von einer grossen Schlange begleitet, die auf einem Gemälde zu der Göttin zu sprechen

scheint, mit einem Zwillingspaar, einem rothbraunen und einem hellblauen Knaben[2]). Sie heisst „die Schlangenfrau", „unsere Jungfrau und Mutter", „die erste Göttin, welche gebar, welche die Leiden des Kindergebärens den Frauen als einen dem Tode zu entrichtenden Zoll hinterliess", „die, durch welche die Sünde in die Welt kam"; besondere Tempel waren ihr geweiht[3]). Dass hier Erinnerungen an die biblische Erzählung zu Grunde liegen, ist augenscheinlich; eben so, dass die beiden Zwillinge die dunkle und die weisse Menschenrasse bezeichnen sollen.

Die Schicksals-Idee ist bei den mexikanischen Völkern sehr mächtig, Zeichendeutung und Astrologie im asiatischen Styl sehr verbreitet.

Unter den geringeren Gottheiten sind Götter des Wassers, des Feuers, der Berge, der Unterwelt, der Jagd, Fischerei, Arzneikunst, der Goldschmiede, des Weins, der Busse und Sündenvergebung, der Freude, und Göttinnen der Erde, des Getreides, des Salzes, der Wiege, eine Mutter der Götter, auch böse Dämonen[4]). Die Zahl der Götterbilder war so gross, dass die Franziskaner binnen acht Jahren deren über 20,000 zerschlugen. Sie waren meist von Thon, Stein und Holz, bisweilen von Metall; die meisten klein, etwa eine Spanne lang[5]). Wölfe, Tiger, Adler, Schlangen waren heilige Thiere und hatten bisweilen sogar Kapellen[6]).

Die mexikanischen Götter sind, entsprechend dem ernsten und sittlichen Geiste des Volkes, im Allgemeinen würdig und sittlich in ihren Mythen; die griechischen unsittlichen Götter-Mysterien finden sich bei den ohnehin mehr mit dem Natur-Charakter behafteten mexikanischen Gottheiten nicht vor. Die grauenvolle Wildheit in den Menschenopfern ist dennoch sittlicher, als die griechischen Hof-Sünden der Olympier.

Der stark hervortretende Schicksals-Gedanke zeigt sich in Festsetzung guter und böser Tage, in der Weissagung aus Träumen, Vogelgeschrei und anderen Dingen. Bei allen wichtigen Angelegenheiten, bei der Geburt, bei Hochzeiten, bei Staats-Angelegenheiten etc. wurden die Zeichen befragt und von ihrem Ausfall oft die Schliessung der Ehe, der Beginn eines Krieges etc. abhängig gemacht. Die astrologische Beobachtung war Hauptsache und von den Königen oft selbst betrieben; die Sterndeuter hatten grossen Einfluss[7]). Das Schicksal erscheint vielfach als ein gerecht vergeltendes.

[1]) Clav. VI, c. 2. [2]) Humboldt, V. d. Cord. tab. XIII, No 2; S. 83. Clavig. VI, c. 2. [3]) Sahagun, hist. de nueva Espana I, c 6. VI, 28. 33. Prescott II, S. 437. Clav IV, c. 5. [4]) Clavig. VI, c 5. 33. 34. 35. 39. [5]) Clavig. VI, c 8. Minutoli Palenque, tab X. [6]) Minutoli Anh., S. 5. [7]) Clav. VI, c. 11. 27. 35. 37. 38. Presc. I, S. 53.

§ 142.

Höher als in Mexiko selbst erhebt sich das Gottesbewusstsein einzelner hervorragender Geister in Tezkuko, wo bei dem grössten der Könige bedeutsame Spuren höherer Erkenntniss auftauchen, und

wenn nicht sicher der Glaube an einen Gott, doch das Bewusstsein der Hohlheit der Volks-Religion und die Sehnsucht nach einem höheren Bewusstsein. In das Volk sind die über die mexikanische Religion hinausgreifenden Gedanken nur abgeschwächt gedrungen, aber haben doch dem Übertritt zum Christenthum die Gemüther bereitwilliger gemacht. Wieviel bei diesen Spuren reinerer Gotteserkenntniss auf die eigene Gedankenarbeit des weisen Königs zu rechnen ist, wie viel auf den Einfluss fremder und höherer Völker, wie viel auf die befangene Auffassung der Berichterstatter, — dürfte schwerlich zu entscheiden sein.

König Nezahualkoiotl in Tezkuko in der Mitte des 15ten Jahrhunderts, ein geistiger Heros der neuen Welt, fand sich unbefriedigt von den religiösen Begriffen seines Volks; er erkannte nur den Schöpfer des Himmels als den wahren Gott an, ohne aber einen Eingriff in die Volksreligion zu thun. Das von ihm einst ausgegangene Verbot der Menschenopfer musste er wieder fallen lassen. Er erbaute dem „unbekannten Gott, der Ursache der Ursachen", einen neunstöckigen Thurm auf einem pyramidenförmigen Unterbau, dessen oberstes gewölbtes Stockwerk mit einem vergoldeten Gesims umgeben war. Wächter auf diesem Thurme mussten zu bestimmten Stunden des Tages, mit einem Klöpfel auf Metallplatten schlagend, ein Zeichen geben, worauf der König knieend sein Gebet verrichtete. Zu Ehren des Himmelsschöpfers fastete er auch zu bestimmten Zeiten und dichtete 60 Hymnen zu dessen Preise. Kein Götzenbild durfte in seinem Tempel sein, als unpassend für „den unsichtbaren Gott"; nur Blumen und Harze wurden zum Opfer dargebracht. Bei des Königs Tode ermahnte er seinen Sohn, den Gottesdienst „des unbekannten Gottes" nicht zu vernachlässigen, indem er bedauerte, dass er unwürdig gewesen sei, ihn zu kennen, und hoffte, dass die Zeit kommen werde, wo er im ganzen Lande würde erkannt werden. „Er rief den Allerhöchsten an als den, durch den wir leben und der Alles in sich hat. Er erkannte die Sonne als seinen Vater und die Erde als seine Mutter. Er lehrte seine Kinder, nicht auf Götzenbilder zu vertrauen und nur in Rücksicht auf die öffentliche Meinung sich der Verehrung derselben äusserlich zu fügen. Wenn er die Menschenopfer, die von den Azteken herstammten, nicht gänzlich abschaffen konnte, so beschränkte er sie doch auf Sklaven und Gefangene." So berichtet Ixtlilxochitl, der Nachkomme jenes Königs[1]), aber begeistert sowohl für das Christenthum, wie für den Ruhm seiner Familie, hat er hier höchst wahrscheinlich die christlichen Farben stärker aufgetragen, als es erlaubt war. In jedem Falle weist jener Glockenthurm wie die religiösen Ideen nach dem mittlern Ost-Asien, wo Buddhaismus und Christenthum sich geltend machten. Als religiöse Ideen des mexikanischen Volkes können wir diese unsicheren Andeutungen nicht gelten lassen, wie sie es ja selbst nicht sein wollen. Der Sohn des Nezahualkoiotl hegte dieselben Grundsätze; und ohne Zweifel trug diese prophetische Sehnsucht nach etwas Besserem zu dem schnellen und bereit-

willigen Übertritt der Tezkukaner zu Cortes und zum Christenthum bei [2]).

[1]) Clavig. IV, c. 15. Prescott I, S. 149. 161. [2]) Ixtlilxochitl, b. Ternaux-Compans VIII, S. 48.

§ 143.

Der göttlichen objectiven Macht gegenüber legt das mexikanische Bewusstsein im Unterschiede von den Wilden wie von den meisten passiven Völkern einen grossen Werth auf den Menschen. Es ist hier weder die geistlose Gleichgiltigkeit gegen das menschliche Wesen, wie wir es bei den Wilden, noch das religiöse Ankämpfen gegen das Menschliche als ein Unberechtigtes, wie wir es bei den Indern finden. Der Mensch hat als solcher einen Werth; er ist nach einer Seite seines Daseins von göttlichem Ursprung und mit dem Göttlichen verwandt. Des Lebens Anfang und Ende sind mit ernster Feierlichkeit umwoben; aber der unversöhnte Widerspruch zwischen geahnter geistiger Unendlichkeit und der diese Ahnung nicht befriedigenden Religion breitet einen schwermüthigen Hauch über das ganze Leben aus, und in Trauerklagen über des Lebens Nichtigkeit und Schmerzen ergeht sich gern der Mexikaner Lied und Rede. — Das Leben nach dem Tode wird, wenn auch kindlich ausgemalt, doch höher als bei den Wilden erfasst, und in drei Zustände, für die Guten, die Mittelmässigen und die Bösen unterschieden.

Der Ursprung des jetzigen Menschengeschlechts wird in kindischer, aber doch bedeutsamer Weise erzählt. Auf der Erde lebten bei dem Beginn der Jetztwelt viele von einer Göttin entsprossene Halbgötter oder Heroen, welche um die Schöpfung der Menschen zu ihrem Dienste baten, und sie dadurch bewirkten, dass sie aus der Unterwelt den Knochen eines Menschen von dem untergegangenen Geschlechte holten und die zerbrochenen Stücke des Knochens mit ihrem Blute besprengten. Die Schöpfung des Menschen aus himmlischem Blut und irdischem Knochen erinnert bedeutsam an die orientalischen, auch an die hebräischen Auffassungen.

Die Geburt eines Kindes war mit vielen feierlichen Gebräuchen verbunden, die zum Theil so sehr an christliche erinnern, dass bei der Erwägung der andern eben dahin weisenden Spuren die Annahme eines christlichen Einflusses sehr wahrscheinlich wird. Das Kind wurde zuerst gebadet, wobei die Hebamme sprach: „Möge dieses Bad dich von allen im Mutterleibe empfangenen Unreinigkeiten säubern, dein Herz reinigen und dir ein gutes, vollkommenes Leben verschaffen.“ Nach einem Gebet an die Göttin des Wassers nahm sie Wasser in die rechte Hand, benetzte den Mund, den Kopf und die Brust des Kindes damit, wiederholte das Gebet um Reinigung von der Sünde und sprach dann zu dem Kinde: „Liebes Kind, die Götter Ometeuctli und Omecihuatl, — [dieselben, von der jene Heroen stammen], haben dich im Himmel geschaffen und auf die Erde herabgesandt; aber wisse, dass das

Leben, in welches du jetzt eintrittst, traurig, mühselig und voll Elend ist, und du wirst nicht im Stande sein, dein Brot ohne Arbeit zu essen. Gott stehe dir bei in den vielen Widerwärtigkeiten, die auf dich warten.“ Bald darauf wurden die Wahrsager über des Kindes Schicksal, wie es aus der Stunde der Geburt sich ergab, befragt. Mehrere Tage später fand eine zweite Weihe statt. Neben eine Wasserwanne gesetzt, wurde das Kind von der Hebamme so angeredet: „Mein Kind, die Götter haben dich in diese unglückliche Welt gesandt; nimm dieses Wasser hin, welches dir Leben geben soll“; — oder: „Mein Kind, empfange das Wasser des Herrn der Welt, das unser Leben ist und uns zum Wachsthum und zur Erneuerung unseres Körpers gegeben ist. Ich bete, dass diese Himmelstropfen in deinen Körper dringen und darin bleiben, dass sie zerstören und von dir entfernen mögen jedes Übel und alle Sünde, die dir von Anfang der Welt zugetheilt war.“ Darauf benetzte die Hebamme den Mund, den Kopf und die Brust des Kindes, badete dann dessen ganzen Körper und rieb alle Glieder mit den Worten: „Wo bist du, Böses, in welchem Gliede steckst du? Entferne dich von diesem Kinde!“ — oder: „Woher du auch kommen mögest, der du diesem Kinde schädlich bist, verlasse es und weiche von ihm, denn es lebt jetzt von Neuem und ist von Neuem geboren.“ Nach diesen auffallend an den Exorcismus bei der Taufe erinnernden Worten hob sie das Kind in die Höhe, es den Göttern darreichend, und bat sie, es mit allen Tugenden und Gaben auszuschmücken. Nachher erhielt das Kind einen Namen [1]).

Bei dem Tode eines Menschen wurde das Haupt desselben mit Wasser besprengt und die Leiche in ein Gewand gehüllt, welches der Kleidung irgend einer Gottheit ähnlich war, Krieger z. B. wurden in der Weise des Kriegsgottes bekleidet. Papiere, die als Pässe durch die Gefahren des Weges in das Jenseits dienen sollten, Kleider, Waffen, Kostbarkeiten und Thiere wurden den Todten mitgegeben [2]). — Die Leichen wurden fast immer verbrannt und die Asche in steinernen oder irdenen Urnen aufbewahrt. Nur in besonderen Fällen wurden die Leichen begraben und dann wie bei den Peruanern in sitzender Stellung [3]). Eine Einbalsamirung durch aromatische Substanzen findet sich bei wenigen Stämmen [4]). Sklaven und Frauen wurden oft bei Vornehmen, besonders bei den Fürsten, den Todten nachgeschlachtet und mit ihnen verbrannt [5]).

Die Seele musste nach dem Tode durch Schlangen, Krokodile, Wüsten, Stürme etc. hindurch, um an den Ort der Seligkeit zu gelangen [6]). Der Himmel der Seligen, der Ort des Friedens und der Ruhe, im Hause der Sonne beim Huitzilopotchli, voll Lust und Freude, voll Tanz, Gesang und Spiel, ward nur den gefallenen Kriegshelden zu Theil oder denen, die in Gefangenschaft starben oder geopfert wurden, und den über der Geburt gestorbenen Frauen. Der Mittel-Ort, kühl und heiter, mit Mahlzeit und mancherlei aber mässiger Lust fiel den andern, nicht gerade bösen Menschen zu. Die Hölle der Unseligen war ganz finster, und in dieser Finsterniss bestand das Leiden. Die Entscheidung über den Ort des Jenseits richtete sich meist nach der Todesart, in welcher

sich gewissermassen schon das Gericht aussprach; daher drängten sich die Mexikaner zum Schlachtentode.[6] — Die Seelen derer, die nicht in die Finsterniss gebannt waren, konnten auch, ohne ihr Recht an das glückliche Jenseits zu verlieren, auf die Erde zurückkehren und in Wolken und Vögeln wohnen; eine Art von Seelenwanderung, die bei den Tlaskalanern besonders ausgebildet erscheint[7]).

[1]) Clavig. VI, c. 37; Prescott I, S. 51; II, S. 440. [2]) Minutoli, a. a. O. tab. 9—11. Anh. p. 48. Clavig. VI, c. 39. [3]) Clav. II, c. 6. 9; IV, c. 15, VI, c. 39. 40; V. c. 12. [4]) Clavig. II, c. 9; VI, c. 40. [5]) Clav. VI, c. 39. 40; Prescott I, S. 50. [6]) Clavig. VI, c. 39. [7]) Clav. VI, c. 1; Prescott I, S. 50; Cortez Berichte II, c. 38.

§ 144.

In der Beziehung des Göttlichen und Menschlichen auf einander lässt die mehr hervorgebildete Geltung des Menschen bei den Mexikanern die bei den Wilden herrschenden Weisen des göttlichen Einflusses in Traum und Ekstase mehr in den Hintergrund treten. Dafür erscheint die Mittheilung des Göttlichen an den Menschen in bestimmt geordneter, alle Entrückung des Bewusstseins ausschliessender, anschaulicher Weise, bei welcher sehr wahrscheinlich christliche Erinnerungen im Hintergrunde schlummern. Das Göttliche wird sinnlich dargestellt, und den heiligen Leib geniessend wird der Mensch der Gottheit theilhaftig, ohne dass er wie in der Ekstase auf sein persönliches Bewusstsein zeitweise verzichtet. — Das Gebet ist, mit orientalischen Formen, ein sehr hervortretender Bestandtheil des mexikanischen Kultus und besonders bei den Priestern sehr ausgebildet. Die damit verbundene Beichte und Sündenvergebung ist unzweifelhaft auf fremden Einfluss zurückzuführen.

Bei dem Feste des Huitzilopotchli wurden Bilder dieses und eines andern Gottes aus verschiedenen, mit dem Blute geopferter Kinder zu einem Teige vermischter Pflanzensämereien, z. B. aus Mais, verfertigt, mit Rauchwerk und Opfern geehrt und dann von einem Priester mit einem Pfeil durchschossen. Dem so für getödtet erklärten Gott wurde das Herz ausgeschnitten und dem Könige zu essen gereicht, und der übrige Körper an alle Männer der Stadt vertheilt und gegessen; diess nannte man teocualó, d. h. der Gott, der gegessen wird[1]). Der pantheistische Gedanke, der im Heidenthum überall zu Grunde liegt, bricht hier stärker hervor. Das Göttliche ist Natur, und das Blut, nachdem die dem Göttlichen als selbstständig gegenüberstehende, darum ungöttliche Persönlichkeit hingeopfert ist, ist das aus dem Opfer hervorquellende göttliche Sein. Die Spitze des harmlosen Naturlebens der Pflanze, die Frucht, geeint mit dem den menschlichen Körper mit Lebenskraft durchströmenden Blut erscheint als das dem Dasein einwohnende Gottes-Sein und wird in dieser auffallend an das christliche Abendmahl erinnernden Feierlichkeit dem Menschen mitgetheilt.

Das Gebet geschah meist knieend mit nach Morgen gewandtem

Gesicht, — wesshalb auch die Tempel wie die christlichen Kirchen ihren Eingang immer an der Westseite hatten, — und indem man mit der rechten Hand den Boden berührte und ihn dann küsste, ganz wie im östlichen Asien [2]). Die Priester hatten bestimmte Gebetstunden. — Die Beichte, zu deren Geheimhaltung die Priester verpflichtet waren, zeigt eine Vermischung christlicher Erinnerungen mit widersprechenden Elementen. Man pflegte nur einmal im Leben zu beichten und möglichst spät, weil eines schon vergebenen Vergehens Wiederholung keine Vergebung mehr erlangen konnte. Ein priesterliches Beichtgebet lautete nach christlichen, vermuthlich etwas gefärbten Berichten so: „O barmherziger Gott, du, der du die Geheimnisse aller Herzen kennst, lass deine Gnade nnd Verzeihung herabträufeln wie die reinen Wasser des Himmels, um die Flecken aus der Seele zu waschen. Du weisst, dass dieser arme Mensch nicht aus eigenem freiem Willen gesündigt hat, sondern durch den Einfluss des Zeichens, unter dem er geboren ward“ [3]). Der letzte Gedanke hebt offenbar das Wesen der Beichte wieder auf.

[1]) Cortes I, c. 31. Clavig. VI, c. 35. Acosta; V, c. 24. Prescott II, 439. [2]) Clavig. VI, c. 8 31. Humboldt, p. 88, tab. XIII. [3]) Sahagun I, 12; VI, 7; Prescott I, S. 55.

§ 145.

Das Opfer hat in Mexiko nach allen seinen Formen eine grossartige Entwickelung gewonnen. Das gesteigerte Bewusstsein des Menschenwerthes macht den Gegensatz zu der objectiven Gottesmacht nur noch greller, und gewaltsam wird die Lösung der Spannung. Ermangelnd der Idee der Versöhnung kann der Mexikaner den Widerspruch, der zwischen dem jenseit des Menschen waltenden göttlichen Sein als dem Wahren, und dem diesseitigen menschlichen Dasein als dem Unwahren, vorhanden ist, nicht anders lösen, als durch die immer mehr sich steigernde Verneinung der menschlichen Einzelheit. Das Menschenopfer hat hier bei dem sanften und liebevollen Volke bis zu einer grauenvollen Höhe sich entwickelt. Das in das mexikanische Volk hindurchgesickerte active Geisteselement der weissen Völker hat das Subject nicht aus seiner passiven Unwahrheit befreit, sondern dem Geiste nur die Energie gegeben, den Gedanken des objectiven Weltbewusstseins in seine schauerlichen Consequenzen zu verfolgen, und es ist die sittliche Geisteskraft der Mexikaner, dass sie der Macht des Gedankens Alles, selbst das menschliche Dasein opfern. Der objectiven Gottesmacht, die im Tode als die Siegerin über alles einzelne Dasein sich bewährt, ist dem Menschen gegenüber das Höhere und soll durch die freie That der Frömmigkeit empfangen, wozu sie kraft ihrer eigenen Macht berechtigt ist, und der geopferte Mensch gelangt aus dem unwahren Zustande zur Wahrheit des Seins, abstreifend das vereinzelte Dasein

der Körperlichkeit. Die tragische Entsagung der Inder, nur ideeller und geistiger, ist hier, aus demselben Gedanken entsprungen, in thatsächlicher Derbheit ausgesprochen. Wie Herakles auf dem Scheiterhaufen sich des Irdischen entkleidet und der Gott flammend sich vom Menschen scheidet, so wird hier im Menschenopfer die Unwahrheit des endlichen Daseins thatsächlich verneint, und der Priester, der dem Opfer das noch schlagende Herz aus der Brust reisst, erklärt damit die Nichtigkeit des von dem göttlichen Sein unterschiedenen, auf sich selbst bestehenden menschlichen Subjectes. Nur vor dem freien persönlichen Gott vermag die versöhnte freie Persönlichkeit zu bestehen, vor der Natur-Gottheit muss sie untergehen. Mit schauerlicher Fremdheit steht im Heidenthume das Göttliche dem Menschlichen gegenüber, und wenn in seiner höchsten Blüthe, im Griechenthum, der tiefe Schmerz der Entzweiung in dem Trauerspiele hervorbricht, wenn da das ernste sittliche Ringen des persönlichen Geistes untergehen muss vor der unnahbaren Gewalt des Schicksals, wenn Ödipus dem Schicksalsfluch verfällt, so waltet da in der Tiefe des Bewusstseins derselbe tragische Gedanke, wie bei den Mexikanern, dass der Mensch als einzelne Persönlichkeit der göttlichen Macht gegenüber kein Recht habe, sondern grade dann, wenn er in sittlich-freiem Ringen seine geistige Persönlichkeit selbstständig festhalten will, am ehesten niedergeschmettert werde von der dem Menschen fremd gegenüberstehenden Gottesmacht. Das Trauerspiel, des griechischen Gottesbewusstseins höchste Offenbarung, ist auf dem Boden der subjectiven Völker das vergeistigte Menschenopfer; das Menschenopfer der Mexikaner ist das in derber Sinnlichkeit sich offenbarende Trauerspiel der objectiven Völker; — und wenn auf der weithin schauenden Höhe der Pyramiden-Tempel vor den Augen des Volkes beim blutigen Scheine der heiligen Feuerflammen die Todesopfer unter dem Messer der Opferpriester verendeten, und das dampfende warme Herz zum Gotte emporgehalten wurde, — was ist das anders, als eine religiöse Tragödie, bei welcher die Tempel die Bühne und die Priester des Schicksals Vollstrecker sind, und wo der düstere Gedanke in blutigem Pathos sich ausspricht, dass der Mensch für sein persönliches Dasein noch nicht Recht und Ruhe gefunden, dass noch unversöhnt ist der Zwiespalt zwischen dem Menschen und seinem Gott, und dass Friede und Versöhnung nur aus der Vernichtung des Menschlichen emporblüht. Noch arbeitet fort und fort das Menschengeschlecht an dieser blutigen Versöhnung, weil ihm noch fremd ist das Opfer, welches auf Golgatha das weltgeschichtliche Drama der Versöhnung vollendete. Nicht die Rohheit der Wilden, sondern die sittliche Thatkraft des von religiösem Bewusstsein durchglühten hochgebildeten, sanften und menschenfreundlichen Azteken-

Volkes hat das blutige Menschenopfer herausgebildet. — Liebe und Ehrfurcht umfängt die zum Opfer Bestimmten und hohe Seligkeit ist nach dem Opfertode ihr Lohn, — denn sie sind für die Wahrheit einer Idee gestorben, sie haben hingegeben, was an sich nichtig und unwahr ist, und sich selbst in ihrer Einzelheit verleugnend sind sie vor ihrem Tode schon die geweihten Vertreter der Gottheit, der sie zum Opfer verfallen, stellen die mit der Gottesmacht vollführte Versöhnung dar, und sind das lebendige Bild der Gottheit. Von sich werfend ihre Endlichkeit und menschliche Besonderheit sind sie eingetreten in die Vereinigung mit dem wahren, dem göttlichen Sein, und aus der geopferten Menschheit empfängt so gewissermassen die Gottheit neue vermehrte Kraft, und dem irdischen Boden entwinden sich die nach oben steigenden leichteren Dünste, um mit den himmlischen Wolken sich zu vereinen und Segen herabströmen zu lassen auf das noch unten weilende Geschlecht. Das ist das mexikanische Menschenopfer, das grossartigste religiöse Drama im ganzen Heidenthume. Grauen mag uns bei seinem Anblick beschleichen, zugleich aber hohe Achtung vor der Kraft des Gedankens, der in seiner unverkehrten und ungetrübten Wahrheit im Christenthume seine höhere Vollendung gefunden, und statt des Grauens das Gefühl der feurigen Liebe für die Liebe der Gnade erzeugte.

Das Menschenopfer ist weder das einzige noch das älteste, sondern nur das höchste der mexikanischen Opfer. Dem Gott des Feuers wurden bei jeder Mahlzeit der erste Bissen und einige Tropfen des ersten Trunks dargebracht. Früchte, Sämereien aller Art, Blumen, verschiedene Thiere, besonders Wachteln wurden den meisten Göttern, auch dem blutigen Kriegsgott dargebracht. Rauchwerk aus Kopal und andern Dingen war fast bei jeder Feierlichkeit in Gebrauch [1]). — Das Opfer der Enthaltung und der Askese ist sehr entwickelt, und die an orientalische Sitten erinnernden Gebräuche der Waschungen, Wachen, Fasten und Kasteiungen haben hier eine sehr grosse Ausdehnung gewonnen. Fasten, bestehend in Enthaltung von Fleisch und Wein und nur einmaliger dürftiger Mahlzeit des Tages, war fast mit allen grossen religiösen Feierlichkeiten verbunden, und oft, besonders bei den Priestern, sehr streng und dauernd, oft 20—80 Tage, bei einzelnen Priestern jahrelang; vornehme Personen, auch der König, hatten besondere zu diesem Fasten bestimmte Häuser [2]). Die Kasteiungen, im Dienste der meisten Götter, auch des Quetzalkoatl, waren sehr hart, und in dem sehr allgemeinen durch Ritzen mit Aloestacheln bewirkten Blutabzapfen zu bestimmten Zeiten sehen wir offenbar eine abgeschwächte Form des Menschenopfers; eigentlich sollte der ganze Mensch sich hingeben; sich selbst erhaltend will er wenigstens sein Lebenselement, das Blut, theilweise verlieren; und es geschah diess mit einer oft furchtbaren Härte, bisweilen täglich; man durchstach die Ohren, Lippen, Zunge, Arme, Schenkel, und steckte in die Öffnungen Röhrchen, um das

Blut ablaufen zu lassen. Bei grossen allgemeinen Unglücksfällen musste der Oberpriester eine besondere Kasteiung vollbringen, um durch die eigene Qual das Unglück gleichsam abzukaufen. In einer selbsterbauten Laubhütte im Walde brachte er 9—10 Monate mit Beten, strengem Fasten bei Mais und Wasser, und häufigem Blutvergiessen zu. Doch brauchte kein Oberpriester diese Kasteiung mehr als einmal in seinem Leben zu vollbringen [3]. Bei den den Azteken verwandten Tlaskalanern mussten bei besonders hohen Festen die Priester 160 Tage lang streng fasten, wobei sie ihre Zunge durchbohrten und Rohrstückchen durch die Löcher steckten, und 20 Tage lang diess Verfahren wiederholend zugleich Loblieder sangen [4]. Bei den sonstigen zahlreichen Anklängen an den Orient sind diese Selbstquälereien, an die Inder stark erinnernd, nicht ohne Bedeutung. — Gelübde vielfacher Art wurden oft gethan, indem man sich verpflichtete, eine Wallfahrt zu einem Tempel zu thun, in heiligen Teichen zu baden, seine Kinder dem Tempeldienst zu widmen etc. [5].

Das Menschen-Opfer war zuerst nur bei den Azteken, ist aber von diesen auf die meisten verwandten Stämme übergegangen. Von dem ersten in ihrem Lande vollzogenen Menschen-Opfer berichtet die Sage der Azteken bestimmt. Als Sklaven der Colhuaner erbaten sich die erst vor Kurzem eingewanderten Azteken von ihrem Oberherrn die Erlaubniss zur Einweihung eines Altars und die Gewährung einer werthvollen Opfergabe; und als ihnen der König, sie verhöhnend, einen todten Vogel schickte, führten sie in seiner Gegenwart vier Gefangene vor und opferten sie. Aus Grauen über diese That soll der König die Azteken aus seinem Lande verwiesen haben, die sich nun auf einer Insel des Sees ihre Stadt erbauten, bei deren Gründung auch sofort wieder ein Gefangener geschlachtet wurde. Bald darauf erbaten sie sich vom Könige der Colhuaner seine Tochter, um sie ihrem Huitzilopotchli als Mutter zu weihen, führten sie im Triumph nach Mexiko, opferten sie, zogen ihr die Haut ab und hingen dieselbe einem neben dem Altare stehenden Jünglinge um, worauf sie den davon nichts wissenden Vater hereinführten [6]. Der Charakter, die Mythe, die Symbole und der Name des schon bei der Einwanderung als „der Schreckliche" hochverehrten Kriegsgottes machen es wahrscheinlich, dass diesen Menschen-Opfern schon alte Erinnerungen an ähnlichen Kultus zu Grunde lagen. Allmählich gewann das Menschen-Opfer eine grosse Ausdehnung, und fast alle Gottheiten, selbst der sanfte Quetzalkoatl nicht ausgenommen, empfingen dieselben; Feste ohne Menschen-Opfer wurden zur Seltenheit, und selbst die Königskrönung wurde durch sie gefeiert [7]. Zu den Schlachtopfern wurden meist Kriegsgefangene gewählt oder auch sonst aus feindlichem Stamme Ergriffene, Männer wie Frauen, und es wurden manche Kriege gradezu nur zu dem Zwecke geführt, um Gefangene für die Opfer zu machen und es ist selbst nicht ganz unwahrscheinlich, dass der mitten im mexikanischen Reiche unabhängig fortbestehende Freistaat der Tlaskalaner grade nur desshalb nicht dem Reiche einverleibt wurde, weil man eine nahe und bequeme Gelegenheit zum Kriege der

Opfer wegen haben wollte [8]). Auch gekaufte kleine Kinder wurden geopfert; selten nur Verbrecher [9]). Freiwillige Wahl des Opfertodes wird ziemlich häufig erwähnt, gewöhnlich von Seiten hochgestellter Männer, die von einem schweren Unglück betroffen waren. So beschloss der von seinem Oberherrn durch Entehrung seiner Gattin schwer beleidigte dritte König von Mexiko sich dem Kriegsgotte zu opfern und mehrere Freunde schlossen sich ihm an und erlitten den Tod, während der König von den Kriegern seines Lehnsherrn gefangen fortgeschleppt wurde [10]). Vornehmen Kriegsgefangenen war bisweilen die Möglichkeit gegeben, sich dem Tode zu entziehen. Es wurden nämlich Fechteropfer veranstaltet; der Gefangene musste, mit Schild und Schwert bewaffnet, auf einem grossen runden Steine, an den er mit dem einen Fusse angekettet war, gegen einen viel besser bewaffneten Mexikaner kämpfen, und wenn er das seltne Glück hatte, sechs Gegner nach einander zu besiegen, so wurde er freigegeben [11]). Die starke in solcher Tapferkeit sich offenbarende Subjectivität hat sich gewissermassen das Recht errungen, selbstständig fortzubestehen und nicht in die objective Gottesmacht aufzugehen.

Die zum Opfer bestimmten Menschen waren so gekleidet, wie der Gott, dem sie starben [12]), und offenbarten so die innere Bedeutung der tragischen Feier. Aus dem zerstiebenden Schaume der Endlichkeit duftet die Gottheit hervor, die Vernichtung der menschlichen Einzelheit eint den Menschen mit dem Gott, und der zu Opfernde trägt darum das Gewand dessen, in den er gewissermassen übergehen, mit dem er vereint werden soll. Für das Fest des Tetzkatlipoka wurde der schönste Gefangene schon ein Jahr vorher in die Kleidung des Gottes gehüllt, glänzend unterhalten, mit Weihrauch und Blumen geehrt, und durfte, von Wachen begleitet, überall umhergehen, wobei er von allen Begegnenden dieselben Ehren wie der Gott selbst empfing. Wenn er in der Strasse stillstand, um Lieder zu spielen, warf sich die Menge ihm zu Füssen. So lebte er die Zeit über in aller Lust und Freude. Vier schöne Mädchen wurden ihm zu Genossinnen gewährt und grosse Festlichkeiten ihm gegeben. Nach Ablauf des Jahres wird er alles Schmucks entkleidet, in einem königlichen Nachen über den See gefahren, an dessen Ufer der Tempel ist; die Treppe unter grossem Andrang des Volkes hinaufsteigend, wirft er seine Kränze von sich und zerbricht seine Flöte; oben wird er von den Opferpriestern empfangen [13]). Es liegt in diesem Verfahren ausser dem oben angeführten Gedanken, dass der sich opfernde Mensch mit dem göttlichen Sein sich eint, in dasselbe aufgeht und es in sich aufnimmt, auch noch der, dass nicht der niedrige, der gesunkene Mensch, aus Nichtachtung eines für ihn werthlosen Lebens, sich der Gottheit preisgeben soll, sondern grade der in der Fülle der irdischen Lust sich bewegende, der Beglückte und Hochgeehrte; alle irdische Hohheit und Grösse muss niedersinken vor der höheren Wahrheit des Göttlichen; nicht der Verbrecher, der Elende, wird der Gottheit geopfert, sondern grade der Erhabene, der Glückliche. — Ähnlich wurde auch für den Kriegsgott ein Jahr vor dem Hauptfest ein Gefangener besonders erwählt, und

mit dem Titel Ixteocale „weiser Herr des Himmels“ bezeichnet. Die in dem Gedanken des Menschenopfers eigentlich liegende Freiwilligkeit wurde wenigstens dadurch angedeutet, dass sich dieser Gefangene zwar nicht den Tag, aber doch die Stunde seines Todes selbst wählen durfte [14]).

Die Opferung ist keine Handlung der Rache und des Hasses, sondern eine rein religiöse That, die Nichtigkeit des Menschlichen dem Göttlichen gegenüber darthuend; der Opfertod ist darum eine Ehre, und führt zur höchsten Seligkeit; und wenn freiwillige Selbstopferung nur selten war, so liegt diess eben in dem durch das ganze heidnische Bewusstsein sich hindurchziehenden Widerspruch zwischen der klar erkannten Consequenz eines einseitigen und darum unwahren Gedankens und dem gegen diese grausame Härte des einseitigen Bewusstseins sich widerwillig sträubenden Wesen des menschlichen Geistes. Die Religion soll ja in der That den Menschen nicht vernichten, sondern erhalten; und wenn die Härte eines nur halbwahren Gedankens zur Verneinung der menschlichen Persönlichkeit hindrängt, so findet sich der Mensch, von jenem dieser Härte widersprechenden Wesen der Religion unbewusst geleitet, mit dem schroffen Dogma dadurch ab, dass er eben Andere an seiner Statt als Vertreter der Menschheit in den Tod schickt, und sich deren religiöse That auf irgend eine Weise aneignet. Die Schlachtopfer waren grossentheils Privateigenthum, und bluteten recht eigentlich für ihre Herren. — Die dogmatische Bedeutung des Menschenopfers als Versöhnung, nicht im moralischen und rechtlichen, sondern im metaphysischen Sinne, als Aufhebung des, nicht verschuldeten, sondern im Wesen der Sache liegenden, Gegensatzes zwischen Gott und dem Menschen, als Aufgehen des einzelnen Menschen in das göttliche Sein, spricht sich, wie in dem eben Erwähnten, auch in der kosmogonischen Mythe von der Entstehung der Sonne aus. Einer der ersten Menschen stürzte sich in ein grosses Feuer, und wurde so zur Sonne; — die Aufhebung der diesseitigen Einzelheit führt den Menschen in das göttliche Jenseits der Natur; — die aufgehende Sonne aber stand still, bis die früher erwähnten [15]) vormenschlichen Heroen sich gegenseitig selbst tödteten. Das soll die Veranlassung zum mexikanischen Menschenopfer gewesen sein [16]); — und es spricht dieser Kampf und Untergang der mexikanischen Titanen, vielfach an die griechischen und ägyptischen erinnernd, in der That denselben Gedanken aus, wie die Menschenopfer; es soll die spröde Subjectivität thatsächlich der allein berechtigten objectiven Natur- und Gottesmacht gegenüber aufgehoben werden.

Die Weise des Opferns ist mannigfaltig. Gewöhnlich wurden die Gefangenen in feierlicher Procession auf den Terassentreppen auf die obere Fläche der Pyramiden-Tempel geführt, auf einen gewölbten Stein gelegt, so dass die Brust erhoben lag, und von fünf Priestern gehalten; der Oberpriester in rothem Gewande riss ihm mit einem steinernen Messer die Brust auf und das noch zuckende Herz heraus, welches er, noch dampfend, zur Sonne emporhielt und dann dem Götzen zu Füssen legte oder in dessen weitgeöffneten Rachen steckte und nachher verbrannte. Der Körper wurde gewöhnlich sofort von

dem Tempel herabgeworfen und zerstückt, der abgeschnittene Kopf aufbewahrt. Die Thürpfosten des Tempels und das Bild des Gottes wurden mit dem Blute besprengt oder bestrichen [17]). — Bei dem Feste einer Göttin wurde das sie darstellende Weib auf dem Rücken eines andern Weibes enthauptet. Bei anderen Gelegenheiten wurden die Schlachtopfer lebendig verbrannt, indem die Gefangenen von ihren Eigenthümern auf den Rücken genommen und so während eines Tanzes in ein grosses Feuer geworfen wurden. Zu Ehren des Wassergottes wurden die Opfer im See ertränkt, oder einige Kinder in Höhlen eingesperrt und dem Hungertode überliefert. Die Tlaskalaner hingen den Gefangenen bisweilen an ein Kreuz und erschossen ihn mit Pfeilen [18]). Oft wurde den Geopferten die Haut abgezogen und den Priestern umgehängt, welche mehrere Tage lang in diesem Kostüme einhergingen [19]). Nach den Opfern fanden meist Tänze, bisweilen selbst Possen statt. — Die Schenkel, Beine und Arme der Geopferten wurden aufgefressen, die dem Staate angehörigen Gefangenen von den Kriegern, die anderen von ihren Eigenthümern bei grossen und feierlichen Mahlzeiten [20]). Ohne Zweifel hatte diese Menschenfresserei ursprünglich eine religiöse Bedeutung, und bezeichnete die Aneignung des dargebrachten Opfers. Das Verdienst des Schlachtopfers ging mit seinem Fleische auf den Essenden über und theilte ihm wohl auch, wie jenes Essen des Gottesbildes, eine höhere Weihe mit. Jedenfalls war es leichter, das fremde Schlachtopfer aufzufressen, als sich selbst zum Opfer hinzugeben. Zu dieser höheren sittlichen Kraft haben es nur die germanischen Indier gebracht. Ähnliche Bedeutung hatte wahrscheinlich auch das Trinken des Wassers, mit welchem der blutige Opferstein abgewaschen war [21]). Wenn sich die religiöse Feier nachher zum Theil in lüsternes Wohlgefallen am Menschenfleisch verwandelte, so liegt darin eine sittliche Versunkenheit, die nicht dem Kultus angehört.

Das Menschenopfer kam zwar, von den Azteken aus sich verbreitend, bei den meisten verwandten Stämmen vor, und konnte in Tezkuko selbst von dem menschlichen Nezahualkoiotl nicht unterdrückt werden [22]), aber nur bei den Azteken selbst hat dasselbe eine so furchtbare Ausdehnung gewonnen, dass kein anderes Volk auch nur entfernt mit ihnen verglichen werden kann. Die Angabe der Zahlen ist allerdings schwankend. Die meisten spanischen Quellen sprechen von 20,000 jährlichen Opfern. Las Casas, der edle, aber sehr partheiische, oft verblendete und darum unzuverlässige Freund der Indianer, will nur 50 Menschenopfer jährlich zugeben. Aber die Übereinstimmung aller übrigen und besser unterrichteten Schriftsteller in sehr grossen Zahlangaben berechtigt um so mehr zu ihrer Annahme, als auch andere sichere Zeichen dasselbe bezeugen. Bei Einweihung des grossen Tempels bildeten die Gefangenen eine Doppelreihe von fast zwei englischen Meilen und ihre Opferung dauerte mehrere Tage [23]). Bei der Ankunft der Spanier fanden sich in Mexiko viele Gebäude zur Aufbewahrung der Schädel und Knochen der Geopferten; das grösste derselben hatte die Gestalt einer abgeplatteten Pyramide,

auf die man dreissig Stufen hinaufstieg. Oben waren über 70 hohe Bäume aufgerichtet, zwischen denen ein völlig mit Menschenschädeln bedecktes Lattengerüst angebracht war. An den Ecken waren kleine Thüren oder Pyramiden von Schädeln erbaut. Die Köpfe der Vornehmeren waren mit Haut und Haar erhalten. Die Zahl der Schädel auf diesem Gebäude betrug nach Augenzeugen nicht weniger als 136,000[24]). Da die Mexikaner ihre Leichen verbrannten, so müssen diese Schädel alle von Schlachtopfern herrühren. Auch der besonnene Preskott entscheidet sich für die grossen von den ältesten Quellen angegebenen Zahlen. — In Cholula stieg die jährliche Zahl der geschlachteten Menschen auf 6000[25]).

[1]) Clav. VI. c. 5. 8. 15. 18. 20. 30. etc. [2]) Clav. VI, 22. 11. [3]) Clav. VI, c. 4. 17. 22. 30. 35. [4]) Clav. VI, c. 23. [5]) Clav. VI, 8. 11. 16. [6]) Clav. II, c. 16. 17. 18. Humboldt, Vues, S. 94. [7]) Clavig VI, c. 35 Humboldt, S. 97. [8]) Clav. IV, 6. 16. VI, 35. V, 5. [9]) Clav. VI, 30. Cortes Bericht II, c. 81. [10]) Clav. III, c. 18. 14. [11]) Clav. VI, c. 19. V. c. 6. [12]) Clav. III, c. 14. VI. c. 33. 35. 18. [13]) Clavig. VI, c. 81. Prescott I, S. 60. [14]) Clav. VI, c. 32. [15]) §. 148. [16]) Clavig. VI, c. 3. [17]) Kingsborough, ant. of. Mex. II, cod. vat. tab. 76. Clav. VI, c. 18; Sahagun, historia II, c. 24. Ixtlilxochitl bei Tern. Comp. VIII, p. 13. Humboldt, V. d. C. tab. XV, fig. 4; Minutoli, a. a. O. Anh. S. 66. Prescott I, S. 61. [18]) Clav. VI, c. 18. 20. 33. 34. [19]) Clav. II, c. 18. VI, c. 30. Humb. tab. XXVII, S. 212. [20]) Clav. VI, c. 18. 30. 31. Prescott I, S. 62. [21]) Clav. IV, c. 16. [22]) Prescott I, S. 149; Clav. IV, c. 15 [23]) Prescott I, S. 63; Clav. IV, c. 23, vgl. V, c. 11. 14. VI, c. 20. [24]) Kingsborough, a. a. O. tab. 80 Gomara, c. 82. Clavig. IV, c. 13. V. c. 10. VI. c. 11. [25]) Prescott I, S. 389.

§ 146.

Das mächtige religiöse Bewusstsein der Azteken hat auch einen entsprechenden religiösen Organismus hervorgerufen, und so ausgebildet, wie bei keinem der wilden und halbwilden, wie bei wenigen der gebildeten Völker; die Scheidung des Heiligen und Profanen ist sehr entwickelt. Der schon bei der Einwanderung vorhandene Priesterstand ist überaus zahlreich, wohl organisirt, unter zwei Oberpriestern, in strenger Zucht, in vielseitiger und geregelter, auf Kult und geistige Bildung gerichteter Thätigkeit, hohem Ansehn und grossem Einfluss auf Staat und Volk.

Die grosse Zahl der Priester erinnert sofort an den Buddhaismus. Bei dem Haupttempel waren 5000 Priester, und die meisten Vornehmen liessen ihre Söhne eine Zeitlang im Priesterstande leben. Die beiden Oberpriester waren von dem vornehmsten Geschlecht und von sehr grossem Ansehn; ihr Beirath war bei allen wichtigen Staatsgeschäften nöthig. Unter ihnen standen andere hohe priesterliche Würden zur Aufsicht und Leitung. Die Priester lebten oft freiwillig in Ehelosigkeit, waren aber nur an einigen Orten dazu verpflichtet; Ausschweifung wurde jedoch sehr hart bestraft, bisweilen mit dem Tode. Beim Begegnen eines Weibes mussten sie die Augen niederschlagen. Ihr Dienst und ihre Disciplin war streng, Wein nur selten und nur sehr mässig erlaubt. Gebete und Opfer für bestimmte Stunden des Tages und der

Nacht vorgeschrieben; täglich wurde gebadet; Vernachlässigung wurde hart geahndet, den Schläfrigen wohl kochendes Wasser über den Kopf gegossen oder Lippen und Ohren durchstochen, Lässige in den See getaucht etc.[1]). Ausser dem eigentlichen Kultus hatten die Priester ihren Dienst auch im Kriege, und sie feuerten, erkennbar an grässlichem Aussehn und rasenden Geberden, die Kämpfer an, denn der Krieg hatte eine religiöse Bedeutung. Die Priester waren ausserdem die Lehrer des Volks und der Jugend und die Träger der höheren Bildung; sie beschäftigten sich mit Musik, Geschichte, Mathematik, Astronomie[2]). — Im Dienste einzelner Götter erscheinen besondere priesterliche Orden; unter diesen zeichnete sich der des Quetzalkoatl aus; die zu demselben gehörigen Menschen lebten in strenger Disciplin in Klöstern, hatten eine besondere Ordenskleidung, badeten jede Mitternacht, wachten den grössten Theil der Nacht, sangen Loblieder und kasteiten sich viel, besonders durch Blutlassen. Man weihete schon die kleinen Kinder für das Kloster, gab ihnen ein Halsband, und nahm den siebenjährigen Knaben, nachdem man einen Einschnitt auf seine Brust gemacht, ins Kloster auf. Gehorsam gegen die Oberen war hohe Pflicht, und deren Ansehn und Rang sehr bedeutend. Ein anderer Orden bestand aus Wittwern und älteren, von ihren Frauen sich enthaltenden Ehemännern, deren Rath selbst von den Königen gesucht und hoch geehrt wurde[3]). Die Verwandtschaft mit ost-asiatischen, besonders Buddhaistischen Erscheinungen fallen ins Auge.

Im Staate hatten die Priester eine hohe Bedeutung, und nichts Grosses geschah ohne ihren Beirath. Der religiöse Charakter des ganzen mexikanischen Lebens tritt auch hierbei hervor; die Könige, zwar aus dem Kriegerstande, achteten doch auf die Priester als auf die höhere geistige Macht. — Die Priester hatten in Mexiko und Tezkuko eine bestimmte Einnahme aus Abgaben von Naturproducten und aus ihren Ländereien; was über die eigenen Bedürfnisse hinausreichte, wurde zum Unterhalte der Armen verwandt[4]). Sie gingen in schwarzer Kleidung und langem Haar, oft langem, ungekämmtem Bart, der wie das Haar mit einer schwarzen Flüssigkeit bestrichen wurde; auch Gesicht und Körper wurde oft schwarz oder roth bemalt. — Priesterinnen hatten nur geringere Dienste im Tempel, sie räucherten, unterhielten das heilige Feuer, bereiteten die geringeren Opfer vor etc.; einige waren durch ein Gelübde auf Lebenszeit gebunden, andere dienten nur aus Frömmigkeit einige Jahre[5]).

[1]) Prescott I, 53. Clav. VI, 14. 15. 22. 33. VII, 5. Cortes Bericht I, c. 31. [2]) Clav. VI, c. 14. 15; Prescott I, S. 67. [3]) Clav. VI, c. 17. [4]) Clav. IV, c 4; VI. c. 13. [5]) Clav. VI, c. 16.

§ 147.

Heilige Zeiten treten sehr hervor. Die Zahl der Feste ist gross, einige wochenlang dauernd. Jede bedeutendere Gottheit hatte ihren Feiertag. Hauptfest war die zwischen Furcht und Jubel getheilte Feier des Endes jeder 52jährigen Periode.

Die heiligen Orte, die Tempel, sind zahlreich und prunkvoll ausgestattet; meist abgeplattet pyramidenförmig liessen sie als riesige Altäre ihre heiligen Feuer und Opferhandlungen weit ins Land hinaus blicken.

Jeder Monat hatte seine bestimmten oder beweglichen Feste, einige Monate gingen ganz in Feiertagen auf, da die Hauptfeste 8—14 Tage dauerten. Opfer, Gebet, Processionen, Tänze, Schmausereien und Lustbarkeiten wechselten dabei ab. Bisweilen wurde Essen nud Trinken unter das Volk vertheilt; bei einem der Feste beschenkte man sich gegenseitig[1]). Am Ende einer Periode von 52 Jahren erwartete man den Weltuntergang, löschte am letzten Tage alle Feuer in den Tempeln und in den Häusern aus, zerriss die Kleider, zerbrach alle Bilder der Hausgötter und alle Gefässe, und Priester und Volk gingen in der Nacht in langem Zuge auf einen einige Stunden entfernten Berg; die, welche nicht mitziehen konnten, stiegen auf die Dächer, von wo sie nach dem Berge sehen konnten. Wenn um Mitternacht die Plejaden durch den Meridian gingen, war die Gefahr vorüber, und der Weltuntergang war wieder auf ein halbes Jahrhundert aufgeschoben. Auf der Brust eines Gefangenen wurde durch Reiben von Hölzern ein neues Feuer entzündet, ein Scheiterhaufen in Flammen gesetzt und der Gefangene erschlagen und verbrannt. An dem neuen Feuer entzündete man schnell tausende von Flammen; Eilboten mit Fackeln durchflogen mit der frohen Nachricht schnell das Land, und in den Tempeln und in den Häusern wurde durch die mitgetheilte Flamme schnell das Feuer wieder entzündet; Freudenfeste mit Tanz und Spiel dreizehn Tage hindurch, neue Götterbilder, neue Gefässe und neue Kleider, Glückwünsche und Illumination feierten den Beginn des neuen Jahreskreises[2]).

Die Zahl der Tempel in der Hauptstadt stieg in die Hunderte, in Cholula waren ebenfalls mehr als hundert, und im ganzen Reiche mehrere tausend; kein bewohnter Ort war ohne Tempel, und jeder einigermassen bedeutende hatte deren mehrere[3]). Die Gestalt war bei den meisten Tempeln die einer abgestumpften, terrassenförmigen Pyramide, deren Grundflächenseite die Höhe viel übertraf; Treppen führten von aussen hinauf; die Tempel hatten, mit Ausnahme einiger finsteren Räume mit Kapellen, keine innere, sondern nur eine Aussen-Seite, waren nicht eigentliche architektonische Räume, sondern nur gestaltete Berge, künstliche, von Erde und Steinen aufgeführte, oft mit Plattensteinen bedeckte Hügel; der Kultus war nicht inwendig, sondern auswendig, hat sich noch nicht aus der Natur in die inneren Räume der vom Geiste geschaffenen Kunst zurückgezogen; — und die bei oberflächlicher Betrachtung entgegentretende Ähnlichkeit der mexikanischen Tempel mit den ägyptischen Pyramiden birgt doch im Wesen und Zweck dieser Gebäude einen schneidenden Gegensatz in sich. Die ägyptischen Pyramiden verbargen das, was in und unter ihnen war, waren riesenhafte Grabsteine über Königsleichen; — die mexikanischen verbargen in sich Nichts, sondern machten weithin öffentlich, was auf ihnen geschah, sind nur riesenhafte

Piedestale für die auf ihnen in kleinen Kapellen aufgestellten Götterbilder, sind ungeheure Altäre für die heiligen Flammen und für die Opfer. Jene trugen nicht, sondern verdeckten, diese verdeckten nicht, sondern trugen.

Die alte und grosse Pyramide des Quetzalkoatl bei Cholula erhebt sich in vier Abstufungen von einer unten 1350 Fuss breiten Grundfläche 166 Fuss hoch, und hat oben eine über einen Morgen grosse Fläche, auf welcher eine Art Thurm oder Kapelle war [4]. Der grosse Tempel in Mexiko, Teocalli, (Gotteshaus), von den Spaniern zerstört, stand im Mittelpunkte der Stadt, wo jetzt die Kathedralkirche steht, in grossem Umkreise von einer steinernen Mauer und kleinen Gebäuden umgeben, vierseitig, länger als breit, — ungefähr 300 und 260 Fuss, — mit Quadern bedeckt, aus fünf Absätzen bestehend, deren jeder so breit, dass vier Menschen neben einander darauf gehen konnten; steinerne Treppen führten auf der einen Seite von einer Terrasse zur andern, aber so, dass man auf jeder Terrasse immer erst um den ganzen Tempel herumgehen musste, ehe man zu der folgenden hinaufsteigen konnte. Die obere, ungefähr 115 Fuss hohe Fläche war so gross, dass bei der Eroberung 500 Krieger sich dort aufstellten. Am Ostende der obern Fläche erhoben sich zwei gegen 50 Fuss hohe Thürme, in denen die Bildsäulen des Huitzitopotchli und des Tezkatlipoka standen; und vor den Thürmen brannten Tag und Nacht unausgesetzt heilige Feuer; vor ihnen war der Opferstein für die Menschenopfer. Innerhalb der Pyramide waren einige finstere Räume, in welchen Götzenbilder waren, und die nur von Priestern betreten werden durften [5]. — Die uralten Pyramiden der Sonne und des Mondes zwischen Mexiko und Tlaskala in der Ebene von Otumba sind aus Thon mit Kieseln in vier Terrassen erbaut, an der Oberfläche mit platten Steinen und rothem Stuck belegt; sie sollen hohl sein, diess ist aber noch nicht nachgewiesen; nur ein kleiner Gang ist in einer derselben aufgefunden worden; oben stand wahrscheinlich der eigentliche Tempel. Die Grundfläche der grösseren ist 682 Fuss lang, die Höhe 180 Fuss. Ringsumher sind mehrere kleine, etwa 30 Fuss hohe Pyramiden [6]. — Die Pyramiden sind als die Träger der eigentlichen, ziemlich unansehnlichen, thurm- oder kapellenartigen Tempel zu betrachten. Die kleineren Tempel ohne pyramidalischen Unterbau waren eben nur solche Kapellen, in denen Götterbilder und Altäre waren. Der Tempel des Nezahualkoitl in Tezkuko, welchen derselbe dem „unsichtbaren Gott“ errichtete, war wahrscheinlich auch nur eine Terrassenpyramide. Auf den Tempeln von Mexiko brannten nicht weniger als 600 heilige Feuer, die ihren Schein weithin über den See warfen. — Im Umkreise des mexikanischen Haupttempels waren noch eine Menge von Priesterwohnungen, Schulen, Hospitien für für Fremde, heilige Teiche und Brunnen, Gärten, auch ein Gebäude, in dem die Götzenbilder der besiegten Völker aufbewahrt wurden [7].

[1]) Clav. VI, c. 29—35. [2]) Clav. VI, 36; Prescott I, S. 99. [3]) Clav. VI, 12. [4]) Humboldt, V.d.C. t. 7; Clav. VI, 12; Presc. I, S. 387. [5]) Clav. VI, c. 10. Cortes Bericht, I, c. 31. [6]) Humboldt, Vues, p. 25; Bullock II, p. 125; Prescott II, 68. [7]) Clav. VI, 10. 11.

Intelligenz, Arbeit, Kunst.

§ 148.

Die aztekische Bildung ist, unterstützt durch die aus des Landes Natur wie aus der geschichtlichen Lage entsprungenen, den Geist stachelnden Schwierigkeiten, erst auf mexikanischem Boden und sehr allmählich entwickelt worden. Toltekische Kultur ging auf die roheren, aber empfänglichen Ankömmlinge über und wurde von diesen höher fortgebildet. Den Gipfel der Intelligenz im Mexikanerreiche errang nicht Mexiko, sondern Tezkuko seit dem grossen Könige Nezahualkoitl, der selbst mit grossem Eifer die Naturwissenschaften, Astronomie und Poesie betrieb.

Die Sprache der Mexikaner, verschieden von den andern amerikanischen und auch von den asiatischen Sprachen, ist zwar grammatisch nur unvollkommen entwickelt, aber reich an Worten und geistigem Gehalt und ein Beweis grosser geistiger Thätigkeit. — Schrift ist nur in der niedrigsten Form, als Bilderschrift für Begriffe, nicht für Laute, vorhanden. Eigenthümlich ausgebildet, die Schönheit dem Zeichen opfernd, hat sie sich doch nicht über eine sehr unvollkommene Andeutung erhoben, und der Gliederung des Lautes entbehrend, ist sie vom wirklichen Ausdruck des Gedankens weit entfernt. Sie ist noch fast ganz unentziffert, und der in ihr liegende Charakter der Willkür und der blossen, mehr witzigen als natürlichen, Andeutung tritt jeder wirklichen Entzifferung entgegen, die uns doch nicht den Geist des Volkes geben könnte, der sich nicht in bunte Zerrbilder bannen lässt.

Die mexikanische Sprache ist reich an abstrakten Begriffen, und die christlichen Schriften liessen sich sehr leicht in dieselbe übersetzen. Sehr fügsam für Ableitungen und Zusammensetzungen drängt diese Sprache oft ganze Reihen von Begriffen in ein einziges Wortungeheuer zusammen; und die Liebhaberei für solche Verbindungen offenbart sich auch in den meist sehr langen und für uns komisch-schwierigen Eigennamen der Mexikaner, z. B.: Tepnoatzintlacochcolcatl, Quetzalaztatzinticociacoacatl, Totomochtziahucatempatiltzin. — Die Buchstaben D, B, F, G, R, S fehlen in der aztekischen Sprache, während L, T, X, Z, Tl, Tz, vorherrschen. Die Ähnlichkeit mit asiatischen Sprachen ist gering [1]).

Mit den ägyptischen Hieroglyphen hat die mexikanische Bilderschrift nur eine sehr oberflächliche Ähnlichkeit; das innere Wesen ist ganz verschieden. Die ägyptische Schrift ist in ihrer späteren Ausbildung grossentheils wirkliche Laut- und Silbenschrift, während die mexikanischen Bilder nur Vorstellungen und Begriffe andeuten, und darum für die Gedanken überall nur nebelhafte Umrisse, nicht bestimmte, unzweideutige Ausdrücke geben. Die Tragweite bildernder Symbolik gestattet nicht Gesetz und Regel, der Phantasie des Schreibenden aber freien Raum. Eine Zunge

z. B. bedeutet Sprechen, eine Fusstapfe ist Reisen, ein an der Erde sitzender Mensch ein Erdbeben. Von einem Alphabet ist weder in Mexiko, noch im übrigen Amerika eine Spur zu entdecken. Die Bilder sind sehr bunt gemalt, in möglichst greller Farbe, und die Nothwendigkeit, grade das Bezeichnende besonders hervortreten zu lassen, machte die menschlichen Gestalten fast immer zu Zerrbildern; nicht Schönheit, sondern Deutlichkeit des Zeichens wurde gesucht; das Einzelne genau, das Ganze unschön, das Menschliche oft ganz von arabeskenartigen Zuthaten erdrückt, die menschliche Gestalt meist kurz und zwergig[2]). Die Kenntniss dieser Bilderschrift war bereits 100 Jahre nach der Eroberung fast ganz verschwunden, und ein Forscher konnte in jener Zeit nach langem Suchen nur zwei alte Leute finden, welche die Bilderschrift noch verstanden. Im 18ten Jahrhundert war kein Schriftkundiger mehr aufzufinden. — Die Tolteken hatten bereits Bilderschrift, und die Mexikaner haben dieselbe ohne Zweifel von ihnen überkommen. Dass die Bilderschrift nicht schon fertig aus der nordwestlichen Urheimath mitgebracht wurde, geht aus der grossen Verschiedenheit der bei den einzelnen eingewanderten Stämmen gebräuchlichen Bilderschrift hervor. — Vor der Bilderschrift hatten die Azteken Fäden mit Knoten von verschiedener Farbe, um Zahlen und Vorstellungen anzudeuten[3]). Diese auch bei den Kanadiern vorkommende Bezeichnungsweise ist um so beachtenswerther, da dieselbe in Peru unter dem Namen Quippu die einzige Form der bildlichen Bezeichnung ist, und auch im ältesten China vorkommt; Die Manuscripte der Azteken sind auf eine Art Papier gemalt, welches aus den Blättern der Agave americana bereitet wird und dem ägyptischen Papyrus ähnelt. Die Bücher bestehen aus langen, wie ein Fächer zusammengefalteten Papierstreifen, die an beiden Enden mit hölzernen Deckeln versehen sind, so dass man das ganze Buch in einen langen und schmalen Bogen auseinanderfalten kann. Ähnliche Bücherfaltung ist auch bei den Siamesen[4]). Nur wenige dieser Bilderschriften sind der Zerstörung durch Kriegswuth, beschränkten Glaubenseifer und Sorglosigkeit entronnen.

[1]) Humboldt, S. 72. Adelung und Vater Mithridates III, 3. 24; Prescott, II, 448. Clavig. VII, 41 u. Abhandl. VI, 6. [2]) Humboldt, Vues, tab. 12—15. 32. 38. 46. 47. 48. 55; p. 59. 70; Prescott I, 72 etc. Die meisten Bilderschriften enthält das kostbare Werk des Lord Kingsborough 1830. [3]) Humb., S. 69; Boturini historia, p. 85; Clav. VII, 49. [4]) Prescott, I, S. 78; Humb., S. 66.

§ 149.

Die von den Tolteken ererbte, von den Azteken selbstständig weiter entwickelte wissenschaftliche Bildung war trotz der mangelnden Buchstabenschrift bedeutend; Bibliotheken, selbst Akademien förderten, besonders in Texkuko, das reiche geistige Streben. Astronomie und Zeitrechnung war überraschend hoch ausgebildet, asiatische Überlieferungen gewissenhaft bewahrend und fortbildend. Des Landes Geschichtschreibung wurde von Seiten des Staates angeregt und gefördert. Die Fluth der Eroberung hat fast Alles hinweggeschwemmt.

Die Zahlen wurden ziemlich geschickt ausgedrückt; 5 und 20 gelten als Grundzahlen; 6 wird in der Sprache bezeichnet mit 5 und 1 etc.; in der Schrift haben die Ziffern bis 19 eben so viel Punkte; 20, 400 (als 20 . 20) und 8000 (als 20 . 20 . 20) haben besondere Zeichen, die mit den andern zusammengesetzt ein vollständiges Ziffersystem geben, einfacher als die Bezeichnung der Römer [1]).

Arznei- und Naturkunde hatte sich bei den Mexikanern in einer selbst für die europäischen Gelehrten vielfach belehrenden Fülle von Erfahrungskenntnissen ausgebildet. Aderlassen, kalte Bäder und Dampfbäder wurden sehr viel angewandt [2]). Die besonders zu astrologischen und chronologischen Zwecken angewandte Astronomie weist deutlich auf überkommene höhere Kultur. Die Ursache der Sonnenfinsternisse war den Azteken bekannt, Sonnenuhren im Gebrauch. Der Sohn des Nezahualkoiotl erbaute zu seinem eigenen Gebrauch in Tezkuko eine Sternwarte. Die auf astronomische Berechnungen gestützte Zeitrechnung ist merkwürdig ausgebildet; das Sonnenjahr bestand aus 18 Monaten zu 20 in vier fünftägige Wochen getheilten Tagen. Die siebentägige Woche findet sich in Amerika nicht vor. Zur richtigen Ergänzung des Jahres wurden an dessen Ende 5 Tage, als unglückliche geltend, entsprechend den ἐπαγόμεναι der Ägypter, angereiht. Da aber das Jahr fast 6 Stunden länger ist, als 365 Tage, so fügten die Azteken am Ende jedes 25jährigen Jahrescyklus eine Reihe von 13 Schalttagen ein, wodurch der aztekische Kalender mit dem Julianischen in der Jahreslänge übereinstimmend wird. Die hierbei um einige Minuten zu gross angenommene Länge des Jahres muss aber noch ausgeglichen worden sein, denn die Azteken hatten zur Zeit der Eroberung die richtige Zeit, während die Europäer durch den noch nicht verbesserten Julianischen Kalender um 11 Tage hinter der wahren Zeit zurück waren. Der Tag begann, wie bei den Persern, Ägyptern, Babyloniern und den meisten übrigen Asiaten mit Ausnahme der Chinesen, mit Sonnenaufgang und war in 8 Stunden getheilt. 13 Jahre bildeten einen Cyklus und 4 . 13 Jahre eine grosse Periode, „das grosse Jahr." Die merkwürdige Art, die einzelnen Jahre jeder Periode zu bezeichnen, stimmt mit der in fast ganz Ost-Asien, bei den Chinesen, Hindu, Japanern, Kalmücken, Mongolen, Mantschu etc. gebräuchlichen im Wesentlichen überein. Vier Zeichen, Hase, Rohr, Kiesel, Haus, (tochtli, akatl, tekpatl, kalli), werden zu den 13 Zahlen der Jahre hinzugesetzt, und da 4 in 13 nicht aufgeht, so entstehen 4 . 13 verschiedene Verbindungen, wodurch 52 Jahre bezeichnet werden. Die Zahl Dreizehn tritt also als eine besonders wichtige überall hervor, und auch bei der Tageszählung ging neben den 20tägigen Monaten eine Periodenreihe von je 13 Tagen nebenher [3]).

Die Geschichtschreibung wurde von Seiten des Staates gefördert und Urkunden derselben aufbewahrt, Verfälschung der Geschichte in Tezkuko mit dem Tode bestraft [4]). Darum ist, im Gegensatz zu dem der Bilderschrift entbehrenden Peru, die mexikanische Geschichte seit dem aufblühenden Staatsleben ziemlich gesichert, wenn auch die Urkunden selbst für uns fast ganz verloren

sind. Aus älterer Zeit dämmern noch dunkle Sagen von Weltperioden, von einer grossen Fluth, von einem Thurmbau und von ähnlichen an Orientalisches erinnernden Begebenheiten herüber. Wie in den indischen Kosmogonien sollen vier grosse durch gewaltige Naturumwälzungen getrennte Weltperioden der jetzigen vorangegangen sein. In dem ersten, 5206 Jahr dauernden Zeitalter lebten Riesen, die durch Hunger untergingen; das zweite von 4804 Jahr endete durch Feuer, das dritte von 4010 Jahren durch Sturm, das vierte von 4008 Jahren durch Wasser; die Dauer der Welt überstieg also zur Zeit der Berechnung 20,000 Jahre. Bei jeder Naturumwälzung wurde das Menschengeschlecht erneuert, nachdem die vorangegangenen Menschen umgekommen oder in Vögel, Affen und Fische verwandelt worden waren [5]). Im Orient werden meist nur 4 Perioden der Welt angenommen. Aus der letzten grossen, das Menschengeschlecht vernichtenden Fluth retteten sich nur zwei Menschen, Koxkox und seine Frau. Man findet die Abbildung dieser Begebenheit auf alten Bildern. Ein Mensch in einem auf dem Wasser schwimmenden Kahne, ein aus dem Wasser hervorragender Berg, auf diesem ein Baum mit einer Taube, welche an eine Menge Menschen blatt- oder zungenartige Zeichen austheilt, — erinnert sofort an die Noachische Fluth nebst der Sprachverwirrung. Das Original des Hauptbildes dieser Sage ist im vorigen Jahrhundert verloren gegangen. Die Copien sind in der Zeichnung modernisirt, aber die durch die mündliche Überlieferung bestätigte Sage selbst ist sicher [6]). Die Menschen, an welche die Taube die bilderschriftlichen Zeichen von Sprachen austheilt, sind die stummgeborenen Kinder des Koxkox, der Berg gilt als der Pik von Colhuakan. Nach einer Sage eines verwandten Stammes rettete sich der hier Tezpi genannte Mensch in einem grossen Schiffe mit seiner Frau, seinen Kindern und vielen Thieren; und als der Gott Tezkatlipoca befahl, dass sich die Gewässer zurückzögen, liess der Mensch einen Geier ausfliegen, welcher nicht zurückkam, weil er sich von den umherschwimmenden Leichen nährte; er liess dann andere Vögel ausfliegen; nur der Kolibri kehrte zurück, in seinem Schnabel einen Zweig mit Blättern haltend, worauf der Mensch sein Schiff am Berge Colhuacan verliess [7]). Von der grossen Pyramide von Cholula ging allgemein die Sage, eine Riesenfamilie, welche der grossen Fluth entronnen, habe sie erbaut in der Absicht, den Bau bis in die Wolken zu führen; der durch diese Anmassung beleidigte Gott habe Feuer vom Himmel gesandt und die Arbeit unterbrochen [8]). So schliessen sich Mexikos älteste Sagen an den Sagenkreis des Orientes an (Vgl. § 90.),

Höher als in Mexiko selbst blühte wissenschaftliches Streben in Tezkuko, wo für die Pflege der Bildung eine besondere Behörde eingesetzt war. Eine geordnete Bibliothek war im königlichen Pallast, die durch die plündernden Tlaskalaner in den letzten Kämpfen vernichtet wurde. Unter Nezahualkoitl wurden besondere Vereine zur Förderung der Poesie, Musik, Malerei, Astronomie, Geschichte etc. gestiftet. Zu bestimmten Zeiten wurden vor dem versammelten Hofe Reden gehalten [9]).

[1]) Clav. VII, c. 49. Prescott I; S. 87. [2]) Clav. VII, c. 59—63. [3]) Clav. V,

15; VI. 24—26; VII. Anhang. Prescott, I, S. 88; II, 458; Humboldt, Vues, p. 188. [4]) Clav. VII, 19. [5]) Humboldt, V. d. C., p. 202. tab. 26. [6]) Humboldt, tab. 32. S. 228. Prescott II, 485. [7]) Humb., S. 227. [8]) Humb., S. 31. [9]) Ixtlilx, p. 67. Clav. IV, 4; Prescott I, S. 136. 145.

§ 150.

Der Ackerbau, schon bei den Tolteken blühend, wurde bei den Azteken sehr gepflegt, die Industrie zu einer bedeutenden Höhe gesteigert. Gänzliche Unbekanntschaft mit dem Eisen hinderte nicht die durch grosse, an China erinnernde Emsigkeit reich entfaltete gewerbliche Geschicklichkeit.

Der sehr in Ehren stehende Acker- und Gartenbau wurde meist von den Männern betrieben; Mais, Cacao, Baumwolle, Aloe waren Hauptprodukte; auch Blumen wurden sehr gepflegt. Der Mangel an Boden in der ersten Zeit ihres kümmerlichen Insellebens liess die Azteken die schwimmenden Gärten erfinden, viereckige, etwa 8 Ruthen lange, 3 Ruthen breite Beete, die auf Flössen, aus Weiden- und Wurzelgeflecht gearbeitet, auf dem See schwammen und Gartengewächse erzeugten; bisweilen stand in der Mitte ein kleiner Baum oder eine Hütte [1]). Der nicht grade sehr entwickelte Bergbau des metallreichen Landes lieferte Silber, Gold, Blei, Zinn, Kupfer. Das im Boden ziemlich reichlich vorhandene Eisen war den Azteken wie den Tolteken ganz unbekannt. Ihre Werkzeuge fertigten sie meist aus einer Mischung von Kupfer und Zinn, und wussten dieselben überaus hart zu machen. Die härtesten Steine wurden von ihnen bearbeitet. Der Metallguss nimmt bisweilen selbst Kunstform an; Thiere mit beweglichen Gliedern und ähnliche Künsteleien wurden von den Metallarbeitern geliefert. Die langen, aus festem Holz gemachten Schwerter waren an der Seite mit scharfen Kieselsteinen besetzt. Messer, Pfeil- und Lanzenspitzen von hartem Stein finden sich zahlreich [2]). Die Gewerbe waren sehr ausgebildet und erbten gewöhnlich vom Vater auf den Sohn. Ganze Dörfer und Stadttheile wurden von Handwerkern desselben Gewerkes, von Webern, Goldschmieden etc. bewohnt [3]). Cortes erhielt vom Könige 12 Armbrüste zum Geschenk, die jener für Meisterwerke in jeder Beziehung erklärt [4]). Der grosse, gegen 1000 Centner wiegende Kalenderstein aus Porphyr war ohne Zugthiere, welche die Mexikaner nicht kannten, viele Stunden weit übers Land nach Mexiko geschafft worden [5]); diess giebt uns einen hohen Begriff von der mechanischen Geschicklichkeit des Volkes. Aus Pflanzenblättern bereitete man Papier. Zeuge aus Baumwolle, oft mit Thierhaaren verwebt, wurden in höchster Feinheit verfertigt.

Dass die Azteken nur bei Tageslicht arbeiteten und ausser rauchenden und nur wenig zu gebrauchenden Fackeln keine künstliche Beleuchtung hatten [6]), stellt ihr arbeitendes Leben auf eine noch niedrige Stufe, da die Arbeit noch nicht in die Gewalt des Menschen gegeben, von dem natürlichen Zeitwechsel noch völlig gefesselt ist. Bei der nur wenig sich verändernden Gleichheit des Tages und der Nacht fast das ganze Jahr hindurch ist der

Arbeit ein verhältnissmässig geringer Spielraum gegeben; und der Naturstandpunkt ist bei den Azteken auch hierin noch nicht überwunden.

[1]) Clavig. VII, 27. 28. [2]) Prescott I, 107; II, 456; Clavig. I, c. 5; VII, 23. 51. [3]) Clav. III, 15; IV, 4. [4]) Cortes, Berichte, I, c. 29. [5]) Prescott I, 114; [6]) Clav. VII, c. 68.

§ 151.

Die Kunst der Azteken hat sich noch nicht zur Offenbarung des freien Geistes erhoben, trägt noch die Nabelschnur sinnlicher Naturanschauung an sich. Von der in epischer und lyrischer Form vorhandenen Dichtkunst sind nur schwache Spuren übrig geblieben. Die besonders im Kultus angewandte Tonkunst ist uns der Natur der Sache nach noch weniger bekannt. Malerei und Plastik tragen kindlich-rohen Charakter; das Bunte und die verzerrende Hervorhebung des Bezeichnenden erscheinen statt der Schönheit, und in der Baukunst Masse und üppiger Luxus statt der freien Gestalt.

Die uns fast ganz verloren gegangene Poesie der Azteken scheint, wenn nicht grade sehr entwickelt, doch viel gepflegt worden zu sein. Die Könige liessen sich bei Tisch die Thaten der Vorfahren singen, und bei Festlichkeiten wurden die Heldenthaten der Vergangenheit durch Gesang gefeiert. Religiöse und weltliche Lieder wurden vielfach gesungen. Ein zum Tode verurtheilter Dichter dichtete und sang einst einen so rührenden Klagegesang, dass alle Zuhörer Thränen vergossen und der König ihn begnadigte [1]). Der König von Tezkuko, Nezahualkoiotl, war selbst Dichter; wir theilen eine Probe seiner Lyrik hier mit. „Erfreue der Blumen dich, tanze und feiere den mächtigen Gott; lasst uns geniessen das gegenwärtige Glück, denn des Menschen Leben ist vergänglich. — Geniesse das gegenwärtige Glück, weil der Frühling es dir beut; ergreife es, einst kommt ein Tag, wo du suchen wirst die Freude und die Lust. Dann wird das Schicksal das Scepter entwinden deiner Hand; dein Mond wird schwinden; ohne Kraft wirst du dann sein und ohne Ruhm, und deine Diener beraubt ihrer Güter. Dann werden die Edlen deines Stammes verlassen deine Hauptstadt und der Armuth Bitterkeit schmecken, werden eingedenk sein deiner vergangenen Grösse, deiner Siege und deiner Triumphe; mit deinem Ruhme und deiner verschwundenen Majestät ihre Leiden vergleichend, werden sie Meere bilden mit ihren Thränen. — Geniesse in dem vollkommensten Glück, Nezahualkoiotl, was du noch dein nennst, erfreue dich der Blumen dieses lieblichen Gartens, bekränze deine glorreiche Stirn. Die Freuden dieses Lebens sind uns nur geliehen; falsche Güter sind es, nur umkleidet mit der Wirklichkeit Scheine“ [2]). — Der König hat 60 Hymnen hinterlassen; sie sind meist von Wehmuth durchzogen, klagend über die Vergänglichkeit, und die von ihm veranstalteten musikalischen Aufführungen mancher seiner Klagegesänge werden als Thränenstücke erwähnt [3]). Viele Dichter lebten an seinem Hofe. — Schauspiele erscheinen nur in der rohesten Form von possenhaften

Charakterscenen, als Darstellung von Blinden, Tauben, Krüppeln oder von Thieren etc.; eigentliches Drama war unbekannt[4]). **Musik** war bei allen Festlichkeiten, aber Gesang und Instrumente roh.

Die **Malerei**, meist auf Papier, Pergament oder gewebten Zeugen, fällt grösstentheils mit der Schrift zusammen; und der Nützlichkeit wurde die Schönheit preisgegeben. Die Bilder sollen nicht Schönheit offenbaren, sondern Vorstellungen bezeichnen. Grosse Sorgfalt im Einzelnen, Unkenntniss der Perspective und des Ebenmaasses, kindisch-bunte Farben, plumpe, unförmliche, verkürzte Gestalten, fast immer nach Kinderart im Profil, während, wie bei den ägyptischen Malereien das Auge von vorn gezeichnet ist, oben grade, unten gebogen (◡), überhaupt im ganzen Wesen an Ägyptens steife, bunte, perspectivlose, genaue, aber geistlose, versteinerte Malerei erinnernd. Die Zeichen überwuchern so bunt und mannigfaltig die Figuren, dass man oft nur eine Reihe phantastischer Variationen über die menschliche Gestalt vor sich hat. Mensch und Thier bilden das Hauptthema, oft in einander verschwimmend, die Füsse der Menschen haben meist lange, krallenartige Zehen; Nacktheit ist sehr selten. Auch genaue Landkarten wurden gezeichnet[5]). Die Reliefs, nicht allzu zahlreich, tragen denselben Charakter. Volle Bilder aus Stein, Thon, Metall und andern Stoffen, meist Götzenbilder und meist klein, finden sich viel; oft grosse Sorgfalt in der Ausführung, aber ohne Geist und Leben, steif und ohne Ebenmass[6]). Die Verfertigung von Götzenbildern scheint handwerksmässig betrieben worden zu sein. Eigenthümlich den Mexikanern sind die aus bunten **Federn** mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit mosaikartig zusammengesetzten Bildereien auf Teppichen und Kleidern.

Die **Bauten** sind mehr prunkend als schön, mehr ausgedehnt als Eindruck machend, mehr massenhaft als gestaltet. Tempel und Königspalläste vereinen in sich die Blüthe aztekischer Baukunst. Die Tempel sind schon bei dem Kultus erwähnt; die toltekischen gaben den Azteken das Muster. — Der Königspallast in Mexiko war aus Steinen und Kalk erbaut, sehr weitläufig und hatte 20 Thore, drei grosse Höfe, mehrere Hallen und über 100 Zimmer, von denen einige, mit Marmor und andern geglätteten Steinen bekleidet waren. Die Balken waren kunstreich geschnitzt; Marmor- und Alabastersäulen aus einem Stück zierten einzelne Räume[7]). Das Bad des Mocteuzuoma bei Mexiko ist auf einem steilen Felsen an dem Thale von Mexiko in den Porphyrfelsen eingehauen; der ganze Berg war mit Pallästen, Tempeln, hängenden Gärten bedeckt; das eigentliche, 12 Fuss lange und 8 Fuss breite Bad ragt wie ein Schwalbennest aus der senkrechten Wand hervor, sehr regelmässig ausgehauen, mit reizender Aussicht über das ganze Thal[8]). Der Pallast in Tezkuko war sehr umfangsreich, aber nicht hoch, und es sollen 200,000 Menschen daran gearbeitet haben; die noch vorhandenen Trümmer erstrecken sich in einer Länge von 300 Fuss; der auf regelmässigen, mit schönem und festem Kitt bedeckten Terrassen erbaute Pallast war aus grossen Basaltblöcken erbaut, die oft 4—5 Fuss lang, bis 3 Fuss dick und sehr genau behauen waren. Die Trümmer werden seit langer Zeit

wie Steinbrüche benützt[9]). Die Stadt Mexiko selbst war gross und zum Theil sehr gut gebaut; die Strassen meist breit und grade, oft von Kanälen durchschnitten, über welche auf Balken ruhende Brücken führten, so breit, dass zehn Reiter neben einander darauf Platz hatten. Aus Stein gemauerte Wasserleitungen führten Trinkwasser über den See in die Stadt. Viele Palläste der in der Stadt wohnenden Vasallen und prächtige Häuser vieler reichen Bürger zierten die Stadt, meist von Blumengärten umgeben; sie waren aus Steinen erbaut, meist zwei Stockwerke hoch, hatten platte Dächer und glänzend weisse Seitenmauern[10]). Der Baustyl war noch sehr unentwickelt; einfache viereckige Massen mit gradlinig überdeckten Portalen, viereckigen Pfeilern, willkürlichen Ornamenten; die Säule sehr selten, nur im Innern, und ohne architektonische Entwickelung; im Innern schmale und lange Räume, meist von stufenförmig über einandergelegten Steinplatten dachförmig überdeckt[11]). — Ausgebildeter als die aztekischen Gebäude sind die vielleicht toltekischen auf der Halbinsel Yukatan, von denen zum Theil noch grossartige Trümmer vorhanden sind[12]).

[1]) Clav. V, 2. VI, 33. VII, 42. Ixtlilx. S. 299. [2]) Ixtlilx. S. 303. [3]) Clavig. IV, c. 8; Presc. I, 156. [4]) Clav. VII, 48. [5]) Humboldt, Vues, tab. 12. 13. 15. 26. 27. 36. 38. Clav. VII, 47. 49. [6]) Humb. tab. I, 2. etc. [7]) Clav. V, 3. VII, 53. [8]) Bullock, sechs Monate in Mexiko II, S. 166. [9]) Bullock II, S. 104. Prescott I, 144. [10]) Cortes Bericht I, c. 30. 32. 33. Clav. VII, 53. 54. [11]) Kugler, Kunstgesch. 1848. S. 22. [12]) Waldeck voy. in Yuc. — Beschreibung einer alten Stadt unfern Palenque v. Rio und Cabrera, herausgeg. von Minutoli. — Kugler, S. 26.

Das sittliche Leben.

§ 152.

Das gesteigerte religiöse Leben der Azteken erzeugte auch eine hohe Stufe sittlicher Bildung. Von Natur sanft und wohlwollend, haben sie, durch das religiöse Bewusstsein und durch den Staat erhoben, sich eine ehrenhafte Stellung im Heidenthume erworben. Die Staatsgesetze zogen das eigentlich Sittliche mehr, als sonst gewöhnlich, in ihr Bereich, und bestraften Verschwendung, Unmässigkeit etc. Hohes Ehrgefühl, Treue und Hochherzigkeit zeigen sich oft in glänzenden Beispielen, neben denen auch manche Züge wüster Rohheit auftauchen, und das ursprünglich als Kultushandlung bedeutsame Verzehren des Opferfleisches schlug vielfach in kannibalisches Menschenfressen um.

Der Mangel des Bewusstseins der freien Persönlichkeit lässt das Sittliche nur in einzelnen Punkten zur Wirklichkeit kommen. Ein sittliches Ziel und Ideal fehlt noch. Aus der schwermüthigen Betrachtung der Vergänglichkeit folgert der Mexikaner nicht das Ringen nach dem Unvergänglichen, sondern das emsige Geniessen des Gegenwärtigen[1]). Lasst uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt. Aber der grosse bis zum Menschenopfer gestei-

gerte Ernst des religiösen Bewusstseins und des auf dasselbe gebauten staatlichen Volkslebens entwickelte viele Seiten des sittlichen Lebens zu einer schönen Blüthe. Die freundliche, liebevolle Gesinnung der Azteken gegen einander wie gegen Fremde wird heute noch eben so wie von den spanischen Eroberern gerühmt[2]); sie gehören in dieser Beziehung zu den liebenswürdigsten Völkern. Das Volksbewusstsein weckte ein lebendiges Ehrgefühl und Hochherzigkeit. Ein von den Mexikanern gefangener Feldherr der mit jenen stammverwandten Tlaskalaner wies die ihm wegen seiner Tapferkeit angebotene Freilassung zurück, und als er mit Achtung und Freundschaft des Königs überhäuft, von demselben zum Anführer eines Heeres gegen ein fremdes Volk gemacht, als Sieger heimkehrte und nun den Oberbefehl über das ganze mexikanische Heer übernehmen sollte, erklärte er fest, dass er nie zum Verräther an seinem Vaterlande werden würde, sondern als Fechter dem Kriegsgott zum Opfer geweiht werden wolle. Nach langem Zögern wurde ihm sein Wunsch erfüllt[3]). Nezahualkoitl wurde als Prinz von dem Herrscher der Akolhuaner verfolgt, und sollte ermordet werden; die Einwohner eines Dorfes, in welches sich der Prinz versteckt hatte, erduldeten die grössten Martern, selbst den Tod, von Seiten seiner Verfolger, aber verriethen den Prinzen nicht. Als die Chalcheser den von ihnen gefangenen Bruder des Königs von Mexiko bewegen wollten, sich zu ihrem Könige zu machen und seine Vorstellungen dagegen nichts fruchteten, erklärte er sich endlich dazu bereit, bestieg auf dem Marktplatz ein hohes Gerüst, und sprach vor dem versammelten Volke zu den mit ihm gefangenen Mexikanern: „Ihr wisst, dass die Chalcheser mich zu ihrem Könige verlangen. Aber es missfällt unserm Gott, dass ich unser Vaterland betrüge. Lieber will ich euch durch mein Beispiel lehren, die Treue gegen dasselbe höher als das Leben zu schätzen"; mit diesen Worten stürzte er sich von dem Gerüste herunter[4]). — Die Staatsgesetze bestraften auch solche Dinge, die sonst der freien Sittlichkeit anheim zu fallen pflegen; z. B. liederliche Verschwendung des väterlichen Vermögens mit dem Tode; für Verleumdung oder Lüge, die von bedeutend nachtheiligen Folgen waren, wurde dem Schuldigen ein Stück von der Lippe oder die Ohren abgeschnitten. Unmässigkeit und Trunk wurden streng, bei jungen Leuten bisweilen mit dem Tode, bei älteren mit dem Verluste von Rang und Vermögen bestraft[5]); unter der spanischen Herrschaft haben sich die Mexikaner ihrer Neigung zum Trunk schrankenlos hingegeben. — Das Menschenfressen ist bei den Azteken und den verwandten Völkern aus einer Kultushandlung in wirkliche rohe Lust am Fleisch ausgeartet. Geopferte Gefangene und Sklaven wurden von ihren Besitzern bei Festgelagen verzehrt[6]), und Cortes musste bei Mocteuzuoma sein ganzes Ansehn aufbieten, um ihn zur Entfernung des Menschenfleisches von der königlichen Tafel zu bewegen. Als die Spanier den belagerten Mexikanern mit Aushungerung drohten, erwiederten diese: „wenn Hunger sein wird, so werden wir euch fressen;" und unter aufgegriffenem Proviant der Feinde fanden die Spanier gebratene Kinder. Die auf Seite der Spanier kämpfenden Tlaska-

laner frassen die Leichen der Azteken als ihre gewöhnliche Mahlzeit[7]).

[1]) S. § 151. [2]) Cortes I, c. 54. [3]) Clavig. V, 6. [4]) Clav. III, 15; IV, 13. [5]) Prescott I, S. 28; Clav. IV, c. 13. III, 11; VII, 17. [6]) Clav. VI, 18. 30. 31. X, 2. [7]) Cortes, Berichte II, c. 14. 28. 33. 35. 36.

§ 153.

Das Familienleben der Azteken übertrifft an innerer Sittlichkeit bei weitem alle andern bisher behandelten Völker. Die Frauen sind nicht mehr das erste Hausthier, sie haben Achtung in der Familie wie im Kultus gewonnen. Die Ehe, unter grossen religiösen Feierlichkeiten durch die Priester geweiht, und durch strenge Staatsgesetze geordnet und geschützt, zeigt hierdurch schon eine höhere Bedeutung. Vielweiberei ist wie im ganzen Heidenthum in Brauch, aber nicht sehr häufig; Ehebruch wird mit dem Tode bestraft, Keuschheit überhaupt sehr in Ehren gehalten und der züchtige Anstand in der öffentlichen Sitte sorgfältig bewahrt.

Das weibliche Geschlecht hat Theil und Recht an der geordneten menschlichen Gesellschaft, hat nicht mehr die Lasten des Lebens allein zu tragen. Die den Frauen zustehende Arbeit ist mässig und leicht; die schwerere Arbeit fällt den Männern zu. Theilnehmend als Priesterinnen an den Kultushandlungen, geistig gebildet in den priesterlichen Schulen, sind sie nicht mehr die rechtlosen Mägde der Männer.

Die Ehe wird sehr feierlich geschlossen. Nach Befragung der Wahrsager über das Schicksal der Braut warb der, meist 22—23jährige, Jüngling bei den Eltern des Mädchens um deren Hand durch Vermittelung bejahrter Frauen. Die Sitte verlangte zuerst eine abschlägliche Antwort und wiederholte Bewerbung. Die Ehe wurde durch den Priester abgeschlossen, indem derselbe den Mantel des Bräutigams mit dem Kleide der Braut zusammenknüpfte, worauf die Verlobten den Göttern Räucherwerk darbrachten. Die Neuvermählten durften vier Tage lang nicht das Haus verlassen, sie beteten, sangen, opferten, kasteiten sich durch Blutlassen, schliefen auf einem von dem Priester bereiteten Schilfbett, aber erst nach vier Tagen durften sie die Ehe wirklich vollziehen, worauf die Betttücher nach dem Tempel gebracht wurden. — Vielweiberei war erlaubt, kam aber bei dem Volke nicht sehr häufig vor; bisweilen heirathete ein Mann zwei Schwestern zugleich. Zwischen Blutsverwandten des ersten Grades war die Ehe verboten, zwischen Geschwisterkindern erlaubt; Blutschande wurde mit dem Tode bestraft. — Eine seltsame Art sich zu verheirathen fand in einer entfernteren Provinz des Reiches statt. Der heirathslustige Jüngling meldete sich bei den Priestern, die ihm auf dem Tempel ein Büschel Haare abschnitten, und ihn dem versammelten Volke vorstellten und dabei ausriefen: „Dieser Mann wünscht eine Frau zu nehmen. Das erste Mädchen, welches ihm nun beim Herabsteigen vom Tempel in die Hände kam, wurde als die von den Göttern ihm bestimmte Braut angesehen; die Mädchen, die

ihn nicht mochten, machten sich daher davon[1]. In Mexiko blieben Viele freiwillig ehelos, dem Tempeldienst sich widmend; und diese Entschliessung fasste man spätestens mit 22 Jahren, weil später nicht leicht ein Mädchen dem Manne, der sich zu spät anders besonnen, die Hand gereicht hätte. In Tlaskala war Ehelosigkeit eine Schande, und dem ehescheuen Hagestolz wurden zur Beschimpfung die Haare abgeschoren[2]). — Die Ehe selbst wurde bei den Azteken im Allgemeinen heilig gehalten; für Ehesachen, besonders für Ehescheidung bestand ein eigener Gerichtshof, und die Trennung durfte nur durch richterliche Erlaubniss nach vorangegangenem Sühneversuche geschehen[3]). Ehrbarkeit auch im Äussern war des Volkes Sitte; doch gab es auch öffentliche Dirnen. Unnatürliche Laster waren sehr selten und wurden sehr streng bestraft. Die Priester schlugen im Dienste vor jeder Frauensperson die Augen nieder, und es wurde der sittliche Satz ausgesprochen: „Wer eine Frau zu aufmerksam ansieht, begeht Ehebruch mit seinen Augen“[4]). Christlicher Einfluss ist hierbei nicht unwahrscheinlich.

[1]) Clav. VI, 88. [2]) Clav. VII, 5. [3]) Clav. VII, 17. [4]) Sahagun, hist. VI, 22.

§ 154.

Die Kinder sind den Eltern unbedingt unterworfen, aber der milde Charakter des Volkes macht diese Lage zu einem Verhältniss hoher Ehrfurcht vor den Eltern, wie vor dem Alter. Die Erziehung, bei den geschichtslosen Völkern fehlend, hat bei diesem von der Geschichte mächtig erfassten Volke bereits hohe Bedeutung. Aber wie das Volk nicht eigentlich die Geschichte aus seinem innersten Leben herausgebildet hat, sondern durch äusseren Antrieb geschichtlicher Stämme sich zur Geschichte erziehen liess, so war auch die höhere Erziehung nicht eine naturwüchsige im Schoosse der Familie, sondern eine von aussen herantretende, in der Hand des priesterlichen Staates. Schulen oder richtiger Erziehungs-Anstalten zogen das Volk zu dem in den höheren priesterlichen Regionen waltenden Geiste hinauf, und auch die Mädchen hatten Theil daran. Streng in dem sittlichen Geiste, mild in den Formen, bildeten die Schulen die aztekische Jugend zum Gehorsam, zur Mässigkeit, zur Frömmigkeit, Bescheidenheit, zum Anstand und vor Allem zum Fleisse heran, und waren die Hauptpflanzstätten einer höheren Gesittung.

Eltern hatten das Recht, ihre Kinder als Sklaven zu verkaufen. Selbst erwachsene und verheirathete Kinder mussten den Eltern stets die grösste Ehrfurcht erweisen und durften in ihrer Gegenwart nur wenig sprechen. — Bei den Tempeln waren Erziehungs-Anstalten für Knaben und andere für Mädchen. Die meisten Kinder der Vornehmeren wurden hier von ihrem fünften Jahre an erzogen. Strenge, Ordnung, Mässigkeit, Fleiss wurde den Zöglingen eingeprägt. Einfachheit in Kleidung und anderen Dingen wurde streng beobachtet. Die Zöglinge mussten am Tempeldienst

Theil nehmen, die Tempel in Ordnung halten und kleine Geschäfte für den Gottesdienst verrichten. Strenge Wahrheitsliebe wurde eingeschärft und Lüge ernst bestraft, Höflichkeit und anständiges Betragen sehr beachtet. In den mit den Erziehungs-Anstalten verbundenen Schulen, wohin auch die zu Hause erzogenen Kinder einige Jahre lang geschickt wurden, wurden Religion, Sitten und Gesetze, in den höheren Schulen Musik, Malerei, Bilderschrift, Geschichte und andere Wissenschaften gelehrt; die Mädchen wurden in weiblichen Arbeiten unterrichtet. Die Zöglinge in den Erziehungs-Anstalten standen unter beständiger Aufsicht, durften nie allein ausgehen, selbst zu ihren Eltern nur unter Begleitung ihrer Aufseher. Mädchen und Knaben waren streng von einander getrennt; jene standen unter Aufsicht älterer Frauen und schliefen gemeinsam in grossen Sälen. Die Mittel der Zucht waren oft seltsam genug. Bei Lügen wurden die Kinder mit Aloë-Dornen in die Lippe gestochen; Mädchen, die gern aus dem Hause liefen, mussten mit zusammengebundenen Füssen sitzen; widerspenstige Kinder wurden mit Nesseln oder Ruthen gepeitscht oder mit Aloëdornen gestochen. Andere mussten beizenden Dampf in die Nase ziehen, tagelang gebunden auf dem Miste sitzen, oder es wurden ihnen die Haare abgesengt. Die jungen Leute blieben meist bis zu ihrer Verheirathung in der Anstalt und wurden dann unter grosser Feierlichkeit entlassen[1]).

[1]) Clav. VII, 1—5; Kingsborough, antiqu. of Mexiko I, tab. 58—64.

Das sociale Leben.

§ 155.

Der vielseitige Arbeitsfleiss der Azteken schuf reichen, durch die Staatseinrichtungen wenig verkümmerten Besitz. Der Wohlstand der Einzelnen wie des Ganzen war gross; aber mit dem steigenden Eigenthum erscheint auch, und hier zum ersten Mal, das Proletariat. — Der Handel steht hoch in Ausdehnung und Würde; Sklaven sind dessen wichtigster Gegenstand; aber an Stelle des Geldes nur unvollkommene Tauschmittel.

Im Gegensatz zu Peru ist hier das Privateigenthum die Grundlage der Gesellschaft, wiewohl der Grund und Boden meist im Besitze der Priesterschaft, der Vasallen, der Gemeinden und des Königs war[1]). Darum ist aber auch die Armuth neben dem Reichthum. Von Cholula und der Umgegend berichtet Cortes: „Es ist die hier wohnende Menschenmenge so gross, dass es keine Handvoll Erde giebt, welche nicht bebaut wäre. Dennoch aber leiden sie in einigen Gegenden durch Brotmangel Noth, und sehr viel armes Volk sieht man auf den Strassen und Märkten und in den Häusern die Reicheren anbetteln, grade wie es die Armuth in Spanien und in andern von vernünftigen Völkern bewohnten Ländern macht"[2]). Die letztere Bemerkung ist treffend. Es ist aller-

dings die Bettelei eine Wirkung der höheren Volksbildung auf dem Boden der freien Entwickelung. Da wo sich die Kräfte höher spannen, da bleiben die Unfähigen und Trägen zurück, und der einmal eingetretene Unterschied von Wohlhabenden und Ärmeren erweitert sich dann allmählich von selbst zur weiten Kluft zwischen Reichen und Bettelarmen. Die Wohlhabenheit des Volkes war gross, bekundet durch die Grösse und Pracht der Städte. Cholula hatte in der Stadt gegen 20,000 Häuser und eben so viele in den Vorstädten, und über 400 Tempel, und die Hauptstadt konnte sich an Grösse und Ordnung mit den grösseren europäischen Städten messen. — Der Handel war zwar gross, aber erschwert durch den Mangel des eigentlichen Geldes, an dessen Stelle Beutel mit Cacaobohnen, Stücke Zinn oder Kupfer, Federkielen mit Goldstaub gefüllt und ähnliche leicht abzuschätzende Tauschmittel gebraucht wurden. In Mexiko selbst waren mehrere grosse Marktplätze, auf denen sich täglich 20—60,000 Menschen bewegten; man verkaufte da die verschiedenartigsten Lebensmittel, z. B. Eierkuchen, Torten, Pasteten etc., ferner Arzneien, Kunstsachen aus Knochen, Federn, Holz, Metall und Muscheln, ferner Bauholz, alle Arten von Vögeln, wie Adler, Geier, Papageien etc., auch Hunde, Hirsche, Gespinnste, Farben, Geschirre etc. Neben den täglichen Märkten war alle fünf Tage ein grösserer. Die verschiedenen Arten von Waaren waren in besondere Bezirke und Strassen vertheilt, so dass alle Waaren derselben Art bei einander waren. Die Ordnung und der Gebrauch des richtigen Maasses wurde durch Polizei-Aufseher sorgfältig beaufsichtigt. An dem grossen Marktplatz war ein Rathhaus, worin zehn bis zwölf Richter zu sofortiger Entscheidung vorkommender Streitigkeiten jederzeit bereit waren [3]). Das Ganze hat auffallende Ähnlichkeit mit chinesischen Einrichtungen. Der Verkehr nach aussen beschäftigte sich besonders viel mit dem Ankauf von Sklaven und mit dem Handel mit Gold und Edelsteinen. Die Kaufleute standen in hohem Ansehen, hatten oft Kazikenrang, und der König nannte sie seine „Oheime" [4]). Seehandel war unbekannt.

[1]) Clavig. VII, 14. [2]) Cortes, Ber. I, c. 15. [3]) Cortes, I, c. 30; Clavig. VII, 35 etc. [4]) Ixtlilxochitl, p. 1; Prescott I, 115.

§ 156.

Die durch Bilderschrift gesicherten Gesetze der Azteken, grossen Theils von den auch hierin höher gebildeten Tezkukanern überkommen, waren streng, selbst grausam in der Strafe, und zogen Vieles aus dem Gebiet der freien Sittlichkeit in ihr Bereich, gaben aber eben hierin einen neuen Beweis von der ernsten und sittlichen Gesinnung des Volkes. Die Ausführung der Gesetze, meist streng, liefert Beispiele von altrömischer Festigkeit und spröder Gerechtigkeit; eine sehr entwickelte Rechtspflege erinnert bedeutend an China.

Gesetzgeber war der König allein. Nezahualkoiotl von Tezkuko gab strenge Gesetze, die meist auch in Mexiko angenommen wurden. Auf alle grossen Verbrechen, auf Misshandlung eines Gesandten, auf Empörung, Mord, selbst eines Sklaven, auf grossen

Diebstahl etc. stand Todesstrafe; Hochverräther wurden gesteinigt oder den wilden Thieren vorgeworfen; Verrückung der Bodengrenzen, Verfälschung der Maasse, Betrug eines Vormundes gegen seine Mündel, Verschwendung des väterlichen Vermögens wurden sehr streng, oft mit dem Tode bestraft. Ehebrecher wurden gesteinigt, Ehebrecherinnen erlitten dieselbe Strafe, oder wurden in Stücke gerissen, die unter die Zeugen vertheilt wurden, oder Nase und Ohren ihnen abgeschnitten. Sodomie wurde mit grausamem Tode bestraft. In Tezkuko wurde, wer von fremdem Acker auch nur sieben Ähren Mais gestohlen, hingerichtet, dafür wurden aber auch an den Seiten der grösseren Strassen Mais und andere Feldfrüchte zum Bedarf der Reisenden angepflanzt; Schonung der Waldungen war daselbst streng anbefohlen. Wer aus Bosheit Uneinigkeit zwischen zwei Völkern stiftete, wurde in Tezkuko lebendig verbrannt. Der auch in Mexiko hart geahndete Trunk wurde in Tezkuko bei den Adligen härter als bei den Bürgerlichen bestraft. Ein bis zur Besinnungslosigkeit betrunkener Adliger wurde sofort gehängt und sein Körper ins Wasser geworfen; ein Bürgerlicher wurde in gleichem Falle nur Sklave, und erst im Wiederholungsfalle trat Todesstrafe ein. Völlerei, erklärte Nezahualkoitl, müsse bei den Adligen darum härter bestraft werden, weil sie als Bevorrechtete um so mehr verpflichtet wären, den Andern mit gutem Beispiele voranzugehen. Auch wer in der bilderschriftlichen Geschichte Unwahres aufzeichnete, büsste mit dem Tode [1]).

Die mexikanischen Richter wurden vom König eingesetzt, der Oberrichter in jeder grösseren Stadt auf Lebenszeit; derselbe hatte einen Gerichtshof von drei Mitgliedern unter sich, der alle Civilsachen in einziger und Criminalfälle in erster Instanz entschied, zu der dann der Oberrichter die zweite und letzte Instanz bildete. Für die Verhandlungen, bei denen in wichtigeren Fällen auch Protokolle in Bilderschrift geführt wurden, waren besondere Gebäude bestimmt; Anwälte wurden nicht zugelassen. Die Entscheidung erfolgte schnell. Gesetzwidrige Urtheile oder Bestechung wurden an dem Richter mit dem Tode bestraft. In Tezkuko war alle 80 Tage ein grosser Gerichtstag, wo alle seither anhängigen Sachen entschieden werden mussten. Ein Todesurtheil wurde unter feierlichen Formen gefällt; über das Bildniss des Verurtheilten wurde mit der Spitze eines Pfeils eine Linie gezogen [2]). Durch strenge, rücksichtslose Gerechtigkeit zeichnete sich Tezkuko aus. Nezahualkoitl liess vier seiner Söhne hinrichten, die mit ihrer Stiefmutter Schande getrieben; und sein Sohn und Nachfolger, Nezahualpilli, sprach über seinen geliebtesten Sohn, der sich gegen eine königliche Beischläferin unanständige Reden erlaubte, das Todesurtheil aus. Alle Verwendungen von Seiten der Vornehmen, des Königs von Mexiko und der Mutter des Prinzen waren umsonst. „Wenn ich ihm verzeihe, so wird man sagen, die Gesetze seien nicht für Jeden verbindlich. Meine Unterthanen sollen erfahren, dass kein Übertreter Verzeihung erwarten darf, wenn ich selbst meinem Sohne, den ich zärtlich liebe, nicht verzeihe." Der Prinz wurde hingerichtet, und trauernd schloss

sich der König 40 Tage lang in sein Zimmer ein, und liess die Zimmer seines Sohnes vermauern.[3]).

[1]) Ixtlilx. p. 292. Clav. IV, 15; VII, 16. 19; Presc I, S. 28. 135. [2]) Presc. I, S. 26; Clav. IV, 15. V, 4. VII, 16. 17. [3]) Clav. IV, 15. V, 15.

§ 157.

Die bei den meisten Wilden gleichartige, nur bei den höher entwickelten in einen herrschenden und einen rechtlosen Stamm unterschiedene Masse des Volks ist bei den Azteken zu einer Dreifachheit von unterschiedenen Ständen auseinander gegangen, die aber weder schroff getrennte Kasten noch feindliche Gegensätze, sondern mehr eine friedliche Entfaltung ausdrücken; ein durch die kriegerische und erobernde Haltung des Staats entstandener Adel, mit vielen auf Krieg und Verwaltung sich beziehenden Vorrechten, ein mehr auf den Erwerb und das friedliche Leben angewiesener Bürgerstand, und der Stand der durch Gefangenschaft, Noth oder Verbrechen, nie durch Geburt der Freiheit beraubten, aber mild behandelten und durch die Gesetze in ihren Menschenrechten geschützten Sklaven.

Die Unterscheidung eines Adels vom bürgerlichen Volke steigt sehr hoch in die Anfänge des Staates hinauf. Als im 15ten Jahrhundert der Freiheitskampf der Azteken gegen ihre Oberherren begann, machte der kampfbegierige Mexikanerkönig Mocteuzuoma mit dem furchtsam widerstrebenden Volke den seltsamen Vertrag, dass er sich im Falle des Misslingens des Kampfes dem Volke zum Opfer überliefern werde, im Falle des Sieges aber sollte das Volk für alle Folgezeit dem König einen Tribut bezahlen, seine und der Adligen Felder bestellen, für dieselben die Häuser bauen und im Kriege die Waffen und das Gepäck tragen[1]) Die Adligen waren also vorzugsweise die Krieger. Der erfolgte Sieg erhöhte nun die Macht des Adels. Die Adligen hatten allein das Recht, Gold und Edelsteine auf ihren Kleidern zu tragen. Später bildeten sich durch die vielen Kriege besondere Ritterorden heraus, in die nur Solche aufgenommen wurden, die sich durch Tapferkeit auszeichneten. Die Vorrechte des Adels waren, die eigentlichen Fürsten oder höheren Vasallen ausgenommen, Anfangs nicht bedeutend; die Staatsämter wurden ebenso an Bürgerliche wie an Adlige vergeben. Erst Mocteuzuoma II. hob den Adel mehr hervor, umgab sich nur mit der Aristokratie, verdrängte die Bürgerlichen aus den höheren Ämtern und erklärte sie für unfähig zu denselben[2]). — Die Sklaven waren in Mexiko nie als solche geboren. Kriegsgefangene waren ihre grösste Zahl; Verbrechen wurden oft mit Sklaverei bestraft. Arme Eltern verkauften bisweilen ihre Kinder, oft mit dem Vorbehalt, diese später durch ihre Geschwister ablösen zu lassen; Arme verkauften sich oft selbst; der nach Pflichten und Rechten genau bestimmte Kaufvertrag musste vor mehreren Zeugen abgeschlossen werden. Als bei einer Hungersnoth sich viele Arme für eine Kleinigkeit als Sklaven verkauften, wurde

vom Könige ein Preis festgesetzt, unter welchem Niemand sich verkaufen durfte. Gewöhnlich wurden Sklaven durch baumwollene Kleidungsstücke bezahlt. Die Lage der Sklaven war meist sehr mild; sie durften Eigenthum haben, und fanden gegen Bedrückung Schutz bei dem Gesetze. Die Kinder der Sklaven waren immer frei. Bei dem Tode des Herrn wurden die Sklaven oft freigelassen, selten und nur mit ihrer Einwilligung wurden sie verkauft, oft mit dem Herrn oder seiner Familie verheirathet. Nur lasterhafte und widerspenstige Sklaven durften, wenn sie zwei bis drei Mal in Gegenwart von Zeugen ohne Erfolg verwarnt worden waren, mit einem hölzernen Halsband versehen, auf dem Markte verkauft werden. Die Sklaverei war daher nur eine von Seiten des Verpflichteten nicht ablösbare Verpflichtung zu bestimmten persönlichen Dienstleistungen, über welche hinaus sein Herr nicht über ihn verfügen durfte. Konnte doch sogar der Sklave sich selbst Sklaven ankaufen und für sich arbeiten lassen[3]).

[1]) Clavig. III, 18. 19. [2]) Clavig. V, 2. VI, 13. [3]) Clav. IV, c. 11; VII, c. 18.; Presc. I, 29.

§ 158.

Die ursprünglich aristokratische Staatsverfassung steigerte sich zuletzt bis zu einer fast unbeschränkten Monarchie. Die Macht des in Volk und Sitte lebenden Geistes, und der grosse und berechtigte Einfluss des Adels und des Priesterthums hielt Despotie zurück. Der König war der Mittelpunkt eines mächtigen Vasallenkreises. Die Königswürde erbte, mehr nach Sitte als festem Recht, in der Familie, aber der Ausspruch von vier Wahlfürsten entschied, welcher der Prinzen den Thron einnehmen solle; meist war es der Bruder oder der Enkel, nie der Sohn des vorigen Königs. In Tezkuko wurde der Nachfolger meist vom Könige selbst ernannt. Die von kriegerischer und religiöser Bedeutung erhobene Königswürde strahlte unter dem letzten freien Könige im vollen Glanze fürstlicher Pracht und Ehrfurcht gebietender Formen.

In der ersten Zeit von Mexiko herrschte ein Senat der angesehensten Männer aus dem Adel. Erst 1352, 27 Jahre nach Gründung der Stadt, wurde ein König erwählt aus fürstlichem Geschlecht[1]). Den Königen stand eine Art Staatsrath von den höchsten Adligen zur Seite; die höheren Priester mussten bei allen wichtigen Unternehmungen befragt werden, und nicht leicht wagte ein König ihrem Rathe entgegenzuhandeln. Die steigende Macht des erobernden Reiches steigerte die Macht der immer auch als Kriegsanführer auftretenden Könige, die unter Mocteuzuoma II., der Krieger und Priester zugleich war, ihren Gipfelpunkt erreichte. Der Herrscher war nicht ein eigenwilliger in eignem Namen und Recht auftretender Despot, sondern sittlich verpflichteter Vertreter des geistigen Volkslebens, Schützer der Gesetze und der Sittlichkeit; und jedem neu antretenden Könige wurde seine sittliche Aufgabe in ernster Feierlichkeit in Erinnerung gebracht. Schmucklos, fast nackt musste der neue König auf den grossen Tempel

steigen, wo ihn der Oberpriester mit einer schwarzen Flüssigkeit salbte und mit geweihtem Wasser besprengte. Nachdem der König feierlich Rauchwerk gespendet, hielt der Oberpriester eine ernste Anrede an denselben, ermahnte ihn zur Gerechtigkeit, zur Beachtung der Gesetze, zur Beschützung der Armen und der Religion und zur Tapferkeit, und erinnerte ihn, dass er seine Würde vom Volke empfangen habe. Der König gelobte den Ermahnungen nachzuleben, und des Volkes Glück zu befördern. Erst nach viertägigen einsamen religiösen Übungen mit Fasten und Kasteiungen feierte der König seine Thronbesteigung und empfing die Huldigung [2]).

Die Wahl der Könige geschah durch vier vom Adel gewählte Wahlfürsten, die nach jeder Thronbesteigung von Neuem gewählt und immer vollzählig erhalten wurden. Sie durften nur innerhalb der königlichen Familie wählen, und zwar vorzugsweise aus den Brüdern und Enkeln des letzten Königs [3]); auch die Söhne von Beischläferinnen waren wahlfähig, und der vierte König war der Sohn einer Sklavin [4]). Die Gewählten waren fast immer vorher Kriegsanführer; und sie mussten vor der Königsweihe die dabei zu opfernden Menschen eigenhändig im Kriege gefangen genommen haben [5]). Die Prinzen wurden sehr sorgfältig erzogen und durch die Übertragung von Ämtern praktisch ausgebildet. In Tezkuko wurden die Könige von ihrem Vorgänger meist nach dem Rechte der Geburt ernannt. [6])

Die Königswürde stand mit der Religion in enger Beziehung und empfing von ihr ihre höhere Bedeutung. Der König herrscht im Geiste und zur Ehre des Huitzilopotchli, ist dessen Ebenbild und Stellvertreter [7]). Der äussere Glanz der Herrschermacht steigerte sich immer mehr. „Mocteuzuoma,“ sagt Cortes, „war so gefürchtet von Allen, wie nie ein Fürst der Welt es in höherem Grade war.“ In den verschiedenen Theilen des Reiches hatte er reich ausgestattete Lusthäuser. Sein Pallast in Mexiko war prächtig nnd ausgedehnt [8]); in einem grossen Garten waren Teiche mit süssem und salzigem Wasser für Süsswasser- und Seefische; zahlreiche Vogelhäuser, in denen alle im ganzen Reiche lebenden Vögel-Arten gehalten wurden, und deren Besorgung 300 Menschen in Anspruch nahm; die Fütterung der Raubvögel bestand täglich in 500 Truthühnern. Die Federn dieser Vögel wurden zu Schmucksachen verarbeitet. Ferner waren dort Menagerien für Raubsäugethiere, Tiger etc., die mit Haasen etc. und menschlichen Eingeweiden gefüttert wurden; in grossen Behältern wurden Schlangen, Kaimans und andere Reptilien gehalten, und mit dem Blut und Fleisch der Menschenopfer gefüttert. Der Lärm der wilden Thiere, besonders bei Nacht, machte auf die Spanier den Eindruck wie einer „Wohnung des Teufels.“ In besonderen Sälen wurden auch verkrüppelte, bucklige und zwergige Menschen, auch Albinos gehalten, die dem Könige zur Belustigung dienten. Ausserdem hatte der König grosse mit Mauern eingeschlossene Parke, in denen Wildpret gehalten und Jagden veranstaltet wurden. In allen Pallästen waren prächtige Bäder; das grosse aus dem Felsen gehauene Bad am Thalrande von Mexiko ist schon früher erwähnt. In

einem Pallaste war ein grosses Zeughaus, in welchem alle Arten von Waffen und kriegerische Zeichen aufbewahrt wurden.“[9])

Die ganze Lebensweise des Mocteuzuoma war ein prunkender Beweis seiner Macht. Täglich wechselte er einmal die Kleidung, und legte die einmal gebrauchte nie wieder an, sondern verschenkte sie an seine Umgebungen. Im Kriege trug er dünne Goldplatten an den Armen und Beinen und Armbänder von Edelsteinen; in den Ohren trug er goldne Ringe; an der Unterlippe hing ein in Gold gefasster Smaragd, um den Hals eine Kette von Gold und Edelsteinen, um die Schultern ein prächtiger Federmantel; auf dem Kopfe prangte ein Federbusch. Alle seine Bedienten waren von Adel. Jeden Morgen machten ihm 600 Adlige ihre Aufwartung, und verweilten, seiner Befehle gewärtig, den ganzen Tag im Vorzimmer; ihr zahlreiches Gefolge füllte drei Höfe des Pallastes aus. Alle Vasallen mussten sich jährlich einige Monate am Hofe aufhalten, und in ihrer Abwesenheit ihre Söhne oder Brüder zurücklassen. Jeder in den Pallast Eintretende musste am Eingange Schuhe und Strümpfe ausziehen, und durfte nur in ärmlicher Kleidung erscheinen; Pracht wäre ein respectswidriger Stolz gewesen. Wer den König anredete, musste sich dreimal verbeugen, nur mit gesenktem Haupte und leise reden; er empfing des Königs Antwort nur durch einen Diener. Beim Weggehen durfte man dem Thron nicht den Rücken kehren. Bei Tafel speiste der König in seinem Speisesaal allein, die Minister standen schweigend in der Entfernung; das Tischzeug von weisser Baumwolle und alle Thongeschirre wurden nach einmaligem Gebrauch verschenkt. Die Trinkschaalen zur Chokolade waren von Gold oder Muschelschaalen. Die von mehr als 300 Edelknaben aufgetragenen Gerichte bedeckten, jedes über ein Kohlfeuer gesetzt, den Fussboden des grossen Zimmers. Der König zeigte mit dem Scepter auf die Speisen, die er verlangte, und liess alles Übrige unter die Adligen des Vorzimmers vertheilen. Vier seiner Frauen reichten ihm die Speisen. Musik und verkrüppelte Narren mussten ihn unterhalten. Nach der Mittagsruhe ertheilte er Audienz. Auf der Strasse wurde er von Adligen auf einem Tragesessel unter einem Himmel getragen, von zahlreichem Gefolge begleitet. Alle, denen er begegnete, mussten mit geschlossenen Augen stehen bleiben. Wenn er herunterstieg, wurden Decken auf den Boden ausgebreitet[10]).

Die Lehnsverfassung war, durch die Kriege begünstigt, schon früh ausgebildet. An der Spitze der Vasallen standen gegen 30 grosse Kaziken, deren jeder ein ziemlich bedeutendes Heer stellen musste; die Lehnsgüter konnten entweder von ihren Inhabern an andere Adlige verkauft werden, oder waren Majorate. Die Verpflichtungen bestanden meist in Kriegsleistungen; einige Vasallen mussten die königlichen Palläste und Gärten in Ordnung und gutem Zustande erhalten[11]).

[1]) Clavig. III, 1. [2]) Clavig. VII, 7; III, 4. [3]) Clav. VII, 6; Presc. I, S. 19. [4]) Clavig. III, 16. V, 16. [5]) Clav. VII, 21. [6]) Clavig. V, 15. [7]) Clavig. III, 4. [8]) S. §. 151. [9]) Cortes Berichte I. c 33. 34. Gomara, hist. c 96. 97. Clavig. V, 3. 4. [10]) Cortes I, c. 34; Clavig. V, 2. 4; VII, 22. [11]) Prescott I, S. 21; Clavig. VII, 14.

§ 159.

Die Einkünfte des Königs flossen aus dem Ertrag der herrschaftlichen Güter, und aus bestimmten in Naturerzeugnissen, Kleidern etc. bestehenden Abgaben, die besonders als Tribut von den unterworfenen Völkern eingezogen wurden. Die Verwendung der wohl geordneten und verwalteten Einkünfte diente ausser der Pracht des königlichen Hofhaltes zu vielen gemeinnützigen Zwecken; Arme erhielten Arbeit und Unterstützung, für Kranke wurden Hospitäler, für Invaliden Versorgungsanstalten, für das Volk Getreide-Magazine errichtet, und die ganze Verwaltung trägt einen milden, väterlich sorgenden Charakter. Für enge Verknüpfung aller Theile des Reichs an dessen Mittelpunkt war durch gute Strassen und Botenposten gesorgt.

Steuereinnehmer, wie gewöhnlich verhasst, waren durch das ganze Land vertheilt. Die Abgaben- und Tributslisten sehen, da das Geld unbekannt war, sonderbar genug aus; einige Städte z. B. lieferten jährlich 4000 Hände voll bunter Vögelfedern, 200 Säcke Kakaobohnen, 40 Tigerhäute, 160 Vögel; einige andere zahlten: 40 Goldplatten von bestimmter Grösse, und 20 Säcke Cochenille; noch andere gaben 74,000 Hände voll bunter Federn, 6 Halstücher, 4 Smaragde, 20 Ohrringe von Bernstein und Gold, 20 von Krystall, 100 Töpfe voll Storax, 16000 Bälle von elastischem Gummi; wieder andere hatten Kalk, Rohr zum Bauen und zu Pfeilen, Honig, Farben, kupferne Äxte, Papier, Strohdecken, Stühle, Balken, lebendige Thiere für die Menagerien etc. zu liefern. Wer die Abgaben schuldig blieb, wurde als Sklave verkauft[1]). Nach vielfachen Nachrichten mussten Bettler eine bestimmte Menge von Läusen als Abgabe liefern; diese auch in Peru vorkommende seltsame Einrichtung hatte ohne Zweifel die Reinlichkeit zum Zweck[2]).

Die Unterstützung von Waisen, Wittwen, Greisen und Armen war die sittliche Verpflichtung der Könige, die ihnen schon bei der Thronbesteigung eingeschärft wurde. Grosse Getreidespeicher wurden von der Regierung unterhalten, und zur Zeit der Noth, oft unentgeltlich, dem Volke geöffnet. Mocteuzuoma II. liess alle im Staatsdienst durch Alter, Krankheit oder Verwundung invalide gewordenen Beamten und Krieger in einer bestimmten Stadt verpflegen, und in Tezkuko war ein grosses Invaliden-Hospital. In grossen Städten waren, mit den Tempeln verbunden, Krankenhäuser für Arme errichtet.[3]) — Gut erhaltene Strassen wurden durch das ganze Reich geführt; Brücken oder Fähren führten über die Flüsse, jene selten aus Stein, meist aus Holz, bisweilen auch hängend, aus zähen Zweigen geflochten; da es weder Last- noch Zugthiere gab, bedurfte der Wege- und Brückenbau nur geringer Kunst[4]). An den Hauptstrassen waren in Zwischenräumen von je zwei Stunden Stationen für Fussboten, welche zum Dienste der Regierung Nachrichten in Bilderschrift und leichte Sendungen beförderten; bei regelmässiger Ablösung machten diese Boten in 24

Stunden oft über 30 Meilen; der König liess sich durch sie auch täglich frische Fische aus dem mexikanischen Meerbusen bringen[5]).

[1]) Clav. VII, 15; Prescott I, S. 31. [2]) Clavig. Abhandl. III, 2. [3]) Clav. III, 16. V, 7. 4. 15. VI, 13. [4]) Clav. VII, 39. [5]) Clav. VII, 12. Prescott I, 33.

§ 160.

Die Beziehung des mexikanischen Staates zu anderen Völkern war, wie bei fast allen niedrigeren Völkern, vorherrschend eine feindselige. Der Krieg war, von religiösen Ideen getragen, die wichtigste geschichtliche Thätigkeit der Azteken; der Kriegsgott war ihr höchster Gott, und seine Ehre und Anerkennung Inhalt der meisten Kriege, wie der Bedarf von Menschenopfern ihre Veranlassung. Die Kriegskunst war sehr entwickelt, und der hochgesteigerte kriegerische Geist des sonst milden Volkes hat auch den spanischen Helden Achtung abgezwungen. Die Gefangenen wurden, wenn nicht geopfert, milde behandelt. Gesandte waren unverletzlich.

Die Priester zogen mit in den Kampf und feuerten die Krieger zur Tapferkeit an. Religiöse Weihe war über den Krieg ausgegossen; für des Gottes Altäre lieferte er die höchsten Opfer; und die gefallenen Krieger gingen in des Himmels höchste Seligkeit ein, in die Wohnungen der Sonne. Jedem Angriffskriege ging voran die Aufforderung, die mexikanischen Götter anzuerkennen und Abgaben zu zahlen; der Weigerung folgte eine ausdrückliche Kriegserklärung, weil es für unwürdig gehalten wurde, einen wehrlosen Feind zu überfallen. Es liegt in dieser höheren Bedeutung des Krieges ein scharfer Unterschied von dem durch und durch profanen, von keiner religiösen Idee getragenen Mongolenreiche, und erhebt Mexiko weit über diese barbarischen, wüsten Weltverwüster. — Der König stand meist selbst an der Spitze des Heeres. Angesehene, nur dem durch Tapferkeit Bewährten zugängliche Ritterorden bildeten den Kern und den Geist des Heeres. Strenger Gehorsam und Ordnung erhöhten des Heeres Kraft, und wurden durch harte Strafen gestützt. Die Bewaffnung bestand bei den fast nackten gemeinen Soldaten aus Bogen, Schleuder, Keule, Spiess und Schwert, die Führer trugen meist dicke mit Baumwolle gepolsterte, besonders gegen die Pfeile schützende Panzerhemde. Vornehmere trugen goldne und silberne Brustharnische, Mäntel mit Federstickerei, Helme von Silber etc. Das grosse Reichs-Feldzeichen war aus Gold und Federn gearbeitet, und stellte auf der Spitze einer Stange einen Adler dar, der eine Schlange in den Fängen und dem Schnabel hält. In der Schlacht strebte man mehr nach Gefangenen als nach Niedermetzelung[1]). Stark mit Mauern befestigte Plätze dienten zur Landesvertheidigung. — Wenn auch manche Züge von Grausamkeit gegen Feinde vorkamen, wenn z. B. in den letzten Kämpfen ein nachher auf Seite des Cortes stehender Tezkukanischer Prinz, der bei einer Thronstreitigkeit mit Mexiko Krieg begann, einen mexikanischen Feldherrn lebendig verbrennen liess[2]), so war doch die Behandlung

der Gefangenen, sofern sie nicht geopfert wurden, milde. Die anfängliche, auffallend an die Mongolen erinnernde Sitte, den Gefangenen ein Ohr abzuschneiden, wurde nachher in das Abschneiden einer Haarlocke gemildert[3]). Die zu Sklaven gemachten Gefangenen hatten meist kein hartes Loos.

[1]) Prescott I, 35; Clav. VII, 21—26. [2]) Clavig. V, 16; Bustamante b. Ternaux Compans VIII, p. XXXI. [3]) Clav. II, 16 IV, 2.

Mexikos Untergang.

§ 161.

Das in vieler Beziehung edle und liebenswürdige Volk der Azteken eilte, auf dem Gipfel seiner Blüthenperiode angekommen, schnell seinem Untergange zu. Ahnungen des nahen Endes tauchten wiederholt und immer lebendiger auf. Jene alte Erinnerung, dass die Völker Anahuaks ihre Bildung von einem Manne helleren Stammes erhalten, war begleitet von der prophetischen Erwartung der Ankunft eines weissen Volkes aus Osten, der Söhne der Sonne und Nachkommen des hochverehrten Quezalkoatl. Die kaum zweifelhafte Anregung des an sich geschichtslosen Aztekenvolkes zur Geschichte durch Menschen weissen Stammes erzeugte auch das Bewusstsein des Unterganges in die höhere Geschichte der weissen Völker. Die Spanier erschienen ihnen nicht als völlig Fremde, sondern als Erwartete, als Berechtigte; Cortes wird als Nachkomme des Quetzalkoatl oder auch als dieser selbst aufgenommen. Der poetische Lichtglanz mexikanischer Urzeit umhüllte die spanischen Ankömmlinge, und Mexiko fiel durch seinen Glauben, durch die Ahnung, dass es selbst noch nicht ein wahrhaft geschichtliches und berechtigtes Volk sei; es fiel durch den Glauben an die höhere geschichtliche Bestimmung der Weissen. Nicht die Tapferkeit der Anfangs wenig über 500 Mann ausmachenden spanischen Eroberer allein war es, die das mächtige Reich zerstörte, sondern die Verwirrung, welche der anfänglich fast allgemeine Glaube an die Abkunft der Spanier von dem Gründer der aztekischen Bildung, und die dann eintretende bittere Enttäuschung in den Gemüthern hervorrief, — ferner die durch Cortes bewirkte Auflösung des Staatenbundes zwischen Mexiko und Tezkuko und die Lösung der Banden der Furcht, des Gehorsams und der Bundesverpflichtung bei Mexikos Feinden, Unterthanen und Bundesgenossen. Auf der Spanier Seite kämpften der Glaube der Mexikaner an den eigenen Untergang in ein höher gebildetes Volk, und die alten Reichsfeinde, besonders die Tlaskalaner und die missmuthig gehorchenden Unterthanen und der durch

Thronstreitigkeiten, in die Cortes bereitwillig sich mischte, mit Mexiko zerfallene Tezkukanerprinz Ixtlilxochitl.

Schon vor der Ankunft der Spanier war die Sage von der bevorstehenden Ankunft der „Söhne der Sonne“, der Nachkommen des Quetzalkoatl, allgemein verbreitet, und ausserordentliche Himmelserscheinungen bestätigten das Volk noch mehr in seiner Erwartung. Der Name „Söhne der Sonne“ wurde den Spaniern ganz allgemein beigelegt, selbst von den sie schmähenden Feinden; so antwortete Quauthemozin auf die Aufforderung, sich zu ergeben: sie würden es vorziehen, in der Vertheidigung ihres Vaterlandes zu sterben, als Sklaven der Söhne der Sonne zu werden, eines grausamen und habsüchtigen Geschlechts [1]). Bei der Verehrung der Sonne als einer Gottheit hat aber dieser Ausdruck sicher nicht nur die nüchterne Bedeutung von Menschen aus dem Osten; Anerkennung höherer Macht und Würde verträgt sich sehr wohl mit dem Hasse gegen die mächtigen Fremdlinge. Dass auch der König selbst den Volksglauben theilte und den Cortez als den berechtigten Nachkommen des Quetzalkoatl, wiewohl widerstrebend, aufnahm, haben wir früher schon erwähnt. Mocteuzuoma, der stolzeste der aztekischen Könige, erklärte sich gleich Anfangs bereit, Vasall des Kaisers als des rechtmässigen Oberherrn zu werden; nur wollte er die Besetzung des Landes abwenden [2]); und die stille Ergebung in die unbilligsten Anforderungen des spanischen Abenteurers inmitten der zur Vertheidigung so günstigen Hauptstadt ist nur aus dem Glauben an die höhere Sendung der Spanier erklärlich [3]). Erst als Cortes das religiöse Bewusstsein der Azteken offen antastete, die Götzenbilder herunterwarf, und Marienbilder an ihre Stelle aufstellen liess und den ganzen Götzendienst für Thorheit erklärte [4]), begannen die Azteken stutzig zu werden und die gewaltthätigen Handlungen des von Cortes in Mexiko zurückgelassenen Anführers vollendeten die Enttäuschung über die Gerechtigkeit der Spanier, nicht über ihre übergeordnete Würde. Wie Mocteuzuoma das schmerzvolle Bewusstsein des in sich als halb-geschichtlich zur geschichtlichen Fortdauer nicht berechtigten Volkes von seinem nothwendigen Untergange repräsentirt, so stellt sein jugendlicher und edler Nachfolger Quauthemozin den Heldenkampf des mitten in seiner höchsten Kraftentwickelung zum Tode bestimmten Volkes gegen dieses so plötzlich über dasselbe hereinbrechende Schicksal dar, den Heldenkampf, der, mit der Ahnung des Erliegens, doch das blutige Zeugniss ablegen will, dass nicht ein würdelos in sich selbst verfaultes, sondern ein geistig und sittlich kräftiges Volk der höheren Geisteskraft unterliege. Aber alles noch so männliche Ringen war umsonst, denn Mexikos Volk war in seinem geschichtlichen Bewusstsein gebrochen, die Ahnung des baldigen Unterganges raubte dem Muthe die Freudigkeit. Wie das von dem Blick der Schlange bezauberte Thier ihr nicht zu entfliehen vermag, so war Mexikos Volk von dem Geistesblick des geschichtlichen Christenvolkes gebannt, und seine heldenmüthigen Kämpfe waren doch nur die angstvollen Zuckungen des geistberaubten, den Todesaugenblick erwartenden Volkes.

Ihm gegenüber stand die ihres Sieges gewisse Christenschaar, und in den dunkelsten Grauen der Gefahr blieb des Cortes Muth unerschüttert, unwandelbar seine Zuversicht, dass seine Sache siegen müsse. Die höhere Idee siegte über die niedrigere, und der Glaube über die Hoffnungslosigkeit.

Die Spanier brachten aber nicht nur die geschichtliche Übermacht, nicht nur die Begeisterung für eine höhere Idee als die des Aztekenvolkes, sie brachten auch das Naturverderben über das geängstigte Volk. Durch einen schwarzen Diener eines spanischen Befehlshabers waren die Pocken nach Mexiko gebracht worden, welche vor und während der Belagerung die Stadt auf eine furchtbare Weise verheerten, und den beengten Muth noch mehr darniederbeugten. Grausamer aber als die Pocken wütheten die von den Spaniern aufgerufenen amerikanischen Völker gegen die stammverwandten Azteken, und Cortes selbst wandte sich mit Grauen ab von der rohen Wildheit seiner Bundesgenossen. Das grosse Heer der Tlaskalaner und anderer Völker, vereinigt mit den Truppen des Tezkukaner-Prinzen Ixtlilxochitl auf Seite des Cortes, betrug gegen 200,000 Mann[5]). — Der edle König Quauthemozin, der das ganze Volk zum Kampfe gegen die Spanier aufrief, konnte gegen so vereinte geistige und materielle Kräfte nicht siegen; aber er wollte lieber untergehen, als unkräftig sich unterwerfen, und wies selbst, als keine Hoffnung mehr war, alle Anträge auf Ergebung zurück. 300,000 Krieger vertheidigten die Stadt, und als nach 80tägiger Belagerung Cortes über Trümmern und Leichen als Herr der Verwüstungsstätte einzog, hatten Hunger, Elend, Pocken und Krieg nur den fünften Theil noch übrig gelassen; fast der ganze Adel war gefallen; aber auch auf Seite des Eroberers waren mehr als 30,000 Menschen geblieben[6]). — Der letzte Kampf der Azteken war nicht ein Kampf der Hoffnung, sondern der Verzweiflung. Ihre kurze aber glorreiche Geschichte hatte sich so in den Geist des Volkes eingewebt, das Volk war mit seiner Geschichte so innig verwachsen, dass ein Leben ausser ihrer Geschichte, ein Leben als Glied eines fremden geschichtlichen Volkes ihnen nichts galt. Nur als Aztekenvolk wollten sie leben, oder untergehen. Das ist die Macht der Geschichte über das Volk; — die rohen, ungeschichtlichen, nur in die Geschichte eingetauchten Mongolen haben für ihre Geschichte Nichts gethan, am wenigsten wären sie für sie gestorben; als Sieger haben sie dem fremden Volksgeist sich zu Füssen gelegt; die Azteken wollten selbst als Besiegte nicht fremder Geschichte sich beugen, wollten es nicht, selbst als ihr König Moctheuzuoma sich unterwarf. Als die Mexikaner schon aus dem grösseren Theile der Stadt zurückgedrängt waren, riefen sie dem Cortes zu: „Anführer Cortes, da du der Sohn der Sonne bist, warum bewegst du nicht deinen Vater, dass er unsern Leiden ein Ende mache? denn wir sehnen uns zu sterben, um zu unserem Huitzilopotchli einzugehn[7]). Als Cortes in den letzten Tagen, wo der Ausgang bereits zweifellos entschieden war, eine Zusammenkunft mit Quauthemozin begehrte, erschien dieser nicht, und als jener einen gefangenen vornehmen Mexikaner mit Friedensanträgen zum Könige schickte, liess dieser den

Gesandten hinrichten, und die Azteken erklärten, sie wollten sterben und nichts als sterben. Da begann der Vernichtungskampf aufs Neue und „an diesem Tage wurden mehr als 40,000 Menschen getödtet oder gefangen, erzählt Cortes, — und so grässlich war das Geschrei und Geheul der Kinder und Weiber, dass Keiner unter uns war, dem es nicht das Herz brach, und wir hatten alle Hände voll zu thun, um unsere indianischen Freunde etwas abzuhalten, damit sie nicht Alles todtschlügen und nicht an den nicht mehr kampffähigen Feinden die grösste Grausamkeit verübten, und diese Grausamkeit ist niemals bei irgend einem Geschlecht grässlicher erfunden worden, und mehr ausser aller Ordnung der Natur, als bei den Eingebornen dieses Landes“ [8]).

Der entfliehende König wurde gefangen. Diess geschah am 13. August 1521. Der unglückliche König wurde als Gefangener vielfach schmachvoll behandelt, später aus Furcht gegen alles Recht und ohne irgend einen auch nur mildernden Grund gehängt [9]). Lange noch wütheten Grausamkeit und Habgier der Spanier gegen das unglückliche Volk; kaum konnten die später ankommenden Mönche den Unterdrückten einigen Schutz gewähren, und zogen sich dadurch so sehr den Hass der rohen Spanier zu, dass sie nur durch Wachen vor der Wuth der erbitterten Bedränger geschützt werden konnten [10]).

[1]) Ixtlixochitl a. a. O., p. 2. 46. 47. Cortes I, c. 21. 29. Clavig. V, 11. 12. [2]) Cortes I, c. 12. [3]) Das Genauere über die Eroberung giebt das treffliche Werk von Prescott. [4]) Cortes I, c. 81. [5]) Ixtl. a. a. O., p. 106. [6]) Ixtl., p. 108. [7]) Cortes II, 88; Ixtl., p. 95. [8]) Cortes II, c. 40. [9]) Ixtl, p. 172. 190. [10]) Ixtl., p. 242.

§ 162.

So entwickelte sich das grosse Trauerspiel der mexikanischen Geschichte. Das Volk, seinem innern Wesen und Bewusstsein nach nicht zu einer selbstständigen Geschichte befähigt, hat durch den begeisternden Einfluss von geschichtlichen Menschen sich zu einem geschichtlichen Leben emporgearbeitet; aber dieses noch zur Hälfte den Charakter der Vorgeschichtlichkeit an sich tragende Leben ist nicht im Stande, dem höheren geschichtlichen Leben eines christlichen Volkes gegenüber sich zu erhalten. Mexiko musste fallen kraft des Rechtes der höheren Geschichte über die niedrigere, und auch der heldenmüthige Kampf des Königsjünglings Quautemozin konnte die Azteken vor dem Richterspruche der Weltgeschichte nicht retten. Das Bewusstsein der inneren Machtlosigkeit gegenüber der höheren geschichtlichen Macht durchschnitt die Sehnen ihres Muthes und prägte auch ihrem letzten männlichen Kampfe die Züge entsagender Verzweiflung auf. Die zu einer höheren geschichtlichen Zukunft berufenen und den vollen Charakter der activen Menschheit an sich tragenden Germanen haben ruhmvoll und siegend sich gegen die römischen kriegsgeübten Heere erhalten; aber das Aztekenvolk, passiv und nur halb geschichtlich, schwand machtlos dahin vor

der kleinen, aber von einer grossen Idee erfüllten Schaar der Spanier. Welches Volk an seinen geschichtlichen Beruf glaubt, das wird nicht gerichtet, welches aber nicht glaubt, das ist schon gerichtet durch seine eigene Entsagung. Edel und gross war das Aztekenvolk in seinem Kampfe wie in seinem Ende. Helden standen gegen Helden. Aber in der Brust der Azteken war der Muth geknickt in dem Bewusstsein ihres Unterganges; die Herzen der Spanier waren erhoben durch das Bewusstsein für das Zeichen zu kämpfen, das die Welt überwinden sollte.

Mexikos Reich fiel durch sich selbst; die eigenen Völker wandten sich feindlich gegen den Mittelpunkt des Reiches, und die Spanier waren nur der Geist, der die Masse in Bewegung setzte, der sich an die Spitze der amerikanischen Völker stellte und sie gegen ihre bisherige Beherrscherin führte. Wie der Anfang, so das Ende. Wie durch Weisse die Bildung und der geschichtliche Geist in das Volk gekommen war, — Quetzalkoatl, — so geht das Reich wieder durch Weisse unter, welche wieder die Führung der indianischen Völker übernehmen. In Cortes, der an der Spitze von 200,000 Amerikanern gegen Mexiko zieht, wiederholt sich nur die Urgeschichte Mexikos und Perus, so wie die Geschichte der Mongolen, — ein weisses Geschlecht als führender und herrschender Geist gefärbter und passiver Stämme, nur mit dem Unterschiede, dass in Neu-Spanien nicht eine besondere geschichtliche Zwittergestalt erwuchs, wie bei den Mongolen, Azteken und Peruanern, sondern dass die bereits eine Weltmacht gewordene christliche Geschichte die passiven Völker völlig in sich aufgehen liess.

IV. Die Peruaner.

§ 163.

Fast gleichzeitig mit der Geschichte der Azteken entfaltet sich an der Westküste Süd-Amerikas die verwandte Geschichte der Peruaner. Das alte Reich von Peru erstreckte sich in seiner grössten Ausdehnung vom zweiten Grade nördlicher Breite bis zum 37sten Grade südlicher Breite, war aber, durch die Andenkette im Osten fast überall begrenzt, nur schmal.

Die Geschichte der Peruaner beginnt erst mit dem Auftreten der Inkas, welche nach der Sage, von Süd-Osten kommend, das vorher in dem Lande bereits ansässige, rohe, wilde, geschichtslose Volk erst zu einer Geschichte heranbildeten. Das an sich den wilden, passiven Naturvölkern angehörige Peruanervolk wurde durch die ihrer Heimath nach noch unbekannten, dem activen weissen Geschlechte ange-

hörigen Inkas regiert, gebildet und in eine grossartige und äusserst merkwürdige Geschichte hineingeführt. Eine Verbindung mit Mexiko ist bis jetzt nicht bestimmt nachweisbar, wiewohl es wahrscheinlich ist, dass in ältester Zeit eine solche vorhanden gewesen ist.

Die Bewohner selbst nannten das Land Tavantinsuyu (d. h. die vier Weltgegenden); der Name Peru entstand durch ein Missverständniss der spanischen Entdecker[1]). Die Geschichte Perus ist uns, da die Peruaner keine Schrift hatten, nur durch spanische Nachrichten bekannt, von denen sehr wichtige nur im Manuscript vorhanden sind; Prescott in seiner Geschichte der Eroberung von Peru (aus dem Englischen 1848, 2 Bände) hat einen grossen Theil dieser handschriftlichen Quellen benützt. Sehr wichtig ist das Werk von Garcilasso de la Vega, eines Mestizen, dessen Mutter eine Nichte eines der letzten Inkas war; er war, in Cuzko 1540 geboren und bis zu seinem 20sten Jahre dort lebend, in beständigem Umgange mit der Inka-Familie, und lernbegierig von ihr die vaterländische Geschichte erkundend; er war spanischer Hauptmann und schrieb nach genauen Nachforschungen die Geschichte seines Vaterlandes (Commentarios Reales), die nur in Beziehung auf die Beurtheilung der peruanischen geistigen Zustände eine etwas patriotisch-befangene Auffassung verrathen und in der Erzählung bisweilen zu phantasievoll über die Grenze nüchterner Berichterstattung hinausschweift.

Die Peruaner vor den Inkas waren nach Religion und Sitten völlige Wilde, verehrten Fetische und Naturgegenstände, frassen Menschenfleisch, lebten in einzelnen einander feindseligen Horden, gingen oft ganz nackt und lebten meist in wildem Geschlechtsverhältniss[2]). Über die Ankunft der Inkas hörte nun Garcilasso aus dem Munde seines Oheims, eines Inkas, folgende Erzählung[3]):

Als die Sonne, der Vater der Inkas, den elenden Zustand der rohen Peruaner sah, sandte sie aus Mitleid zwei ihrer Kinder, um sie in dem Glauben an die Sonne, als den höchsten Gott, zu unterrichten, ihnen Gesetze, Ackerbau, Viehzucht und Häuserbau zu lehren, und sie zu gebildeten Menschen zu machen. Die Sonne liess die beiden Kinder, einen Sohn und eine Tochter, an den Ufern des Titikaka-Sees auf die Erde kommen, und sagte ihnen, sie möchten gehen, wohin sie wollten; wo aber der ihnen mitgegebene goldne Stab sich bei dem ersten Anstoss in die Erde senken werde, da sollten sie bleiben. Dann ermahnte die Sonne ihre Kinder, jene Völker durch milde und vernünftige Gesetze zu regieren, wie ein Vater seine Kinder leite, und wie sie, die Sonne selbst, unablässig allen Sterblichen wohlthue. Die beiden Geschwister gingen nun nach Mitternacht zu, und nach langem Wandern blieben sie nach dem Zeichen ihres goldnen Stabes im Thale von Cuzko, und wurden von den Wilden als Söhne der Sonne verehrt und als Herrscher anerkannt. Der Inka zeigte ihnen, wie sie Häuser bauen sollten, und so entstand Cuzko, die Hauptstadt; er lehrte ihnen den Ackerbau und die dazu nöthigen Werkzeuge; die Schwester aber, die zugleich seine Gattin war, lehrte die Indianerinnen Spinnen, Weben, Kleidermachen und andere weib-

liche Künste. Von allen Seiten strömten die Wilden herbei, um sich dem neuen Geschlechte anzuschliessen; und in sechs Jahren hatte der Inka bereits ein starkes Heer, von ihm in den Waffen geübt. Diese Begebenheit fällt etwa vier Jahrhunderte vor die Zeit Garcilassos; und die Namen der beiden Sonnenkinder sind: Manko Kapak und Koya Mama Oello Huako. Kapak bedeutet reich und mächtig, und wurde dem Eigennamen Manko erst von den Peruanern beigefügt. Mama bedeutet Mutter; und es ist dabei zu beachten, dass in Mexiko Papa einen hohen Priester bedeutete. Von diesen ersten Inkas stammen alle folgenden Herrscher ab. Manko Kapak gründete mehr als hundert Ortschaften, gab strenge, den Frieden, die Sicherheit und den Wohlstand wahrende und fördernde Gesetze, wirkte besonders auch hin auf Sittlichkeit in der Ehe und im geschlechtlichen Umgang, setzte in die einzelnen Kreise Statthalter, welche für das geistige und leibliche Wohl ihrer Untergebenen wie Väter für ihre Kinder sorgen sollten, und begründete überhaupt in ihren wesentlichen Hauptzügen die merkwürdige und in ihrer Art einzige gesellschaftliche Verfassung des Peruaner-Volkes. In wie weit das Einzelne hierbei geschichtliche Thatsache oder sagenhafter Nimbus, wird wohl schwerlich jemals entschieden werden können. Seine Wirksamkeit erhöhte Manko Kapak durch die Hervorhebung seines himmlischen Ursprungs als Sohnes der Sonne, von der er in allen seinen Handlungen geleitet werde. Er starb, oder nach peruanischer Redeweise, kehrte zur Sonne zurück, nach einer dreissig- oder vierzigjährigen Regierung [4]).

Andere vielfach gestaltete Sagen, zum Theil von der eben erwähnten abweichend, reden bestimmt von weissen und bärtigen Männern, die, von der Gegend des Titikaka-Sees kommend, unter den rohen Urbewohnern Gesittung einführten. So bunt und und kindisch die einzelnen Sagengebilde zum Theil auch sind, so wird doch fast in allen die weisse Farbe der fremden Ankömmlinge hervorgehoben [5]). Als Zeit werden meist 400 Jahre vor der Eroberung, also das 12te Jahrhundert, angegeben; bei andern Sagen schwankt die Angabe zwischen 200 und 500 Jahren vor der Eroberung. Die Zahl der Regenten, niemals höher als 13 angegeben, lässt etwa auf 300 Jahre schliessen. In der Nähe des Titikaka-Sees sind noch jetzt Trümmer, von bedeutender Bildung zeigend, und wahrscheinlich älter, als die peruanischen Bauten.

Wir haben hier vorerst nur die einfache Thatsache festzuhalten, dass nach der allgemeinen Behauptung der Peruaner die Bildung Perus nicht aus dem Volke selbst erwachsen, sondern durch fremde Ankömmlinge weissen Geschlechts überkommen und im Volke nur eigenthümlich ausgebildet ist.

[1]) Garcilasso, I, c. 4. 5. 6; Prescott, Peru, I, S. 4. 32. [2]) Garcil. I, 9—15; Prescott, p. 6. [3]) Garc. I, c. 15—17. [4]) Garc. I, c. 21—25. [5]) Prescott I, S. 8.

Das religiöse Leben.

§ 164.

Die Religion der Peruaner, nur aus fremden, wenig genügenden Berichten mangelhaft bekannt, ist eine von dem subjectiven Geiste der activen Völker stark getränkte Naturverehrung. Eine ausser dem rohesten Fetischismus von den Inkas im Lande vorgefundene Verehrung einer mächtigen weltbildenden Gottheit von zweifelhaftem Wesen blieb auch später noch neben der Landesreligion geduldet. Die eigentliche peruanische, von den Inkas eingeführte, mit dem Staatsleben innig verwachsene Religion bestand in der Verehrung der Sonne als höchster Gottheit. Die Sonne erscheint hier einerseits in ihrer natürlichen Bedeutung als die das Erdleben bedingende und tragende Weltmacht, andererseits zugleich als eine geistige, mit Bewusstsein und Willen wirkende Macht. Ist daher in dieser Verehrung der Sonne, — nicht etwa eines in der Sonne nur wohnenden Geistes, — als alleiniger Herrschermacht, die höchste Steigerung der Verehrung sinnlicher Naturdinge zu erkennen, da hier ein Naturobject alle Macht in sich vereinigt, als herrschender Mittelpunkt des Naturganzen erscheint, so haben wir es hier doch keinesweges mit einer reinen Naturgottheit zu thun, sondern es trägt die Sonne einen stark subjectiven und persönlichen Charakter, ist nicht blosser Weltkörper, sondern begeisteter Weltkörper. Das peruanische religiöse Bewusstsein ist ein Übergang aus dem objectiven Naturbewusstsein in den Standpunkt der weissen subjectiven Völker, es ist eine Religion für objective Naturvölker, aber ausgehend von einem activen Menschenstamme, darum das Gepräge beider Menschenstämme an sich tragend. — Ausser der Sonne wurden, aber als ihr durchaus untergeordnet, noch der Mond, die Sterne, der Regenbogen, der Blitz und die Elemente als göttliche Mächte betrachtet, ohne aber eigentlich verehrt zu werden.

Vor der Inka-Religion bestand in Peru bereits ein Tempel des Pachakamak, der Weltseele, des Lebensspenders und Lebenserhalters, und wurde noch bis zur Zeit der Eroberung wegen der dort gegebenen Orakel von zahlreichen Wallfahrern besucht. Noch jetzt sind Trümmer dieses alten Tempels bei Lima vorhanden. Die Inkas duldeten laut eines ausdrücklichen Friedensschlusses den dort gepflegten Kultus, und bauten nur einen Sonnentempel daneben. Das Bild des Gottes, aus Holz gemacht, war eine Fratze. Opfer von Thieren und Menschen wurden ihm gebracht; letztere aber unter der Inkaherrschaft abgeschafft. Ursprung und eigentliche Bedeutung sind wenig bekannt; was es mit der von Garcilasso und Andern gegebenen Erklärung „Schöpfer und Erhalter des Weltalls", mit seiner Unsichtbarkeit, die sich mit seinem unförmlichen Bilde nicht wohl reimt, auf sich habe, müssen wir

dahingestellt sein lassen, da uns alle näheren und sicheren Angaben fehlen[1]). Jedenfalls haben wir an keinen Monotheismus zu denken, da neben diesem Gott noch andere verehrt wurden, auch Thiere und das Meer; vermuthlich ist Pachakamak eben nur ein indianischer „grosser Geist", ein Dämon ohne eigentlich geistig-persönliche Bedeutung, wenn sich auch später einige höhere Gedanken an diesen Gott angelehnt haben mögen, der in seiner Unbestimmtheit für jede Eintragung bequem war. Die Inkas ehrten den Pachakamak vorzüglich als Orakelgott, und seine nebelhafte Dämmerungsgestalt mochte für die Anlehnung des eben so unbegriffenen Schicksals geeignet sein. Er erscheint da gradezu auch als „Sohn der Sonne", welcher auf die schon geschaffene Erde kommend dieselbe weiter ausbildete[2]).

Die eigentlich peruanische Gottheit ist die Sonne, deren Verehrung von den Inkas, die als ihre Söhne galten, eingeführt wurde. Die Sonne galt naturgemäss als männlich, und war nicht bloss der sichtbare, seelenlose Weltkörper, sondern in diesem strahlenden Gotteskörper war ein bewusster und wollender Geist, dessen Bedeutung über die eines blossen Dämons weit hinauszureichen scheint. Die göttliche Sonne war aber auch nicht bloss, selbst nicht vorzugsweise geistiges Subject, dessen nebensächliches Symbol etwa die Sonne wäre, sondern hier ist der strahlende Sonnenkörper ganz wesentlich die Gottheit selbst, nur eben nicht die ganze Gottheit, ist nicht blosser, geistleerer Weltball, sondern ein begeisteter, göttlicher Leib, der thatsächlich und wirklich sich dem übrigen All strahlend und lebenerzeugend mittheilt. — Als ein Mönch dem letzten Inka den christlichen Glauben predigte, erwiederte dieser: „Euer Gott ist von denselben Menschen getödtet worden, die er geschaffen hat; mein Gott aber, — indem er auf die untergehende Sonne zeigte, — lebt noch im Himmel und blickt auf seine Kinder herab"[3]). Als nach der obenerwähnten Sage der Sonnengott seine beiden Kinder unter die Menschen sandte und sie ermahnte, dieselben in Liebe zu regieren, wies er sie auf sein eignes Beispiel hin: „Ich höre nicht auf, allen Sterblichen Gutes zu thun; denn ich erleuchte sie mit meinem Lichte, gebe ihnen Wärme und mache ihre Felder fruchtbar; ich umkreise die Erde einmal des Tages und bringe Tröstung ihren Bewohnern"[4]). In dieser natürlichen Wirksamkeit beruht die Hauptsache des göttlichen Lebens, und das geistig-sittliche Thun, wie die Sendung der Inkas, schliesst sich nur als die Erweiterung jener an sie an[5]). Aus Ehrfurcht vor der Sonne durfte Niemand, selbst der Inka nicht, sie anschauen[6]).

Die Sonne und Pachakamak scheinen in gar keiner inneren Beziehung gestanden zu haben, so sehr sich auch Garcilasso bemüht, in Letzterem den höheren, unsichtbaren Gott und Weltschöpfer, der „nur innerlich" verehrt wurde, nachzuweisen. Die Verbindung beider Gottheiten scheint vielmehr, ihrer Entstehung gemäss, eine rein politische gewesen zu sein. Die Verehrung Pachakamaks neben der Sonne hatten die Inkas in einem Friedensvertrage mit dem denselben verehrenden Volke zugestanden, und sie erkannten denselben daher nur vertragsmässig an, ohne ihm aber in den Kult

aufzunehmen. Eine „rein innerliche" Verehrung des Pachakamak ohne Tempel und Kultus' ist nach dem ganzen Geiste des peruanischen Volkes ein Unding. Nur die Sonne hatte Tempel und Verehrung von Seiten der Inkas, die Sonne ist „der einzige" Herr und Bildner der Welt, — mit einem zweiten Weltbildner lässt sich da nichts anfangen; dass aber die Sonne erst das Zweite, das Product des Pachakamak sei, davon ist nirgends eine Spur; sie erscheint vielmehr durchaus als ursprüngliche und alleinige Weltmacht, und Pachakamak ist für die vorperuanische Religion zurückzustellen. — Ein späterer Inka erdreistete sich einst, an der höchsten Gotteswürde der Sonne zu zweifeln, sie müsse noch einen höheren Herrn über sich haben, weil sie sonst nicht so regelmässig ihren Lauf durchmachen, sondern sich manchmal beliebig ausruhen würde[7]). Diese alberne, dem Inka als Ketzerei ausgelegte Bemerkung zeigt wenigstens, dass den Peruanern die Sonne wirklich als höchster Gott galt. — Der Mond galt als Schwester und Gattin der Sonne, die Sterne als ihre Begleiter, hatten aber weder Tempel noch Kultus und galten durchaus als untergeordnete und dienende Mächte. Eben so stehen die Elemente, der Blitz, der Regenbogen mit der Hauptgottheit in Verbindung, ohne selbst eine wirkliche Verehrung zu geniessen[8]). Ein böser Dämon, dem viel Einfluss auf die menschlichen Dinge zustand[9]), gehörte wahrscheinlich auch in das Gebiet der früheren Periode, und jedenfalls nicht in das Gebiet des Kultus.

[1]) Prescott I, S. 70. 339. 341; Garcil. II, 2; VI, 18. 30. 31; IX, 14. 15; Zarate, hist. II, c. 5. Ulloa, Nachr. üb. Am. II, S. 132. 152. 171. [2]) Zarate, I, c. 10. [3]) Presc. I, S. 319. [4]) Garc. I, c. 15. [5]) Garc. I, c. 21; II, 1. [6]) Garc. IX, c. 10. [7]) Garc. IX, 10. [8]) Garc. II, 1. 4; III, 21; Presc. I, S. 71. [9]) Presc. I, S. 66; Garc. II, 2.

§ 165.

Der Mensch selbst hat bei den Peruanern einen viel höheren Werth als bei den Wilden wenn auch die freie Persönlichkeit noch nicht erkannt ist. Die Fortdauer des Menschen nach dem Tode ist bestimmt anerkannt, wenn auch in sehr sinnlicher Weise vorgestellt. Die Sorge für das künftige Leben ist gross; den Vornehmen folgen Diener und Frauen freiwillig oder gezwungen in den Tod. Die Seelen der Inkas kehren in ihre Heimath, die Sonne, zurück; die gewöhnlichen Menschen erlangen Glück oder Elend nach ihren Thaten. Der roh aufgefasste Gedanke einer Auferstehung des Leibes ist noch ohne alle tiefere Bedeutung und ist eben nur ein stark hervortretender sinnlicher Ausdruck einer noch ungeklärten Vorstellung des künftigen Lebens; eine sorgfältige Bewahrung des Leichnams, oft als Mumie, folgt aus diesem Gedanken.

Dass der Mensch noch nicht als wahrhaft geistige Persönlichkeit erkannt und von den Naturdingen wesentlich unterschieden ist, geht schon daraus hervor, dass der Ursprung der Menschen auf Thiere und andere Naturdinge zurückgeführt wird; die Einen wollen

von Löwen, Tigern, Adlern, Geiern entsprungen sein, Andere von Flüssen, Quellen, Seen, Bergen etc.[1]). Dennoch gilt den Peruanern der Mensch bei weitem mehr als allen wilden Völkern, und das ganze gesellschaftliche und sittliche Leben derselben trägt überall den Charakter der Achtung des Menschen.

Die Seele behält nach dem Tode des Körpers ihr Recht auf den irdischen Besitz. Den Inkas und den Vornehmen folgten die Frauen und Diener nach, und Kleider, Geräthe und Schätze wurden mit der Leiche zugleich begraben. Bei der Bestattung eines Inka sollen einmal 4000 Diener und Beischläferinnen getödtet worden sein; und als der letzte Inka von den Spaniern erdrosselt worden war, nachdem er durch die Taufe sich vor dem Feuertode bewahrt, stürzten seine Frauen und Schwestern in die Kirche, um sich auf seinem Grabe zu opfern, und als sie zurückgewiesen wurden, tödteten sich einige der Frauen in ihrer Wohnung[2]). — Nach dem Tode leben die Guten in gemächlicher, genussvoller Ruhe, während die Bösen im Innern der Erde schwere Arbeit verrichten müssen. Die Inkas kehren zur Sonne zurück; „sie werden heimgerufen zur Wohnung ihres Vaters“[3]). — Aber dieses Leben nach dem Tode ist nur ein Übergang; die Seelen kehren einst wieder in ihre Körper zurück, und das irdische Leben beginnt von Neuem. Darum wurden die Leichen der Vornehmen als getrocknete Mumien aufbewahrt, die, oft in Felsengräber gesetzt, sich zum Theil bis in die neueste Zeit erhalten haben[4]). Die Mumien der Inkas wurden im Sonnentempel zu Cuzko beigesetzt. In zwei Reihen, rechts die Männer, links die Frauen, sassen die königlichen Leichen auf goldenen Stühlen, die Köpfe gebeugt, die Hände über der Brust gekreuzt, gekleidet in ihrer königlichen Tracht; sie waren noch lange nach der Eroberung fast mit dem Ausdruck des Lebens erhalten. Wahrscheinlich wurden die Leichen erst in der trocknen Luft des Hochlandes ausgetrocknet, und dann, wiewohl diess zweifelhaft, mit harzigen Substanzen behandelt[5]). Die Leichen des Volkes wurden zwar nicht einbalsamirt, aber man trug doch Sorge für die Erhaltung der einzelnen Körpertheile. Die abgeschnittenen Haare und Nägel wurden sorgfältig aufbewahrt, damit die in ihren Körper zurückkehrende Seele diese ihre Theile ohne Mühe wieder finde. Wenn die Spanier beim Aufgraben der Gräber menschliche Gebeine herauswarfen, so baten die Indier, diess zu unterlassen, damit die Auferstehenden ihre Gebeine beisammen fänden[6]). Es ist daher wohl nicht richtig, wenn man Unsterblichkeit und Auferstehung nur auf die Inkas, nicht auf die übrigen Peruaner bezieht; wiewohl Beides ursprünglich vorzugsweise nur den ersteren zugeschrieben sein mag. Bei den Inkas selbst erstreckt sich die Aufbewahrung des ihnen Angehörigen auch auf ihren Besitz, und bei dem Tode eines Königs wurden seine ganzen Schätze in seinem Pallaste, der nie wieder betreten wurde, für alle Zeiten verschlossen; kein König erbte von seinem Vorfahren etwas Anderes als die Herrschaft[7]).

Die Auferstehungs-Lehre der Peruaner ist keinesweges eine höhere Fortbildung der Unsterblichkeits-Lehre, wie diess im Christenthume der Fall ist, sie ist vielmehr nur ein stark sinnlicher

Ausdruck für den Gedanken eines Lebens nach dem Tode, welches die rohe Vorstellung eben nicht besser unterzubringen weiss, als in den alten irdischen Verhältnissen und den alten, nicht etwa verklärten Körpern. Es ist eine eitle Mühe, für diese ganz plumpen Phantasiegebilde nach einem christlichen Einflusse sich umzusehen; es ist nicht das Mindeste darin, was nicht allenfalls auch ein Wilder sich ausspinnen könnte.

[1]) Garcil. I, c. 18. 21. [2]) Presc. I, S. 25. 68. 372; Garc. VI, c. 5, Zarate I, c. 12. [3]) Presc. I, S. 66; Garc. II, c. 7. 8; I, c. 23. [4]) Stevenson, trav. in S.-Am., I, 412. [5]) Presc. I, S. 24; Garc. I, c. 25; III, 2; V, 29; VI, 5. Acosta, hist. des Ind occid. V, c. 16; VI, c. 21. [6]) Garc. II, 7; Gomara, hist., c. 125; Zárate I, c. 12. [7]) Presc. I, 24.

§ 166.

Das Verhältniss der göttlichen Macht zu dem Menschen ist bei den Peruanern, wo das göttliche Dasein sich mehr als bei allen bisherigen Völkern zu einer wesentlichen Einheit concentrirt hat, auch bestimmter und klarer geworden. Die mit der Persönlichkeit des activen Völkergeistes stark getränkte Sonnengottheit bleibt nicht in vornehmer Unzugänglichkeit im Jenseits, nur in gleichgiltiger Regelmässigkeit ihre Kreise durchlaufend, offenbart sich nicht nur durch das Licht als Naturmacht, sondern sie will auch als leitende geistige und sittliche Macht sich offenbaren, sie sendet ihre Kinder auf die Erde, um der in Rohheit versunkenen Menschheit das Licht des Geistes, Bildung, Gesetze und Staat zu bringen, um im Namen der Gottheit selbst die Völker zu regieren und zu einem Volke Gottes zu machen. Und während wir bei den Wilden die Weissagungen meist nicht auf das eigentliche vorhandene religiöse Bewusstsein selbst zurückführen konnten, sondern auf das übergöttliche Schicksal, dürfen wir hier die in der Weissagung sich aussprechende Idee eines inneren nothwendigen Zusammenhanges der Welt zwar nicht völlig auf die Sonne als alleinigen, allmächtigen Urgrund zurückführen, aber doch an sie als die offenbarende Macht des Schicksals anknüpfen. — Ausser den uns schon bekannten Formen der Weissagung aus Zeichen findet sich hier zum ersten Male die Beobachtung der Eingeweide der Opferthiere, welche das Wesen der Weissagung in viel höherer Symbolik ausdrückt als alle übrigen Formen derselben.

Schon in dem Kultus vor der Inka-Religion waren, wie bei fast allen Wilden Weissagungen; und das Orakel des Pachakamak erhielt sich durch die ganze Inka-Zeit in hohem Ansehn, und selbst die Inkas befragten dasselbe [1]); das Nähere ist nicht bekannt. — Träume und allerlei Wahrzeichen, wie Blutregen, Kometen, Zucken der Augenlieder, Ohrensummen etc., wurden ganz allgemein als Offenbarungen der Gottheit beachtet [2]). Eigenthümlich aber war die Weissagung aus den Eingeweiden, die in der

neuen Welt sonst nirgends vorkommt. Den lebenden Opferthieren, meist Lamas, wurde die linke Seite aufgeschnitten und Herz und Lunge ausgerissen, und aus ihrem Aussehen geschlossen, ob das Opfer der Sonne angenehm sei oder nicht, ob der zu unternehmende Krieg glücklich, die Ernte günstig sein werde etc. Wenn die Lungen noch zuckten, so war diess ein gutes Zeichen; zerrissene oder verletzte Theile bedeuteten Unglück; auch die übrigen Eingeweide wurden beschaut und aus ihnen Zeichen entnommen[3]). Es liegt darin ein tieferer Gedanke. Man sucht die Geheimnisse des Schicksals nicht mehr an der Oberfläche des Daseins, nicht mehr in den äusserlichsten Zufälligkeiten, man dringt ein in die innersten Lebensquellen der Natur, man zieht das verborgene Walten des höchsten Naturlebens, im Thiere, ans Licht; das Geheimniss wird nur aus dem Geheimnissvollen enthüllt, des Schicksals dunkle Verkettung nur aus der dunklen Verborgenheit des inneren Lebens offenbar; in allen Dingen wohnt die weltdurchathmende Macht; aber rein und nicht getrübt und nicht gestört durch äussere Zufälligkeit wird sie nur in der Stille des verborgensten Thierlebens gefunden; Herz und Lunge sind des Thieres Lebensmittelpunkt, und aus dem Lebendigen wird das Leben des Alls erkannt. Wie die Krankheit des Körpers sich in jedem Gliede kund thut, so wird die unglückliche Stimmung des Weltgeistes auch in den krankhaften Erscheinungen des innersten Thierlebens kund, das ja auch *seine* Offenbarung ist.

[1]) Garc. II, 2; IX, 4. [2]) Garc. IV, 16; II, 23; IX, 14. 15. [3]) Garc. VI, c. 21. 22; Zarate I, c. 11.

§ 167.

Die Beziehung des Menschen zu Gott hat sowohl in seiner idealen Seite, dem Gebet, als in seiner realen, dem Opfer, eine bedeutende Entwickelung gewonnen. Das Gebet an die Sonne erscheint unter feierlichen Formen; geopfert wurden der Sonne Thiere und Pflanzen, bei seltenen feierlichen Gelegenheiten sehr wahrscheinlich auch Menschen. Das Opfer der Askese erscheint unter der Form der Enthaltung von Speise und Sinnlichkeit und in dem klösterlichen Leben der Sonnen-Jungfrauen.

Man betete zur Sonne bei ihrem Aufgang knieend, mit ausgestreckten Armen und der Sonne Küsse zuwerfend, nach orientalischer Sitte. Der Inka reichte an den Sonnenfesten der Sonne zwei goldne Becher dar und forderte sie feierlich zum Trinken auf, goss den einen Becher aus und trank selbst von dem andern, und vertheilte das Übrige, als von seiner Hand und der Sonne geweiht, an die aus Inkablut Entsprossenen[1]). Bei anderen Festlichkeiten tauchte man die Fingerspitze in den Maistrank und spritzte mit nach dem Himmel gerichtetem Blick einige Tropfen der Sonne entgegen, und warf ihr Kusshände zu[2]).

Die der Sonne dargebrachten und auf ihren Altären verbrannten Opfer bestanden in Früchten, Blumen, Kräutern, Thieren, besonders Lamas; ausserdem wurden ihr die erwähnten Trankopfer

gebracht[3]). Die **vor** der Inkaperiode sehr gewöhnlichen **Menschenopfer** wurden von den Inkas fast ganz abgeschafft, und bei unterworfenen Völkern sogar bei Todesstrafe verboten[4]); — aber wiewohl Garcillasso das Vorkommen der Menschenopfer bei den Inkas selbst entschieden in Abrede stellt[5]), und das Verbot derselben bei den unterworfenen Völkern oft erwähnt, so sprechen doch andere Nachrichten ziemlich sicher dafür, dass bei grossen Feierlichkeiten, wie bei einer Thronbesteigung, bei der Geburt eines Prinzen, ein Kind oder ein schönes Mädchen geopfert wurde[6]); jedoch waren diese Opfer nie mit Menschenfressen verbunden. Die Sitte, dass das heilige Brot bei hohen Festen mit Kinderblut bereitet wurde[7]), ist ohne Zweifel eine Abschwächung des Menschenopfers. — **Fasten** fand vor allen grossen Festen statt, und dauerte bei den bedeutendsten drei Tage, während welcher nur Wasser und sehr wenig Mais genossen wurde. Ein milderes, aber länger dauerndes Fasten bestand in Enthaltung von allen Fleischspeisen, auch den Fischen, und nur einmaliger Mahlzeit des Tages. Mit den Fasten war meist auch Enthaltung von den Frauen verbunden[8]). Das Leben der Sonnen-Jungfrauen ist nur ein fortgesetztes idealisirtes Opfer der Entsagung.

[1]) Garc. VI, c. 21. [2]) Garc. II, c. 8. [3]) Ebend. [4]) Garc. I, c. 11. IV, c. 15. VI, 30. 31. IX, 4. [5]) II, c. 8. [6]) Zarate I, c. 11; Presc., I, 80. [7]) Garc. VII, 6. [8]) Garc. VI, c. 20. VII, 6; Zarate I, c. 11.

§ 168.

Der Kultus ward getragen von einem wohl geordneten, mit dem Staatsleben innig verbundenen Priesterthum, dem aber nicht, wie in Mexiko, auch der Volksunterricht, sondern nur der Tempeldienst oblag. Die von der gemeinen, unheiligen Wirklichkeit sich trennende Seite des Heiligen und Priesterlichen findet seinen idealsten und reinsten Ausdruck in den **Sonnen-Jungfrauen**, welche, ähnlich den Vestalinnen, in jungfräulicher Keuschheit lebend, das heilige Feuer, der Sonne reinstes Symbol, zu bewahren hatten.

An der Spitze der Priester und Tempeldiener in Peru stand eigentlich der Inka selbst, nächstdem aber ein Oberpriester (Villac Umu), dem Inka zunächst in der Würde stehend und von demselben aus den königlichen Prinzen auf Lebenszeit ernannt; die übrigen Priester, deren Zahl sehr gross und am Haupttempel in die Tausende stieg, wurden von dem Oberpriester ernannt. Die höheren Priester, besonders die des Haupttempels, waren aus dem Inka-Geschlecht. Sie hatten keine andere Kleidung, als die des Inka-Adels. Bestimmte Staats-Einkünfte waren zu ihrem Unterhalte bestimmt. Lehre und Unterricht war nicht der Priester Beruf, sondern nur der Kultus-Dienst, bei dem sie sich regelmässig ablösten. Während der Dienstwoche mussten sie sich von den Frauen enthalten[1]).

Das jährlich am Sonnen-Hauptfeste entzündete heilige Tempelfeuer wurde das ganze Jahr über brennend erhalten; zu dessen Dienste waren die Sonnen-Jungfrauen bestimmt, welche als die Frauen der

Sonne betrachtet wurden. Nur vornehme Mädchen, bei dem Haupttempel immer nur aus dem Inkaadel, in den Provinzen aus den Vasallen-Familien, wurden zu dem heiligen Dienste erwählt. Noch vor ihrem achten Jahre wurden die Mädchen in Klöster gebracht und dort von älteren Jungfrauen erzogen. Die Sonnenfrauen selbst wurden ausser den Tempelgeschäften mit Spinnen, Sticken und Weben für die Priester und die Inka-Familie beschäftigt und von den Matronen in genauer Aufsicht erhalten. Streng abgeschlossen von der übrigen Welt lebten sie in bequem und prächtig eingerichteten, aber mit hohen Mauern wohl verwahrten Klöstern; nur der Inka und seine Gattin hatten Eintritt in dieselben; Anderen war der Eintritt in das Innere bei Todesstrafe untersagt. Über die Jungfrau, welche die Keuschheit verletzte, verhängte das Gesetz den Tod des lebendig Begrabens, der schuldige Mann aber sollte erdrosselt und die Stadt oder das Dorf, in denen er wohnte, sollte der Erde gleich gemacht werden. Doch wissen wir nichts davon, dass dieser Fall wirklich einmal vorgekommen. Zarate aber berichtet, dass Fälle von Schwangerschaft bei Sonnenjungfrauen vorgekommen seien; die eidliche Aussage jedoch, dass der Sonnengott der Vater des Kindes sei, rettete sie von dem Tode. Beleidigung der Sonnen-Jungfrauen wurde oft mit dem Tode bestraft, und die Spanier fanden bei ihrer Ankunft einige Peruaner an den Füssen aufgehängt, welche sich gegen jene Mädchen ungebührlich benommen hatten. Die Zahl der Sonnen-Jungfrauen am Haupttempel betrug gegen 1500. Die schönsten derselben wurden Beischläferinnen des Inka, als des Sonnensohnes, und es waren derselben manchmal über 1000. Wenn diese aus dem königlichen Frauenhause entlassen wurden, so kehrten sie, weil nicht mehr Jungfrauen, nicht mehr ins Kloster, sondern ins elterliche Haus zurück, wurden vom Inka anständig unterhalten und standen in allgemeiner Achtung[2]). — Ausser den Sonnen-Jungfrauen legten auch noch andere Mädchen aus der Inka-Familie das Gelübde der Keuschheit ab, und wer dasselbe brach, wurde nach dem Gesetze lebendig verbrannt, oder den wilden Thiere vorgeworfen[3]).

[1]) Garc. II, 9; III, 22. 24; V, 8; VI, 20. [2]) Garcil. IV, 1—6; Zarate I, 11. II, 7.; Prescott I, S. 82. 84 etc. 286. [3]) Garc. IV c. 7.

§ 169.

Die heiligen Festzeiten haben dem Wesen der peruanischen Religion entsprechend den Sonnenlauf zur Grundlage; die beiden Sonnenwenden und die zwei Tag- und Nächtgleichen bildeten die Hauptfeste, die ausser der religiösen auch eine sociale Bedeutung hatten; der Inka war der Mittelpunkt derselben, und das Volk nahm lebhaften Antheil; die Kultusfeier wurde in den begleitenden Freudenmahlen zum Volksfest.

Die Tempel waren zahlreich. Der Hauptsitz des Kultus aber war der Sonnentempel in Cuzko, weniger schön als reich, der prunkendste Bau von Alt-Amerika; das Gold, „der Sonne Thränen", und

das Silber in einem Reichthum ohne Gleichen waren des Gottestempels äusserer und innerer Prachtschmuck.

Das grosse Fest der nördlichen Sonnenwende versammelte alle Mitglieder des Inkageschlechts und alle Vasallen in Cuzko; Religion und Staat sind hier in einander verwebt, und der Inka, der Sonne Sohn, theilte mit der Gottheit die Huldigungen, wie er als höchster Priester das Ganze leitete. Nach dreitägigem strengem Fasten erwarteten alle Theilnehmer des Festes auf dem grossen Marktplatze den Aufgang der Sonne, zu der sie knieend und ihr Küsse zuwerfend beteten, worauf der Inka der Sonne das Trankopfer brachte. In langem Zuge, oft seltsam gekleidet, schritt man bis in die Nähe des Haupttempels, Alle, den Inka ausgenommen, barfuss; nur der Inka und seine Verwandten betraten den Tempel, während die nicht der Sonne entsprossenen Vasallen draussen harrten; alle Inka-Adligen und alle Vasallen brachten der Sonne reiche Geschenke an goldenen und silbernen Gefässen und Bildern. Nach den Weissagungs-Opfern wurde das neue Opferfeuer entzündet, indem man mit einem kleinen runden Brennspiegel Baumwolle anbrannte; denn von der Sonne selbst musste ihre heilige Opferflamme entzündet werden. Bei trübem Himmel wurde das Feuer durch Reibung von Hölzern hervorgebracht. In dem Sonnentempel und im Kloster der Sonnen-Jungfrauen wurde das Feuer das ganze Jahr hindurch erhalten. Nach den Opfern wurde auf dem Platze grosser Opferschmauss gehalten, wobei ausser dem Fleisch der Opferthiere kleine von den Sonnen-Jungfrauen gebakene Brötchen gegessen wurden; die grossen Feste waren der einzige Fall, wo in Peru Brot gebacken wurde. Die Schmauserei endete mit einem meist schwelgerischem Trinkgelage, wobei ein berauschendes Getränk aus Mais die Hauptrolle spielte. Die Spanier haben hierin eine Nachahmung des christlichen Abendmahls gesehen; die Ähnlichkeit ist aber eine ganz oberflächliche[1]). Mit ähnlichen Schmausereien wurden auch die anderen grösseren Feste gefeiert, die oft neun Tage lang dauerten. Bei dem Aequinoctien-Fest im September wurde Brot gebacken, dessen Teig mit Menschenblut vermischt war, welches man kleinen Kindern durch Einschnitte entzogen hatte; mit dem blutigen Teige sich den Körper bestreichend, glaubte man sich von Krankheit und Schwäche zu befreien, wahrscheinlich weil das Blut als Träger der Lebenskraft galt; es scheint, dass dieses Blutbrot n i c h t gegessen wurde. Diess Fest sollte von der Stadt alle Krankheiten und Übel wegnehmen; zum Zeichen davon durcheilten vier bewaffnete Adlige die Stadt, und jagten gleichsam alles Übel aus der Stadt; in der folgenden Nacht wiederholten sie diese Heraustreibung mit brennenden Stroh-Fackeln, die sie dann ins Wasser warfen, und damit auch alles Böse ertränkt zu haben glaubten[2]). Diese Gebräuche erinnern an das Tod-Austreiben im östlichen Deutschland und bei den Slaven. Bei der Ernte und bei den Siegen wurden Dankfeste der Sonne gefeiert.

Der grosse S o n n e n t e m p e l, Coricancha, d. h. Sammelqlatz des Goldes, war nur mit Holz und Stroh gedeckt; die inneren Wände

waren aber fast ganz mit Goldplatten bedeckt. Auf der westlichen Wand, dieselbe fast ganz einnehmend, war das Bild der Sonne auf einer grossen Goldplatte dargestellt, ein von Strahlen und Flammen umgebenes Menschengesicht, mit Edelsteinen besetzt; durch das gegenüberliegende Thor fielen die Strahlen der aufgehenden Sonne auf das glänzende Bild. Auch die Thüren waren mit Goldplatten belegt, und von aussen zog sich am obern Theile der Mauer ein Goldstreif, eine Elle breit, um das ganze Gebäude. Im Innern sassen die Königsmumien auf Stühlen von massivem Golde, die auf goldnen Platten standen. Eine Kapelle am Haupttempel, ganz mit Silber ausgelegt, war dem Mond gewidmet, dessen Bild auf einer grossen Silberplatte dargestellt war; dort sassen Leichen von Königinnen. Drei andere Kapellen waren, mit Silber und Gold reich geschmückt, den Sternen, dem Donner und Blitz und dem Regenbogen gewidmet. Auch das Zimmer des Oberpriesters war ganz mit Gold bedeckt. Alle Gefässe und Geräthe des Tempels und des Klosters der Sonnen-Frauen waren von Gold oder Silber; Gärten mit goldnen und silbernen Blumen, mit Bäumen, an denen massiv-goldne und silberne Früchte hingen, und auf denen goldne Vögel und Schmetterlinge sassen, gehörten zum Tempel. Der Reichthum der Provinzial-Tempel war nicht gering[3]).

[1]) Garc. III, 23. VI, 20—28; Presc. 1, S. 79. [2]) Garc. VII, c. 7. [3]) Garc. III, 20 -24. IV, 3; Presc. I, 73.

Intelligenz. Arbeit. Kunst.

§ 170.

Das nicht von innen aus dem Volke entwickelte, sondern von aussen in das Volk hineingebildete geistige Leben konnte bei dem nur kurzen geschichtlichen Wirken der Inkas nicht eine bedeutende Intelligenz hervortreiben. Das geistige Leben bezieht sich vorzugsweise auf das Staatsleben und die damit verwachsene Religion. Das eigentlich erst im Werden begriffene Volk hatte sogar nicht einmal eine wirklich gemeinsame Sprache, welche die Trägerin der Intelligenz hätte werden können. Die von den Inkas vereinigten verschiedenen Stämme hatten verschiedene Sprachen, und die im Interesse der Staatseinheit befehlsweise verbreitete Staats-Sprache war noch so wenig ins Volk gedrungen, dass sie bald nach dem Sturze des Inka-Reiches meist wieder vergessen war. Der herrschende Inkastamm selbst war aber noch zu sehr mit der politischen Gestaltung der Völkermenge zu einem Volksganzen beschäftigt, als dass er sich mit der erst aus dem ruhig gestalteten Volksleben emporwachsenden höheren Geistesbildung viel zu thun machen konnte. Die Schrift gänzlich entbehrend, nur Knoten-Fäden zur Bezeichnung von Zahlbegriffen anwendend, haben die Peruaner die Wissenschaft fast gar nicht

entwickeln können. Weniger gebildet als die Azteken, welche doch eine Bilderschrift hatten, haben sie in Chronologie, Astronomie, Naturwissenschaften, Geschichte wohl einige Andeutungen und Lichtpunkte, aber fast gar keine Wissenschaft.

Da die Peruaner nicht eigentlich ein Volk waren, sondern eine durch den fremden Herrscherstamm der Inkas zu einem künstlichen Staatsganzen vereinigte Völkermenge, so hatten sie auch nicht eine Sprache, sondern jeder Stamm seine eigene. Die von den Inkas eingeführte Staats-Sprache ging mit der Inkaherrschaft auch fast ganz zu Grunde, und die christlichen Missionäre klagten sehr über dieses Verschwinden der einen anbefohlenen Sprache, die höher gebildet als die anderen im Volke vorhandenen Sprachen, schön, dichterisch, für zarte Gefühle sehr ausdrucksvoll, sehr regelmässig, für eine geistige Lehre viel geeigneter als diese war. Diese Staats-Sprache ist daher auch wenig bekannt. Es fehlen dieser Sprache die Buchstaben b, d, f, v, g, j, das spanische x, von denen die ersten drei auch in der Aztekensprache mangeln, mit der sonst eine Verwandtschaft nicht aufzuweisen ist[1]).

Die Knotenfäden, Quippus, auch in der ältesten Aztekenzeit vorhanden, vertraten hier die Schrift, von der keine Spur aufzufinden ist; Fäden von verschiedener Farbe, 3/4 Ellen lang, waren franzenartig an einen anderen Faden angereiht, und die in dieselben gemachten Knoten bezeichneten die Zahlen. Die Quippus wurden zu Rechnungen, statistischen Nachrichten und ähnlichen Zahlbegriffen gebraucht und mit grossem Geschick gehandhabt; andere Begriffe konnten durch sie nicht eigentlich bezeichnet werden; geschichtliche Nachrichten wurden z. B. nur insoweit von den Quippus unterstützt, als diese die Jahreszahlen, die Zahl der Truppen etc. angaben. Aller sonstige Inhalt des Wissens konnte nur durch mündliche Mittheilung erhalten und verbreitet werden[2]). — Das Zahlensystem war das dekadische, und mit Hilfe der Quippus konnten die Peruaner sehr hohe Zahlen ausdrücken[3]). Aber der Mangel aller Schrift trat der Ausbildung der Zahlbegriffe zu einer Wissenschaft, wie jedem wirklich wissenschaftlichen Leben entgegen, und selbst die Unterstützung des Staats, der besondere Männer zur Bewahrung und Pflege der Geschichte und anderer Kenntnisse als Beamte berief, war nicht im Stande, wirkliche Wissenschaft in Peru hervorzurufen. In der Astronomie kannten sie nur Sonne, Mond, Venus und die Plejaden; von Forschung über Ursache und Wesen der Himmelsbewegungen keine Spur; Finsternisse galten als Krankheit oder als Zorn der Himmelskörper; und bei Mondfinsternissen machte man durch Prügel die Hunde heulen, die Kinder schreien, und suchte durch gräulichen Lärm die Finsterniss zu verscheuchen[4]). Die Zeitrechnung war ziemlich genau; aber die mit den 12 Mond-Monaten nicht stimmende Sonnenzeit wurde weniger berechnet, als vielmehr beobachtet. Um die Solstitien zu finden, hatte man nahe an einander stehende Thürme oder Säulen errichtet, zwischen welchen hindurch die aufgehende Sonne an den genannten Tagen ihre Strahlen nach einem bestimmten Beobachtungspunkte hin warf, wo der Inka den Son-

nenaufgang erwartete. Die Aequinoctien wurden durch den Schatten einer Säule beobachtet[5]). Der Mondswechsel gab die nach den Mondsvierteln in Wochen getheilten Monate, die eigentlich neben der Sonnenjahrs-Rechnung hergingen. — Naturkenntnisse und Arzneikunde bestanden nur in vereinzelten Beobachtungen ohne inneren Zusammenhang[6]). Die Geschichte, fast bloss auf mündlicher Überlieferung beruhend, und nur in den Zahlen durch die Quippus unterstützt, ist nur ein Jahrhundert vor der spanischen Eroberung sicher; das Vorhergehende ist bereits in den Nebel zweifelhafter Sage gehüllt[7]). Von einer grossen Fluth in uralter Zeit wird erzählt; wenige Menschen nur retteten sich in die Höhlen von Bergen, und sandten nach langer Zeit Hunde aus, und erst als diese nicht mehr wassergenetzt, sondern mit von Erde beschmutzten Pfoten wiederkamen, gingen sie aus den fest verstopften Höhlen heraus[8])

[1]) Adelung und Vater, Mithridates, III, 2. 514. Garc. VII. c. 3. 4. [2]) Garc. II, 26; VI, c. 8. 9. Presc. I, S. 90. [3]) Garc. VI, c. 8. [4]) Garc. II, 21. 22. [5]) Garc. II, c. 22; Acosta VI, c. 3. [6]) Garc. II, c. 24. 25. [7]) Garc. VI c. 8. 9; Presc. I, S. 11. [8]) Zarate I, c. 10.

§ 171

Das peruanische Volk, nicht aus eignem Antrieb zur Geschichte sich entfaltend, sondern durch ein actives Herrschergeschlecht in die Geschichte getrieben, ist ein Volk der Arbeit geworden. Diese einzige Thatsache, dass die Indianer zu einem Arbeitsvolke geworden sind, würde hinreichen, um die Gestaltung des peruanischen Staats auf ein fremdes, geschichtliches Geschlecht zurückzuführen; denn freiwillig arbeitet kein indianischer Stamm; das peruanische Volk gehört aber durchaus dem rothen indianischen Menschenschlage an. Nur die Geistesmacht eines höheren Geschlechts vermochte die arbeitslosen Völker zur Arbeit heranzubilden. — Die Arbeit ruhte auf dem religiösen Bewusstsein. Das stille, gesetzmässig fortgehende Schaffen der Sonnen-Gottheit fand im Volksleben seinen Wiederschein in dem geordneten Walten des arbeitenden Schaffens. Die Zucht der Lama erhob die Viehzucht zu einer verständig geordneten Arbeit, und verwandte das zum Hausthier gewordene Vieh zur Arbeit selbst, machte es zum Lastthier. — Der Ackerbau wurde die Grundlage des ganzen Volkslebens, und gewann eine seltene Ausbreitung und Ausbildung; fast jeder Fleck Landes war bebaut. Unter allen Arbeiten in engster Beziehung zur Sonne, stand der Ackerbau mit dem Kultus in natürlicher Verbindung. Das Feld zu bauen war eine religiöse Handlung, es war eine Arbeit im Reiche Gottes, denn die Pflanzenwelt ist die erste Offenbarung der schaffenden Sonnenmacht. — Der Bergbau war bei dem Überfluss an Erzen noch roh; Eisen war ganz unbekannt; Stein und Messing ersetzte es bei den Werkzeugen. Die Metallarbeiten nahmen bisweilen selbst ein

künsterisches Gepräge an. Die Verfertigung von Zeugen aus Wolle und Baumwolle war sehr fortgeschritten.

Das Lama wurde in Peru als Lastthier und zur Woll-Erzeugung benützt, die Milch dagegen wurde nicht gebraucht. Gegenstände des Ackerbaues waren besonders Mais, verschiedene Gemüse und Baumwolle; unbekannt waren Wein, Öl, Feigen, Zuckerrohr und europäisches Getreide. Der religiöse Charakter des Ackerbaues sprach sich vielfach aus; jeder Sonnentempel hatte seine eignen Maisfelder, die als etwas Heiliges galten; im Haupttempel standen zwölf grosse silberne Gefässe, mit Maiskörnern gefüllt, und jährlich pflügte der Inka, der Sonnensohn, unter grosser Feierlichkeit vor dem versammelten Volke die Erde mit einem goldnen Pfluge, — eine auffallende Erinnerung an China. Das Land war fast überall bebaut; steile Berge wurden terrassenförmig abgestochen, um Felder zu gewinnen, Felsen mit Gartenerde bedeckt; in dürren Thälern grub man, um einen feuchteren Grund zu gewinnen, grosse Strecken oft 15—20 Fuss tief aus, und umgab die so gewonnenen Felder mit Mauern; die dürren Strandgegenden wurden künstlich bewässert und berieselt, das Wasser in Röhren und steinernen Kanälen aus den Gebirgen herabgeleitet; Bei dem gänzlichen Mangel der Zugthiere wurde der sehr einfach gebaute Pflug durch Menschen gezogen; 6—8 Männer, den Takt durch Gesang erhaltend, zogen den Pflug, während die Weiber die Schollen verkleinerten. Der Dünger findet hier zum ersten Male in der bisherigen Kulturentwickelung eine ausgedehnte Anwendung; der Guano wurde von den Inseln herübergebracht, und zur Erhaltung desselben durfte bei Todesstrafe keiner der die Inseln bewohnenden Vögel getödtet, und keine der Inseln zur Brütezeit betreten werden. Das gewonnene Getreide wurde nur selten und auf rohe Weise durch Steine zu Mehl gerieben, meist aber roh oder geröstet oder gekocht genossen; auch das gewöhnliche Getränk wurde aus Mais bereitet [1]).

Die Metalle wurden aus den Bergen gegraben, die Bergwerke aber waren nur Höhlen, nicht Schachte. Gold wurde auch aus dem Flusssand gewaschen. Potosi's reiche Silberlager waren den alten Peruanern unbekannt; aber in andern Gegenden wurde viel Silber gewonnen. Zum Schmelzen der Erze gab es Schmelzöfen. Der Gebrauch des Quecksilbers zur Scheidung der edlen Metalle war unbekannt, das Suchen desselben vielmehr wegen der schädlichen Wirkungen auf die Gesundheit gesetzlich verboten. Gediegenes Eisen war gar nicht bekannt; die Werkzeuge waren aus hartem Stein oder aus einer sehr harten Mischung von Kupfer und 6 Procent Zinn [2]). Mit unvollkommenen Instrumenten vollbrachten sie doch sehr schwierige Arbeiten; das Schneiden von Edelsteinen war ziemlich entwickelt, und Bildhauereien aus dem härtesten Stein finden sich vor. Von unsern nöthigsten Werkzeugen fehlten ihnen die Zange, die Säge, der Meissel, die Nägel, die Scheere und alle Maschinen zum Lastenheben [3]). Waffen und mancherlei Gefässe waren aus Metall künstlich bereitet. Aus Silber oder Kupfer machte man Spiegel, auch Brennspiegel. Die

aus Wolle, Baumwolle und Pflanzenstoffen gemachten Zeuge, Mäntel, Shawls etc. hatten oft ein bewunderungswürdig feines Gewebe. Federarbeiten waren häufig, wurden aber weniger geschätzt als bei den Azteken.

[1]) Garc. VIII, 9—11. V, c. 2. 3; Presc. I, 73, 75, 100. etc. [2]) Garc. VIII, c. 24. 25; I, 22. II, 28. V, 14; Presc. I, S. 116. 118. [3]) Garc. II, 28.

§ 172.

Die Kunst hat nur eine geringe Entwickelung gehabt. Das Volk, welches in seinem geschichtlichen Bestehen eigentlich ein Kunstwerk der Inkas war, hatte an sich zu wenig Geist und Selbstständigkeit, um aus sich eine wirkliche Kunstentwickelung zu gestalten; es hatte eben nur zu arbeiten und zu gehorchen, nicht frei zu schaffen. Der herrschende Inkastamm hatte ein an sich rohes Volk zu einem geschichtlichen zu bilden, und im Staatsleben ging ihm seine schöpferische Thätigkeit auf. Wenig Malerei, und nur nachahmend; in Plastik mehr Pracht als Schönheit; die Baukunst einfach, von aussen schmucklos, und wegen der häufigen Erderschütterungen ohne Erhebung; keine Bogen und Säulen; Reichthum an der Stelle des Schönen. Von Musik und Poesie wissen wir nur, dass sie geübt wurden, aber wenig über ihre Art.

Von peruanischer Malerei ist wenig bekannt; jedenfalls wurde sie zur Bilderschrift nicht angewandt; aber sehr genaue Reliefkarten von Cuzko und einzelnen Landstrichen finden sich vor[1]). Bildhauerarbeiten in Relief und in voller Gestalt werden häufig erwähnt; besonders Nachahmungen der Naturgegenstände, wie Blumen, Bäume, Früchte, Thiere, in Gold und Silber; auch silberne Bildsäulen von Menschen in Lebensgrösse, wahrscheinlich hohl; vor der Habsucht der Spanier hat sich fast Nichts gerettet[2]). — Die Baukunst, durch des Landes Natur zurückgehalten, hat sich zur Schönheit nicht erheben können. Die Bauten gehen in die Breite, nicht in die Höhe. Sehr dicke Mauern aus Steinen, selten aus Ziegeln, erheben sich selten über 14 Fuss; die Steine sind mit der grössten Sorgfalt behauen, so dass die Fugen kaum sichtbar sind; Bogen und Säulen sind unbekannt; die Pfosten der Thüren nach oben schräg sich gegeneinander neigend, wie bei den Ägyptern und Azteken. Die Dächer von Holz und Stroh, selbst bei den Pallästen und Tempeln. Die Balken nicht in einander gefügt, sondern roh mit Holzseilen an einander gebunden. Die Palläste waren aussen schmucklos, ohne Fenster, im Innern von Gold strotzend; ihre Thore sehr hoch, weil die Inkas getragen wurden[3]). Die Hauptstadt, sehr regelmässig und rechtwinklig gebaut, von vier nach den vier Himmelsgegenden gerichteten graden Hauptstrassen durchschnitten, hatte viele Palläste der Adligen, und im Ganzen gegen 24000 Häuser. An der Nordseite lag eine Festung, von deren Mauern noch Trümmer übrig sind; ähnliche Befestigungen waren auch in anderen Theilen des Reiches; die Mauern sind aus

rohen, aber an den Kanten behauenen und sehr genau ineinandergefügten, oft kolossalen Steinen gebaut, die aus einem 4—5 Stunden entfernten Steinbruche ohne Zugthiere herbeigeschafft werden mussten; es sind darunter Felsstücke von 38 Fuss Länge, 18 Fuss Breite und 6 Fuss Dicke; 20,000 Menschen sollen 50 Jahre lang daran gearbeitet haben. Unterirdische, aber nicht gewölbte, sondern mit langen Steinen überdeckte Gänge führten zu einzelnen Theilen der mit Thürmen versehenen Festung[4]). — Die Musik war ziemlich verbreitet; Flöte und die zusammengesetzte Syrinx (Pan-Flöte) waren die gewöhnlichen Instrumente. Lieder, theils kriegerischen, theils geistlichen Inhalts, meist in kurzen, oft nur viersilbigen Versen, wurden viel gesungen. Schauspiele, aus Mangel an Schrift natürlich mehr Schöpfung des Schauspielers als des Dichters, wurden am Hofe von den Adligen aufgeführt; das Nähere wenig bekannt[5]).

[1]) Garc. II, c, 26. [2]) Garc. V, 23; VI, 2; Presc. I, S. 398. [3]) Garc. VI. 1. Presc. I, 119; Humboldt, Vues, p. 115 etc. [4]) Acosta VI. c. 14; Garc. VII, c. 27 — 29. Presc. I, S. 13. 14. [5]) Garc. II, 26. 27. 28; Presc. I, S. 94.

Sittliches Leben.

§ 173.

Das sittliche Leben der Peruaner entspricht dem religiösen Bewusstsein. Die ruhig und in unwandelbarer Gesetzmässigkeit segnend fortwirkende Thätigkeit der Sonne spiegelt sich in dem stillen, fleissigen, in strenger Ordnung und Gesetzmässigkeit waltenden Volksleben. Friedlichkeit, Wohlwollen, Fleiss, Ehrlichkeit, Gehorsam und Treue zeichnen den Peruaner aus. Die Inkas, stolz und männlich, erzogen das Volk zur stillen Bürgertugend und zur Tapferkeit, und entfernten die Rohheit der Wilden. Die Sittlichkeit der Peruaner ist höher, als die der Azteken.

Die auch noch zur spanischen Zeit gerühmte Ehrlichkeit und Redlichkeit der Peruaner, denen Diebstahl und Betrug etwas sehr Seltenes war[1]), hing mit den Eigenthumsverhältnissen unter den Inkas zusammen; wo Niemand eigentlich Besitz hat, und Niemand hilflos bleibt, da ist wenig Verlockung zum Betrug und Diebstahl. Die grosse Ordnung, der Gehorsam und der Fleiss war den Peruanern von den Inkas anerzogen; der Staat übernahm des Volkes sittliche Erziehung; und des Staates väterlich sorgsame Milde prägte dem Volke einen sanften, wohlwollenden Charakter auf; die Spanier mussten erst ihre ganze niedrige Rohheit offenbaren, ehe sie die liebevolle Gastfreundschaft der Peruaner verscherzten. Die Tapferkeit der Peruaner ist von den Spaniern genugsam erfahren und bezeugt. Als die rohen Eindringlinge in Cuzko rohe Gewalt ausübten, habgierig plünderten, die Sonnenjungfrauen und die Frauen des Inka schändeten, da erhoben sich die schwer beleidigten Peruaner, schlossen die Spanier in Cuzko ein, schossen die Stadt mit

Brandpfeilen in Brand und kämpften mit grossem Heldenmuth. Einige ritten auf eroberten Pferden, während die Azteken ihre Scheu vor diesen Thieren nicht überwältigen konnten. Als die Festung von den Spaniern erstürmt wurde, stürzte sich ein peruanischer Anführer, statt sich zu ergeben, von der Zinne des Thurmes herab. Nur der Mangel an Ausdauer bei den Peruanern rettete die Spanier vom Untergange[2]). — Furchtloser Stolz war Ruhm der Inkas. Als Pizarro vor dem Inka Atahualpa spanische Reiter ihre Übungen machen liess, blieb der Inka, der nie zuvor ein Pferd gesehen, völlig gleichgiltig und kalt, und als ein Peruaner vor dem hart an ihm vorbeijagenden Rosse eines Reiters einige Schritte zurückwich, liess ihn der Inka hinrichten[3]). — Die im Menschenfressen der Azteken sich noch zeigende Rohheit ist hier bereits völlig abgestreift, und Menschenfressen gilt als Gräuel.

[1]) Garc. VIII, c. 16; Presc. I, S. 181. [2]) Presc. II, S. 10. [3]) Ebend. I, S. 305.

§ 174.

Das Familienleben der Peruaner nimmt unter den heidnischen Völkern eine verhältnissmässig hohe Stufe ein. Die Wildheit ist bereits überwunden. Die Frauen sind nicht mehr rechtlose Lastträgerinnen, sondern geachtete Mitglieder der sittlichen Gesellschaft, und nehmen in den Sonnen-Jungfrauen selbst eine hohe Stufe im Kultus ein. Die Ehe wird heilig gehalten und ist Staatspflicht. Vielweiberei ist erlaubt, im Volke aber selten, beim Inka weitgreifende Sitte. Ehen unter den nächsten Blutsverwandten sind verboten, nur der regierende Inka hat, der Reinheit des Sonnengeschlechts wegen, immer seine leibliche Schwester zur Gattin. Ehebruch wird mit dem Tode bestraft. Züchtigkeit und Anstand wird durch die Sitte zart bewahrt. — Die Erziehung ist Staatspflicht, streng und sorgfältig.

Achtung vor den Frauen wurde schon von Manko Kapak zur Pflicht gemacht[1]). Die schwere Arbeit wurde von den Männern gethan, den Frauen blieb nur das Leichtere, Spinnen, Weben, Kleidermachen, leichte Feldarbeit etc[2]); bei den Wilden lastete alles Schwere auf den Frauen. Das Gesetz des Manko Kapak gestattete jedem Manne eigentlich nur eine Frau, und die nachher zu erwähnende Schliessung der Ehen durch den Staat musste die Monogamie nothwendig zur Regel machen; doch erlaubte die Sitte auch mehrere Frauen, und ausser dem Inka, der oft zahlreiche Beischläferinnen hatte, lebten auch die Adligen meist in Vielweiberei[3]). Die unnatürliche Ausnahme von dem Verbote der Ehen unter Blutsfreunden bei den Inkas beruhte auf politisch-religiösem Grunde. Das Geschlecht der Sonne sollte nicht mit dem der gewöhnlichen Menschen sich mischen; ausserdem sollte die Herrschaft von Vater und Mutter zugleich rechtmässig geerbt werden, und die Königin also dem Könige völlig ebenbürtig sein. Man weist auf das Beispiel des Sonnengottes hin, der auch seine Schwester, den Mond, zur Gattin hat, und auf Manko Kapak, von dem

Gleiches galt. Wenn keine Schwester da war, so trat die nächste Verwandte an ihre Stelle[4]). — Kinderlose Wittwen heiratheten bei den Peruanern nur selten zum zweiten Male; hatten sie aber Kinder, so blieben sie ehelos; der Wittwenstand war sehr geachtet[5]). — Ehebrecher wurden mit dem Tode bestraft[6]).

Im gewöhnlichen Leben wurde viel auf keusche Sitte und Anstand gehalten. Öffentliche Dirnen waren zwar geduldet, mussten aber ausserhalb der Stadt wohnen, durften diese nicht betreten; sie waren sehr verachtet und keine Frau redete ein Wort mit ihr[7]). — Unnatürliche Sünden, die bei den neu unterworfenen Völkern im Gange waren, wie Sodomie, wurden durch die härtesten Strafen unterdrückt; die Schuldigen wurden dem Feuertode übergeben und ihre Häuser niedergebrannt[8]).

Die Erziehung zu Peru war streng und hart. Das neugeborne Kind wurde täglich in kaltem Wasser gebadet und oft mit Wasser benetzt, um es an Kälte zu gewöhnen. Die Säuglinge wurden nicht auf den Armen gewartet, selbst beim Säugen beugte sich nur die Mutter über das liegende Kind; nur drei Mal täglich erhielten die Kinder die Brust. Ammen waren selbst bei den Vornehmsten selten. Bis das Kind entwöhnt war, enthielt sich die Mutter ihres Mannes, weil man glaubte, dass sonst das Kind die Auszehrung bekäme[9]). Die spätere Erziehung der Adligen, dem Staate anheimfallend, werden wir später besprechen.

[1]) Garc. I, c. 21. [2]) Garc. IV, c. 13. [3]) Garc. IV, 8. 9; I, c. 21. [4]) Garc. I, 25; IV, 9. Presc. I, S. 15, 87. [5]) Garc. IV, c. 7. [6]) Garc. VI, c. 36. [7]) Garc. IV, c. 14. [8]) Garc. III, c. 13. [9]) Garc. IV, c. 12.

Staatsleben.

§ 175.

In Peru ist der Staat nicht aus dem Volke erwachsen, sondern das Volk aus dem Staate, ähnlich wie bei den Mongolen. Die Peruaner sind aus einer Vielheit von Völkern von ganz verschiedenen Sprachen durch die Inkas erst zu einem Volke geworden, sind in den Staat hineingeführt worden, haben nicht aus sich ein Staatsleben naturwüchsig entwickelt. Der peruanische Staat ist durchaus ein Kunstwerk, durch den schaffenden Geist eines Herrschergeschlechts erzeugt; das Volk selbst ist dabei ganz unbetheiligt, hat zu dem Staate nichts gegeben als die gehorsamen Unterthanen, aber keinen Gedanken. Die Inkas sind nicht durch die Volksentwickelung erhoben, sondern haben das Volk zu sich emporgezogen; nicht das Volk hat die Könige geschaffen, sondern die Könige haben das Volk geschaffen. Alles, was zum Staatsleben gehört, ist schöpferische That der Inkas. Wir können daher auch nicht die socialen Voraussetzungen des eigentlichen Staatsorganismus, die Verhältnisse des Eigenthums und des Rechtes vor der Staatsverfassung behandeln,

sondern müssen vielmehr die Inkas als die eigentliche Grundlage aller staatlichen Verhältnisse betrachten.

Die Inka-Familie, kurz vor der spanischen Eroberung bis zu Tausenden gestiegen, war nicht nur durch Sitte, Erziehung und Tracht von dem übrigen Volke unterschieden, sondern auch die Sprache, hellere Farbe, Schädelgestalt und Körperbau zeigen in Übereinstimmung mit der bestimmt ausgesprochenen Überlieferung, dass die Inkas ein anderer und hellerer Menschenstamm sind, als das von ihnen beherrschte Volk. Die Mitglieder dieser Familie erhielten eine besondere und sorgfältige Erziehung und wurden durch harte Prüfungen erst berechtigte Mitglieder der Familie der „Sonnensöhne„.

Die Sprache der Inkas soll von der officiell eingeführten Staats-Sprache [§ 170] noch verschieden gewesen und ihre Erlernung dem Volke gradezu verboten gewesen sein[1]). Der männliche, thatkräftige, schaffende Geist der Inka-Familie unterscheidet dieselbe sofort von dem passiven, weiblichen Charakter des Volkes. Selbst die Körperbildung der Inka-Verwandten weicht bedeutend von der des Volkes ab. Der Schädel hat einen bedeutend grösseren Gesichtswinkel und trägt die Form des weissen Geschlechts, im Unterschiede von der die amerikanische Gestalt tragende Schädelbildung der übrigen Peruaner[2]). — Die Mitglieder der Inka-Familie wurden besonders sorgfältig erzogen. Für sie waren Schulen errichtet, in denen sie in der Religion, in den Gesetzen, in Geschichte und anderem Wissen unterrichtet wurden; das Volk blieb von wirklichem Unterricht ausgeschlossen[3]). In Zwischenräumen von einem oder zwei Jahren mussten sich die 16jährigen Jünglinge aus der Inka-Familie, um in die Reihe der Krieger oder Ritter aufgenommen zu werden, einer öffentlichen Prüfung unterwerfen. In einem dazu bestimmten Gebäude mussten sie sechs Tage lang fasten, wobei sie täglich nur einen Becher Wasser und eine Handvoll rohen Mais erhielten; wer diess nicht ertrug, wurde zurückgewiesen. Nach vollbrachtem Fasten wurden sie gespeist, und es begannen körperliche Übungen, bei denen wieder die Schwächeren als zur Erlangung der höheren Würde untüchtig ausgeschieden wurden. Ein Wettlauf von 1½ Stunde Weges in Gegenwart ihrer sie aufmunternden Eltern, Kampfspiele, Ringen, Springen, Werfen, Bogenschiessen, Schleudern waren die Hauptübungen. Dann mussten die Jünglinge zehn bis zwölf Nächte nacheinander Wachen thun, wurden heftig gegeisselt, wobei sie keine Miene verziehen durften. Schwerter und Lanzen wurden von Fechtern gegen sie und ganz nahe an ihrem Gesichte geschwungen, und sie durften sich weder zurückbeugen, noch mit den Augen blinken; das gegeringste Zeichen von Furcht schloss sie aus. Sie mussten während der Prüfungszeit viel fasten, barfuss gehen und auf der blossen Erde liegen. Die ältesten Mitglieder der grossen Inka-Familie beaufsichtigten die Jünglinge während der ganzen Zeit, erinnerten sie an ihre Herkunft von der Sonne, an die Thaten ihrer Vorfahren, an ihre Würde und ihre hohe Bestimmung. Der Erbprinz musste sich allen diesen Prüfungen ohne irgend eine Er-

leichterung, oft noch in gesteigertem Grade, ebenfalls unterwerfen. Nach wohl bestandener 30tägiger Prüfung wurden die bewährten Jünglinge als wahre „Söhne der Sonne" anerkannt. Die Schwestern und Mütter der jungen Ritter legten denselben zum Zeichen ihres errungenen Standes Schuhe an, — auffallend an das ritterliche Sporenanschnallen erinnernd. Dann hielt der regierende Inka, von seinen ältesten Verwandten umgeben, eine ermahnende Anrede an sie, und indem sie einzeln vor ihm niederknieten, durchstach er jedem die Ohren mit goldenen Nadeln und liess sie zum Handkuss. Ein Inkaprinz umgürtete die Jünglinge mit einer Schärpe und bekränzte ihre Häupter mit bedeutsamen Blumen. Der Thronfolger erhielt noch eine gelbe wollene Binde um die Stirn und Waffen, und alle anwesenden Inka-Verwandten beugten vor ihm die Knie. In den erweiterten Ohrlöchern trugen die Adligen nachher grosse goldene radförmige Ohrgeschmeide, die bei den Herrschern oft so schwer waren, dass sie die Ohren fast bis zu den Schultern herabzogen. Sie trugen auch zur Unterscheidung vom Volke das Haar kurz abgeschnitten[4]). — So ist der Inkastamm, der dem peruanischen Volke Geist, Kraft, Staat und Geschichte gab.

[1]) Garc. VII, c. 1. [2]) Morton, Crania Americana 1829. [3]) Presc. I, S. 89. Garc. IV, c. 19. [4]) Garc. VI, c. 24—27; I, c. 22. 28. Presc. I, S. 16.

§ 176.

Der Inka-König, Kapak-Inka, war nicht nur Staats-Oberhaupt, sondern als Sohn der Sonne auch Vertreter der Gottheit, daher unbeschränkte Macht über Alles; Staat und Priesterthum vereinigen sich in ihm. Von reinem Stamme der Sonnen-Gottheit, daher immer mit der leiblichen Schwester sich vermählend, hätten die Inkas alle Glorie gottentsprossener Herrschaft. Alle Zeichen der königlichen Würde und Macht deuteten auf diese unumschränkte Macht und übermenschliche Majestät. Unbegrenzter Gehorsam und höchste Ehrfurcht vor dem Inka war Charakter der Unterthanen. Der Inka hatte alles Recht; das Volk hatte das seine nur aus Gnade; aller Besitz gehörte den Herrschern, und deren Reichthum in dem reichsten Lande war darum unermesslich. Der Inka war im vollsten Sinne die Seele des Volkes. Darum brach aber auch mit seinem Falle das ganze Reich plötzlich zusammen.

Alle übrigen Nachkommen des Inka bildeten den zahlreichen Inka-Adel, der allein zu allen höheren priesterlichen und Staatsämtern berechtigt war, allein eine sorgfältige Bildung erhielt und grosse Vorrechte hatte. Niedriger standen die zu Vasallen herabgedrückten Häuptlinge der unterworfenen Völker, die Kurakas. Das Volk selbst hatte am Staatsleben keinen thätigen Antheil, war durchaus passiv.

Dass die Inkas die Söhne und Vertreter der Sonnen-Gottheit sind, wurde von den Peruanern jederzeit auf das Bestimmteste

behauptet[1]). Der regierende Inka ist darum recht eigentlich der „Gott über die Erde", und er empfing göttliche Verehrung[2]). Das reine Sonnengeschlecht wurde im Widerspruch mit den sonst geltenden Sittengesetzen durch die Ehe jedes Inkas mit seiner leiblichen Schwester erhalten[3]); der älteste Sohn aus dieser Ehe war der Thronfolger. — Die Vermischung der Sonnenkinder mit dem „menschlichen" Geschlecht der übrigen Peruaner wurde streng vermieden.

Als Pizarro nach der frechen Gefangennehmung des Inkas Atahualpa eine Verschwörung der Peruaner fürchtete, sagte ihm dieser: „Keiner meiner Unterthanen würde es wagen, ohne meine Erlaubniss in Waffen zu erscheinen oder auch nur einen Finger zu rühren"; und ein anderes Mal sagte er noch bezeichnender: „Selbst die Vögel würden in meinen Staaten gegen meinen Willen kaum zu fliegen wagen"[4]). Er hat damit nur den Geist ausgesprochen, der uns in der Inkaherrscheft überall entgegentritt. Der Inka ist oberster Gesetzgeber, Regent, Kriegs-Anführer und Priester zugleich; alles Hohe in der menschlichen Gesellschaft vereinigt sich in ihm; unbeschränkte und theokratische Monarchie ist Charakter des peruanischen Staates[5]). Der Würde entsprachen ihre Formen. Der Inka war gekleidet in ein prächtig gefärbtes Gewand von Lama-Wolle, mit Gold und Edelsteinen geziert; auf dem Kopfe hatte er einen Bund, ähnlich einem Turban, mit einem scharlachfarbenen Netz, auf dem zwei schwarz und weiss gefärbte Federn in die Höhe standen. Die seltenen Vögel, deren Federn hierzu gebraucht wurden, durften bei Todesstrafe nicht getödtet oder auch nur gefangen werden; und kein Anderer durfte diese Federn tragen. Nur bei einem Thronwechsel wurden diese Vögel gefangen, der nöthigen Federn beraubt und wieder frei gelassen. Wie in Mexiko zog auch hier der König dasselbe Kleid nur einmal an[6]). Der majestätische Stolz der himmlischen Herrscherwürde wurde von den Inkas selbst in den grössten Anfechtungen aufrecht erhalten; auch der von den Spaniern gefangene Inka blieb gross und stolz. Die vom Volke den Herrschern gezollte Ehrfurcht war grenzenlos. Selbst der höchste Adlige durfte nur barfuss und mit einer Last auf der Schulter, zum Zeichen der Dienstbarkeit und zum Geschenk oder Tribut für den Inka, vor demselben erscheinen; und auch der gefangene König wurde in dieser Weise geehrt. Es war, wie in Mexiko, nicht erlaubt, dem Könige ins Angesicht zu sehen. Wenn der Inka, von Tausenden von Edelleuten begleitet und von einigen derselben in einer Sänfte auf ihren Schultern getragen, sein Reich bereiste, so waren an allen Wegen Tausende von Zuschauern, und wenn er den Vorhang seines Traghimmels zurückzog, so erscholl ein endloses Freudengeschrei, „dass die Vögel zuweilen aus der Luft herabfielen", wie Sarmiento sich ausdrückt. Wenn die Träger fielen und die Sänfte herunterwarfen, so wurde ihnen der Kopf abgeschlagen. Selbst vor den Leichen der Inkas warfen sich alle Begegnenden auf die Knie[7]). — Unbedingter Gehorsam gegen den Inka war jedes Peruaners heiligste Pflicht. „Die Furcht vor dem Inka war so gross, dass er nur den Befehl dazu anzudeuten brauchte, damit ein Peruaner sich einen Abgrund hinabstürzte oder aufhing etc."[8]).

Da im Inka sich alle Macht und alles Recht vereinigte, so war er auch der alleinige Besitzer des ganzen Landes und seiner Reichthümer, Alles dessen, was auf und in demselben war. Alles Gold und Silber, welches die Bergwerke lieferten, gehörten ihm, nur die Vasallen behielten Einiges für sich, brachten dafür aber auch dem Könige bei jedem Besuche reiche Geschenke. Die Wände des Inka-Pallastes waren mit goldnen Platten ausgelegt, in den Gärten waren goldne Maisfelder, Blumen und Kräuter von Gold und Silber, Bäume mit goldnen Blättern und Früchten, goldne Thiere und Statuen, und alle Gefässe waren von demselben Metall; Bade-Bassins von Gold, in welche das Wasser aus silbernen Röhren floss, und ganze Lager von Gold- und Silberbarren waren in den Inka-Pallästen; der goldne Sessel des Königs hatte mehr als 25,000 Dukaten Werth. Ein Inka liess zur Geburtstagsfeier seines Thronfolgers eine faustdicke goldne Kette machen, so schwer, dass 200 Menschen daran zu tragen hatten; sie wurde beim Tanz der Edelleute von den Tänzern, die, oft mehr als 300, in einem grossen Kreise, tanzend sich bewegten, gefasst; sie soll über den 400 Fuss langen Marktplatz herübergereicht haben[9]). Der gefangene Inka Atahualpa bot und gab für seine Befreiung den Spaniern ein Zimmer, 17 Fuss breit, 22 Fuss lang uud 9 Fuss hoch mit Gold und ein etwas kleineres mit Silber angefüllt; es waren unter diesen Schätzen goldene Vasen, 12 Zoll hoch, 30 Zoll im Umfang, ein Springbrunnen, der einen goldnen Strahl emporwarf, und an dessen Rande goldne Thiere spielten. Fast Alles diess wurde eingeschmolzen, und allein das unter die Spanier vertheilte Gold, von dem die grosse über ein Fünftel betragende Sendung an den Kaiser bereits weggenommen war, betrug, nach heutigem Silberwerth berechnet, drei und eine halbe Million Pfund Sterling, und das Silber betrug ausserdem 51,610 Mark. Jeder spanische Reiter erhielt als seinen Beuteantheil 8880 Pesos Gold, — jedes Pesos über 11 Dollar, — und 362 Mark Silber, und jeder Fusssoldat die Hälfte. Es ist das die reichste Beute, welche die Geschichte aufzuweisen hat[10]). Wenn man nun noch erfährt, dass kein Inka von seinem Vorgänger etwas erbte, sondern dass alle Schätze eines Inka bei dessen Tode in seine Schlösser für alle Zeiten verschlossen wurden[11]), so steigert sich des Landes und der Könige Reichthum bis ins Wunderbafte. — Wenn der Inka starb, so trauerte das ganze Volk ein Jahr lang, das Andenken des Gestorbenen mit Aufzügen und Gesängen feiernd. Der erste Monat war ganz den Trauerfeierlichkeiten gewidmet, die sich dann bis Ablauf des Jahres alle vierzehn Tage wiederholten. Frauen und Diener wurden auf seinem Grabe getödtet. Die im Sonnentempel auf goldnen Stühlen sitzenden Inka-Mumien wurden bei hohen Festen auf den Marktplatz gebracht, wo bei prunkenden Gastmahlen der König und die Edelleute alle ihre Schätze öffentlich ausstellten[12]).

Da der Inka die alleinige Lebensseele des Staates war, und das Volk an sich ohne die Inkas keinen geschichtlichen Geist hatte, so fiel der Staat auch mit den Inkas. Sobald das einzige Band zerrissen, welches den Staat zusammenhielt, und der Geist dem Volke geraubt war, so brach sofort auch das Volk zusammen; ohne

alle eigene Haltung stürzte es mit dem Falle des letzten Inka in eine zügellose Anarchie. Das sonst so sanfte, stille und gehorsame Volk, das seine Seele eigentlich ausser sich hatte, hatte seinen Schwerpunkt verloren; in wilder Zügellosigkeit verbrannten die Peruaner Dörfer, plünderten Palläste und Tempel und raubten die königlichen Schätze; das Reich ging aus allen Fugen; die Vasallen machten sich unabhängig, und das schöne Kunstwerk des Staates war mit einem Schlage zertrümmert.

Nur die männliche Linie in der Nachkommenschaft Manko Kapaks gehörte zur Inka-Familie; die Kinder der Beischläferinnen hatten mit denen der eigentlichen Frauen gleiches Recht, sobald jene aus dem Inkageschlechte waren. Die Zahl der Inka-Adligen war gross. Der vorletzte Inka hinterliess allein 200 Kinder[13]). Die Edelleute hatten ihren Unterhalt von den besten Ländereien des Staates. Die meisten lebten am Hof und in den wichtigsten bürgerlichen und militärischen Ämtern. Sie galten dem Volke für so erhaben, dass sie kein Verbrechen begehen konnten, und den meisten menschlichen Leidenschaften entrückt waren; sie waren etwas Höheres als die andern Erdensöhne, und wenn sie eines Unterthanen Tochter zur Beischläferin begehrten, so betrachtete man diess als eine hohe Gnade und Ehre. Einen Inka-Edelmann beleidigen war hohes Verbrechen, ein Antasten der Gottheit selbst in ihren Söhnen[14]). — Die Fürsten der unterworfenen Völker behielten als Vasallen der Inkas ihre Herrschaft bei, theilten mit dem Inka-Adel viele Vorrechte, waren aber doch niedriger als dieser[15]).

[1]) Garc. I, c. 15. 21. 26. [2]) Acosta, VI, c. 22. Garc. VI, c. 31; IX, 1. [3]) Garc. I, c. 25. IV, c. 9. Sarmiento b. Presc. I, 15. [4]) Presc. I, S. 337. 364. [5]) Presc. I, S. 19. 65. Garc. VII, 6. [6]) Garc. I, 23. VI, 1. 28. Presc. I, S. 19. [7]) Presc. I, S. 18. 21. 331. Garc. V, c. 29. Zarate I, c. 14. [8]) Pedro Pizarro, b. Presc. I, S. 379. Vgl. Garc. IX, c. 10. [9]) Zarate I, c. 14. Garc. III, c. 24; V, 24. VI, c. 1. 2. Presc. I, S. 23. [10]) Presc. I, S. 331. 354 etc. [11]) Presc. I, S. 24. [12]) Garc. VI, c. 5. Presc. I, S. 26. [13]) Garc. IX, c. 15. [14]) Garc. I, c. 26. II. c. 15. Presc. I, S. 28. [15]) Garc. I, 21—23.

§ 177.

Der Staat selbst war vortrefflich organisirt, aber die persönliche Freiheit ging auf in den enggefügten Organismus des Ganzen. Eine musterhafte Ordnung wurde durch eine dekadische Gliederung des Volkes erhalten. Der ganze Staat war gewissermassen nur eine einzige Persönlichkeit, deren Geist der Inka; der Einzelne war nur unfreies Glied. Nicht der Einzelne, nur der Staat hatte Eigenthum. Arbeit nnd Erwerb gehörte dem Staate; Jeder arbeitete und erwarb für den Staat und nach dessen Anordnung, wie er von demselben seinen Lebensunterhalt empfing. Der einzelne Staatsbürger war in seinem Thun und Haben schlechterdings dem Ganzen unterworfen. Wohlstand und kräftiges Leben des Ganzen, Unfreiheit und Besitzlosigkeit des Einzelnen; aber mit dem Eigenthum fehlte auch die Noth. Den Peruanern war Thun und Lassen vom Staate wie Kin-

dern vorgeschrieben, aber sie empfingen auch wie Kinder ihr täglich Brot, und was zu ihres Leibes Nahrung und Nothdurft gehörte. Kein Reichthum des Unterthans, aber auch keine Sorge, kein Bettler und kein Proletarier. Selbst die Ehen wurden von Staatswegen geschlossen. Peru war kein Sklaven-Bagno, kein Zuchthaus, — aber eine grosse Kinder-Erziehungsanstalt. Ruhig und glücklich lebte das sanfte, stille Volk unter der väterlichen Milde der Alles bevormundenden Regierung.

Die auffallend an das angelsächsische System erinnernde dekadische Organisirung, die auch in der mongolischen Heereseintheilung wiederkehrt[1]), bestand darin, dass immer zehn Männer eine Abtheilung bildeten, deren Obmann über die neun Andern die Aufsicht führte; fünf dieser Dekaden standen wieder unter einem höheren Aufseher, und so gliederten sich diese Volksabtheilungen weiter zu 100, 500 und 1000 Bürgern; ein Bezirk von 10,000 Männern hatte einen königlichen Statthalter aus dem Inka-Adel. Die Obmänner jeder höheren Ordnung hatten über die der niedrigeren die Aufsicht und Verfügung. Jeder Dekurio war verantwortlich für das Wohl und das Benehmen seiner Untergebenen; er musste bei jedem vorkommenden Vergehen den Schuldigen herausfinden und anzeigen, und wurde, wenn er ohne hinreichenden Entschuldigungsgrund die Anzeige auch nur um einen Tag verzögerte, selbst für schuldig erklärt und bestraft. Ebenso wurde jede Vernachlässigung gegen das Wohl seiner Untergebenen an dem Oberen bestraft. Diese strenge Gliederung und Beaufsichtigung bewirkte, dass Verbrechen zur Seltenheit gehörten und Vagabunden nirgends gelitten wurden. Die Vorsteher der einzelnen Abtheilungen und Kreise mussten über Geburts- und Sterbefälle sowie über die Arbeiten und Erzeugnisse genaue Register einreichen, so dass der Inka die Zahl seiner Unterthanen und seiner verfügbaren Mannschaften und des Landes Ertrag immer genau wusste[2]).

Alles Ackerland wurde in drei Theile getheilt, der eine gehörte der Sonne, der zweite dem Könige, der dritte dem Volke; die Grösse der Theile wechselte. Das zur Unterhaltung des Kultus dienende Land der Sonne wurde zuerst bearbeitet, dann das des Volkes; bevor aber Jeder sein eignes Land bestellte, mussten die Äcker der Waisen, Wittwen, Greise, Kranken und der im Felde dienenden Krieger bearbeitet werden. Erst ganz zuletzt wurde der zur Erhaltung des Hofes und der Regierung dienende Theil unter grossen Festlichkeiten bestellt; gemeinschaftlich, im Festesschmuck und unter Festgesängen wurde diese Arbeit vollbracht. Die Ordnung der Feldarbeiten wurde so streng beachtet, dass einst ein Peruaner gehängt wurde, der das Feld eines befreundeten Kurakas eher bestellte, als das der Armen[3]). Jeder Peruaner erhielt zu seinem Unterhalt ein bestimmtes Stück Land, für jeden Sohn ein gleich grosses, für jede Tochter halb so viel. Bei der Verheirathung des Sohnes wurde ihm sein Antheil gegeben; die Töchter erhielten kein Land. Die Ländereien gehörten nicht dem

Bebauer, sondern dem Staate, waren eigentlich nur geliehen, und konnten daher weder gekauft noch verkauft werden, sondern fielen im Erledigungsfalle an die Gemeinde zurück. Jährlich wurde eine neue Vertheilung vorgenommen, die sich aber wahrscheinlich nur auf die nöthigen Veränderungen beschränkte. Die Edelleute erhielten grössere Landstriche als die Andern. Die Vertheilung des nöthigen Düngers und auf trocknen Landstrichen des Wassers war streng geordnet, die gegenseitige Dienstleistung vorgeschrieben [4]). — Die Lamaheerden gehörten ebenfalls dem Staate an, und ihre Pflege hatte noch mehr communistisches Element als die Ackergesetze. Diejenigen Lama-Arten, welche nicht zum Lasttragen gebraucht, sondern der feineren Wolle wegen gepflegt wurden, lebten in grossen aufsichtslosen Heerden in den Gebirgen, und wurden dort alle vier Jahre in grossen, oft 50,000 Menschen aufbietenden Treibjagden eingefangen und geschoren. Die Wolle wurde den einzelnen Familien nach Bedarf zugetheilt, welche dieselbe zuerst für sich und nachher für den Inka und den Staat spinnen und weben mussten. Diese Beschäftigung war Weiberarbeit [5]). Alle Landeserzeugnisse, welche nicht den Unterthanen zugewiesen und sofort verbraucht wurden, also der grössere Theil des der Sonne und dem Könige zufallenden Antheils, wurden in die zahlreich durch das ganze Land verbreiteten Speicher gebracht [6]).

Die Arbeit der Peruaner geschah von Staatswegen und für den Staat, war also nicht Mittel zum Besitzerwerb, sondern Staatspflicht. Niemand durfte müssig gehen; selbst Blinde und Krüppel wurden nach ihrer Fähigkeit beschäftigt. Männer wie Frauen mussten auf Befehl und zum Besten des Staats arbeiten. Niemand durfte durch Faulheit zu Grunde gehen. Wer seine Äcker nicht zur rechten Zeit bewässerte, wurde öffentlich mit Schlägen bestraft [7]). Ausser Landbau und Wollebereitung gab es noch viele andere Arbeit. Kleider und Waffen für das Heer und Bekleidung für Kranke und Gebrechliche wurden gefertigt, öffentliche Bauten, oft in der grossartigsten Ausdehnung, wie Kanäle, Festungen, Magazine, Strassen, Brücken etc. wurden auf Staatsbefehl von den Unterthanen in bestimmter Ablösung ausgeführt; der Staat lieferte den Arbeitenden den Unterhalt. Strenge Ordnung liess Gewaltiges schaffen, ohne das Volk zu drücken; und während die von den Spaniern zu den Bergwerksarbeiten gepressten Peruaner zu Tausenden hinstarben, fühlten sich dieselben unter der Inka-Regierung glücklich [8]). — In dieser Arbeit bestand eigentlich alle Abgabe an den Staat; und was an die Regierung geliefert werden musste, waren Natur- oder Kunsterzeugnisse, die weniger als Abgabe von dem eignen Besitz, als vielmehr als das Ergebniss aufgetragener Arbeit zu betrachten sind [9]). Wenn wir dabei der seltsamen Verordnung begegnen, dass Gebrechliche, denen keine wirkliche Arbeit zugemuthet werden konnte, Beutel von menschlichem Ungeziefer einzuliefern hatten, so ist diess nur darum bemerkenswerth, weil dieselbe Seltsamkeit auch bei den Azteken vorkam [10]). Ausgenommen von grösserer Arbeitsleistung und Lieferung waren nur die Edelleute, Priester, Richter, die von der Re-

gierung eingesetzten höheren Verwaltungs-Beamten, die Krieger im Felde, die Männer unter 25 Jahren, — weil diese ihren Vätern dienen mussten, — die Ehemänner im ersten Jahre der Ehe, die Mädchen, die Greise, die Wittwen[11]). Der Arbeit war eben so gesetzlich die Erholung beigesellt. Monatlich war zwei oder drei Mal gemeinsames Mahl der Bürger beim Statthalter, mit Spielen und mancherlei Ergötzungen verbunden[12]).

Diese ganze vom Staate geordnete Volksthätigkeit stand unter der genauesten Aufsicht. Der Willkür des Einzelnen war möglichst wenig überlassen, sie durften nicht ihre Arbeit vernachlässigen, durften sich nicht selbst ins Elend stürzen. Gleich unmündigen Kindern wurden die Peruaner selbst in ihren engsten häuslichen Kreisen von dem höheren Geiste der Inkas geleitet und unter der Zucht gehalten, und das Volk befand sich bei dieser durchgreifenden Bevormundung sehr wohl. Es begegnet uns in der ganzen Entwickelung des Heidenthums wohl kein Volk, welches, so väterlich geleitet, so glücklich sich fühlte. Die Strenge des Gesetzes und der Zucht bezweckte des Volkes Wohl, und der Noth und dem Elend wurde durch Beschränkung willkürlicher Trägheit und durch milde Fürsorge des Staates vorgebeugt. Dass jede Vernachlässigung des eignen Ackers hart bestraft wurde, haben wir schon erwähnt. Alle zwei Jahre wurde an alle Bürger Lama-Wolle und Baumwolle vertheilt, aus der sie sich für ihre ganze Familie die Kleidung anfertigen mussten. Die Thüren ihrer Häuser mussten unverschlossen bleiben, damit die königlichen Aufseher zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht eintreten konnten, um die Haushaltung, Arbeit, Kindererziehung etc. zu beobachten; Reinlichkeit und Ordnung im Hause wie in der Kleidung war vorgeschrieben, und wer unsauber und nachlässig war, oder zerrissene Kleider trug, wurde mit Peitschen gezüchtigt[13]). Die Kleidertracht stand gesetzlich fest und durfte nicht verändert werden. Seinen Wohnsitz durfte Niemand willkürlich verändern. Aber Versetzungen von Tausenden aus unfruchtbaren Gegenden in fruchtbare wurden durch die Regierung angeordnet[14]). — Dieser engen Einschnürung des Einzelwillens gegenüber übernahm der Staat aber auch die Sorge für alle Bedürftigen. Die ungeheuren aus dem Ertrage der Sonnen- und der Inkaländer fliessenden Vorräthe in den Speichern dienten zur Erhaltung der Bedrängten, und wurden zur Zeit der Noth geöffnet. Wenn in einer Provinz die Ernte missrieth, so wurde den Einwohnern sofort das nöthige Getreide geliefert. Für die Kinder und Wittwen gefallener Krieger sorgte der Staat. Daher gab es im ganzen Lande keine Bettler und kein Proletariat; man sah keinen Zerlumpten, kaum einen unsauber Gekleideten[15]).

Die Peruaner hatten keinen freien Besitz; sie waren eigentlich nur in Kost und Bekleidung bei dem Staate. Geld war unter solchen Verhältnissen ohne Bedeutung, und Peru hatte keins. Selbst das Gold hatte dem Peruaner nur als Schmuck Bedeutung[16]).

Die Bevormundung der Regierung erstreckte sich bis auf die Schliessung der Ehen. Jährlich oder auch alle zwei Jahre wurden in jeder Ortschaft sämmtliche 24jährigen jungen Männer und alle 18—20jäh-

rigen Mädchen auf dem Hauptplatze versammelt. Die natürlich fast immer vorher durch gegenseitige und der Eltern Einwilligung gebildeten Paare wurden bei den Edelleuten durch den Inka, bei den Übrigen durch den Statthalter ehelich verbunden, indem derselbe die Hände der Verlobten unter Feierlichkeit in einander legte nnd die Namen der neuen Paare nannte. Die Einwilligung der Eltern war zur Giltigkeit jeder Ehe erforderlich. Drei bis vier Tage lang wurde nun im ganzen Reiche das Hochzeitsfest gefeiert. Jedes neue Ehepaar erhielt von der Gemeinde ein Haus und den vorgeschriebenen Acker, der bei der Geburt von Kindern vergrössert wurde. Um die einzelnen Stämme nicht zu vermischen, und die strenge Ordnung der Volksgliederung nicht zu verwirren, durfte Niemand ausserhalb seiner Gemeinde heirathen. Darum waren aber auch fast alle Einwohner eines Ortes mit einander verwandt. Nur die eigne Schwester durfte Niemand ausser dem Könige heirathen; alle übrigen Verwandtschaftsgrade waren kein Ehehinderniss[17]).

[1]) S. oben § 182. [2]) Garc. II, c. 11. 12. 14. 15. Presc. I, S. 83. [3]) Acosta, VI, c. 15. Garc. V, 1. 2. 3. 14. Presc. I, 36. [4]) Acosta, a. a. O. Garc. V, c. 3. 6. 11. VI. c. 35. [5]) Garc. V. 9. Presc. I, 40. 113. [6]) Garc. V, 5. 8. [7]) Garc. V, c. 4. 11. VI, 35. [8]) Garc. V, 6. 16. Presc. I, S. 42. [9]) Garc. V, 5—7. 15. [10]) S. oben § 159. [11]) Garc. V, c. 6. [12]) Garc. V, c. 11. [13]) Acosta, VI. c. 15. Garc. V, c. 9. 11. [14]) Presc. I, S. 63. Garc. VII. c. 1. [15]) Garc. II. 14. V, 2. 9. 11. 14. 15. Presc. I. S. 44. [16]) Garc. V. c. 7. [17]) Garc. IV, 8. VI, 36. Presc. I, 86.

§ 178.

Die peruanische Gesetzgebung ist mehr Zucht als eine Gesetzgebung für freie Staatsbürger. Mit dem Wegfallen des Eigenthums und der freien Verfügung über sich selbst fallen auch die meisten Gegenstände der Straf-Gesetzgebung fort. Die Civil-Gesetzgebung verwandelt sich in eine einfache Disciplinar-Ordnung. Die Gesetze tragen überhaupt vorherrschend einen sittlich-religiösen Charakter; jedes Vergehen ist eine Verletzung der Gottheit, deren Vertreter der Inka ist; jedes Vergehen wird darum auch als Frevel gegen Gott bestraft. Die strenge Ordnung machte aber Verbrechen selten.

Die Strenge der Gesetze wurde ausdrücklich durch die göttliche Bedeutung der Inkaregierung begründet, und die Verbrechen wurden als Frevel gegen die Gottheit bestraft. Das ganze Staatsleben war von religiösem Hauche durchathmet. Das sittlich-religiöse und das bürgerliche Gesetz waren noch völlig eins; der Richter war gewissermassen auch Priester. Sehr oft legten die Peruaner, die sich eines Vergehens schuldig wussten, freiwillig vor dem Richter ein Bekenntniss ihrer geheimsten Sünden ab; — die Spanier sprachen darum nicht ohne allen Grund von einer Beichte, nur beachteten sie nicht, dass diese vor dem weltlichen Richter abgelegt wurde. Wegen des religiösen Charakters der bürgerlichen Gesetzgebung wurde für das Verbrechen des noch nicht selbtsständigen Sohnes auch der Vater verantwortlich gemacht und bestraft, weil die schlechte Erziehung Schuld an dem Verbrechen

sei [1]). Geldstrafen waren bei den Besitzverhältnissen ausgeschlossen. Für kleine Vergehen wurden Schläge oder Ehrenstrafen, wie Steine auf dem Rücken zu tragen etc., erkannt; auf alle bedeutenderen Verbrechen stand Todesstrafe. Die Schuldigen wurden gehängt, erdrosselt, bisweilen von wilden Thieren zerrissen. Diebstahl, Mord, Ehebruch, Verbrennen der Brücken, Verletzung der Sonnen-Jungfrauen, Lästerung des Inka oder der Sonne waren Todesverbrechen. Bei Empörung wurde die schuldige Stadt zerstört, die Einwohner hingerichtet. In jeder Stadt war ein königlicher Richter, der über die Streitsachen und Verbrechen streng nach dem Gesetz zu urtheilen hatte; ein Urtheilsspruch gegen das Gesetz wurde mit dem Tode bestraft. Binnen fünf Tagen müsste gesetzlich jede anhängige Sache entschieden sein; Appellation fand nicht statt; dagegen kamen schwierige und wichtige Fragen sofort an den Oberrichter der Provinz. Alle Monate mussten die Richter über ihre Amtsthätigkeit Bericht erstatten. Über bedenkliche Fälle entschied ein königlicher Abgeordneter oder der Inka selbst [2]).

[1]) Garc. II, 12. 13. [2]) Garc. II, 13. V, 10. VI, 36. IX, 6. 11. Prescott I, S. 33.

§ 179.

Die ganze Staats-Verwaltung trägt den Charakter der Milde und väterlichen Sorge. Die Anspannung der Volkskräfte ist nicht auf den Glanz und die Üppigkeit der Herrscher oder wie in Ägypten auf den riesenhaft-plastischen Ausdruck religiöser Ideen gerichtet, sondern auf des kunstgeschaffenen Reiches fruchtbare Lebensströmung, auf enge, organische Verbindung aller Theile und Glieder des Reiches, auf möglichst grosse Fruchtbarmachung des Landes. Daher eine grossartige Kanal-Bewässerung des dürren und Terrassenbearbeitung des steilen Landes, vortreffliche Kunststrassen durch alle Theile des Reiches und Boten-Posten lange vor den europäischen Post-Einrichtungen. Genaue Handhabung der Ordnung im Grossen wie im Kleinen, strenge Beaufsichtigung der Beamten machen das Inka-Reich zu einem der am besten regierten. Alles war wie aus einem Guss. Der durch einen Geist folgerecht gebildete Staat konnte aus dem Vollen arbeiten, hatte nicht mit ängstlicher Berücksichtigung verschiedener widerstrebender Elemente zu kämpfen; das Volk war ein williger Bildungsstoff für den schöpferischen Herrschergeist. Alle Macht des durch den Inkageist gekräftigten Volkes stand dem Herrscher zu Gebote, und er hat sie zu Grossem verwandt. Und alle Inkaregierungen waren eigentlich nur eine lange Regierung; derselbe Geist durchwehte alle.

Väterliche Milde gegen die Unterthanen als ihre Kinder war von Manko Kapak an die unausgesetzte Mahnung der Inkas an ihre Nachfolger [1]). Zur Erhaltung der Gerechtigkeit, zur Verhinderung jeder Bedrückung durchreisten wie in China königliche Beauftragte

oft das Reich, welche die Richter und Beamten in ihrem Benehmen beobachteten und vorkommende Unbilden hart bestraften [2]). Häufig bereiste der Inka selbst sein Reich, um überall zum Rechten zu sehen [3]). Möglichste Bebauung alles vorhandenen Landes war ernste Sorge der Regierung; grosse wüste Strecken wurden auf königlichen Befehl durch grossartige Kanalisirung urbar gemacht. Die Kanäle hatten etwa 12 Fuss Tiefe, waren oft durch Berge und Felsen hindurchgebrochen, im Freien mit Steinen bedeckt; der eine Kanal führte das Wasser aus den Bergen über 150 Stunden weit [4]). Ebenso machten sie steile Berge durch terrassenförmige Abgrabungen, mit Mauern unterstützt, tragbar [5]), und das ganze Land zu einem grossen Fruchtgarten. —

Die Verbindung aller Theile des Reiches mit dem Mittelpunkte wurde durch Strassen bewirkt. Von der Hauptstadt Cuzko, die mit den Vorstädten gegen 24,000 Häuser zählte, gingen nach den vier Weltgegenden vier grosse Strassen aus; die beiden grössten Strassen gingen einander und den Cordilleren parallel von Quito bis Chili, in einer Länge von mehr als 300 deutschen Meilen; die eine dieser Parallelstrassen ging in der Höhe, die andere längs der Küste. Jene war eine der kühnsten Bauten, führte über Schneegebirge hinweg, durch stundenlange durch den Fels gehauene Gänge; Abgründe waren entweder durch Treppengänge, — weil keine Wagen waren, — bewältigt oder wie die Flüsse durch kühne, bis 200 Schritt lange Hängebrücken, die aus langen mit Bohlen belegten Weidentauen bestanden, 4 Fuss breit, an der Seite mit geflochtenen Geländern. Diese Brücken waren zwar stark schwankend, aber so fest, dass oft ein kühner spanischer Reiter im Galopp hinübersetzte. An steilen Stellen war die 20 Fuss breite, mit Sandsteinplatten oder hartem Mörtel belegte Strasse durch Mauern unterstützt. Über breite Ströme führten Fähren mit Segeln versehen; — diess ist der einzige Fall, wo in Amerika Segelfahrzeuge vorkamen; auch gab es ausserdem keine Schiffe in Peru. Diese Strom-Fähren fanden sich besonders bei der zweiten Längsstrasse, welche längs der Küste hin führte; diese war oft lange Strecken auf hohen Dämmen geführt, oder durch Seitenmauern geschützt und mit Bäumen besetzt. An der Strasse waren alle 2—3 Meilen ausgedehnte, oft kriegsmässig befestigte Gebäude, mit Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen aller Art reich versehen, wo die Heere auf ihren Zügen rasteten [6]). Es darf dabei aber nicht unbeachtet bleiben, dass diese Strassen fast nur für den Gebrauch des Inkas und des Staates waren, da bei dem Fehlen des eigentlichen Handels und bei der Beschränkung der Wanderfreiheit nur wenig gereist wurde. — Die entferntesten Theile des Reiches waren ferner durch einen streng geregelten Botenlauf mit der Hauptstadt verbunden. An den Strassen waren in Entfernungen von nur ¼ Meile Hütten errichtet, in welchem jederzeit einige Läufer (Chaski) sich aufhielten; einer von ihnen hielt Wache, um bei der Ankunft eines Boten keine Zeit zu verlieren. Die Botschaften, meist nur wenige Worte, wurden gewöhnlich schon aus der Ferne dem wachthabenden Boten zugerufen, der nun sofort weiter eilte, um das Gehörte dem nächsten Posten

zuzurufen; oft überbrachten die Boten ihre Nachrichten in den Quippu, bisweilen auch kleine Sendungen anderer Art, Fische, Geflügel etc. für die königliche Tafel; in einzelnen wichtigen Fällen wurden auch durch diese Botenwachen Nachrichten aus einer Entfernung von 300 deutschen Meilen binnen 3—4 Stunden durch Feuersignale gegeben, — also eine wirkliche Telegraphie [7].

[1]) Garc. I, c 21. 25. [2]) Garc. II, 15. [3]) Ebend. IX, 4. Presc. I, S. 20. [4]) Garc. V. 25. Presc. I, 101. [5]) Garc. V, c. 1. [6]) Zarate, I, c. 13. 14. Garc. III, c. 7. 15. 16; IX, 13. Presc. I, S. 48. 397. [7]) Zarate, I, c. 14. Garc. VI, c. 7. Presc. I, S. 52.

§ 180.

Nach aussen hin steht das peruanische Volk in keiner wirklichen Beziehung, hat wie China keinen auswärtigen Handel. Perus rohe Völkerumgebung macht keine innere lebendige Wechselwirkung möglich. Die Wirkung nach aussen konnte nur eine verzehrende sein, ein Aufnehmen der wilden Völker in das eigne höhere geschichtliche Leben. Peru ist seiner Natur und der seiner Umgebung nach ein kriegerischer erobernder Staat; Ruhe im Innern, Krieg an den Gränzen war der herrschende Zustand. Die Geschichte des peruanischen Reiches ist die einer fortgehenden Erweiterung. Die Inkaherrschaft, nicht mehr den ruhenden, passiven Völkern angehörig, wird bereits von einer Idee getragen, deren Werkzeug das an sich wilde Volk ist. Das rein passive Volk bleibt bei sich selbst, hat nach aussen nichts zu erstreben; aber der active Geist der Inkaherrscher ist ein lebendig geschichtlicher, und muss das Ungeschichtliche in sich hineinziehen, sein Geistesleben nach aussen offenbaren. Bis an die südlichen Grenzen von Chili und bis über Quito hinaus drangen im Süden und Norden die peruanischen Eroberungen. Die bürgerliche Ordnung des Volkes war mit dem streng geordneten Wehrsystem eng verbunden; bei wahrscheinlich allgemeiner Wehrpflicht ging die bürgerliche Gliederung unmittelbar in die militärische über. Strengste Kriegszucht neben regelmässiger Übung machte das Heer stark und dem Lande keine Last. Strassen und feste Standlager und Magazine erleichterten die Heereszüge. Die Kriege sind nicht mehr die wilden Offenbarungen eines starken, keine zweite Selbstständigkeit neben sich duldenden Selbstgefühls, sondern sind von einem Gedanken durchdrungen, wollen den höheren Geist der Inkas und die daran sich emporrankende Bildung weiter verbreiten. Der Krieg hat einen vernünftigen Inhalt gewonnen, ist nur Mittel zu einem sittlichen Ziele, nicht Zweck an sich. Milde ist des Krieges Wesen und das seines Ausganges. Die Besiegten werden nicht Knechte, sondern Staatsbürger. Die jährlichen Triumphzüge der Inkas feierten den Sieg des Geistes über die rohe Natur, der Bildung über die Wildheit.

In jedem Dorfe und jeder Stadt waren monatlich zwei oder drei Mal Waffenübungen der Mannschaften. Das ganze Heer, wohl organisirt, betrug gegen 200,000 Mann. Die Führer trugen Helme aus Leder oder Holz, mit Federbüschen geziert; die gemeinen Krieger hatten nur einen Kopfbund, einen baumwollenen Rock und einen Schild; die Waffen waren die gewöhnlichen; jede grössere Abtheilung hatte eine Fahne; die Reichsfahne trug des Inkas Wappen, den Regenbogen; der Inka war selbst oberster Anführer. Die grossen Strassen bewirkten schnelle Märsche; alle Tagereisen weit waren feste Standlager mit Wohnungsräumen und Speicher mit vielem Kriegsmaterial und mit Lebensmitteln gefüllt; dem Volke war der Krieg darum keine Belästigung. Plündern und Rauben war selbst in feindlichem Lande bei Todesstrafe verboten. Bei längerer Dauer des Krieges wurden die Mannschaften von frischen Truppen abgelöst. Wer das Heer ohne Erlaubniss verliess, wurde mit dem Tode bestraft[1]). — Jedem Kriege gingen milde Aufforderungen zur Unterwerfung und zur Annahme der Inka-Religion voraus, erst bei entschiedener Weigerung erfolgte Krieg. Mit dem Einrücken in feindliches Gebiet neue Friedensvorschläge, Aufforderung, die Sonne als Gottheit zu verehren, und Menschenfressen, Menschenopfer und die Sodomie abzuschaffen; der Krieg und der Kampf möglichst schonend, weil in den Feinden die künftigen Unterthanen gesehen wurden. Nach dem Siege und der Unterwerfung wurde sofort die Sonnen-Verehrung eingeführt, Priester werden aus Peru berufen, Tempel erbaut, die Götzenbilder nach Cuzko gebracht und dort gewissermassen eingesperrt, das Land gemessen und in seiner Fruchtbarkeit geprüft und nach peruanischer Weise unter die Bewohner vertheilt; die neuen Unterthanen wurden, wenn sie nicht feindselig wiederstrebten, ganz wie alle übrigen Peruaner behandelt, was den arbeitsscheuen Wilden allerdings oft schwer ankam. Ältere Unterthanen, in der Arbeit erfahren, wurden zur Belehrung in die neuen Provinzen gesandt. Die Häuptlinge wurden als Vasallen des Inka aufgenommen, mussten aber mit ihrer Familie in Cuzko Sitten und Sprache der Inkas lernen, und wenn sie dann als Statthalter zu ihrem früheren Volke zurückkehrten, ihre Söhne als Geiseln in Cuzko zurücklassen. Bei Widersetzlichkeit der Unterthanen wurde ein Theil derselben, oft über 10,000 Menschen, in eine andere Provinz versetzt, und Peruaner aus den alten Provinzen an ihre Stelle gesandt[2]). — Fast jährlich feierte der König einen Triumphzug. Die Bewohner von Cuzko gingen dem Siegeszuge entgegen, der Weg wurde mit Blumen bestreut, der Inka von Edelleuten auf einem goldnen Stuhle getragen; durch Triumphbogen durchzog der Inka die Stadt, und barfuss in den Tempel eintretend, brachte er der Sonne seine Dankopfer.

[1]) Garc. II, c 14. Presc. I, 55. [2]) Zarate I, c. 14. Garc. III, c. 19; V, 1 12. 14. 27, VII, c. 1; IX, 4. Presc. I, 54. 57—63.

Geschichte.

§ 181.

Die frühere uns wenig bekannte Entwickelungsgeschichte Peru's scheint im Ganzen einen friedlichen Charakter gehabt zu haben, denn die väterliche Milde der ganzen Regierung und der liebevolle und treue Geist, der das ganze Volk durchwehte, sind nicht die Nachwirkungen einer stürmisch zerrissenen Zeit; Perus Volksgeist ist nur aus einer meist stillen und ruhigen Entwickelung erklärlich. — Die Geschichte Perus ist nicht zu ihrer vollen Entwickelung gekommen, sondern mitten durchgebrochen worden. Vor dem höheren Geiste europäischer Männer musste der halbgeschichtliche der Peruaner erbleichen. Aber dem rohen und treulosen Pizarro wäre Perus edles Volk dennoch nicht unterlegen, wenn nicht der Geist der alten Inkas von demselben gewichen wäre. Peru ist gefallen, weil es von sich selbst abgefallen war. Die alte Einheit des Sonnenreiches war zerstört, der vorletzte mächtige Inka hatte gegen die alte Sitte das Reich getheilt, und ein Bruderkrieg das Reich zerrüttet. Die Spanier drängten sich nur als Keil in den schon vorhandenen Riss und sprengten die ganze Masse aus einander. Die wahre Besiegung Perus geschah nicht durch Pizarro's frevelhafte Gewalt, sondern durch die spätere von edlem Christensinne getragene Regierung des still wirkenden P e d r o d e l a G a s k a. — Perus Untergang brach nicht urplötzlich herein, sondern eine trübe Ahnung seines nahenden Endes durchzog schon lange vorher die höchste Blüthe des peruanischen Volkes.

Im Widerspruch mit Garcilasso, der die meisten Regierungen Perus als innerlich ruhige darstellt, erwähnt Sarmiento, einer der ältesten Berichterstatter, viele Verschwörungen und innere Umwälzungen in Perus früherer Geschichte [1]). Die feste und friedliche Gestaltung des Volkes in der letzten Zeit spricht nicht dafür, dass die vorangegangenen Regierungen durch innere Stürme zerwühlt worden wären. Eine wirkliche Spaltung trat erst kurz vor der Ankunft Pizarro's ein. Der Inka Huayna-Kapak, der zwölfte seit des Reiches Anfang, unter dem das Reich seine grösste Ausdehnung gewann, theilte im Widerspruch mit der bisherigen Sitte das Reich. Der rechtmässige Erbe, der Sohn seiner Schwester-Gemahlin, Huascar, erhielt das alte Land; der Sohn einer andern Gemahlin, Atahualpa, erhielt das neu eroberte Quito. Nach fünf Jahren brach ein Krieg zwischen den Brüdern aus, und in einer blutigen Schlacht am Chimborasso wurde Huascar von seinem Bruder geschlagen, und in einer zweiten bei Cuzko gefangen, und das ganze Reich von Atahualpa in Besitz genommen, 1532. Wenige Monate später landete Pizarro, und als der von ihm verrätherisch gefangene Atahualpa aus Furcht seinen Bruder Huascar, der sich an Pizarro gewandt hatte, heimlich ermorden liess, war diess den Spaniern ein erwünschter Vorwand zur Hin-

richtung des Inka[2]). Mit dem Tode des Königs brach die wildeste Anarchie im Volke aus; eigenen Geistes entbehrend hatte das Volk mit dem Untergange seines Inkas alle Haltung verloren; und erst als sich Huascar's Bruder, Manko, als Inka und Vasall des Königs von Spanien wieder an des Volkes Spitze stellte, kehrte die alte Ordnung zurück. — Merkwürdige Ahnungen baldigen Unterganges gingen der Erfüllung voran. Eine sehr alte Weissagung war im Volke verbreitet, dass einst fremde Männer, deren man nie gesehen, ins Land kommen, das Reich einnehmen und die alte Religion aufheben würden. Mehrere Jahre vor Ankunft der Spanier und vor der Theilung des Reiches stürzte in Cuzko ein von andern Raubvögeln tödtlich verwundeter Adler auf den grossen Platz mitten unter die bei der Feier eines grossen Sonnenfestes versammelten Inka-Edelleute und starb dort. Die Wahrsager verkündigten aus diesem Wahrzeichen einstimmig den Untergang des Staates und der Religion. Die Bangigkeit wurde durch ein gleichzeitiges grosses Erdbeben, durch Kometen und andere Zeichen vermehrt, und aus drei farbigen Kreisen um den Mond deuteten die Wahrsager noch bestimmter den Untergang des Reiches und der Religion. Huayna Kapak bestätigte bei seinem Sterben jene Weissagungen und fügte hinzu, dass alter Sage zufolge nach der Herrschaft von zwölf Inkas fremde Männer das Reich einnehmen würden; er deutete diess auf die Spanier, von deren Ankunft an Amerikas Westküste unter Balboa er schon gehört hatte, und er empfahl den Peruanern, den Fremden, welche von höherer Macht und Befähigung wären, dann zu gehorchen. Als der junge Garcilasso einen alten Inka-Verwandten fragte, warum sich die Peruaner so schnell den Spaniern unterworfen hätten, antwortete dieser, Huayna Kapak habe vor seinem Tode befohlen, den fremden Männern zu gehorchen, welche von höherer Bedeutung wären, als sie[3]). Mag auch die spätere Erinnerung die Sage etwas stärker gezeichnet haben, so muss sie doch als vorhanden angenommen werden; und die Gemüther der Peruaner waren so durch die Ahnung ihres Untergehens in eine höhere geschichtliche Macht bereits im Innern gebrochen.

[1]) Presc. I, S. 11. [2]) Presc. I, 256 etc. [3]) Garcil. IX, c. 14. 15. Gomara, c. 115.

Die Mexikaner und die Peruaner.

§ 182.

Die beiden halbgebildeten Völker Amerikas haben eine so nahe innere Beziehung zu einander, dass man bei der Betrachtung des einen sofort an das andere erinnert wird. Sie bilden gleichsam die zwei Seiten oder Glieder eines Ganzen, die sich einander ergänzen. Die Mexikaner und Peruaner treten fast gleichzeitig auf und enden eben so fast zu derselben Zeit. Beide haben ihren Hauptsitz in den Hochländern der Cordillen, und beide an der westlichen Seite der

neuen Welt. Bei beiden Völkern wird ein an sich passiver Menschenstamm durch Menschen activen Stammes zur Bildung geleitet, in die Geschichte eingeführt, — dort Quetzalkoatl, hier Manko Kapak; der Unterschied ist nur der, dass dieses fremde Element bei den Azteken mehr mit dem übrigen Volke verschwimmt, und in dasselbe befruchtend und begeistend eindringt, bei den Peruanern aber immer streng geschieden und unvermischt über dem Volke schweben bleibt. — Bei beiden Völkern zieht sich die Ahnung eines späteren Untergehens in ein höheres geschichtliches Volk durch das ganze Bewusstsein wie ein dunkler Faden hindurch; nur ist diese Ahnung bei den Azteken bestimmt an das weisse Geschlecht ihres geschichtlichen Anfangs angeknüpft, bei den Peruanern aber davon getrennt. — Beide Völker zeichnen sich aus durch einen sanften und liebevollen, ehrlichen Charakter, der dennoch mit Heldenmuth Hand in Hand geht. Beide haben die Wildheit abgestreift, und das Weib ist nicht mehr Lastthier, sondern berechtigtes und geachtetes Mitglied der Gesellschaft; bei beiden erscheinen die Frauen in priesterlichem Dienst bei dem heiligen Feuer. Die Vielweiberei ist bei beiden mehr Ausnahme als Regel, und mehr nur bei den Fürsten in Brauch. — Beide Völker haben sehr ausgebildete Regierungen; bei beiden wird die Einheit des durch Eroberung sehr erweiterten Reiches durch kunstvolle Strassen und durch Botenposten befördert.

Dieser inneren Gleichartigkeit ungeachtet treten beide Völker zu einem scharfen Gegensatze aus einander. — Das ganze mexikanische Volk ist eingewandert, nur mit den Ureinwohnern sich vermischend; das peruanische Volk ist in seinem Heimathlande, das Inkageschlecht allein ist eingewandert. — Mexiko entwickelte sich aus grossem Druck und unter schweren Kämpfen zur Selbstständigkeit, und nahm darum einen harten, kriegerischen Charakter an; Peru entwickelte sich durch friedliches Wachsthum, und sein Charakter wurde darum milder und ruhiger. Der Friedensfürst (Quetzalkoatl) ist aus Mexiko ausgewandert, in Peru (Manko Kapak) eingewandert und geblieben. — Das mexikanische Volk hat mehr ein männliches, actives Wesen, die Subjectivität tritt stark hervor; das peruanische hat mehr ein weibliches, passives Wesen, die Objectivität waltet vor; jenes hat daher mehr Ähnlichkeit mit den die active Subjectivität schon stark hervorbildenden Ägyptern und Semiten, dieses mehr mit den weiblich-passiven Chinesen.

In Mexiko verwandelt sich die ursprüngliche Verehrung einer rein objectiven Naturmacht, der Sonne, zu einem selbst ins Persönliche hineinragenden Dämonenkultus, das subjective Element bricht auch in der Religion überall durch; in Peru wird die Verehrung der gegenständlichen Natur zu einer an den Monotheismus erinnernden

einheitlichen Gestaltung fortgebildet, die Sonne wird einzige und allgewaltige Gottesmacht. Dort wird die göttliche Macht in eine polytheistische Vielheit von göttlichen Subjecten zersprengt, hier in eine rein objective Einheit zusammengezogen. Dort tritt die subjective Einzelheit hervor, hier die objective Centralisirung. — In Mexiko ist auch die Religion selbst eine bunte Mannigfaltigkeit von Gestaltungen; die einzelnen Städte und Provinzen bilden sich mit Freiheit ihre Vorstellungen besonders aus; in Peru ist eine Sonne und ein Glaube durch das ganze Reich; die subjective Willkür ist zurückgedrängt. — In Mexiko ist der wild zerstörende Kriegsgott die höchste Gottesmacht, und sein Bild ein scheussliches Ungethüm; in Peru ist die segnende und belebende Sonne die höchste Gottheit und ihr Bild die heilige Feuerflamme. Dort trägt die Religion den Charakter des indischen Siva-Kultus, hier den des Wischnu-Kultus.

In beiden Weltanschauungen hat der Mensch eine hohe Bedeutung und hohen Werth, in Mexiko aber mehr in religiöser, in Peru mehr in staatlicher Beziehung; dort wird alles Hohe und Ideale in ein Jenseits verlegt, hier in das Diesseits; dort ruft die Erinnerung an eine vergangene goldene Urzeit ein Missbehagen an der Gegenwart hervor; hier verbindet sich die Erinnerung an eine dunkle und rohe Urzeit mit dem Wohlgefallen an der Gegenwart. Dort steigt der Mensch im Opfertode zu Gott empor, hier steigt der Gott im Inka zu den Menschen hernieder. Der Mexikaner hat einen schwermüthigen Zug in seiner Betrachtung des Daseins, der Peruaner fühlt sich wohl und behaglich; jener verlegt die Seligkeit in ein überirdisches Dasein, dieser kehrt auferstehend in das volle irdische Leben zurück; dort werden darum die Leichen verbrannt, das Himmelansteigen des Menschen in der Flamme andeutend, hier werden die Mumien bewahrt. — Die mexikanische Religion hat etwas Düsteres, Grausenhaftes und Krampfhaftes, die peruanische ist nüchtern, einfach, freundlich, mild und schlicht; jene kehrt die Verneinung heraus, die Nichtigkeit alles Endlichen dem Unendlichen gegenüber, diese stellt das Erhaltende, die friedliche Versöhnung in den Vordergrund. Dort ist das wirkliche Opfer das Höchste, in Selbstentsagung, Selbstpeinigung und im Menschenopfer; hier ist die stille Thätigkeit, die Arbeit, das Höchste, Gehorsam ist besser als Opfer, und fast alles Opfer hat einen friedlichen und gemüthlichen Charakter. In Mexiko enden die Grauenopfer mit wüster Menschenfresserei, in Peru verbinden sich mit den Friedensopfern fröhliche und muntere Mahlzeiten; der Mensch wird bewirthet, nicht gefressen. Dort werden wohl die Menschenopfer bei Nacht unter dem blutigen Schein der Feuerflammen vollzogen, in Peru bei dem belebenden Sonnen-Aufgang. In Mexiko ist ein bestimmt ausgebildeter und abgeson-

derter, hoch berechtigter Priesterstand, von den Regierenden unterschieden, in Peru verschwimmt der Priesterstand mit dem Adel; dort erscheinen die Priester im Getümmel der Schlacht und beim Menschenopfer in dämonisch-grauenhafter Gestalt und Kleidung, schwarz bemalt und in rasender Erregtheit dem Menschen das zuckende Herz aus der Brust reissend; — in Peru treten die zarten jungfräulichen Priesterinnen hervor, die friedlichen Tempelfeuer bewahrend. Die mexikanischen Priester entzünden das heilige Feuer durch Reiben von Hölzern auf der Brust eines menschlichen Schlachtopfers, — die peruanischen holen durch Brennspiegel das göttliche Sonnenfeuer auf die Erde herab. — In Mexiko vollzieht sich der Kultus auf der Spitze der Tempel, das Grauen dem offenen Anblick weithin darbietend; in Peru zieht es sich in das stille Innere der Tempel zurück. Dort steigen die Tempel von der Erde in kühnen Pyramiden zum Himmel empor, hier breiten sie sich niedrig und behaglich auf der Erde aus. Dort schmückt des Tempels Oberfläche das flammende Symbol der zerstörenden Gottheit, hier des Tempels Inneres „die von der Sonne geweinten Thränen“, das Gold. Dort ist das Schicksal in den Sternen geschrieben, im Jenseits, fern von der Erde, und der Wahrsager schaut nach den himmlischen Zeichen; hier ist das Schicksal im Innersten der irdischen Natur, und aus den Eingeweiden der Opferthiere liest der Priester der Zukunft verkündende Schrift.

Wie das religiöse Leben, so tragen auch die übrigen geistigen Lebensseiten der Mexikaner mehr einen subjectiven, die der Peruaner mehr einen objectiven Charakter; bei jenen ist mehr Wissenschaft, bei diesen mehr praktische Arbeit. Dort rang sich die rohe Bezeichnung der Gedanken durch Knotenfaden zur Bilderschrift hinauf; bei diesen blieb sie bei den Quippus stehen; jene haben sehr viele Beobachtungen und Kenntnisse in der Naturwissenschaft und Astronomie, diese blieben trotz der naturalistischen Religionsform in dieser Wissenschaft viel weiter zurück; jene haben weit hinaufreichende geschichtliche Erinnerungen, diesen verschwimmt die Geschichte mit Ausnahme des letzten Jahrhunderts in dämmerige Sagen.

Das sociale Leben beider Völker bietet denselben Gegensatz; in Mexiko tritt das Subjective mehr hervor, in Peru das Objective. Dort hat der Einzelne ein berechtigtes Eigenthum, und dessen Austausch erzeugt einen lebhaften Handel; hier hat nur das Staatsganze ein Eigenthum, der Einzelne hat für sich keins; daher auch fast gar kein Handel; darum hat wohl Mexiko, nicht aber Peru, ein Proletariat und Bettler; in Peru hat Niemand das Recht zu erhungern. In Mexiko werden grosse und prächtige Bauten nur zu subjectiven Zwecken gebaut, — für Vornehme, Könige oder Götter, — in Peru für das objective Staatsganze, als grossartige Staatsbauten für das

Gemeinwohl. — Der Staat selbst hat in Mexiko mehr einen weltlichen und menschlichen Charakter, in Peru mehr einen religiösen und theokratischen. Quetzalkoatl ist ursprünglich ein Mensch, Manko Kapak ist von der Sonne gekommen. Die mexikanischen Könige haben nur menschliches Recht, die peruanischen ein göttliches; jene stehen an der Spitze des Adels, sind die ersten Edelleute und werden von den Menschen gewählt, sind zu Fürsten erhoben; diese sind zur Erde herabgekommen, werden zu Fürsten geboren. In Mexiko sind die Adligen die durch eigene Tapferkeit sich emporhebenden Krieger, vom Volke nicht durch unüberschreitbare Kluft getrennt; in Peru sind die Adligen von Haus aus dem Volke fremd und schweben unvermischt und unvermischbar über demselben, für dasselbe eine objective Macht. Dort treibt die höhere Bildung ihre Wurzeln bis tief in das Volk hinab, hier ist das Volk selbst von derselben ausgeschlossen. Mexiko hat, weil freie Bürger, auch unfreie Sklaven, über die eben das freie Subject herrscht; in Peru giebt es keine Sklaven, weil es keine freien Herren giebt; es sind da nur Herrscher und Unterthanen, nicht Herren und Sklaven; das Verhältniss der Unterwürfigkeit hat nicht subjectiven, sondern objectiven Charakter. In Mexiko fühlt das Volk sich selbst, hat ein eigenes, selbstständiges Leben, und als der König sich den Spaniern zum gehorsamen Werkzeuge hingiebt, wird er von seinem eigenen Volke tödtlich verwundet. In Peru ist das Volk für sich Nichts, es bricht haltlos zusammen, als der König fällt; Geist und Leben sind nicht in dem Volke, sondern ausser ihm.

Die Kriege der Mexikaner ruhen auf subjectivem Egoismus, welcher kein Selbstständiges neben sich duldet, sind vorherrschend politischer Natur; die Azteken unterdrücken die Völker, machen Gefangene und Sklaven; die Kriege der Peruaner ruhen auf religiösen Ideen, denen sie Anerkennung und Wirklichkeit verschaffen wollen; sie wollen nicht niederdrücken, sondern heben; machen nicht Gefangene, nicht Sklaven, sondern väterlich gepflegte Unterthanen. Den Mexikanern ist das bürgerliche Leben Mittel zum Kriege, den Peruanern ist der Krieg Mittel zum bürgerlichen Leben. Jene denken im Frieden immer an den Krieg, diese im Kriege immer an den Frieden. Jene schlachten und fressen ihre Gefangenen, diese erziehen und bilden sie.

Auch der Völker Ende bietet einen entsprechenden Gegensatz. In Mexiko wie in Cuzko werden zwar die Spanier von den Feinden belagert, aber dort kämpft das männlich aufgestandene Volk bis zu seinem Untergange, und seine Geschichte endet nur mit der Vernichtung der Stadt und fast des ganzen Volkes; in Peru lässt das Volk bald vom Kampfe ab und fügt sich friedlich unter die spanische Herrschaft.

Die Amerikaner und die Mongolen.

§ 183.

Die beiden amerikanischen Völker stehen bei weitem höher als die Mongolen unter den Tschingiskhaniden. Diese waren und blieben nur rohe Horden, von ihren Fürsten bewusstlos in den Weltkrieg getrieben, jene sind geschichtlich theilweise gebildete Völker von eigenthümlichem Leben geworden, und das active geschichtsbildende Element durchdringt das Wesen beider Völker. Das geschichtliche Leben der Mongolen wirft sich mehr nach aussen, während sie im Innern roh bleiben; das der Amerikaner wendet sich mehr nach innen, schafft eine wirkliche und selbstständige Bildung. Die Mongolen haben kein wahres geistiges Leben und keine eigenen religiösen Ideen gehabt, und haben in der Religionsgeschichte keine Stelle. Die Peruaner und Mexikaner haben die religiösen Ideen selbstständig und bedeutend ausgebildet. Der Staat der Mongolen ist eigentlich nur ein Heer, der der Amerikaner ein wirklicher wohlorganisirter Staat. Jene führen in ihren Kriegen nur einen wilden, verzehrenden subjectiven Willen durch, ohne bestimmten Gedanken, zerstören nur, erbauen nicht; diese wissen, warum und wofür sie kämpfen, alle ihre Kriege werden von Ideen getragen. Die Mongolen gehen überall geistig in die unterworfenen Völker unter, werden von der fremden Bildung bewältigt; die Amerikaner ziehen die unterworfenen Völker in ihre Bildung hinein, tragen ihren Geist auf die andern Völker über. Jene hatten kein inneres Leben, keine eigene Haltung, sie zerfielen in sich selbst, als ihr Fürstenhaus zerfiel; diese gingen nur durch fremde höhere Macht zu Grunde. Die Mongolen sind eine wild zerstörende titanische Macht inmitten einer geschichtlich gebildeten Welt; die Peruaner und Mexikaner sind ein geistig lebendes und belebendes Volk inmitten einer rohen umgebenden Welt. Die Geschichte der Mongolen ist nur eine Geschichte ihrer Khane, die der Amerikaner ist eine wirkliche National-Geschichte; dort geht mit der Herrscher-Familie auch die Geschichte unter, — hier geht der geschichtliche Geist von den Herrschern auf das Volk über. Die Mongolen-Geschichte hat darum fast keine geistigen Spuren hinterlassen; das geschichtliche Leben der Amerikaner wirkt mächtig bis in die Gegenwart fort; und der Geist der Bildung, der uns in West-Amerika auch jetzt entgegentritt, ragt grossentheils noch aus der alten Volksgeschichte herüber.

Der äussere Zusammenhang der Mexikaner und Peruaner mit einander und mit den andern Menschenstämmen.

§ 184.

Obgleich wir es nur mit der inneren Geschichte der Menschheit zu thun haben, nicht mit dem äusseren Zusammenhang der Völker unter einander, so müssen wir hier dennoch auf den letzteren einen Blick werfen, weil wir den inneren Geistescharakter der zwei halbgebildeten amerikanischen Völker grade aus einem Einflusse activer Völkerelemente auf die an sich passiven Völker erklärten, und weil die schwierige Frage nach dem Ursprung der Mexikaner und Peruaner fast allein aus der inneren Geschichte derselben erforscht werden kann.

Zwischen Mexiko und Peru ist durch geschichtliche Nachrichten nicht die mindeste Spur einer Verbindung aufzuweisen, aber innere Gründe lassen es als gewiss erscheinen, dass sehr früh eine später abgebrochene Verbindung beider Völker vorhanden war. Die Ähnlichkeit beider Völker wird um so grösser, je mehr man in ihre Anfänge zurücksteigt. Aber auf dem gemeinsamen Grunde haben beide sich durchaus eigenthümlich entwickelt.

Die Ähnlichkeit beider Völker, die sich besonders auch in sonderbaren Kleinigkeiten ausspricht, kann nicht eine zufällige sein. Auf manche Ähnlichkeit im Baustyl, z. B. die nach oben convergirenden Thor- und Fensterseiten, möchten wir kein Gewicht legen, da diese Form sich leicht von selbst ergiebt. Wichtiger ist es, dass die Mexikaner ursprünglich die Sonne als höchste Gottheit verehrten, so dass die Peruaner das anfänglich Gemeinsame festhielten und ausbildelten, die Mexikaner aber darüber hinweg zu einer höheren Vorstellung sich erhoben. Ebenso waren die Knotenfäden (Quippu) an Stelle der Schrift bestimmt in der ältesten Aztekenzeit vorhanden, und auch hier haben die Peruaner das früher Gemeinsame beibehalten und ausgebildet, während die Azteken zur Bilderschrift fortschritten. Da nun in Peru die Bilderschrift ganz unbekannt ist, so muss die frühere Verbindung beider Völker schon vor die eigentliche Bildungs-Periode derselben fallen. Andere Zeichen gemeinsamer Abstammung und früherer Verbindung sind folgende. Die sonst sehr verschiedenen Sprachen der Azteken und der Inkas entbehren der Buchstaben b, d, f; das Begraben in sitzender Stellung, wie meist in Peru, kommt auch bei den Azteken vor, wiewohl die meisten Leichen verbrannt wurden; auch das bei den Peruanern höher ausgebildete Einbalsamiren der Leichen war den Azteken bekannt, wiewohl selten angewandt. Statt des bei beiden Völkern unbekannten Eisens war eine Art Messing bei beiden in Gebrauch. Die damals in Europa noch unbekannten Botenposten mit regelmässiger Ablösung in Mexiko wie in Peru deutet vielleicht auf eine spätere, wenn auch sehr lockere Beziehung beider Völker hin, mehr noch die seltsame

Kleinigkeit, dass in beiden Staaten die Arbeitsunfähigen Ungeziefer sammeln und einliefern mussten. Es scheint hiernach, dass zwar nicht die Völker selbst, aber deren bildende Elemente einen gemeinsamen Ursprung hatten, und dass später beide Völker ohne nähere Verbindung sich selbstständig ausbildeten. Dass Tolteken nach Peru gekommen, ist bei der hier fehlenden Bilderschrift sehr unwahrscheinlich.

§ 185.

Da die bildenden Elemente beider Völker wahrscheinlich als gleichen Ursprungs zu betrachten sind, so dürfen wir die Frage nach demselben für beide zugleich erwägen. Bestimmt ist, dass weder die Inkas noch die Mexikaner in ihren Ländern einheimisch sind, bestimmt, dass die Mexikaner aus weiter Ferne von Norden her, dennoch aber nicht aus einem kalten Klima einwanderten, bestimmt, dass sie mit weissen Menschen bekannt waren. Alle Sagen und andere Spuren weisen deutlich auf Asien.

Die Nachrichten über die Einwanderung sind bereits oben erwähnt[1]). Die Bekanntschaft mit weissen Völkern erhellt aus den Sagen über Quetzalkoatl[2]) und aus den bildlichen Darstellungen des ersten Zwillingspaares[3]). Dass die Wanderung sehr weit war, wird wiederholt erwähnt; dass die der Tolteken gegen 100 Jahre dauerte, beweist dasselbe. Alle mexikanischen Überlieferungen und Bilder geben übereinstimmend an, dass die Wanderung aus Norden oder Nordwesten geschah, und Gleiches geben die Sagen anderer nordamerikanischen Stämme[4]). Bilderschrift, der aztekischen ähnlich, findet sich noch jetzt im nordwestlichen Amerika unter 57° Breite, und Humboldt vermuthete hierin Überreste der Toltekischen Wanderung[5]), und die Sprache der Bewohner am Nutka-Sund ist der aztekischen ähnlich[6]). Alle Erinnerungen an die Heimath, in welche die mexikanischen Völker ihr goldnes Zeitalter verlegen, stellen dieselbe als ein wenigstens nicht im kalten Klima gelegenes Land dar. Der Übergang über ein grosses Wasser erscheint auf den alten Wanderbildern. Die höhere Bildung Amerikas war nur auf der westlichen, Asien zugewandten Seite; sie scheint also von Westen gekommen zu sein. Auf einem mexikanischen Bilde findet sich ein Priester, mit einem Elephantenkopfe und Rüssel maskirt[7]); Amerika hat aber gar keine Elephanten. Alles diess lässt mit hoher Wahrscheinlichkeit Asien als das Stammland der west-amerikanischen Völker annehmen[8]). Die Möglichkeit, dass Völker, ohne viel der Schifffahrt kundig zu sein, aus Asien herüber kommen konnten, kann nicht durch den früheren Zusammenhang beider Erdtheile erklärt werden, da der Durchbruch der Behringsstrasse ohne Zweifel vor die Einwanderung der Amerikaner fällt; aber die Winterkälte macht die Strasse für Menschen und Thiere überschreitbar, und auch jetzt gehen jährlich die Bewohner des nordöstlichen Asiens über die Strasse[9]), und in Ostsibirien sind Sagen von alten Auswanderungen über das Meer[10]). Die Inselgruppen zwischen Asien und Amerika im

Norden wie in den Tropenländern macht ein freiwilliges oder unfreiwilliges Herüberkommen von Menschen möglich; und die nachher zu erwähnenden bestimmten Spuren weisser Ankömmlinge auf den Südsee-Inseln in alter Zeit macht selbst die Verbindung zwischen Asien und Peru auf dem Seewege denkbar, zumal zwischen 35 und 40° südl. Breite von dem Meridian von Tahiti nach Chili ein Meeresstrom von WSW nach ONO vorhanden ist[11]). Die Einwohner der Oster-Insel, welche 2000 engl. Meilen von der Küste von Chili und 1500 Meilen von der nächsten bewohnten Insel entfernt ist, sind bestimmt aus Westen eingewandert; sie kannten bei der Ankunft der ersten Europäer die auf dem Schiffe befindlichen Thiere, hatten auf Arm und Brust deutlich tättowirte Schweine, obgleich ausser der Ratte kein einziges vierfüssiges Thier auf der Insel war, während die Schweine auf den westlicheren Inseln sehr häufig sind[12]). — Auf eine benachbarte Insel wurden in neuester Zeit Insulaner von Westen her 600 englische Meilen weit in offnem Boote verschlagen[13]); die Meeresströmung und die dort oft wehenden heftigen Westwinde, welche die aus Osten wehenden Passatwinde unterbrechen[14]), machen diess erklärlich. Man hat Wilde auf offener See in ihren Kanots aufgefangen, nachdem sie über 100 Meilen gefahren, und Monate lang sich nur mit dem Regen und mit den Fischen das Leben gefristet hatten[15]). Aus der alten Zeit und aus dem Mittelalter sind ganz sichere Nachrichten vorhanden, dass Eskimo und Grönländer in ihren Kähnen bis an die norwegische, dänische, englische und deutsche Küste verschlagen wurden[16]). Solcher Wirklichkeit gegenüber kann die Möglichkeit eines Herüberkommens asiatischer Menschen nach Amerika nicht mehr zweifelhaft sein. Der Mangel an Sprachgleichheit kann bei der Wandelbarkeit der Sprachen noch unentwickelter Völker nicht als Gegenbeweis aufgeführt werden, zumal sich wirklich viele Anklänge der nord-amerikanischen an ostasiatische Sprachen, besonders an die der Mantschu, finden[17]), und andererseits die Sprachen im nordöstlichen Asien unter einander selbst überaus verschieden sind[18]). Die Eskimo sind den Nord-Asiaten so ähnlich, dass an einer Stammverwandtschaft kaum zu zweifeln ist[19]).

Die kaum zu umgehende Annahme eines asiatischen Ursprungs der Mexikaner und Peruaner wird durch folgende Bemerkungen noch gewisser gemacht. Der toltekisch-aztekische Name für Gott, teotl, auch in den Zusammensetzungen teocalli, teopan etc., erinnert selbstredend an das indo-germanische teos, deos etc. — Die wunderbare Empfängniss und Geburt des Huitzilopotchli [§ 138] erinnert auffallend an asiatische und ägyptische Sagen. Budda ging als fünffarbiger Strahl in den Leib einer Königin ein und wurde von ihr geboren[20]). Der ägyptische Apis wurde durch einen vom Himmel kommenden Lichtstrahl erzeugt[21]). Bei den tungusischen Khitan sah die Frau eines Anführers im Traume eine Sonne in ihren Busen sich senken, und wurde die Mutter eines grossen Helden (am Ende des 9ten Jahrhunderts)[22]). Tschingiskhans Ahnherr wurde durch einen Lichtstrahl erzeugt [§ 125]. Ähnliche Erzählungen gehen durch ganz Mittelasien. Es wäre selt-

sam, wenn diese Sagen in keinem Zusammenhange ständen. — Die in einem grossen Theile von Asien, auch bei den Türken und Mongolen, als feierliche Zahl geltende Vierzig hat auch in Mexiko eine gleiche Bedeutung; 40 Jahre ist eine gewöhnliche unbestimmte Angabe einer langen Regierungszeit, 40 Tage dauern Trauer- und Freudenfeste; 40 ist die in den geschichtlichen Sagen am häufigsten wiederkehrende Zahl[23]. Die Schlange ist bei den Azteken wie in Asien ein bedeutsames Symbol im Kultus, der Kriegsgott hat sie zu seinem Zeichen; auch die an westasiatische und indische Gedanken erinnernde Bekämpfung und Besiegung der Schlange als Zerstörungsmacht durch eine höhere Gottheit findet sich auf mexikanischen Bildern[24]. Der mexikanische Jahrescyklus wird auf den Bildern mit einer Schlange umgeben dargestellt[25]; wir werden dabei sofort an orientalische Vorstellungen erinnert; der Punkt einer Finsterniss heist Drachenschwanz und Drachenkopf; bei den Chinesen frisst bei einer Sonnenfinsterniss ein Drache die Sonne auf; die ägyptische Sonne wird von einer Schlange umgeben dargestellt etc. — Das Räuchern beim Kultus, die Salbung der Könige durch den Oberpriester, die astrologischen Beobachtungen, der feierliche Gruss durch Berührung der Erde und Küssen der Hand, mit welcher die Erde berührt wurde, das Alles findet sich in Asien ebenso wie in Mexiko. Die vier oder fünf grossen Weltperioden finden sich im ganzen südlichen und westlichen Asien bis nach Griechenland. Bestimmter noch weist die Zeitrechnung der Mexikaner auf einen Zusammenhang mit Asien [§ 149]. Nicht nur ist die schon früher erwähnte Kalendereinrichtung mit der ostasiatischen wesentlich zusammenfallend, sondern selbst die Namen und Bezeichnungen der Jahre, Tage und der Perioden trifft mit jenen überein; die mexikanischen Zeichen für die Tage sind den durch ganz Ostasien verbreiteten Zeichen des Thierkreises entnommen; von den 12 mongolischen Zeichen finden sich 4 in den aztekischen Kalenderzeichen wieder (Hase, Schlange, Affe, Hund); drei andere sind sehr verwandt, (statt eines Leopards ein Panther, statt des Krokodils eine Eidechse, statt des Huhns ein Adler); die übrigen 5 Thierzeichen weichen ab, weil die asiatischen hier als Zeichen gebrauchten Thiere (Ochse, Pferd, Schaaf, Schwein, Maus) in Mexiko grösstentheils unbekannt sind. Ebenso ist der Hindu-Kalender dem Aztekischen verwandt[26]. Uralte asiatische Überlieferungen und Sagen finden sich in auffallender Ähnlichkeit in Mexiko wieder; die Erzählung von der Mutter des Menschengeschlechts mit den Zwillingen und der Schlange und von dem Sündenfall [§ 141], ebenso die mexikanische Form der noachischen Fluth und des babylonischen Thurmbaus [§ 149] erscheinen in Mexiko selbst als uralt, und nicht etwa durch spätere Einflüsse entstanden.

Alle diese Erscheinungen lassen uns an der asiatischen Abstammung der halbgebildeten Völker von West-Amerika nicht mehr zweifeln. Die bestimmten bei den verschiedenen Indianerstämmen sich wiederholenden Sagen von einer Einwanderung aus Westen über ein Meer oder eine Strasse, die nachher zugefroren, Sagen, welche mit den erwähnten sibirischen von einer Auswanderung nach

Osten übereinstimmen [§ 90], verstärken das Gewicht der mexikanischen Überlieferung noch mehr. Die Einwanderung der Amerikaner geschah aber bestimmt in sehr verschiedenen und weit auseinanderliegenden Perioden. Die Azteken selbst scheinen die Völkerwanderungen geschlossen zu haben.

[1]) § 185. 186. [2]) § 140. [3]) § 141. [4]) Warden, Antiquités Mexic. II, p. 185. Prescott, Mexiko, II, S. 449. Minutoli, Anhang zur Beschr. v. Palenque, S. 30. [5]) Vues d. Cord. p. 71. [6]) Mithridates, III, 3, 89. [7]) Humboldt, V. d. C. tab. XV, 4. und p. 92. [8]) Ebend. p. 4. etc. 57., dessen krit. Unters. I, S. 385, Vater, amerik. Bevölk. S. 125 etc. Minutoli, Anh. S. 21. [9]) Humb. Essai pol. II, p. 502. V. d. C. p. 86. Beechey, Reise, I, p. 474. [10]) Cochrane, Fussreise, 213. [11]) Humboldt, Krit. Unters. I, S. 386. [12]) Beechey, Reise I, 79. vgl. 141. 186. [13]) Ebend. 262. 271. [14]) Ebend. 296. [15]) Lyell, princ. of Geology. II, p. 121. [16]) Humb. krit. Unters. I, S. 470—480. [17]) Adelung u. Vater, Mithridates, III, 2, p. 330 etc. Minutoli, Anh. S. 13; Presc. Mexiko II, S. 448. Cochrane, Fussreise, 210. 213. [18]) Mithrid. II, S. 533. 560. [19]) Beechey, Reise II, 389. Cochrane, 213, Mithridates, a. a. O. 339. 348. [20]) J. Schmidt, Forschungen. S. 171. [21]) Herod. III, c. 28. [22]) Klaproth tabl. hist. p. 89. [23]) Clavig. II, c. 6–9. [24]) § 138. 139. [25]) Clavig. Th. I, fig. 4. [26]) Humb. V. d. C. p. 127. 138. 147. 152. 178. Ranking, historial researches p. 370. 371. Presc. II, S. 445.

§ 186.

Wenngleich der asiatische Ursprung der westamerikanischen halbgeschichtlichen Völker gesichert erscheint, so scheitern doch die meisten Versuche, dieselben an ein bestimmtes Volk der alten Welt anzuknüpfen, trotz mancher äusserst auffallenden Übereinstimmungen, an manchen ebenso auffallenden Abweichungen. Der völlige Mangel der Buchstabenschrift, des Eisens und der Milchbenützung machen die direkte Abstammung von einem der gebildeten und geschichtlichen Völker der alten Welt nicht wohl möglich; und nur an den zwischen Sibirien und Mittelasien sich hinziehenden Bergzügen treten uns bedeutsame Spuren einer früheren Bevölkerung entgegen, an welche die amerikanische sich zunächst anzuknüpfen scheint, und wo mit dem gefärbten gelben Menschenstamme weisse Elemente stark untermischt erscheinen.

Wenn wir für manche überraschende Ähnlichkeit des mexikanischen und peruanischen Lebens mit den gebildeten Völkern Ostasiens, besonders Chinas, allerdings ein Herüberkommen einiger Menschen dieser Völker annehmen dürften, so müssen wir doch für die Einwanderung ganzer Stämme, wie der Tolteken und Azteken, einen anderen Ursprung suchen, da es ganz unglaublich ist, dass in einem ganzen Stamme kein Einziger das Eisen auch nur nothdürftig zu gewinnen verstanden und die Schrift gekannt hätte; die Kenntniss des Eisens und der Schrift aber, einmal gekannt, konnte nicht wieder untergehen; und in ganz Amerika ist keine Spur von wirklicher Schrift. Dass die fast in ganz Asien verbreitete Woche von sieben Tagen bei unseren Völkern unbekannt ist, kann bei der sonst bestimmt aus Asien gekommenen Zeitrechnung der Mexikaner zwar befremden, aber eben nur beweisen, dass bei dem einwandernden Stamme die Zeitrechnung

noch nicht ein Gemeingut des Volkes, sondern nur Eigenthum Weniger und darum auch willkürlicher Änderung zugänglich war.

Erinnern von den Völkern der alten Welt beim ersten Anblick die Ägypter am meisten an die Azteken, — Pyramiden, Bilderschrift, Baustyl, die fünf Ergänzungstage in der Jahresrechnung, Tracht, Pflanzenpapier, Sculpturen etc. bieten sofort sich dar, — so macht schon der Zwischenraum von etwa 2000 Jahren zwischen der ägyptischen und mexikanischen Geschichte jeden Versuch einer Überbrückung zu einem zwecklosen leeren Spiel der Phantasie. — Wir können hier auf das Nähere nicht eingehen.

Eine andere Ähnlichkeit mit den West-Amerikanern bieten die Hindu. Die Weltalter der Azteken und der Hindu erinnern sehr an einander [1]). Der Kalender der letztern stimmt in vielen charakteristischen Punkten mit dem aztekischen überein, selbst bis auf viele Namen der Monate [2]). Die Religion bietet wenig Ähnlichkeit, und die wenige, wie in den Selbspeinigungen, ist auch ohne wirkliche Verbindung beider Völker erklärlich. Der oben erwähnte Priester mit dem Elephantenkopfe erinnert an den elephantenköpfigen indischen Gott Ganesas. Die Bilder tragen in ihrem Ausdruck viel indischen Charakter. In sehr wesentlichen Dingen aber ist zwischen Mexiko und Indien ein grosser Gegensatz. Das bedeutendste Symbol der Inder, der Lingam oder Phallus, ist bei den Mexikanern ganz unbekannt; nackte Figuren, bei den Indern sehr häufig, sind bei jenen sehr selten; die so gewöhnlichen indischen Kunstentartungen der vielköpfigen und vielgliedrigen Bilder sind in Amerika unbekannt. An den indischen Buddhaismus erinnert vielfach der sanfte, friedliche Quetzalkoatl, der in lange Gewänder gekleidet, allem Blutvergiessen feind, nur Opfer von Blumen und Früchten duldete, und wie Buddha seine Fussstapfen an verschiedenen Orten zurückliess; die klosterartigen religiösen Orden des Quetzalkoatl mit den Bussübungen, dem Baden in heiligen Teichen und dem Gesange finden im Buddhakult ihre Parallele. Die Geburt des Huitzilopotchli gleicht der des Buddha nach den mongolischen Sagen. Ob der Votan, der nach einer Sage in Guatimala die dortigen Urbewohner nach der grossen Fluth aus Norden herführte [3]), mit Buddha zusammenhängt, ist sehr zweifelhaft, wenn auch selbst die Benennung eines Wochentages nach diesem Votan an den indischen Budvar, — aber auch an den deutschen Wodans-Tag (Wednesday) erinnert. Man würde wenigstens mit gleichem Rechte nach dem europäischen Norden hingewiesen. Eben so gewagt wäre es wohl, die Enthaltung von allen Fleischspeisen bei einem amerikanischen Volksstamm [4]) auf den Buddhaismus hinweisen zu lassen.

Mehr Anknüpfungspunkte mit Mexiko und Peru bieten die Chinesen. Die räthselhafte mexikanische Bilderschrift auf der Dresdener königlichen Bibliothek erinnert mit ihren rundlich-quadratischen Figuren und ihren rothen und schwarzen Linien und Punkten sehr an chinesische Schriften und Zeichen [5]). Die Bilderschrift von Palenque geht wie die chinesische Schrift in senkrechter Reihe [6]). Sehr wichtig aber ist der Umstand, dass die in Peru, und früher auch in Mexiko gebräuchlichen Knotenschnüre,

Quippu, auch in sehr alter Zeit bei den Chinesen sich vorfand, und den Linienzeichen (Kuas) zu Grunde lag[7]. Auch in der Tartarei waren dieselben gebräuchlich. Am meisten Ähnlichkeit bietet das sociale Leben. Grosser Fleiss nnd sorgfältige Benützung aller Kräfte tritt uns ebenso in China wie in Mexiko, Tezkuko, und noch mehr in Peru entgegen. Die Strassen, Brücken, Kanäle, Bewässerungen und ähnliche Einrichtungen waren in China und West-Amerika einander entsprechend. Das strenge Hof-Ceremoniell in beiden amerikanischen Staaten, die hohe Ehrfurcht vor den sonst milden Herrschern, der väterliche Geist der Regierung, besonders in Peru, die Beobachtung der Staatsbeamten durch besondere Aufseher, die regelmässige Anlage und strenge polizeiliche Ordnung der Hauptstädte und das rege industrielle Leben, besonders in Mexiko, die ausgedehnten mit Menagerien und Gärten geschmückten Königspalläste, die Invaliden-Hospitäler, die Magazine, das jährliche Pflügen des Inkas mit goldnem Pfluge, — alles das zusammen gewährt eine so auffallende Ähnlichkeit mit China, dass wir allerdings eine geschichtliche Verbindung mit China annehmen müssen. Es ist dabei sehr beachtenswerth, dass die Tolteken im 7ten Jahrhundert nach Amerika kamen, ihr Vaterland Huehuetpalan aber schon in der Mitte des 6ten Jahrhunderts verlassen haben sollen; im 5ten und 6ten Jahrhundert aber war in China eine sehr unruhige Regierungszeit; nicht weniger als sechs verschiedene Dynastien folgten, meist durch gewaltsamen Umsturz der früheren, auf einander, und unter diesen eine Dynastie Tzin, eine Dynastie Tsi und eine Dynastie Tschin[8]; wobei wir sofort an die bei mexikanischen Königen und Edlen so häufige Namenendung tzin erinnert werden (Nopaltzin, Tloltzin, Acolhuatzin, Huetzin, Quinaltzin, Akamapitzin, Papantzin, Atlapazin, Kakamatzin, Koanakotzin etc.). Nehmen wir dazu, dass unter den alten Einwanderern drei Prinzen aus dem Hause Citin erwähnt werden, so wird bei dem unruhigen Regierungswechsel in China und dem durch die nomadischen Nachbarvölkern grade damals sehr bewegten Leben der Chinesen eine Einwanderung von dort sehr glaublich, wenn wir auch wegen sonstiger grosser Abweichungen, z. B. der Unkenntniss der Schrift und des Eisens, diese Einwanderung nur als eine unbedeutende annehmen und nicht den ganzen Völkerstrom darauf zurückführen können.

Die Mongolen werden ebenso durch bedeutsame Anklänge bei den West-Amerikanern in Erinnerung gebracht. Die, freilich nicht von den Mongolen erfundene, aber bei ihnen verbreitete Zeitrechnung ist handgreiflich mit der mexikanischen wesentlich eins. Das Trinken von frischem Blute und das Abschneiden und Einsammeln der den Feinden abgeschnittenen Ohren findet sich auch in Mexiko. Die Körperbildung der Amerikaner hat mit der der Mongolen, unter denen auch grosse Nasen vorkommen, viele Ähnlichkeit. Einer wirklichen Abstammung des mexikanischen Volkes von den Mongolen widerstreiten aber andere gewichtige Punkte. Die Mexikaner sind in ihrer ganzen Lebensweise sehr sauber und reinlich, während die Mongolen sich und ihre Kleider nicht waschen. Die Mexikaner kennen nicht das Pferd, nicht das Milch-

vieh, und überhaupt nicht den Gebrauch der Milch, während die Mongolen als nomadische Hirten fast ganz auf alles diess angewiesen sind; und es ist kaum denkbar, dass ein ganzes Wandervolk in seiner neuen Heimath seine frühere Lebensart in einem solchen Grade vergessen könnte.

Sind wir also zwar berechtigt, eine Berührung der buddhistischen Inder, der Chinesen und Mongolen mit den West-Amerikanern und einen Einfluss auf dieselben anzunehmen, so können wir doch bei den so wesentlichen Unterschieden nicht füglich eine wirkliche Abstammung der letztern von jenen asiatischen Völkern annehmen; es mögen einzelne Schaaren jener Ostasiaten herübergekommen sein, aber die ganzen einwandernden Völker können nicht wohl als Abzweigungen jener Völker betrachtet werden. Ein anderes asiatisches Volk bietet sich uns dagegen mit viel mehr Wahrscheinlichkeit als das Stammvolk der West-Amerikaner dar; das sind die alten T s c h u d e n an dem nördlichen Rande von Hoch-Asien.

Die Denkmäler dieser räthselhaft verschwundenen Nation erstrecken sich vom Amur bis zum Ural, gegen 600 deutsche Meilen weit. Die sogenannten Tschuden-Gräber sind so zahlreich, dass man auf eine bedeutende Volkszahl schliessen muss. Sie bestehen aus Erdhügeln, die wie die mexikanischen Pyramiden oft mit ungebrannten Ziegeln oder mit Steinen bedeckt sind. Jedoch lassen sich deutlich zwei sehr verschiedene Gruppen unterscheiden, von denen die eine reicher ausgebildete innen oft reich mit Gold und Silber verzierte Grabstätten zeigt, in denen sich Pferdegerippe, e i s e r n e Schwerter und Werkzeuge, und Gerippe von stark bezeichneter mongolischer Bildung vorfinden. Die andere Gruppe, mehr im Osten, zeigt einfachere Erdhügel, k u p f e r n e und eherne Messer, Dolche und andere Werkzeuge, Lanzen- und Pfeilspitzen von hartem Stein, irdene Gefässe, f a s t n i e e i n e S p u r v o n E i s e n, und diese zweite Gruppe, deren Gerippe weniger den mongolischen Charakter tragen, erscheint allen Spuren nach als die ältere. Ähnlich sind die durch einen grossen Theil von Nord-Amerika, besonders im Ohio- und Missisippi-Gebiet verbreiteten zahlreichen Grabhügel, bisweilen zu Tausenden bei einander, im Innern meist menschliche Gebeine von andrer Gestalt als die der Indianer und k u p f e r n e und steinerne, nie eiserne Werkzeuge bergend [9]). In jenen Tschudengräbern finden sich oft Goldbleche auf der Brust der menschlichen Gerippe; so wurden auch mexikanische Leichen verziert. In jenen finden sich Spuren von Verbrennung der Leichen, die in Mexiko gewöhnlich wurde. Ein wichtiger Fingerzeig sind ferner die vom Ural bis Nertschinsk und von 45—58° N. Breite sich erstreckenden zahlreichen Tschuden-Schürfe und Bergwerke und Schmelzöfen, Werke eines verschwundenen Volkes, zum Theil sehr alt, da sich z. B. hölzerne Leitersprossen verkiest vorfanden. Die Werke sind roh, gehen nicht tief, zeigen nicht Stollen, nur Schachte; in den östlichen Theilen finden sich zwar Eisenerze, aber das Eisen wurde nicht verarbeitet; Bergwerkzeuge sind aus Kupfer und Stein, n i c h t a u s E i s e n; Gold und Kupfer wurde viel gewonnen, Eisenschlacken

finden sich nur **sehr selten** vor[10]). Die jetzigen mongolischen Bewohner jener Landstriche schreiben alle diese Werke einem untergegangenen Volke zu, welches sie Tschud oder Tschudi nennen, was vielleicht mit Scythen zusammenhängt. Nach kalmückischen Sagen am Altai ging jenes alte Volk grösstentheils durch Feuer unter, die Übrigen flohen zu den Türken und Chinesen. Nach andern Sagen in jener Gegend waren in alter Zeit zwei Fürstenbrüder, von denen der eine, durch Gold- und Silberbau reich geworden, von seinem Bruder verjagt wurde, zu den Chinesen ging und ein Land im Osten empfing[11]). Möglicherweise fällt dieses Ereigniss mit der Einwanderung der Tolteken zusammen. Die alten Tschuden waren aber wahrscheinlich mit dem uralisch-finnischen oder mit dem tungusischen Stamme verwandt, standen also wohl auf der Grenzscheide des gelben und weissen Menschenstammes. Die Azteken haben auch in der That eine zwischen der mongolischen und weissen Rasse schwebende Bildung; die Farbe ist mehr oliv, die Gestalt schlanker, als bei den Mongolen. — Wir dürfen als das Wahrscheinlichste annehmen, dass der zur Zeit der Tolteken- und Azteken-Wanderung nach Osten drängende asiatische Völkerstrom von den uralisch-tungusischen Tschuden ausging, aber in seinem Fortgange viele mongolische Elemente mit sich fortschwemmte und in Amerika mit den dort schon ansässigen Völkerschaften sich mischte, so dass das eigentliche Volk der West-Amerikaner immer noch vorherrschend dem gefärbten, also passiven, Menschenstamme angehört.

[1]) § 149. [2]) Humb. V. d. C., p. 173. 128. [3]) Humb. a. a. O., p. 72. 147. Dess. kritische Unters. I, S. 544. [4]) Humb. V. d. C., p. 86. [5]) Ebend. tab. 45. [6]) Prescott, Mex. II, S. 459. [7]) Martini, Sinicae hist. decas I, 1658. Q., p. 9. 12; 1659, Oct. p. 19. 22. Klaproth, asiat. Magaz. 1802, I, p. 91. [8]) Gützlaff, Gesch. des chines. Reichs, p. 167—215. [9]) Siewers, Sibir. Briefe, S. 118. 130. 196. Pallas, Reise durch verschiedene Provinzen des russ. R. II, 608. 620. 673; III, 357. 384. Ritter, Erdkunde II, 758. 760. 764. 783. 821. III, 325—333. Müller, Ugrische Volksstamm I, S. 224. 263. [10]) Pallas, a. a. O. II, S. 608. Ritter, Erdk. III, S. 384. [11]) Siewers, S. 169. Pallas, II, 673. Ritter III, 338.

§ 187.

Haben wir so für die Hauptfluth der östlichen Völkerwanderung wenigstens einige Anhaltspunkte gewonnen, und in den alten Tschuden die muthmasslichen Stammväter der Mexikaner gefunden, so müssen wir noch bestimmter den Hinzutritt von höheren Bildungs-Elementen **weisser** und **activer** Völker behaupten, und selbst bedeutsame Spuren von einem Eindringen **christlicher** Gedanken drängen sich auf; und in dieser Durchdringung activer und passiver Völker liegt grade der weltgeschichtliche Charakter der West-Amerikaner.

Dass Quetzalkoatl und die Inkas sehr wahrscheinlich dem weissen Geschlechte angehören, haben wir schon früher erörtert. Die Mexikaner haben wenig Bart, die Priester derselben dagegen trugen oft einen Bart bis über den Gürtel herab; der lange Bart aber ist Charakter der activen Menschheit. — Zu der merkwürdigen Inka-Einwanderung kommt noch die seltsame, von Garcilasso mitgetheilte

Sage[1]), dass ein Inkaprinz in einer abgelegenen felsigen Gegend einen fremden Mann mit langem Barte antrifft, der an der Hand ein ganz unbekanntes Thier an einer Schnur führt, — [ein Pferd?] — sich für den Sohn der Sonne und für einen Verwandten der Inka erklärt und sich Viracocha nennt. Ohne uns in Vermuthungen über diese Begebenheit, die lange vor der Spanierzeit sich ereignet haben haben soll, einzulassen, finden wir darin doch wieder den allen Amerikanern als fremdländisch auffallenden langen Bart der weissen Völker. — Christliche Erinnerungen haben wir schon öfter erwähnt. Jene Bilder der Eva und der Schlange und der zwei Kinder der Eva, jene Sagen von der Noah'schen Fluth und dem babylonischen Thurmbau, jene an die Taufe, selbst an den Exorcismus sehr erinnernden Gebräuche bei der Namengebung der mexikanischen Kinder, jene christlichen Anklänge in den sittlichen Vorschriften, selbst bis auf den Wortlaut biblischer Stellen[2]), — scheinen nur durch eine wirkliche Berührung mit Christen erklärt werden zu können[3]). Der Mangel der Schreibkunst beweist eben nur, dass diese Verbindung keine sehr weitgreifende gewesen. Wie viele Christen konnten selbst zur Zeit der spanischen Eroberung lesen und schreiben?

Die offenkundigen Spuren weisser und christlicher Elemente in West-Amerika haben zu vielen wunderlichen Meinungen Veranlassung gegeben. Einige liessen ohne Weiteres die Römer nach Amerika übersetzen und Palenque erbauen; ein Bild mit einer Krone ist Juppiter, die peruanischen Sonnenjungfrauen sind die Vestalinnen etc., ein Inka Paulo ist der römische Paullus. Nach Andern wurden Schiffe von Alexanders des Grossen indischem Zuge nach Amerika verschlagen, und an der Plata-Mündung will man griechische Waffen gefunden haben. Die bekannte Atlantis ist da natürlich Amerika, ja ein amerikanisches Wort, da Atl im Mexikanischen Wasser bedeutet und in vielen Zusammensetzungen vorkommt (Atlapazin, Atlancantepec), und die Gärten der Hesperiden sind in West-Indien zu suchen. Andere lassen Ägypter, Phönizier, Karthager oder auch die zehn Stämme Israels nach Amerika kommen. Wir ersparen uns das Weitere. Ohne alle geschichtliche Taschenspielerstückchen bieten sich uns zwei Wege, auf denen vor der spanischen Eroberung weisse Menschen und Christen theils nach Amerika thatsächlich gekommen sind, theils kommen konnten. Der nächstliegende ist der, auf dem die Tolteken und Mexikaner gekommen sind, der westliche Weg. Germanische und türkische Stämme waren vor der Tolteken-Einwanderung bis an den Amur vorgeschoben[4]) und mussten nothwendig mit den tschudischen Völkern in vielfache Berührung treten. Das nestorianische Christenthum war im sechsten und siebenten Jahrhundert bis an den östlichen Altai und bis tief in China vorgedrungen[5]); weisse und christliche Elemente können also sehr leicht auf dem Westwege nach Amerika gekommen sein. Dass auch die Gruppenreihen der Südsee-Inseln die Brücke aus der alten Welt nach Süd-Amerika geschlagen haben können, ist schon früher erwähnt; und es erhält diese Annahme durch die Ausbreitung eines hellen Menschenstammes über diese Inselkette ein noch grösseres Ge-

wicht. Das Eintrocknen der Leichen zu Mumien ist wie in Peru grade auch auf vielen Südsee-Inseln (Tahiti, Gambier-Inseln etc.) Sitte[6]). — Ein zweiter Weg hat thatsächlich bereits im zehnten Jahrhundert christliche Europäer von Osten her nach Amerika geführt. Im Jahre 986 wurde die amerikanische Ostküste von dem nach Grönland fahrenden Normannen Biarne zum ersten Male gesehen, und zwar an drei verschiedenen Punkten. Aber erst im Jahre 1000 landete Leif mit 35 Mann, worunter ein Deutscher, an der amerikanischen Küste, die er Helluland nannte; es war Labrador. Der Deutsche entdeckte bei einer Entdeckungsreise zu Lande südlich von da ein Land, wo vieler Wein wild wuchs, und nannte es Vinland, — die Gegend von Pensylvanien. Im Jahre 1002 entdeckte Leifs Bruder Thorwald, von Grönland ausfahrend, andere Küsten, wurde aber an der Massachusets-Bai von den Eskimo tödtlich verwundet; 1007 kam Thorfinn mit 160 Mann nach Vinland, trieb Tauschhandel mit den Indianern und blieb einige Jahre dort[7]). Einige Weisse scheinen schon sehr früh in Amerika geblieben zu sein; mehrere Theilnehmer an jenen Entdeckungszügen verschwanden, ohne dass man von ihrem Schicksal etwas erfuhr[8]). Ein im vorigen Jahrhundert aus Florida nach Ohio ausgewanderter Indianerstamm hat die Sage, dass in Florida einst weisse Menschen wohnten, die eiserne Werkzeuge hatten; und andere Spuren sprachen gleichfalls dafür[9]). Der wegen eines verbrecherischen Liebeshandels aus Island verbannte Normanne Biörn Asbrandson reiste im Jahre 999 mit Nord-Ostwind, welcher lange anhielt, von dort ab und verschwand; um 1030 wurde der Irländer Gudleif auf der Reise nach Island durch anhaltenden Nord-Ostwind an ein grosses unbekanntes Land verschlagen, von den Einwohnern gefangen, aber von einem Greise, der sich durch seine Sprache uud durch seine Fragen und Antworten als Isländer zu erkennen gab, und fast gewiss jener Biörn war, befreit, da derselbe ein grosses Ansehn unter den Eingebornen sich errungen hatte. Gudleif kam glücklich zurück[10]). Auf Island sind sind sehr alte Sagen von Solchen, die nach jenem Vinland oder dem benachbarten Hvitramannaland (Weissmännerland) gekommen und dort unter den Eingebornen als Herrscher auftraten[11]). 1121 ging ein Bischof von Grönland nach Vinland in kirchlichen Angelegenheiten[12]); es muss also schon bedeutender Verkehr dahin gewesen sein. Aus dem 12ten und 13ten Jahrhundert werden noch viele Reisen von Island oder Grönland aus nach jenen Ländern erwähnt, und diese Verbindung dauert bestimmt bis ins 14te Jahrhundert[13]). Eben so stand nach sehr bestimmten Nachrichten Irland mit Hvitramannaland in Verkehr[14]). Später wurde die Verbindung abgebrochen. Columbus scheint von diesen Entdeckungen nichts gewusst zu haben[15]). Alles diess beweist, dass allerdings auf dem Ostwege Europäer christliche, auch wohl nordisch-heidnische Elemente nach West-Amerika bringen konnten; von letzteren ist vielleicht jener Votan und der Donnergott Tonatiuh eine Erinnerung; das Christenthum der ersten an der Ostküste landenden Normannen war von der Art, dass sie in der Noth ohne Weiteres den Thor anriefen[16]). Da Mexiko wie Peru erst im 13ten Jahr-

hundert sich gestaltete, so würde ein normännischer Einfluss von Osten her wohl denkbar sein.

[1]) Garc. IV, c. 22, V, c. 22. [2]) § 141. 143. 144. 149. [3]) So urtheilt auch Humboldt, V. d. Cord. p. 65. [4]) § 117. [5]) § 119. [6]) Beechey, Reise a. d. stillen Ocean, I, 197. [7]) Antiquitates Americanae, Hafniae 845. p. 4—9. 17. 172. 196. [8]) Ebend. p. 200. [9]) Ebend. p. 17. 448. Archaeologia Americana, I, p. 273. 276. [10]) Antiqu. Am., p. 18. [11]) Ebend., p. 210. 214. [12]) Ebend., p. 20. [13]) Ebend., p. 20. 22. 278. [14]) Ebend. 319. 447. [15]) Humboldt, krit. Unters. I, p. 347. [16]) Antiqu. Am., p. 142.

Anhang.

Die Südsee-Insulaner.

§ 188.

Die meisten Südsee-Insulaner gehören wie die West-Amerikaner jener Dämmerungsregion zwischen geschichtlichem und ungeschichtlichem Zustande an, jener Mischung von activen und passiven Elementen. Aber es hat sich hier viel weniger als bei den zuletzt betrachteten Völkern wirkliche Bildung und Geschichte entwickelt, sondern die durch die zersprengte Inselwelt zerstreuten, erst später aus Westen gekommenen activen Stämme haben die dunklen und passiven Stämme eben nur unterdrückt, nicht gebildet, und die wilden Zustände nicht aufgehoben, nur etwas anders gefärbt. Daher machen die Südsee-Insulaner nicht eine besondere Stufe in der Kulturgeschichte aus, und wir haben die meisten Seiten ihres geistigen Lebens bereits auf der Stufe der rohen Naturvölker erwähnt, — hier haben wir nur die zur Erläuterung der west-amerikanischen Geschichte dienende Mischung der Südsee-Insulaner mit weissen und activen Menschen in bedeutsamen Spuren nachzuweisen.

Die beiden durch den grössten Theil der Südsee-Inseln hindurchgehenden Völkerstämme sind von einander ganz verschieden. Der eine ist viel heller von Farbe, die bei Kindern und Frauen oft ganz weiss ist, gross, schlank, kräftig, von edler Kopfbildung, schöner Stirn, starker, grader oder gebogener Nase, schlichtem Haar, schönem Bart, braun, blond oder schwarz, ansehnlichen, lebhaften, dunklen Augen, in ihrer ganzen Körperbildung an die Weissen, besonders die Araber, erinnernd und bisweilen von den Weissen gar nicht zu unterscheiden, lebendig und geistig sehr beweglich, talentvoll und geschickt, — die Eries; der andere Stamm ist dunkel, negerartig, klein, mit platter Nase, aufgeworfenen Lippen, oft krausem Haar, schwachem Bart, vorstehenden Backenknochen, vorn und hinten abgeplattetem Kopfe, — die Papuas [1]). Jene erscheinen nie als wirkliche Wilde, gehen fast immer bekleidet, während die Papuas sehr oft ganz nackt sind. Das gesell-

schäftliche Verhältniss beider Völker als Stände haben wir früher schon betrachtet[2]). Hier haben wir nur den Ursprung dieses Doppelstandes zu untersuchen.

Auf den Tonga- (Freundschafts-) Inseln wird die Insel der Seligkeit, Bolótuh, nach Nord-Westen verlegt, also in der Richtung auf Asien zu; dort sind nie welkende Wälder von Fruchtbäumen, mit unsterblichen Schweinen gefüllt, und voll süsser Wohlgerüche und singender Vögel. Die Tonga-Inseln wurden von Bolótuh aus mit Pflanzen und Thieren besetzt. Ein Gott sandte zwei seiner Söhne und deren Weiber auf die Inseln; der eine war dumm und träge, der andere klug und fleissig, wurde aber von dem ersteren aus Neid erschlagen. Der Vater sandte die Kinder des Erschlagenen nach Osten und sagte: „Eure Haut sei weiss wie eure Seelen; ihr sollt weise sein, sollt Äxte machen, und grosse Kähne bauen, und ich will den Winden gebieten, von eurem Lande nach Tonga zu wehen; aber die Tonga-Völker sollen nicht im Stande sein, mit ihren schlechten Kähnen zu euch zu kommen.“ Zu den Andern aber sprach er: „Ihr sollt schwarz sein, weil eure Seelen schwarz sind, und sollt arm bleiben, ihr sollt nützliche Dinge nicht machen können, auch nicht in das grosse Land eurer Brüder gehen, diese aber sollen nach Tonga kommen und mit euch handeln, wie es euch beliebt[3]).“ Wir werden sofort an die „Söhne Gottes und die Töchter der Menschen“ bei Moses, und an den blauen und den braunen Knaben der Urmutter bei den Mexikanern erinnert; bestimmt ist hier das weisse und gefärbte Menschengeschlecht einander gegenüber gestellt, und die Mischungsbevölkerung der Südsee-Insel bezeichnet. Dass der Gott die Weissen nach Osten schickt, ist auffallend, und deutet möglicherweise auf das Übersetzen weisser Menschen nach Süd-Amerika hin; es würde diess mit dem Auftreten der Inka übereinstimmen. — Eine andere merkwürdige Sage findet sich auf den Sandwich-Inseln. Ursprünglich lebten nur Geister auf den Inseln; nachher landeten Menschen auf Owaihi mit Schweinen, Hühnern, Hunden, Kokosnüssen und Brotfrüchten; sie waren von einem Sturm dahin verschlagen worden, und während ihrer Reise hatte der Mond sich fünf Mal gewandelt. Von da aus wurden allmählich die übrigen Inseln bevölkert. Viel später kam ein Boot mit fünf weissen Männern in die Karakakua-Bai, die gut aufgenommen wurden, und sich mit dem Volke vermischten, und die Häuptlinge des Volkes wurden; ihre Nachkommen sind die Eries; sie führten die mit Federn besetzten Helme und kurzen Mäntel ein. Von da bis Cooks Ankunft werden nur sieben Könige gezählt; jene Begebenheit würde also etwa in das 16te Jahrhundert fallen. Lange vor Cook sollen ferner zwei Fahrzeuge an der Nordseite von Owaihi gestrandet sein, und man fand dort wirklich einen eisernen Anker vor. Ein Gott, Rono, hatte in alter Zeit die Insel Owaihi verlassen, und versprochen, später auf einer mit allem Überfluss versehenen schwimmenden Insel wiederzukommen, und Cook wurde bei seiner Ankunft in der That für diesen Rono gehalten und fast göttlich geehrt[4]). Die Ähnlichkeit mit Quetzalkoatl's Geschichte fällt auf. Jedenfalls geht daraus hervor, dass wir es bei den Süd-

see-Insulanern in der That ebenfalls mit einem Mischvolke von activen und passiven Stämmen zu thun haben; die dunklen passiven Menschen sind meist die unterdrückten. Aber eine so bedeutende Entwickelung des Geistes wie bei den West-Amerikanern wurde durch den geringen Umfang des geschichtlichen Schauplatzes verhindert. Die schnelle Aneignung europäischer Bildung von Seiten der Sandwich-Insulaner, die in dem jetzigen Jahrhundert eine kleine Flotte, Festungen mit Kanonen, regelmässige Heere mit Flinten, ein geordnetes Abgabensystem und sogar eine konstitutionelle Verfassung haben, wird eben dadurch erklärlich, dass wir es hier in der That nicht mit einem wilden, passiven Volke zu thun haben, sondern mit einem von weissen und activen Elementen schon seit Jahrhunderten durchdrungenen.

[1]) Forster, Reise I, S. 825; Freycinet, voy. autour du monde, Zool. p. 5. Beechey, Reise in den stillen Ocean I, 180. 224. 248. 261. 278. [2]) § 109. [3]) Mariner Tonga-Inseln, p. 417. 419. [4]) Kotzebue, N. R. II, 88.



Druckfehler.

S. 9 Zeile 15 v. oben statt ; lies ,
S. 30 - 18 v. o. hinter Erfahrung lies: hinweisen.
— - 15 v. u. lies: beweist.
S. 32 - 16 v. u. statt seinen lies: ihren.
S. 40 - 8 v. u. statt Secten lies: Seiten.
S. 106 - 18 v. o. hinter früher fehlt "
S. 118 - 1 v. o. statt sollten lies: sollte.
S. 211 - 11 v. u. lies: Tschingiskhan.
S. 220 - 20 v. o. lies: Weisheit.
S. 222 - 21 v. o. hinter sondern lies: musste.
S. 214 - 15 v. u. lies: endlose.
S. 258 - 21 v. u. lies: Sämereien.

Freund's Druckerei in Breslau.

